
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891





von Rochow.

Kg. Preuss. wirkl. Geh. Staats-Minister des Innern u. der Polizei.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Flörke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.



Hundert und sieben und siebzigster Theil,
welcher die Art. Student (Acker-) bis Sud enthält.
Mit zwei Kupfertafeln und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1841.
In der Paulischen Buchhandlung.
(L. W. Krause.)
(Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)



S. S.

Student (Acker-), s. Student der Landwirthschaft oder der Oekonomie.

— der Apothekerkunst, s. Student der Pharmacie.

— der Arzneykunst, s. Student der Medizin.

— der Baukunst, derjenige, welcher sich dem Studium der Baukunst in allen seinen Theilen widmet, das heißt, der bürgerlichen, der Land- und Wasserbaukunst, wozu auch noch die Kriegsbaukunst und der Straßenbau gehören. Ein sehr weitläufiges Studium, wozu nicht nur der größte Theil der mathematischen Wissenschaften (Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie, Algebra, Statik, Hydrostatik, Aereometrie, Hydrodinamik, Hydraulik, Akustik, Perspektive, Mechanik) gehört, sondern auch die Zeichenkunst, die Malerey, Bildhauerkunst, Bildschnitzkunst; die Physik, Bauchemie, Geschichte, sowohl die allgemeine Weltgeschichte, als auch die Geschichte der Kunst, und namentlich der Baukunst, die Bauhandwerkskunde, um sowohl einen Bauanschlag

zu machen, als auch die Baurechnungen der Handwerker zu revidiren und reguliren; dann die praktische Baukunst, sowohl im Privat- als Prachtbaue, die Landbaukunst und Wasserbaukunst, die Fortifikation und der Straßenbau. Der Studiosus der Baukunst, der auch oft den Namen Student der Mathesis oder Mathematik erhält, soll nicht gerade Maler, Bildhauer, Bildschnitzer ꝛc. selbst seyn, welches sie früher oft waren, sondern nur diese Künste genau kennen, mit allen ihren Theilen vertraut seyn, da sie zur Verzierung der öffentlichen oder Prachtgebäude gehören; er soll in Anordnung derselben Geschmack besitzen, und dieses kann nur geschehen, wenn er Kenntniß von denselben hat. Wer eine oder die andere von den genannten Künsten selbst übt, z. B. das Formen, den Stuk ꝛc., so ist es um so besser, aber nothwendig ist es nicht, sie ausüben zu können, wohl aber ist die Zeichenkunst erforderlich, und besonders in Baurissen, Aufzeichnungen von Gebäuden, mit Tusche, Sepia oder Bistre ausgeführt; auch kann man hierbei die flüssigen Farben, Farbentinten, anwenden, die der Aquarellist gebraucht. Diese Kunst leitet schon auf die Malerey. Man wird hieraus leicht gewahren, welches Feld der sich der Baukunst widmende Student zu bearbeiten hat, und daß dazu eine längere Zeit, als ein Triennium nöthig ist, um sich nur in den Haupttheilen derselben zu befestigen.

Student der Bergbauwissenschaft oder **Bergbaukunde**, derjenige, welcher sich dem Bergfache widmet. Auch der Studiosus dieser Wissenschaft, der zwar nicht ein so ausgedehntes Feld, als der Studiosus der Baukunst bearbeitet, hat doch Manches zu wissen nöthig, welches seine Zeit, die er dem Studieren des Bergfaches widmet, ganz in Anspruch nimmt. Die Wissenschaften, die hierzu gehören, sind: die Mathematik, (Arithmetik, Geometrie, Algebra, Mechanik), die

Physik, die Mineralogie in allen ihren Theilen, wozu auch die Metallurgie gehört (sie theilt sich eigentlich in die Fossilienkunde und Gebirgskunde oder Geognosie); die Chemie, die Probierkunst, die Markscheidekunst und das Bergrecht. Hierzu kommt nun die Bergbaukunst in allen ihren Theilen, mit Anwendung der Maschinen und Instrumente, und die Bergbaugeschichte. Auch hier muß der Studiosus in der Zeichenkunst nicht unerfahren seyn.

Student der Chirurgie oder Wundarzneykunst, s. Th. 176, unter Student, S. 730. Das chirurgische Studium ist jetzt in mehreren Staaten mit der Arzneywissenschaft verbunden; noch zu Anfange dieses Jahrhunderts war es auch in dem Preußischen Staate von der Medizin getrennt, und bildete einen ganz besonderen Zweig derselben; aber in dem eben genannten Staate wird jetzt von einem jeden auf der Hochschule promovirten Arzte verlangt, daß er bei dem abzulegenden Staatsexamen, um in den Preußischen Landen zu prakticiren, auch in der Chirurgie und Entbindungskunst erfahren sey, indem er auch hierin examinirt wird, also auch diese Zweige auf der Hochschule studiert haben muß; auch wird er daselbst nicht eher zur Promotion zugelassen, weil dieses eine gesetzliche Bestimmung ist, da die Chirurgie nicht die innere Arzneykunst entbehren kann, und bei dem innern Arzte wieder sehr oft Fälle vorkommen, wo er die Chirurgie nicht entbehren kann, also beide Hand in Hand gehen, und zusammen wirken müssen; ihre Vereinigung erfordert indessen ein längeres Studium. Diejenigen jungen Leute, welche sich jetzt ausschließlich der Chirurgie im Preußischen widmen, brauchen auch nicht zu promoviren, und werden als Wundärzte erster und zweiter Klasse angestellt, als Stadtwundärzte, und sind einem strengern oder minder strengern Examen unterworfen, wodurch sie sich in die genannten zwei Klas-

sen theilen. Die Entbindungskunst können sie gleichfalls studieren und auch dabei betreiben, indem sie sich hierin zugleich examiniren lassen, oder überhaupt auch dieser Examen mit zu dem chirurgischen gehört. In mehreren andern Staaten ist die innere Arzneykunst von der Chirurgie noch getrennt.

Student der Diplomatie, s. unter **Student**, Th. 176, S. 739, und unter **Studieren**.

— **der Forstwissenschaft und Jagdkunde**, der zu seinen Studien auch verschiedener Zweige des Wissens bedarf. Es gehören dazu einige Zweige der Mathematik (Arithmetik, Geometrie und Algebra), die Forstbotanik, welche sich auf alle diejenigen Gewächse beschränkt, die in den Forsten oder Wäldern angetroffen werden; die Naturgeschichte, wozu sowohl die vierfüßigen Thiere gehören, als auch die Vögel und Insekten, und namentlich die Letztern in Hinsicht ihres Nutzens und ihrer Schädlichkeit; die Chemie, die Forstnutzungswissenschaft, und der Forsthaushalt, wozu die Vermessungs-, Eintheilungs- und Abschätzungssachen, die Verbesserungs-Anschläge- und Holzbestandsregister, und die Abholzungstabellen gehören; der Forstbüreaudienst, das Jagdwesen, und das Forst- und Jagdrecht. S. auch den Art. Forst-Kameralwesen, Th. 14, und Jagd ꝛc. Th. 28.

— **der Jagdkunde**, ein die Jagdwissenschaft betreibender junger Mann, der sich in allen Zweigen derselben wohl umgesehen hat, und eine Anstellung bei einem Fürsten als Jagdjunker ꝛc. sucht; s. auch den vorhergehenden Artikel. Die Forstwissenschaft war früher mit der Jägerey stets verbunden; allein in neuester Zeit hat man sie davon zu trennen gesucht, weil die Forstkultur dem Jagdwesen entgegen ist; jene auf Erhaltung der Wälder und den Nutzen, der daraus gezogen werden kann, bedacht ist; diese dagegen nur auf die jagdbaren

Thiere und deren Erhaltung sieht, ohne die Forstkultur dabei wesentlich zu berücksichtigen.

Student der Jurisprudenz oder Rechtswissenschaft, s. unter Student, Th. 176, S. 715 u. f.

— der Kammerwissenschaften, Kameralwissenschaften, s. daselbst, S. 737 u. f.

— der Landwirthschaft, Ackerstudent, Student der Oekonomie, derjenige, welcher die Landwirthschaft studiert, sich auf den Feldbau, die Viehzucht und die Gartenkunst legt. Der dieses Fach gründlich Studierende hat auch nicht wenig zu thun, wenn er es mit der Sache ernstlich meint. Von der Mathematik gebraucht er die Arithmetik, die Geometrie und die Algebra; dann hat er nöthig die Physik, die Meteorologie oder Witterungskunde, die ökonomische Botanik, die Naturgeschichte, die Chemie, die Vieharzneykunst, die Statistik, die Handelsproduktenkunde, die Landbaukunst, so weit sie sich auf die Gebäude auf dem Lande bezieht; die Landwirthschaftslehre, und die Buchhaltungskunst oder Buchhalterey; dann den praktischen Acker-, Feld- und Gartenbau.

— der Naturwissenschaften, s. Th. 176, S. 740 u. f.

— der Mathesis, s. Student der Baukunst.

— der Medizin, der Arzneykunst, oder der Heilkunst, s. unter Student, Th. 176, S. 730 u. f.

— der Oekonomie, s. Student der Landwirthschaft.

— der Pharmacie, Student der Apothekerkunst, derjenige, welcher die Apothekerkunst studiert, Vorlesungen darüber auf der Hochschule hört, und den Staatsexamen macht. Der Umfang dieser Wissenschaft besteht hauptsächlich in der Chemie, Botanik, Waarenkunde und Rezeptirkunst.

— der Philologie, s. unter Student, Th. 176, S. 736 u. f.

Student der Philosophie, s. Th. 176, S. 734 u. f.
— der Rechtswissenschaft, s. Student der Jurisprudenz.
— der Theologie, s. unter Student, Th. 176, S. 709 u. f.
— der Staatswissenschaften, s. daselbst, S. 737.
— der Wundarzneykunst, s. Student der Chirurgie.

Studentenalbum, wird das Immatrikulationsbuch auf den Hochschulen genannt, worein sich jeder Student, der die Hochschule bezieht, eintragen muß; s. Studentenmatrikel.

Studentenalmanach, wird scherzweise das Studenten-Verzeichniß genannt; s. dieses, weiter unten.

Studentenanzug, Studentenkleidung, s. unter Student, Th. 176, S. 568, 572, und S. 575.

Studentenaufzug, die feierlichen Aufzüge der Studenten auf den Hochschulen beim Rektor- oder Prorektorwechsel, bei dem Vivat, das sie einem Professor mit Musik bringen, und bei andern Gelegenheiten; s. unter Student, Th. 176, S. 580 u. f., und S. 586 u. f.

Studentenblume, eine Benennung der gemeinen Sammetblume, Tagetes patula Linn., s. unter Sammetblume, Th. 135, S. 480, Nr. 1.

Studentenbrauch, s. den folgenden Artikel.

Studentencomment, Studentenbrauch, eine Art Gesetze, um die Eintracht, den Anstand, und die Ordnung, welche auf den Universitäten von den Studierenden unter sich eingeführt worden, aufrecht zu erhalten, und welchen Gesetzen sich jeder angehende Hochschüler fügen muß, wenn er Ansehen bei seinen Commilitonen genießen will, das heißt, von ihnen beachtet und in ihre Zirkel gezogen seyn will; s. unter Student, Th. 176, S. 576.

Studentenduell, ein unter Studenten gebräuchlicher Zweikampf mit scharfen Waffen, der von dem Duelle

unter Militairpersonen ꝛc. nur in sofern verschieden ist, daß dabei eigene Vorkehrungen und Vorsichtsmaaßregeln ꝛc. befolgt werden, die nicht auf allen Hochschulen gleich sind. S. unter Student, Th. 176, S. 595. Ueber das Stoßfechten unter Studenten findet man auch Einiges unter Stoßfechten, Th. 174, S. 669, 670. Die Duelle mit Stoßwaffen haben nur in Jena, Erlangen und Würzburg Statt gehabt, und obgleich man die Duelle mit dieser Waffe für sehr gefährlich hält, so wollen Einige doch behaupten, daß sie eben nicht gefährlicher seyen, als diejenigen auf den Hieb; indessen sind Andere doch der Meinung, daß der Stoß gefährlicher werden kann; denn eine gefährlichere Waffe bleibe die Stoßwaffe immer, als die Hiebwaffe. Bei den meisten Duellen mit Stoßwaffen soll aber nichts Erhebliches herausgekommen seyn; auch sollen die Sekundanten das zu wüthende Eindringen jedes Mal verhindert, und bei einem ihrem Paukanten Gefahr drohenden Stoße das hemmende Halt! zugerufen haben. Im Vergleiche zu der Anzahl der in Jena vorgefallenen Duelle, sollen nur sehr wenige wirklich gefährlich geworden seyn, und dann soll die Schuld oft an der nachfolgenden schlechten ärztlichen Behandlung, oft an der des unachtsamen Sekundanten, auch an der eigenen Schuld oder Ungeschicklichkeit des Verwundeten gelegen haben. Man hat das Stoßfechten schon oft in Jena zu verbannen und dafür das Hiebfechten einzuführen gesucht, allein ohne Erfolg; denn sowohl die Maaßnahme der Behörden, als auch die Vorschläge einzelner Partheien unter den Studierenden, blieben ohne Berücksichtigung, und so sind die Studenten in Jena bei ihrer Stoßwaffe geblieben. Duelle auf den Hieb sind jedoch auch daselbst vorgekommen, besonders mit fremden Studenten; der Jenenser zeigte sich dann, wenn gleich des Schlagens nicht schulgerecht kundig, daß er keine Furcht vor den Hiebern und Schlägern habe; ja aus Mangel

an gehörigem Hiebapparate (Binden, Mütze, Hut, Paukhosen und Stulphandschuhen) gingen sie, wie sie waren, ohne jene zahllosen Schutzwaffen, auf den Hieb los, wie bei der Stoßwaffe. Man wirft hier den Rock ab, bindet eine lederne Binde um den Unterleib, zieht einen Stulphandschuh über, und ist zum Stoße mit der Klinge fertig. Der niedrige Bau der Stuben in Jena soll der Stoßwaffe besonders zusagen, und daher ist sie auch wohl daselbst im Gebrauche geblieben. Die Duelle sind in Jena eben so strenge, wie auf andern Hochschulen verboten, und die akademische Polizey, die Pedelle, sind sehr aufmerksam darauf, und wo sie nur ein Duell wittern, da sind sie auch nicht fern, darum wurden mehrere Duelle zwischen Studenten dieser Hochschule in dem nahen Leipzig, und auch in dem eben so nahen Halle abgemacht. Wenn die Pedelle dazwischen kommen, und sie erhaschen nur Einen davon, oder erkennen ihn nur, so daß er angezeigt und vor das akademische Gericht citirt werden kann, so erhält ein jeder von ihnen vier Sächsische Thaler.

Studentenfreiheit, werden die auf Hochschulen den Studierenden eingeräumten Privilegien genannt, worunter das vorzüglichste ist, daß die Studenten ihren eigenen privilegirten Gerichtsstand haben, also unter einer eigenen Gerichtsbarkeit stehen, dem akademischen Senate, mit dem Rektor oder Prorektor an der Spitze, vor den alle Klagen, die Studenten betreffend, gebracht werden müssen, sobald es keine Kriminalvergehen sind, die vor das Stadtgericht oder den Kriminalgerichtshof gebracht werden. In allen übrigen Fällen entscheidet der akademische Senat über sie, wozu jetzt noch der Regierungsbevollmächtigte und der Universitätsrichter kommen. Aus dieser eigenen Gerichtsbarkeit fließen nun viele Vortheile für die Studierenden, wie z. B. das Schuldengesetz, die leichtere Bestrafung der Duelle, wenn sie nicht gefährlich abgelaufen sind, das eigene Gefängniß; ferner das

Commerschiren, die Ordensverbindungen, Landsmannschaften, die zwar verboten worden, aber doch geduldet wurden, sobald sie sich in den Schranken nur geselliger Verbindungen erhielten, und keine politische Tendenz offenbarten; die Aufzüge, zu denen sie vom Senate leicht die Erlaubniß erhielten, die ideale Kleidung, und eine Menge anderer Vergünstigungen, die auf der einen Hochschule mehr Ausdehnung, als auf der andern hatten. Von allen diesen Vorrechten, welche die Studierenden ehemals hatten, sind in neuester Zeit viele verloren gegangen.

Studentenfutter, uneigentlich, Rosinen und Mandeln zusammengemischt.

Studentengut wird alles dasjenige genannt, was der Student um und an sich hat: seine Kleidungstücke, Rappiere, Tabakspfeifen, Stöcke, Fechthandschuhe, Mappe, Schreibmaterialien 2c. 2c.

Studentenjahre, werden die Universitätsjahre genannt.

Studentenkleidung, s. Studentenanzug.

Studentenlexikon, ein Verzeichniß der Ausdrücke und Redensarten der Studenten auf den verschiedenen Deutschen Hochschulen, nach dem Alphabete geordnet. Der Doktor Kindleben hat ein solches Lexikon herauszugeben versucht. Der vollständige Titel davon ist: „Studenten-Lexicon. Aus den hinterlassenen Papieren eines unglücklichen Philosophen, Florido genannt, ans Tageslicht gestellt von Christian Wilhelm Kindleben, der Weltweisheit Doktor und der freien Künste Magister (Halle, 1781).“ Dieses Lexikon ist jedoch nur arm an wirklichen Studentenausdrükken und Redensarten, die in demselben mit einem Kreuze bezeichnet worden. Die übrigen darein aufgenommenen Worterklärungen gehören den Musensöhnen nicht an, sondern sind theils veraltete, theils noch gebräuchliche Ausdrücke, wovon die meisten den unteren Volks-

klassen angehören, mithin ist eigentlich die Aufgabe verfehlt. Auch ist es nicht gut möglich, etwas Vollständiges hierin zu liefern, weil immer neue Ausdrücke hinzu kommen, und besonders ist die neueste Zeit sehr reich an dergleichen Ausdrücken und Redensarten bei den Studierenden. Die Idee dieses Lexikons ist gewiß nicht zu verwerfen, um die Musensöhne sogleich mit allen Studentenausdrücken und Gebräuchen, da auch diese hier einen Platz erhalten haben, so auch mit den Akademischen Gesetzen 2c., auf den Deutschen Universitäten bekannt zu machen; da jedoch der Verfasser in seiner Vorrede selbst sagt, oder wenigstens zu verstehen giebt: daß er nur die Ausdrücke von einigen Deutschen Hochschulen, wie z. B. von **Göttingen**, **Jena**, **Frankfurt** a. d. O., **Halle**, in welcher Stadt er sich selbst befand, 2c., durch mündliche Unterredung und durch Correspondenz zu erhalten gesucht, so muß man allerdings schon auf eine gewisse Vollständigkeit verzichten, die auch aus den wenigen angeführten Studentenausdrücken hervorgeht. Indessen ist diese Gabe in sofern immer schätzenswerth, da sie die Grundlage zu einer neuen Sammlung abgiebt, die man darnach veranstalten kann, indem man dasjenige hinauswirft, was gar nicht hinein gehört, und sie mit dem füllt, was vergessen worden und was Neues hinzugekommen ist. S. den Art. **Studentenwörter**, weiter unten.

Studentenlieder, diejenigen Lieder, welche von den Studenten, sowohl bei Commerschen, als auch bei andern Gelegenheiten, sehr häufig gesungen werden, und größtentheils Bezug auf das frohe, fidele Jugendleben, und auf sie selbst, auf ihren Stand, haben. Dergleichen Lieder sollen nur den frohen Genuß des Jugendlebens in verständiger, dabei anziehender Weise darstellen; sie sollen die geweckte Fröhlichkeit im geselligen Kreise, bei einem Glase Wein, Punsch oder sonst einer gebotenen Flüssigkeit, erhöhen, den Freundschaftskreis erheitern,

und so eine Rückwirkung auf das ernstere Geschäftsleben geben, wodurch auch dieses an Lebendigkeit oder Thätigkeit gewinnt, weil dadurch der Ernst gemildert und in der heiteren Stimmung des Gemüths alle Beschwerden und Anstrengungen der Arbeit leichter getragen werden. Mehrere dergleichen Lieder sind schon unter Student, Th. 176, angeführt worden, wenigstens sind es diejenigen, die sich ein gewisses Recht auf den Hochschulen, bei Commerschen und andern geselligen Zusammenkünften voranzugehen, erworben haben, und auch bis auf die neueste Zeit in Ansehen geblieben sind. Hierzu kommen nun noch viele andere, die eine so große Sammlung bilden, daß man hier zur Probe wohl nur wenige geben könnte, ohne in der Wahl selbst egoistisch zu erscheinen, nur das zu wählen, was Einen selbst anspricht, ohne die Verschiedenheit des Geschmacks zu berücksichtigen. Man hat eine große Anzahl von Liedersammlungen, die mehr oder weniger ihren Zweck erfüllen, da sie oft nur von einer einseitigen Ansicht ausgehen; und auch in der Wahl derjenigen, die so eigentlich für Studierende bestimmt sind, worein man größtentheils diejenigen Lieder aufgenommen hat, die auf Hochschulen von den Studenten gesungen werden, oder sich ihres Beifalls vorzüglich erworben haben, hat man nicht ganz die Wünsche erfüllen können, wie dieses jedoch im Leben mit Allem geht, indem auf eine Vollkommenheit in irgend einem Gegenstande zu erreichen, nie Anspruch zu machen ist, und so auch hier bei diesen Liederbüchern, aus denen man dieses oder jenes Lied hinweg, und dagegen wieder dieses oder jenes fehlende hinein wünschen möchte. Unter der großen Anzahl von Liederbüchern, die erschienen sind, mögen die Titel folgender hier einen Platz finden:

Studentenlieder aus den hinterlassenen Papieren eines unglücklichen Philosophen, Florido genannt, ge-

sammelt und verbessert von C. W. K. (Kindleben.) Halle, 1781. — Melodien der besten Commerslieder fürs Klavier, bearbeitet von Schneider. Halle, 1801. Neue Aufl. 1815. — Allgemeines Commersbuch. Frankfurt, 1810. — Germania; allgemeines Deutsches Commersbuch. 1813, 1820. — Commersbuch. Halle, 1795. — Neues allgemeines Commersbuch Teutonia. Halle, 1816. Anhang zur Teutonia. Halle, 1819. — Berliner Commersbuch. Berlin, 1817. — Göttinger Commersbuch. Göttingen, 1818. — Bonner Burschenlieder. Bonn, 1818. — Breslauer Burschenlieder. Breslau, 1821. — Kieler Commersbuch. 1821. — Allgemeines Leipziger Commersbuch mit einigen Melodien von Fiedler. 1822. — Heidelberger Commersbuch. 1825. — Erlanger Liederbuch für Hochschulen. Erlangen, 1827. — Zweihundert und zehn Lieder fröhlicher Gesellschaft und einsamer Fröhlichkeit; gesammelt von Wolke. Dessau, 1782. — Lieder für fröhliche Gesellschaften. Hamburg, 1791. — Deutsches Liederbuch zum gesellschaftlichen Vergnügen. Stuttgart, 1791. — Lieder zur Erhöhung gesellschaftlicher Freude. Nürnberg, 1793. — Auswahl guter Trinklieder. Halle, 1795. Dazu ein Nachtrag. 1810. — Lieder geselliger Freude; herausgegeben von Joh. Fried. Reichard. Leipzig, 1796 und 1797. — Vierhundert Lieder, der geselligen und einsamen Fröhlichkeit gewidmet. Altona, 1797. — Lieder, im geselligen Kreise zu singen. Greifswalde, 1803. — Ewiger Musenalmanach junger Germanen. Leipzig, 1806. — Neue Sammlung der besten Deutschen Gesellschaftslieder. Heidelberg, 1815. — Leipziger Liederbuch von Hinkel. 1816. — Dank-, Freud- und Heldenlieder von Arndt, Körner und Andern. Frankfurt, 1817. — Lieder für Jung und Alt. Berlin, 1818. Neues Liederbuch für frohe Gesellschaften. Nürnberg, 1819. — Liederbuch von Methfessel. 1818, 20, 23. — Teutsche Burschengesänge von L. Haupt, Sauer und Andern. Leipzig, 1819. — Deutsche Lyra. Leipzig, 1821. — Auswahl Deutscher Lieder. Halle, 1822. — Lieder Deutscher Jugend.

Stuttgart, 1822. — Lieder für Schweizerjünglinge mit 25 Singeweisen. Bern, 1822. — Eidgenössische Lieder. Basel, 1822. 2te Aufl. das., 1825. — General-Liederbuch, oder eine Sammlung von Tisch- und Bundes-, Trink-, Burschen- und Studenten-, Wein- und Punsch-, Bier-, Rauch- und Schmauch-, Jagd- und Berg-, Kriegs- und Soldaten-, Fischer-, Bürger- ꝛc. ꝛc. Lieder, von Jocosus Papageno. 2te Aufl. Pirna. — Deutsches Liederbuch, zunächst zum Gebrauche für Hochschulen. Stuttgart, 1823. (Auch unter dem Namen des Tübinger Liederbuchs bekannt.) — Allgemeines Deutsches Liederbuch, von W. Fröhlich. Landshut, 1825. — Liederbuch für Schweizer. Eine Auswahl der beliebtesten Arien und Gesänge. Aarau, 1825. — Deutsche Liedertafel; herausgegeben von Kaiser. Leipzig, 1826. — Liederkranz, gewunden von Schulz. Tübingen, 1827. — Freut Euch des Lebens. Eine Sammlung der auserlesensten Gesänge Deutscher Dichter, vorzüglich der besten Chor- und Rundgesänge. Nebst einem Anhange, enthaltend Lieder komischen Inhalts. Ein Gesellschaftsbuch für frohe und heitere Zirkel. Bremen. — Auswahl Deutscher Lieder. 3te Aufl. Leipzig, 1830. — Deutschlands Lieder- und Commersbuch. Coesfeld, 1838.—Taschenbuch für Jung und Alt zur frohen Unterhaltung. Nach der vierten Auflage des Lieder-Commersbuches von A. Methfessel. Hamburg und Itzehöe, 1ste, 2te und 3te Auflage. 1839. — Teutonia, ein Taschenliederbuch zur Erheiterung des Gemüths. Eine Auswahl von 262 der beliebtesten Lieder von jeder Gattung, so wie auch aus Opern und Vaudevillen. Fröhlichen Leuten gewidmet und zusammengetragen von einem Bruder Studio. Alphabetisch geordnet. 1839.

In diesen Commersch- und Liederbüchern findet man die Auswahl der Lieder oder Gesänge nicht immer dem Zwecke entsprechend, indessen enthält die Mehrzahl bekannte und beliebte Arien für Studenten und andere Gesanglustigen.

Studentenmappe, eine kleine Mappe von Pappe und mit Leder überzogen, worin die Studenten ihre Collegienhefte zum Nachschreiben bewahren.

Studentenmatrikel, auf Universitäten oder Hochschulen dasjenige Buch, worein die ankommenden Studierenden eingetragen werden, und auch der offene gedruckte Brief, den ein Jeder, der in die Matrikel eingetragen worden, auf die Zeit seiner Studien auf der Hochschule erhält, und wodurch er akademischer Bürger wird, und so lange bleibt, bis er die Matrikel am Schlusse seiner Studien wieder abgiebt. — Die Aufnahme der Studierenden unter die Mitglieder einer Universität, geschieht nämlich durch das Einschreiben in die Matrikel; nur hierdurch wird der Aufgenommene akademischer Bürger, und hat die Rechte eines solchen zu genießen. Eben so werden auf einigen Hochschulen auch die Führer oder Begleiter der Studierenden, wie auch ihre Bedienten immatrikulirt, und stehen unter dem akademischen Gerichte; auf andern Hochschulen stehen Letztere unter dem Polizeygerichte des Orts. Ehemals konnten die Studierenden nicht eher immatrikulirt werden, als bis sie ein Zeugniß von dem Dekane der philosophischen Fakultät dem Rektor überbrachten, worin ihnen bescheiniget worden, daß sie dem Depositionsgebrauche Genüge geleistet. Dieser bestand nämlich noch in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts auf der Hochschule in Halle, nachdem die mit der Deposition verbundenen alten und lächerlichen Gebräuche abgeschafft worden, darin, daß der erwähnte Dekan die ankommenden Studenten, wenn es ihr Alter verstattete, durch den Gebrauch des Weins und des Salzes zum Studieren einweihete, und ihnen darüber ein Zeugniß ausstellte, mit welchem sie, wie schon erwähnt, sich zum Rektor oder Prorektor begaben, und immatrikulirt wurden. Für die Ausfertigung des Depositionsscheins mußten sie $1\frac{1}{2}$ Rthlr. bezahlen. Eine zweite Immatrikulation ge-

schieht bei jedem Dekane in das Fakultätsverzeichniß, zu welcher Fakultät sich nämlich der Studierende hält. Die Matrikel, welche jeder Student empfängt, ist ein offener gedruckter Brief oder ein dergleichen Dokument in Lateinischer Sprache, worin ihm bescheiniget wird, daß er gesetzmäßig unter die Zahl der akademischen Bürger der — Universität eingeschrieben worden sey. Es heißt darin: Nachdem der Studiosus N. N. durch einen Handschlag an Eides Statt gewissenhaft versprochen, den akademischen Gesetzen Achtung und Gehorsam zu bezeigen, und durch die Unterschrift seines Namens bestätiget hat, daß ihm genau und ausführlich die Gesetze gegen geheime Verbindungen von dem akademischen Gerichte öffentlich bekannt gemacht und erklärt worden seyen, und er wohl wisse, daß, wenn er dagegen handele, ihn die Strafe der Relegation treffe, und ihm auch der Zutritt zu jedem öffentlichen Amte versagt sey, ist er rc. rc. Die Matrikel ist mit dem Universitätssiegel und dem Namen des jedesmaligen Rektors oder Prorektors versehen, der auch dem Inscribirten den Handschlag abnimmt, und ihn ermahnt, die Gesetze zu befolgen, und sich gegen die geheimen Verbindungen, worüber er sich besonders ausläßt, zu bewahren.

Studentenorden, Verbindungen der Studierenden unter einander auf den Hochschulen, die jedoch nur auf die Zeit ihres Studiums berechnet waren; s. unter Student, Th. 176, S. 566, 567. Die Zeit der Ordensverbindungen unter den Studenten ist jetzt vorüber, auch hatten diese Orden nur Beziehung auf das Studentenwesen in der frühern Zeit, welches jetzt dieses Interesse nicht mehr hat und haben kann, da sich die akademischen Zustände und Verhältnisse auf den Deutschen Hochschulen ganz verändert haben; denn die neueren Verbindungen waren von anderer Natur; deshalb würde auch eine Beschreibung dieser Orden, nach ihrer Verfassung rc., hier ganz am unrechten Orte seyn,

um so mehr, da jene Verbindungen nur jugendliche Interessen berührten. S. auch Studentenverein.

Studentenrecht, die Privilegien der Studenten auf den Hochschulen, die aber jetzt sehr geschmälert worden sind; s. Studentenfreiheit.

Studentenröschen, Hepatica alba, Parnassia palustris, s. Leberblume, Th. 67, S. 390.

Studentensprache, die Ausdrücke und Redensarten der Studenten; s. Studentenwörter.

Studentenunfug, die von den Studenten auf den Hochschulen in den frühern Zeiten oft verübten muthwilligen, auch mitunter böswilligen, Streiche, zu welchen Letzteren auch das Fenstereinwerfen, das Charivari oder die Katzenmusik, das Pereat, und die Schlägereien mit den Handwerksburschen und dem Militair gehörten; s. auch unter Student, Th. 176.

Studentenverein, Studentenverbindung, eine Verbindung von vielen Studierenden unter einander auf einer Hochschule, um sich gegenseitig beizustehen und zu erheitern. Hierzu gehörten die Ordensverbindungen, die Landsmannschaften, die Burschenschaften ꝛc. Wenn gleich alle diese Verbindungen schon in frühern Zeiten verboten worden, so duldete man sie doch stillschweigend, sobald nicht irgend etwas durch sie geschah, welches Nachtheil auf ihre Studien, auf die Hochschule, und auf den Staat hatte; allein in neuester Zeit sind dergleichen Verbindungen nicht bloß verboten, sondern sie werden auch auf den meisten Deutschen Hochschulen nicht mehr geduldet, besonders durch die geschärften, vom Bundestage ausgegangenen, Th. 176 unter Student angeführten, Verbote veranlaßt. Die Aufnahme in eine Landsmannschaft (die aus Studenten einer Gegend, z. B. der Provinz eines Staats, eines ganzen Landestheils ꝛc. bestanden), z. B. in die Frankonia, geschah auf folgende Weise. Sobald ein Student sich äußerte, in diesen Verein oder diese

Landsmannschaft aufgenommen zu werden, so ließ er sich von einem Mitgliede derselben vorschlagen, welches bei dem Senior geschah, der dann diese Angelegenheit dem Korps vortrug. Ward er nun zugelassen, welches in der Regel immer geschah, es müßten denn ganz besondere Umstände eintreten, welche ihn verdächtigen, so ward ihm von dem Senior im Namen des Korps zu wissen gethan, daß seinem Wunsche von Seiten der Frankonia nichts im Wege stände, und er auf dem Seniorenconvente als Rezipient gemeldet, und wenn von da ab binnen vierzehn Tagen nichts eingewendet worden sey, so würde seine Rezeption Statt finden. Nach Verlauf der festgesetzten Zeit, wenn keine Einwendungen geschehen, geschah die Aufnahme oder Rezeption, welches dem Aufzunehmenden von dem Sekretaire der Frankonia angezeigt ward, dabei das Zimmer, wohin er sich, schwarz gekleidet, wenigstens mit einem schwarzen Fracke, zu begeben hatte. Bei seinem Erscheinen zu einer gewissen, ihm festgesetzten Stunde, war auch schon die Verbindung, ebenfalls in Schwarz gekleidet, versammelt. An einem erhöheten Tische, der mit einer Decke, worin die Frankenfarben, grün, roth mit goldenen Franzen, und das Wappen auf weißem Sammet gemalt, behängt war, saßen die drei ersten Chargirten oder Beamten, ihnen gegenüber, am Ende des Kreises, den die übrigen Mitglieder bildeten, stand der Stuhl für den Rezipienten. Alles geschah ernst und feierlich; auf dem Tische standen hohe Armleuchter, in der Mitte zwischen ihnen lagen kreuzweis die Paradeschläger, deren Stichblätter von grünem und rothem Sammet mit einem goldenen Kreuze geschmückt waren, darauf das dreifarbige Band für den Rezipienten und die in der Verbindungsfarbe eingebundene Constitution. Nachdem der Eintretende angeredet, mit dem Wesentlichen der Verbindungsgesetze oder Constitution bekannt gemacht, und ihm Zeit gegeben worden, den vorhabenden

Schritt nochmals zu überlegen, wurde ihm angedeutet, sich entfernt von den Uebrigen zu setzen, und die Vorlesung der Constitution anzuhören, welches Geschäft der Sekretair versah. Nachdem dieses geschehen war, ward der Aufzunehmende befragt, ob er diese Gesetze halten wolle und könne, und ob es noch sein Wille sey, einzutreten, im andern Falle stände ihm der Rücktritt unter Verpfändung seines Ehrenworts, Nichts von dem Gesehenen und Gehörten zu verrathen, noch frei. Sobald nun dieses beseitiget worden, nämlich der Aufzunehmende die Erklärung gab, dabei zu bleiben, so wurde der Schwur geleistet, wobei er auf die kreuzweis erhöheten Schläger die beiden ersten Finger der Rechten legte. Nach dem Bundeseide ward ihm das dreifarbige Band umgeschlungen, und ihm der Reihe nach der Bruderkuß und die Rechte gegeben, womit sich die Ceremonie oder Feierlichkeit endigete. Wie diese Aufnahme, so waren auch früher die Aufnahmen in Ordensverbindungen; nur wurden hier manche schauerliche Vorbereitungen angewendet, welche mehr in dem Geiste der damaligen Zeit lagen, wo man durch dergleichen Vorbereitungen den Aufzunehmenden um so mehr fesseln und nach außen hin Furcht und Schrecken verbreiten wollte, so daß man diese Ordensverbindungen, als nie aufzulösende fürchterliche Banden betrachten sollte; daher geschah auch die Aufnahme vor Todtenköpfen, und die Unterschrift mußte mit dem Blute des Aufzunehmenden geschehen, wobei ihm eine kleine Wunde mit einem spitzigen Instrumente gemacht wurde, um so viel Blut zu erhalten, als die Unterschrift erforderte. Hierdurch war nun seine Aufnahme mit seinem Blute besiegelt und unauflöslich, oder wenn dieses geschah, nur durch sein Blut. Dergleichen Dinge fielen aber in der oben erwähnten Aufnahme der Landsmannschafter nicht vor, und auch nicht lächerliche und obscöne Scenen, wie sie bei manchen andern Ordensverbindungen vorgefallen seyn sollen. Die

Feierlichkeit soll so ernst und würdevoll geschehen seyn, wie bei ähnlichen bürgerlichen Ceremonien, und die Constitution, den Artikel über Duelle vielleicht ausgenommen, hätte jedem Richter und Professor vorgelegt werden können, er würde sie seiner Billigung nicht versagt haben. Nichts von Politik, von Schwärmerey rc., sondern Freiheit, Ehre, Einigkeit war der Wahlspruch der Franken, wobei Brudertreue, Hülfe in der Noth, Theilnahme an Leid' und Freud', und ein geselliges heiteres Zusammenleben anempfohlen wurden. Die Farben der Verbindung wurden nur an der Mütze getragen, oder die Mütze selbst war mit Zeug von diesen Farben zusammengesetzt, dann die Quasten der Pfeife, auch wohl die Busennadel, oder sonst irgend eine sichtbare Stelle der Kleidung waren damit geschmückt, besonders da, wo alle öffentlichen Zeichen dergleichen Verbindungen verboten waren.

Studentenverzeichniß, Studentenalmanach, das amtliche Verzeichniß, welches in jedem Semester herausgegeben wird, und die Lehrer, Beamten und die Studierenden einer Hochschule enthält. Voran steht in diesem Verzeichnisse die Regierungsbevollmächtigten; dann folgt der zeitige Rektor oder Prorektor, der Universitätsrichter und die zeitigen Dekane; ihnen folgt der akademische Senat, und diesem die Professoren und Privatdocenten der verschiedenen Fakultäten. Den Beschluß der Beamten machen die Sprach- und Exercitienmeister und die andern Beamten und Unterbeamten, wozu die Pedelle gehören. Dann folgt eine Aufzählung der wissenschaftlichen Anstalten der Hochschule, und den Beschluß macht das Verzeichniß der Studierenden nach ihrem Namen, Geburtsort und Vaterland, Studium und Wohnung Am Ende noch eine summarische Uebersicht der immatrikulirten und nicht immatrikulirten Studierenden.

Studentenwaffen, nennt man die Stoß- und Hiebwaffen, womit die Studenten fechten; es sind der Hieber (Korb- und Glockenschläger) und das Floret; auch gehört hierher der Säbel. Der Ziegenhainer wird auch zu den Waffen des Studenten gezählt.

Studentenwandel, das Leben der Studenten auf der Hochschule, sowohl in Hinsicht ihrer wissenschaftlichen Ausbildung, als auch in Hinsicht ihrer Vergnügungen. S. unter Student, Th. 176.

Studentenwesen, das Betragen der Studenten, das im Aeußern so sichtbar sich auszeichnende Verhalten gegen andere Stände, gleichsam ein gewisser Esprit de corps, der sich durch ein Aneinanderhalten in allen Verhältnissen darbietet, und ihnen, den Studenten, ein eigenthümliches Gepräge giebt, welches sich in ihren Handlungen und Manieren oft sehr schroff vor Andern auszeichnet, und woran man auch sogleich den Studenten erkennt, weniger jedoch in großen Städten, wenn sich eine Hochschule daselbst befindet, mehr aber in den kleinen Universitätsstädten, wo ihm der eigentliche Typus bleibt, weil er hier mehr ungenirt sein Wesen treiben kann; denn hier machen die Studenten gleichsam den Hauptstand aus, und geben den Ton an.

Studentenwörter, diejenigen Wörter und Redensarten, die bei den Studiosen üblich sind; s. Studentenlexikon. Hier Einige dieser Wörter und ihre Bedeutung. Abiturient, ein von der Hochschule Abgehender. — Absegeln, davon gehen, die Hochschule Schulden oder eines Duells halber verlassen. — Abwichsen, abprügeln, derb durchhauen. — Altes Haus, ein Student im fünften Semester. — Ankeilen, etwas anschaffen, z. B. Geld, geschehe es nun auf welche Weise es wolle, hauptsächlich aber durch den Versatz von Kleidungsstücken, Büchern 2c. — Anschiß, beim Duelle, die Verwundung, die Einer von den Duellanten erhält, gleichviel ob sie ihm durch einen Hieb oder Stich versetzt, oder

beigebracht wird. — Anwichsen, etwas anschaffen. — Baaria, das baare Geld. — Bemooster Bursche, ein Student, der schon zwei Jahre auf der Hochschule ist, oder dieselbe besucht. — Benamsen, benennen. — Biercomment, der Brauch beim Biertrinken auf Commerschen oder in der Kneipe. — Bierconvent, eine Versammlung der Studenten, die beim Biertrinken oder Biere gehalten wird. Bei der Existenz der Landsmannschaften, war es die Versammlung eines Korps, einer einzelnen Landsmannschaft, z. B. der Frankonia, der Marchia, der Saxonia, Vandalia, Thüringia, Teutonia, Constantia &c. — Biergöttin, Cerevisia benannt, welche die Studenten verehren. — Bierskandal, eine Bierfehde, die in einem gewissen Quantum Biers besteht, das zwei Studenten sich anheischig gemacht, zu sich zunehmen, und worüber Sekundanten zu beiden Seiten wachen. Der Erste, der unterliegt, hat die Fehde verloren, welches die Sekundanten bestimmen und öffentlich in der Kneipe proklamiren. — Bleyvogel, eine feile Dirne. — Bluten, bezahlen müssen, welches ehemals oft die Musensöhne traf, wenn sie beim Jubiliren die Fenster einwarfen, die Laternen auf den Straßen zerstörten, oder bei einem Pereatbringen Unfug begingen; so auch bei einer Katzenmusik. — Brander, Brandfuchs, ein Student im zweiten Semester. — Brennen, durchbrennen, davon gehen, ohne zu bezahlen, seine Schulden im Stiche lassen. — Brummer, die Geldforderer, Mahner. — Burschencomment, der Burschenbrauch, s. Comment. — Cartellträger, der Ueberbringer einer Herausforderung zum Duell. — Chargen, Aemter bei den burschenschaftlichen und landsmannschaftlichen Verbindungen, und die Chargirten waren die Beamten bei einer solchen Verbindung. — Cerevisia, s. Biergöttin. — Cereviskappe, die beim Fuchscommersch durchlöcherte Mütze, auch jede Studentenmütze von

Kneipanten. — Comment, der Burschenbrauch; s. unter Student, Th. 176, S. 576. — Commentbursche, ein Student, welcher den Comment versteht und ihn ausübt. — Commentreiterey, die praktische Befolgung des Comments in allen seinen Theilen; dann hat man noch den Siecomment, den Ducomment, den Hiebkomment, den Stoßcomment und den Kneipcomment, Alles Regeln, wie man sich bei vorkommenden Fällen, wo man zu handeln hat, hierin benehmen soll. — Commersch oder Commers, ein Trinkgelag, eine Trinkgesangsbelustigung von Universitätskneipanten, oder eine Trinkgesellschaft der Studenten, wobei zugleich gesungen wird. Einige dieser Gelage führen besondere Namen, wie z. B. der Fuchscommersch, wobei der Landesvater und andere Lieder gesungen werden; s. unter Student, Th. 176, S. 580. Wochencommersche, die in Jena alle vierzehn Tage abgehalten wurden, und worauf sich alle Landsmannschafter einfanden, die jedesmal von einem Korps, welches die Musik bezahlte, eingeladen wurden; jetzt eingegangen. Dergleichen Gelage wurden besonders von den Korpsburschen oder Landsmannschaftern begangen. — Commerschiren, ein Trinkgelage feiern, welches Musensöhne begehen. — Commerschlieder, lustige Lieder oder Arien, die bei den Commerschen gesungen werden, größtentheils Trinklieder. — Commilitonen, Gefährten, Mitgefährten im Allgemeinen, und Vereinsburschen insbesondere auf einer Hochschule. — Confirmationsschnipel, der Frack oder Leibrock, der auch bloß Schnipel genannt wird. — Consenior, der zweite Vorsteher, der Untervorsteher. — Contrahiren, unterhandeln bei Duellen. — Convent, die Zusammenkunft der Landsmannschaften, Burschenschaften 2c. unter sich, das heißt, jedes einzelne Korps, und der Generalconvent, wo alle Landsmannschafter zu einer gemeinschaftlichen Versammlung zusammen ka-

men oder traten, um über einen Aufzug, eine Schlittenfahrt rc. zu berathschlagen. — Dämmern, umhergehen, spazieren gehen. — Decken, freihalten, bei einem Schmause oder Trinkgelage. — Deponiren, einen angehenden Studenten mit einer gewissen Feierlichkeit zur Aufnahme in die Matrikel fähig machen, worüber er einen Depositionsschein (signum depositionis) erhielt. Dieser Gebrauch ist jetzt auf den Hochschulen abgeschafft, doch kommt das Wort deponiren noch vor. — Doktor, Lehrer; auf einen Doktor studieren, so und so viele Gläser Bier trinken, bei einer Bierfehde. — Dornknüppel, der Ziegenhainer oder Renommistenstock, der Burschenknüppel. — Ducomment, der Brauch auf einigen Hochschulen sich Du zu nennen, wie z. B. in Jena, Halle rc., wo jeder Student ohne Unterschied, sobald er auf die Hochschule kommt, gleich mit Du angeredet wird, zum Unterschiede von dem Siecomment, wo das Sie nur gebräuchlich ist, wie z. B. in Berlin, Göttingen, Erlangen, Wien, München, überhaupt auf den meisten Hochschulen Deutschlands. Dieses Sie schließt aber das Du beim Brüderschafttrinken nicht aus, und in sofern giebt es auch Dutzbrüder auf den Hochschulen, wo der Siecomment herrscht. — Dutzbruder, s. das vorhergehende Wort. — Einpacken, nicht fortkommen können, in einer Sache aufhören. Er hat im Reden, Disputiren rc. einpacken müssen, ist darin stecken geblieben, nicht fortgekommen. — Extern, plagen, peinigen. Von seinen Schuldforderern, seinen Gläubigern geextert werden. — Famos, berüchtiget. — Famulus, ein armer Student, der bei einem Professor in den Hörsälen Handreichungen thut, die Plätze beschlägt, auch, wo kein Quästor auf der Hochschule ist, das Honorar für die Kollegia eintreibt, und dafür manchen Genuß von dem Professor hat, auch dessen Bibliothek,

Kabinette &c. benutzen kann. In Halle wird ein solcher Student Fiskal genannt. — Fidel, lustig, heiter, aufgeräumt; Fidelität, Aufgereimtheit, Lustigkeit. — Finke, ein Student in Jena, der sich zu keiner Verbindung hält. — Floriren, lustig und in guten Umständen seyn, Geld zu verzehren haben. — Flott, froh, lustig; flott leben, lustig leben, flott trinken, meisterhaft trinken, ein flotter Bursche, ein aufgeräumter, lustiger Bursche, der viel Geld sitzen läßt, die Kneipen fleißig besucht. — Freinacht, die Erlaubniß, eine Nacht hindurch zu commerschiren, bei besonderen Gelegenheiten. — Fuchs, der Student im ersten Semester seines Besuchs der Hochschule. — Fuchscommersch; s. unter Commersch, und unter Student, Th. 176, S. 580. — Fuchsmajor, ein Titel, welchen derjenige Student erhält, der sich als Fuchs zum ersten Male schlägt, und seinen Gegner verwundet. — Fuchskollegium, die Logik oder Vernunftlehre, weil sie die angehenden Studenten zuerst hören. — Gifthütte, die Brandweinschenke; Giftier, der Brandweinschenker. — Goldfuchs, ein Student im fünften Semester, der auch bemooster Bursche &c. genannt wird. — Hahn, ein renommirter Student; daher Kampfhahn, derjenige, welcher sich im Schlagen oder Stoßen auszeichnet, ein geübter Hieb- oder Stoßfechter, Schläger &c. ist; Bierhahn, ein Student, der sich im Biertrinken auszeichnet, viele seiner Mitkneipanten unter den Tisch getrunken hat. — Hänseln, so viel als deponiren, zu einer Sache einweihen, zum Studieren einweihen. — Hauspump, Hausduhmen, der Credit beim Wirthe. — Hundsfott, die Beschimpfung eines Studenten, welche zum Duell nöthiget, oder ein Duell bedingt, wie auch dummer Junge, wenn dieses Schimpfwort Einem aufgebrummt wird. — Jubeln, sich lustig machen, sich belustigen, besonders durch Trank und Gesang. —

Kameel, ein Name derjenigen Studenten, die in keiner Korpsverbindung stehen, besonders in Halle. — Kampfhahn, s. unter Hahn. — Katzenjammer, eine Entledigung des Ueberflusses an Getränken und Speisen nach einer durchschwärmten Nacht, auch selbst während des Jubelns. — Keilen, etwas anschaffen; Keilsystem, Jemanden zu einer Verbindung locken, gleichsam anwerben; ankeilen, anlocken; verkeilen, versetzen. Er hat seine Kleider, seine Bücher verkeilt, versetzt. — Kneipe, das Bierhaus, die Bierschenke, worin Studenten verkehren; auch die Wohnung des Studenten. Kneipwirth, der Bierschenker. Kneipant, derjenige, welcher einkneipt oder einspricht, um zu trinken. Daher Kneipanten, die durstigen Musensöhne. Mitkneipant, der Gefährte, welcher die Kneipe mit besucht. Kneipen, in eine Kneipe einkehren, um zu trinken. — Knoten, eine Benennung der Handwerksburschen auf einigen Hochschulen; s. auch unter Student, Th. 176, S. 566. — Kohlen, auf Jemanden durch allerhand verfängliche Reden eindringen; auch heißt kohlen durchnehmen. — Koramiren, herausfordern. — Koram nehmen, Jemanden einer Sache halber zur Rede stellen. — Korps, ein Verein von Studenten aus einer Provinz, einer Gegend, auch Landsmannschaft genannt. Korpsbursche, ein Student, welcher zu einer solchen Verbindung gehört. Korpskneipe, ein Wirthshaus, worin die Korpsburschen zusammen kommen. — Kuchenprofessor, der Kuchen- oder Zuckerbäcker, bei dem die Studenten auch einsprechen. — Kümmeltürke, ein Student, der in der Umgegend einer Hochschule, worauf er studiert, zu Hause gehört. — Landsmannschaft, Korps, ein Verein von Studierenden aus einer Gegend, oder einer Provinz eines Landes, auch wohl aus einem ganzen Landestheile, die sich zu einem gemeinsamen Beistande auf der Hochschule

verbunden hatten, und als äußeres Verbindungszeichen die Landesfarben trugen, z. B. dergleichen farbige Müzzen, Pfeifenquasten 2c.; s. auch Korps, oben, und unter Student, Th. 176, und Studentenverein. — Ledern, tapfer, tüchtig, dann auch trocken, steif. — Lungenhieb, ein beißender Verweis, eine Satyre. — Luxen, abschwatzen, Jemanden etwas auf eine listige Art zu entziehen suchen. — Maaßregeln, eine Art des Consilirens, s. unter Student, Th. 176, S. 679. — Manichäer, die Gläubiger der Studenten; manichäern, mahnen. — Markus, der Marqueur in den Wein-, Bier- und Kaffeehäusern; auf einigen Hochschulen wird er auch Pontus genannt. — Mensur, die Distanz, welche beim Fechten und bei Duellen zwischen den Fechtenden oder Duellanten gehalten wird. — Mist, Verlegenheit; auf dem Miste seyn, in Verlegenheit seyn, kein Geld und keinen Kredit haben. — Monarchen, die harten Thaler, daher Preußische, Sächsische Monarchen, harte Thaler. — Moneten, Geld, Baarschaft. — Mosen, Gelder. — Muckern, die Stube hüten, fleißig studieren. — Nachtouschiren, Worte nach einer Beleidigung noch wechseln; nicht mehr nachtouschiren, kein Wort nach einer kränkenden Beleidigung mehr wechseln, sondern fordern, oder den Beleidiger nicht achtend verlassen; denn niedrige Beleidigungen 2c. wurden in der Regel von dem Seniorenconvente bestraft. — Ochsen, tüchtig arbeiten, das Versäumte nachholen. — Opfern, Geld spenden. — Ordiniren, zu einem Amte einweihen, besonders die Kandidaten. — Orgeln, liebkosen, karessiren. — Orkus, die Unterwelt, eine Kammer mit Stroh belegt, neben dem Commerschsaale, nach dem Hofe hinaus, worein Charon, der Fährmann, die beim Commersche unter den Tisch gesunkenen Trinker mit seinen Gehülfen schleppte, um

sich daselbst von dem Rausche zu erholen, und geschah dieses nicht, so wurden sie bei Beendigung des Commersches, gegen Mitternacht, auf einen Wagen geladen, und nach der Stadt zu ihrer Wohnung gefahren. — Paffen, Tabakrauchen, und der Paffer, der Tabakraucher oder Schmaucher. — Patent, fein, zierlich, wird von Studenten gesagt, die sich sehr zierlich kleiden, und zu den Kameelen oder Finken gehören. Ein patenter Bursche, ein feiner, zierlicher Studiosus, ein Stutzer. — Pauken, schlagen, sowohl auf dem Fechtboden, als auch im Duelle, daher die Paukbinde, die um den Leib beim Stoßfechten gelegt wird; die Paukhosen, der Paukhut, die Paukhandschuhe, beim Hiebfechten, wattirte oder ausgestopfte Beinkleider von Leder, ein starker Filzhut, büffellederne Stulphandschuhe, die bis zum Ellenbogen reichen. Einpauken, heißt sich sowohl im Fechten dergestalt uben, daß man es mit Jedem im Pauken übernehmen kann, als auch sich in der Kneipe im Biertrinken üben. Niederpauken, im Duelle seinen Gegner verwunden. Paukant, der sich mit dem Hieber oder der Stoßwaffe schlägt oder stößt. Paukhahn, der im Schlagen sehr geübt ist, eine große Fertigkeit besitzt. Paukpraxis, die Uebung im Pauken. Paukwuth, die übertriebene Lust, sich zu duelliren, das Verlangen und Aufsuchen von Skandalen, um ein Duell zu beginnen. — Pereiren, ein Pereat bringen. — Philister, der Nichtstudierende, derjenige, der nicht das akademische Bürgerrecht hat, also jeder Staatsbürger ohne Unterschied, sobald er nicht Student ist. — Pichen, zechen, viel trinken. — Pillen geben, Verweise; beim Duelle wird es auch von Kugeln geben verstanden. — Poenen, verpönen, eine harte Strafe worauf setzen. — Pokuliren, trinken. — Potentaten, die Füße; auf schwachen Potentaten stehen, auf schwachen Füßen. — Proklamiren, beim

Trinken, die Anzahl der getrunkenen Gläser bei einer Bierfehde bekannt machen. — Promoviren, zu einer Würde erhöhen; auch mitnehmen, stehlen. Er hat meinen Schlafrock promovirt, mitgenommen, gestohlen. — Prost, Herr Bruder! wird beim Trinken gebraucht, und heißt so viel, als: Wohlbekomme es! worauf der Andere antwortet: Reprost! indem er dadurch den Trinkgruß zurückgiebt. — Pro poena trinken, beim Commersch, ein oder mehrere Gläser leeren, und wer dieses nicht kann, begeht einen Verstoß oder Verschiß. — Pump, der Kredit; einen guten Pump haben, einen guten Kredit; der Hauspump, der Kredit bei den Wirthsleuten. Pumpen, auf Kredit nehmen. — Verquasen oder verquisten, verschwenden. Er verquast seine Zeit, verschwendet sie. — Recommandiren, die ledernen Beinkleider hinten auswattiren, ausstopfen, damit sie prall sitzen. — Rempeln, im Commerschsaale umherrennen, und sich gegenseitig mit den Armen stoßen. — Renommiren, sich sowohl in der Kleidung, als auch in seinen ungebundenen freien Manieren auszeichnen, daher der Renommist; s. unter Student, Th. 176, S. 571. — Renonce, bei den Korpsbrüdern oder Landsmannschaftern, diejenigen, welche in ein Korps aufgenommen zu werden wünschen, also noch nicht recipirt sind, und hierauf eine Anwartschaft haben, da sie schon auf den Comment verpflichtet worden. — Revociren, zurücknehmen, vor einem Duelle den Schimpf, die Beleidigung. — Rezipiren, aufnehmen, z. B. in eine Gesellschaft; daher die Rezeption, Aufnahme. — Rüffel, ein Verweis. — Saalathen, eine Benennung der Studenten in Halle und Jena, weil beide Städte an der Saale liegen, so wie die Leipziger Studenten Pleißathen heißen. — Satisfaktion, Genugthuung geben oder nehmen. Er giebt mir keine Satisfaktion, keine Genugthu-

ung. — Schassen, fortjagen, den Abschied geben. — Schießen, stehlen. — Schisser, Stubenschwitzer; derjenige Student, der fleißig arbeitet, erhält diesen Namen von seinen lustigen Commilitonen. — Schiß haben, in Schulden stecken. — Schleppen, auch collé schleppen, einen Studenten aufs Karzer bringen, welches auf einigen Hochschulen von den Pedellen geschieht, auf andern aber von den Schnurren oder Häschern. Das Schleppgeld, welches der Student dafür bezahlen muß, welches auch Sitzgeld genannt wird. — Schmachten, sich nach Jemanden sehnen. Laß sie schmachten, ein Mädchen, es warten oder sitzen lassen, besonders auf Bällen rc. — Schmollen, böse seyn, einen Groll auf Jemanden haben. — Schmollis, beim Trinken, schmal aus, rein aus, so daß nichts in dem Glase bleibt, bis auf die Nagelprobe. Schmollis! Herr Bruder, beim Zutrinken: rein aus, worauf der Andere erwidert: Fiducit, auf deine Freundschaft. — Schnabeliren, was Gutes essen, was für den Schnabel paßt, ihm behagt. — Schnabelweide, ein Kuß von einem hübschen Mädchen; auch Speisen, die den Gaumen kitzeln. — Schnurren, betteln, herumgehen, und um ein Viatikum ansprechen; auch die Häscher auf Hochschulen; ferner Possen, lustige Einfälle. — Schuppen, vom breiten Stein, von den Steinen in der Mitte der Straße hinab stoßen, welches von den Studenten auf den Universitäten geschieht. — Schürzenstipendium, eine Unterstützung von einem Frauenzimmer. — Schuß haben, nicht recht klug sein. — Schwaddroniren, unnützes Zeug reden, viel zusammen schwatzen. — Schwänzen, ein Kollegium versäumen, nicht hören. — Schwindeln, närrische Streiche machen. Schwindelgeist, Jemand, der allerlei thörichte, alberne Dinge vornimmt. — Schwitzen, beim Examen. — Schwulität, Verlegenheit, unangenehme Dinge. — Semester, ein

halbes Jahr auf Hochschulen. Das Triennium hat sechs Semester. Das Sommer- und das Wintersemester, das Sommer- und das Winterhalbjahr, worin studiert wird. — Senior, der Vorsteher einer Ordensverbindung oder einer Landsmannschaft. Auf ihn folgt der Subsenior oder Consenior, Untervorsteher, welcher oft die Stelle des Seniors vertritt. Sie und der Secretair machen den Seniorenconvent oder bilden den Seniorenconvent, und heißen Chargirte oder Beamte. — Seniorenconvent, das Amt, welches vom Senior bei einer Landsmannschaft werwaltet wird, und dann machen die Vorsteher einer Verbindung, einer Landsmannschaft, dieses Amt aus. — Seniorenconvent, die Versammlung der Senioren aller Landsmannschaften auf einer Hochschule, zur gemeinsamen Berathung über einen Aufzug, Fackelzug, eine Schlittenfahrt ꝛc. — Siecomment, s. Ducomment. — Skisiren, sich, davon gehen, heimlich weggehen oder entfernen. — Spannen, noch eine Flasche zusammen trinken, wenn schon Jeder seine Portion genossen hat. — Speyer, eine Stadt, in welcher ehemals der Reichstag gehalten wurde. Man sagt daher: Nach Speyer appelliren, wenn man den Ueberfluß von sich geben, sich übergeben muß. — Spießer, Gelder. — Spionircohorte, werden die Pedelle und deren Anhang auf einer Hochschule genannt, weil sie überall auf die Studiosen lauern und ihre Handlungen beobachten. — Stechen, Jemanden traulich wovon benachrichtigen und vor einer Sache warnen. — Steigen, in die Höhe gehen; mit den Gläsern steigen, mehr Gläser, als man gewöhnlich zu trinken gewohnt ist, zu sich nehmen. Sich versteigen, beinahe eben so viel, als sich vergalloppiren, zu weit oder unrecht gehen, einen Fehltritt thun. — Stibitzen, wegnehmen, stehlen. — Skandal, Verdruß, Lärm, Ungelegenheit. Skandaliren, Lärm machen. Sich worüber skandalisiren, sich über

Etwas ärgern, einen Anstoß woran nehmen. Skandalös, ärgerlich, anstößig. — Striegeln, Jemanden aufziehen, sowohl in Worten, als in Schriften. — Stubenarrest, bei den Studenten eine Strafe, wenn denselben von dem Rektor oder Prorektor anbefohlen wird, die Stube nicht zu verlassen. — Stubenbursche, ein Student, der mit einem andern auf einer Stube wohnt. — Subsenior, Consenior, der Untersenior oder zweite Senior bei einer Landsmannschaft oder einem Korps. — Suppenautor, der Gastwirth, bei dem Studenten speisen. — Taxiren, etwas mitgehen heißen, mitnehmen, ohne anzufragen, stehlen. — Theereiten, sich bei einem Professor in Gunst setzen. — Theek, schlecht, geringe. Ein theeker Kerl, ein elender Mensch, der kein Geld und keinen Kredit hat. Ich bin theek, bettel arm. — Theekessel, ein einfältiger Mensch, auch Jemand, der sich eingezogen hält. — Tief, wird beim Pereat gebraucht. Pereat tief! ist dem Vivat hoch! entgegengesetzt. — Treten, Einen, ihn drücken, heftig zusetzen, mahnen. — Trommeln, austrommeln, so viel wie auspochen, welches auf Hochschulen ehemals bei Füchsen geschah; s. unter Student, Th. 176. S. 564. — Trumpfen, abtrumpfen, Einem einen Verweis geben. — Uebers Ohr hauen, betriegen. — Verkeilen, versetzen. — Verlustiren, sich lustig machen. — Verruf, im, Verschiß, Einen von allen Handlungen ausschließen. — In Verruf erklären, bei den Landsmannschaften, Jemanden außer dem Gesetze erklären, so daß er nicht eher wieder an irgend einer Zusammenkunft, einem Commersche, Feste rc. Theil nehmen kann oder zugelassen wird, als bis der Verruf aufgehoben worden. Der in Verruf Erklärte war auf die Dauer der Strafe, die nicht unter einem halben Jahre verkürzt wurde, ehrlos, besonders in Jena. Bei ehrlosen Handlungen wurde der perpetuelle Verruf er-

kannt. — Verschiß, ein Verstoß, ein Fehler, in Verschiß gerathen, ist beinahe soviel, als in Verruf kommen, wenn nämlich gegen den Burschencomment ꝛc. ansehnlich gefehlt worden. — Verschnallen, verkaufen. — Versilbern, zu Gelde machen. — Vigiliren, nach hübschen Mädchen schauen, auf sie mit den Augen Jagd machen. — Wetzen, den Degen auf den Steinen, geschieht, wenn die Studenten Einen herausfordern oder provociren wollen. — Wichs, in, Putz, in Wichs seyn, sehr geputzt, in Galla erscheinen. — Wichsen, prügeln; aufwichsen, zu Essen und zu Trinken auftragen. — Wolle, in der Wolle seyn, bei guten Umständen. — Zechbruder, Trinkbruder.

Studieren, in Hinsicht der Sprache, nach Adelung, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung, welches in letzterem Falle das Hülfswort haben bekommt. Es ist aus dem Lateinischen studere entlehnt und bedeutet: 1. Nachsinnen, die Art und Weise eines Dinges zu erforschen oder zu erkennen suchen. Auf etwas studieren, es zu erforschen suchen. Auf eine Antwort, auf eine Entschuldigung, auf eine Erfindung, auf Mittel und Wege studieren. Auf eine Predigt, auf eine Rede studieren. In den Propheten studieren, Sir. 39, 1. Ingleichen als ein thätiges Zeitwort, eine Sache studieren, sie deutlich zu erkennen suchen. Ich studiere jetzt mein Herz mehr als jemals. Die Gemüthsarten Anderer studieren. Jemandes Mienen, Geberden studieren, ihre Bedeutung zu erforschen suchen. Das Mittelwort studiert, eine studierte Antwort, studierte Predigt, worauf man studiert hat, ist zwar sehr gewöhnlich, aber nicht sprachrichtig, weil man nicht sagt, eine Antwort, eine Predigt studieren, sondern auf eine Antwort, eine Predigt studieren. — 2. In engerer Bedeutung ist studieren, gelehrte Wahrheiten zu erkennen, Gelehr-

samkeit zu erlangen suchen; als ein Neutrum. Den ganzen Tag studieren. Auch der größte Gelehrte darf nicht aufhören zu studieren, sich nach Wachsthum in der Erkenntniß gelehrter Wahrheiten zu bestreben. Für sich studieren. In noch engerer Bedeutung ist studieren, sich den gelehrten Wissenschaften widmen, besonders in sofern solches auf Universitäten geschieht. Seinen Sohn studieren lassen, zu Berlin, Halle, Leipzig, Göttingen 2c. studiert haben. Dann auch als ein thätiges Zeitwort mit der vierten Endung der Wissenschaft. Die Theologie, die Rechte, die Medizin, die Weltweisheit, die Mathematik studieren, wofür man in einigen Oberdeutschen Gegenden sagt, in der Theologie 2c. studieren. Ein Studierender, der auf Hochschulen Wissenschaften zu erlernen sucht, im gemeinen Leben ein Student. Man pflegt auch wohl einen Gelehrten einen Studierten zu nennen. Auf einen Advokaten, auf einen Doktor 2c. studieren, sich die dazu nöthigen Wissenschaften auf den Hochschulen erwerben, ist nur im gewöhnlichen Leben üblich. — Was nun das Studieren auf den Hochschulen betrifft, um sich hierin theoretisch für den praktischen Staatsdienst auszubilden, oder um dasjenige, was man hier erlernt hat, praktisch im Geschäftsleben anzuwenden, so entsteht die Frage: wie man seine Zeit dazu auf der Hochschule anwenden soll, und wie man das Studium nützlich einzurichten habe? Eine Frage, die zwar nicht schwer erscheint, wenn man annimmt, daß jeder Jüngling, der die Hochschule besucht, sich schon das Fach erwählt hat, worin er sich zu seinem künftigen Berufe ausbilden will, und von dem er nur die darüber abgehaltenen Vorlesungen fleißig zu hören braucht, um durch eigenes Nachdenken über das Gehörte, und fleißige Repetitionen und Nachlesen in empfohlenen brauchbaren Werken, sich darin tüchtig machen kann, da er die Vorstudien schon auf dem Gymnasium absolvirt hat.

Wahr ist dieses, wenn Jemand sich für sein Studium, in der Ausführung dieses Vorsatzes, auszubilden gedenkt; er ihn, den Vorsatz, wirklich befolgt und fleißig ist. Wie Viele haben aber nicht diesen Vorsatz, und weichen in der Ausführung, wenn sie auf der Hochschule sind, weit davon ab, befolgen oft einen ganz andern Studierplan, als ihnen wirklich vorgeschrieben worden, oder sie sich vorgesetzt haben, je nachdem sie diese oder jene Ansicht vom Studieren unter ihren Commilitonen gewinnen, oder sich ihnen auch so manche Ansicht, die aus der neuen Bearbeitung der Wissenschaften für den praktischen Lebenszweck hervorgeht, aufdringt. So gewahrt der Jurist, daß die Rechtswissenschaft in Frankreich und England nach ganz andern Prinzipien oder Grundsätzen betrieben wird, als in Deutschland, daß in jenen Ländern der Jurist sich gleichsam praktisch bildet, daß er von allen den vielen Vorbereitungen, die bei uns vor der Praktik vorangehen, und dann erst diese erlernt werden muß, die wenigsten nöthig hat. In Frankreich gilt der Code Napoleon als Entscheidung, und die Rechtspraktik giebt das Verfahren bei Prozessen an die Hand, und vor diesem Gesetzbuche galt der Code de France, den Ludwig der Vierzehnte einführte, durch ganz Frankreich. Vom Römischen Rechte und so vielen andern verjährten Rechten ist da nicht einmal die Rede, sondern dieses hängt von Jedem ab, ob er sich darin umsehen will, oder nicht. In England wird das Römische Recht auf den Hochschulen oder Universitäten zwar gelehrt, aber nicht beobachtet, sondern nach den Englischen Gesetzen, die sich auf die Parlamentsakten und das Herkommen gründen, wird hier entschieden, welche auch in London &c. in besondern Kollegien, Inns oder Schulen, gelehrt, und die Ausübungen dieser Rechte mit besonderem Gepränge ertheilt werden, das heißt, es werden verschiedene Grade der Rechtswissenschaft in diesen Inns ertheilt, und Niemand, der nicht einen solchen Grad

erhalten hat, kann als bevollmächtigter Sachwalter auftreten oder eine Bedienung erhalten. Dergleichen Rechte sind von Bracton, Gowel und andern berühmten Rechtsgelehrten zusammen getragen worden. Also auch hier hängt es von den eigentlich sich praktisch in den Inns bildenden Juristen ab, ob sie das Römische Recht für sich stutieren wollen, gelehrt wird es hier nicht, sondern nur die Englischen Gesetze. Auch kann man wohl annehmen, daß auf den ganzen Zustand des heutigen Rechts, nach dem Stande der Wissenschaften und des praktischen Lebens, der Staatseinrichtungen und der jetzigen Bildung gesitteter Völker, die alten Gesetze und Rechte nicht mehr ganz passen; denn man kann wohl keine bestimmte Folgerung, noch viel weniger einen deutlichen Schluß, auf die jetzigen Rechtsverhältnisse ziehen, mithin kann das ganze Studium dieser Rechte auch nur als eine antiquarische nnd geschichtliche Angelegenheit betrachtet werden, aber keinesweges als eine auf das praktische Umgangs- und Geschäftsleben Anwendung findende; denn der Jurist muß in und mit der Welt leben, um sich ganz für sein Fach auszubilden; er kann also auch nicht bei dem Alten stehen bleiben, und nach diesem entscheiden wollen, sondern nach dem neuern Zustande der Völker hat er seine Entscheidung einzurichten, und hier leitet ihn die Philosophie bei der Betrachtung des Rechts, der Gesetze und der vorkommenden streitigen Fälle, und der Anwendung der Ersteren auf die Letzteren, die Gesetze gelten ihm nur als Norm, was sie auch seyn sollen, er modificirt sie in der Anwendung bei den ihm vorliegenden Civil- oder Kriminalfällen nach deren Gestaltung, Absicht und Ausführung, welches aber früher nicht der Fall war, wo nach dem Buchstaben des Gesetzes verfahren wurde, die Fälle mochten seyn, welche sie wollten, und sich gestaltet haben, wie sie wollten, nur das geschriebene Gesetz entschied, nicht die Auffassung des Falls nach der Absicht der Partheyen, oder in der

Richtkunde, oder nach dem Gemüthszustande in Ausübung des Vergehens oder Verbrechens. Diese Philosophie des Rechts ergiebt sich aber mehr durch die Praktik, durch das Beobachten der vielfältigen und vielseitigen Handlungen der Menschen nach den Zuständen und Lagen, worin sie sich befinden, und worin sie handeln, oder woraus ihre Handlungen entspringen, die zu Prozessen und zu andern juristischen Verhandlungen und Entscheidungen führen. Die Rechtspraxis steht daher in Frankreich, wie in England, oben an, und da die Prozesse und alle Kriminalfälle öffentlich geführt werden, so kann das Publikum selbst bei jeder Entscheidung richten, selbst Richter in der Sache seyn. Diese und ähnliche Betrachtungen des Juristen beweisen ihm, daß sein Fach eine mehr praktische Wissenschaft ist, die aus dem Verkehre der Welt geschöpft werden muß, nicht in der Studierstube allein, und daher sind in neuerer Zeit die verschiedenen Ansichten über die Jurisprudenz entstanden, und auch die Ansicht, daß es eine Brodwissenschaft sey, die ihr Fundament, wie jede Kunst, jedes Handwerk habe, und nicht durch Spekulationen und Sublimitäten zu erlangen sey, sondern auf dem natürlichen Wege mit einer reinen oder ganz natürlichen Logik, die zu richtigen Schlüssen führt, die hier angewendet werden müssen. Hieraus folgert man auch ganz richtig, daß die meisten Wissenschaften für das praktische Leben berechnet sind, und die wenigsten für die Spekulation, für eine übersinnliche Welt, oder vielmehr für übersinnliche Betrachtungen, und hierzu, zu den praktischen Wissenschaften, gehören: die J u r i s p r u d e n z, M e d i z i n, S t a a t s- und die K a m m e r w i s s e n s c h a f t; sie greifen in das praktische Leben und lassen sich also auch nicht hiervon trennen; je mehr man daher diese Wissenschaften von einem nutzlosen Wuste oder Ballaste befreien kann, je wirksamer werden sie sich in der Anwendung beweisen, denn um so klarer treten sie hervor; je mehr man sie da-

gegen mit dem Ballaste umhüllt, sie so zu sagen verschanzt, je weniger werden sie praktisch leisten, und hierauf kommt es doch besonders in dem Staatsleben und der Staatswirthschaft und Staatsverwaltung an. Diese wollen ja nur den Nutzen ziehen, und je freier sich dieser entwickelt, je vortheilhafter für die Regierung und den Staat. Aber auch die Wissenschaften gewinnen dabei, denn sie werden von den nutzlosen Schlacken befreiet, die nur aufhalten, ohne einen besonderen Nutzen zu gewähren. Wenn daher Wissenschafter die Ansicht haben, daß die Wissenschaften auch als Mittel des Lebensunterhalts betrachtet werden müssen, so ist diese Ansicht wohl nicht unrichtig, wenn sie gleich nicht als allein herrschend betrachtet werden darf und muß; allein dieses thut auch selbst ein großer Theil der mechanischen Handwerker nicht, denn Viele derselben bemühen sich ihr Handwerk des Handwerks wegen zu betreiben, nicht bloß um des Lebensunterhaltes willen, wenn dieses gleich mit bedingt ist, und bilden es durch neue Erfindungen darin heraus, erhöhen es zur Kunst. Derjenige aber, der eine Wissenschaft oder Kunst doch immer nur erlernt, um davon seinen Lebensunterhalt, sein Brod zu haben, wird auch dieses seine Sorge seyn lassen müssen; denn ohne Vermögen, um ganz davon leben zu können, werden wohl Wenige eine Wissenschaft betreiben, und die es thun, führt ein nicht ungleicher, oft aber weniger edler Zweck zu ihrem Studium, die Ehrsucht, also nur der, sich vor der Welt auszuzeichnen und als eine bedeutende Staatsperson zu glänzen, und oft hat auch hiervon die Wissenschaft sehr wenig, noch weniger, wie von dem, der sie als Erwerbsquelle betreibt, und sich dabei als ein tüchtiger brauchbarer Mann auszeichnet, der über das Fach, was er erlernt hat und betreibt, nachdenkt und es fortwährend zu seinem Stndium macht. Dieses sind allgemeine Betrachtungen, die man bei allen Studien bewahrheitet finden wird, wenn man sie von dem richtigen

Gesichtspunkte aus betrachtet. Das Kreisen der Welt möchte durch Jahrtausende dasselbe bleiben, aber nicht der Verkehr in derselben durch das immerwährende Auf- und Abfluthen der Bevölkerung, und den jedesmal bedingten Zeitgeist, mithin ändern sich auch die Grundsätze der Wissenschaften, wie sich diejenigen der Regierungen und der Regierten ändern; denn mit der Zunahme der Ausbildung oder Kultur eines Volkes, berichtigen sich die Ansichten über seinen Stand im Staate, in den Wissenschaften, Künsten rc., und was es früher von Andern entlehnte und auf seinen Boden mit Mühe zu verpflanzen suchte, findet es jetzt auf dem eigenen in reicherer Fülle und besser, als ihm das Fremde paßte, welches seinen Sitten und Gewohnheiten gar nicht analog war. Nur die Bildung entscheidet und beglückt die Staaten, wenn sie richtig aufgenommen und vertheilt wird, das heißt, sich wahrhaft festsetzt, und nicht angeflohen ist, welches daher nur nach und nach geschieht, nicht schnell, nur durch ein gehöriges Fortbilden der Jugend in den verschiedenen Lebensverhältnissen mit Beobachtung ihres Wirkungskreises, damit nicht da weiter gegangen wird, wo es offenbar dem Praktischen schaden würde; denn im Zusammenwirken muß Alles bleiben, von der untersten Stufe bis zur höchsten, ohne daß dadurch ein gemeinsames Ausbilden in den Volksklassen gehindert wird; denn dieses liegt wieder in der schon erwähnten richtigeren Vertheilung, damit Jeder das Seinige bekomme. — Wie man die Universitätsstudien zu beginnen habe, und wie man sich dazu vorbereiten solle oder müsse, hat, unter dem Rektorate des Herrn Doktor und Professor Marheineke, der Senat der Berliner Hochschule am 19. Januar 1818 in einem kurzen Abrisse gezeigt. Es heißt:

Die Erfahrung der letzten Zeiten hat gezeigt, daß ein großer Theil der Studierenden der hiesigen Uni-

versität seine Studien keinesweges so einrichtet, wie sowohl die freie und gründliche Bildung, welche auf der Universität erworben werden soll, als auch die Vorbereitung zu einer ersprießlichen Thätigkeit im spätern Geschäftsleben es erfordert. Man hat vielmehr bemerkt, daß die meisten sich beeilen, das Nothdürftigste für ihre künftige praktische Laufbahn zu erlernen, und die allgemeinen Wissenschaften, namentlich die humanistischen Studien und besonders die Lateinische Sprache, so wie auch die Geschichte und Philosophie in dem Grade vernachläßigen, daß sie das Fach, welchem sie sich widmen, nicht mit gehörigem Vortheile und auf eine der Würde der Wissenschaft angemessene Weise studieren können. Da man mit Recht voraussetzen kann, diese Erscheinung habe ihren Grund vorzüglich in mangelhaften oder unrichtigen Vorstellungen über das Wesen der wissenschaftlichen Bildung überhaupt, und den Zusammenhang, in welchem die allgemeinen Studien mit den besonderen Fächern stehen, denen sich jeder widmet, so ist es unsere heilige Pflicht, den uns anvertrauten Jünglingen, von welchen viele nach ihren Jahren und der Stufe ihrer Ausbildung keine selbstständige und feste Ansicht hierüber haben können, mit unserem väterlichen Rathe zu Hülfe zu kommen, und ihnen mit wenigen Worten den Standpunkt zu zeigen, auf welchen der Studierende sich selbst stellen muß. — Wir sind weit entfernt, der größeren Zahl unserer Zuhörer zuzutrauen, sie seyen in der höchst untergeordneten Ansicht befangen, welche die Wissenschaft nur als ein Mittel des Lebensunterhalts anerkennt, wiewohl diese wahrhaft unsittliche Betrachtungsweise manche Gemüther beherrscht. Indessen erkennen doch sehr viele, daß die Wissenschaft um ihrer selbst willen gesucht werden muß, und zwar einen Nutzen für das Leben hat, aber nicht durch diesen Nutzen bedingt ist: daß sie vielmehr zuerst ohne Rücksicht auf zukünftige Anwendung ergriffen und ihre Anwendung erst später gemacht werden muß. Nur wenn der Studierende von diesem Gedanken geleitet wird, kann er hernach im Staate und in der Kirche eine bedeutende und bildende Wirksamkeit äußern. Wer sich aber jene wahrhaft wissenschaftliche Bildung zum Ziele gesetzt hat, kann seinen Zweck nicht erreichen, wenn er

nicht auch auf der Universität dem Studium der allgemeinen Wissenschaften seinen Eifer widmet; welches der Staat selbst durch seine Verordnungen über die Prüfung zu Aemtern und vorzüglich durch die Aufstellung der philosophischen Fakultät auf den höhern Lehranstalten anerkannt hat. Alle praktischen Wissenschaften haben nämlich ihre Wurzel in den allgemeinen, was in Bezug auf die Naturwissenschaften und die Mathematik klar genug ist, in Rücksicht der übrigen aber in gleichem Grade gilt. Die ganze wissenschaftliche Bildung der neuern Zeit ist auf das Studium des Alterthums gegründet, von welchem sie sich, wie schön sich auch immer Sprache und Litteratur der neuern Völker ausgebildet haben und ferner ausbilden mögen, nur zu ihrem Verderbe trennen kann. Die Lateinische Sprache nicht allein zu verstehen, sondern auch richtig zu schreiben, ist eine Anforderung, welche an jeden wissenschaftlichen Mann mit Recht gemacht wird, weshalb für die öffentlichen Proben gelehrter Ausbildung auf Universitäten die Lateinische Sprache gesetzlich vorgeschrieben ist. Diese sowohl, als die Griechische, ist jedem Studierenden, welches Fach er immer ergreifen mag, wenn er nicht bei der handwerksmäßigen Erwerbung gewisser Fertigkeiten kleben bleiben will, unentbehrlich: durch die Erklärung der alten Schriftsteller wird nicht allein der Sinn für das Verständniß der alten unübertrefflichen Muster geöffnet, sondern auch die Gabe gelehrter Forschung, und des klaren, reinen und bestimmten Ausdrucks in Rede und Schrift ohne Unterschied der Sprache geweckt und geschärft: die übrigen zum Alterthumsstudium gehörigen Lehrfächer enthalten Kenntnisse, welche zu erwerben jedes freigebildeten Menschen, ohne Rücksicht auf sein künftiges Geschäft, vorzüglich würdig ist. Letzteres gilt nicht minder vom Studium der Geschichte, welches überdies, was unser Zeitalter auch anerkennt, dem Rechtsgelehrten und Staatsmann höchst nothwendig ist. Die Philosophie ist endlich das gemeinsame Band aller Wissenschaften; alle gehen aus ihr, als ihrer Mutter hervor; sie gehört, nächst der Philologie, nicht allein zur allgemein menschlichen Bildung und übt das Organ aller wissenschaftlichen Erkenntniß, sondern orientirt auch auf dem Gebiete des Wissens,

bewahrt vor der Vermischung ungleichartiger Standpunkte und Erkenntnißarten, und deckt in jeder Wissenschaft das eigentliche Wesentliche auf, welches ohne sie in keiner verstanden werden kann; ja die nähere Bekanntschaft mit ihr offenbart, wie nur von den höchsten Gegenständen der Erkenntniß die Lösung der wichtigsten Aufgabe des menschlichen Geistes abhängt. — Bloß wer mit den äußersten unmittelbar praktischen Enden der Wissenschaften sich begnügen will, kann gründlicher allgemeiner Studien entbehren; aber ein solcher gehört nicht auf die Universität, als höhere Bildungsanstalt, sondern mag sich in andern, für die Technik eingerichteten Anstalten Fertigkeiten erwerben. Die größten Männer in jeder Wissenschaft, nicht allein die Gelehrten, sondern auch die ausübenden großen Kirchenlehrer, Rechtsgelehrte, Staatsmänner, Aerzte, sind in der Schule der Philologie, Geschichte und Philosophie gebildet worden; solchen nach Maaßgabe seiner Kräfte und Fähigkeiten nachzustreben, ist eines jeden Studierenden würdig, der diesen Namen mit Recht führen will. Wir legen es daher allen unsern akademischen Mitbürgern dringend ans Herz, diesen Weg, der allein zum wahren Ziele führt, nach alter Weise einzuschlagen, und sich zuerst in den allgemeinen Wissenschaften festzusetzen, ehe sie sich zum ausschließlichen Studium ihres bestimmten Faches begeben, und auch dann, wenn sie diesem sich mehr widmen müssen, jene niemals ganz aus den Augen zu verlieren. — Es muß zwar vorausgesetzt werden, daß jeder Studierende, zu welcher Fakultät er sich auch bekennen mag, eine tüchtige Grundlage von Kenntnissen in den Hauptfächern des Schulunterrichts, den klassischen Sprachen, der Mathematik und der Geschichte, zur Universität mitbringe. Dennoch muß er, um sie von höheren Gesichtspunkten, als ihm die Schule aufstellen kann, betrachten und behandeln, und zugleich tiefer und erschöpfender kennen zu lernen, und um dadurch für allgemeine Geistesbildung, wie für sein Berufsfach zu gewinnen, auch ihr Studium neben dem der Universität vorbehaltenen der Philosophie, und dem ihr mehr als die Schule anheim fallenden der Naturwissenschaften, nicht hintenan setzen. Ja, will er das Studium der

allgemeinen Wissenschaften recht planmäßig und mit Nutzen betreiben, so wird er wohl thun, in jedem halben Jahre zwei Vorlesungen aus ihrem Gebiete mit Fleiß und Eifer zu hören: wenn er hierzu abwechselnd in einem halben Jahre die Erklärung eines Lateinischen, in dem andern eines Griechischen Schriftstellers wählt, und damit bald ein philosophisches, bald ein historisches, bald ein naturwissenschaftliches oder mathematisches Collegium verbindet, so wird er immer noch Zeit genug übrig behalten, seinem besondern Fache obzuliegen. Und sollte er vielleicht auch mit letzterem binnen der gewöhnlichen Studierzeit nicht zu Ende gelangen, so ist eher zu rathen, daß er seine akademischen Studien etwas verlängere, als daß er die allgemeinen Wissenschaften vernachlässige. Diese den allgemeinen Studien zu widmende Aufmerksamkeit ist nach dem Zwecke des Staates, welchem unsere Universität angehört, und dem Willen der höchsten Behörde angemessen, die mit aller Kraft dahin gewirkt wissen will, ein geistloses und handwerksmässiges Studium zu verdrängen: eben denselben Betrieb der allgemeinen Wissenschaften empfehlen insbesondere wir den Studierenden unserer Universität, auf welcher Gelegenheit genug gegeben ist, jenen Zweck zu erreichen: und sicherlich wird es am Ende seiner akademischen Laufbahn keinen gereuen, unsern Rath befolgt zu haben.

Wenn man nun den Satz aufstellt, daß Niemand bloß darum studieren müsse, um die Wissenschaften als Broderwerb zu benutzen, sondern bloß um der Wissenschaften selbst willen, so muß man natürlich auch auf die Subjekte Rücksicht nehmen, welche sich dem Studieren widmen wollen, ob sie auch wirklich diese Fähigkeiten dazu haben; denn es gehört dazu nicht bloß ein Durchlaufen der Klassen, bei welchem so mancher mittelmäßige Kopf, der nur fleißig bei seinem mechanischen Betriebe der Schulwissenschaften ist, und gut memorirt, mit durchgeführt wird, sondern auch wirklich Talent und Genie für das Fach, welches man sich als Wissenschaft

zu treiben ausersehen, und treiben will; es setzt also eine genaue Prüfung der dazu nöthigen Anlagen und Fähigkeiten voraus, kein bloßes mechanisches Erlernen der Wissenschaften; denn dergleichen Individuen werden die Wissenschaften nicht weiter befördern, und sie nur bloß als Mittel des Lebensunterhalts betreiben, weil sie wissen, daß in den Verhältnissen, worein sie gesetzt werden, sie eben so mechanisch ihr Brodstudium forttreiben können. Auf dieses Letztere sollte besonders Rücksicht genommen werden; denn auf keinem Wege des Broderwerbs sind so viele Hindernisse und Schwierigkeiten zu bekämpfen, bei keinem Stande ist man in Rücksicht der Wahl desselben so sehr der Gefahr ausgesetzt, getäuscht und irre geleitet zu werden, als eben bei diesem. Ein Schriftsteller sagt: „Es giebt nicht leicht einen Stand, wo so viele junge Leute, des Mangels aller Anlagen und Talente ungeachtet, hineingezwängt, ja man möchte sagen hineingestoßen werden, als gerade in den gelehrten Stand. Daher kommen eine Menge sogenannter Studierender, durch welche der Staat eben so wenig gewinnt, als die Wissenschaften durch sie erweitert und befördert werden, und wie Viele von diesen finden sich nicht in ihrer süßen Erwartung getäuscht! wie kann man sich also wundern, daß es auch in diesem Stande so viele Unzufriedene und Mißvergnügte giebt. Soll es Maxime eines jeden vernüftigen Menschen seyn, sich bei jeder Handlung eines zureichenden Grundes und eines vernünftigen Zweckes bewußt zu seyn, so müßte dieselbe bei dem wichtigsten Schritte im menschlichen Leben, nämlich bei der Wahl einer bestimmten Lebensart, und besonders bei der Bestimmung für den gelehrten Stand, beobachtet und befolgt werden; allein die Erfahrung und der Erfolg selbst beweisen hinlänglich, daß nur wenige Eltern, wenn sie ihre Kinder dem Studieren widmen, diesen Grundsatz vor Augen haben und gehörig beherzigen. Oft sind die Bestimmungsurtheile

der Eltern von verschiedenen Ständen, weshalb sie ihre Kinder den Studien widmen, wohl thöricht zu nennen, und daher die Wahl des gelehrten Standes nicht zu rechtfertigen. So z. B. sagt mancher Vater, der ein Amt bekleidet, welches gelehrte Kenntnisse erfordert: „Mein Sohn soll studieren; ich habe in diesem Stande Brod gefunden und mein Glück gemacht, mein Sohn kann denselben auch wählen; er kann einmal in meine Stelle treten, mir adjungirt werden.“ Hier entsteht nun die Frage: Hat der Sohn Neigung zu diesem Stande; hat er die Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, welche derselbe erfordert, in eben dem Maaße und Grade, wie sie der Vater besitzt? Ob etwa Talente, wie manche Krankheiten, vom Vater auf den Sohn forterben? Oder, wenn der Vater selbst keine besonderen Verdienste und Kenntnisse besitzt, sondern nur durch ein glückliches Ungefähr in dieses Amt gekommen ist, ob dieser Fall auch bei seinem Sohne eintreten müsse? Denn nicht immer können Söhne den Vätern adjungirt werden; auch möchte es wohl wenige erbliche Stellen in einem Staate geben. — Hierzu kommt nun noch, daß Väter oft die Schwächen haben, in Gegenwart ihrer Kinder die lustigen Streiche zu erzählen, die sie oft mit Andern auf der Hochschule verübt haben, und des herrlichen Studentenlebens zu gedenken, wodurch sie auch eine Neigung bei den Knaben zu studieren erwecken, um ein solches Leben auch zu genießen; sie werden daher von der einen Seite wohl mit dem lustigen Universitätsleben bekannt, aber von der andern nicht mit dessen Beschwerlichkeiten, um etwas Tüchtiges zu lernen. — So sagt nun wieder die Mutter: „Mein Sohn kann weder ein Handwerk, noch eine Kunst erlernen; er ist zu schwächlich und kränklich, er soll studieren, dazu taugt er; denn er hat ein gutes Gedächtniß.“ Wie irrig ist nun auch dieses Urtheil; denn der gelehrte Stand erfordert gerade einen gesunden festen Körperbau. Die Gelehrtengeschichte zeigt

hinlänglich, daß gerade diejenigen Männer, welche in den Wissenschaften viel geleistet, zur Erweiterung und zum Flore derselben sehr viel beigetragen haben, außer großen Talenten, auch einen eisernen Körperbau und eine dauerhafte Gesundheit gehabt haben. Der Irrthum ist auch hier sehr groß, wenn man glaubt, daß steter Gebrauch und Anstrengung der Geisteskräfte, anhaltendes Nachdenken, häufiges Sitzen, ja oft manche schlaflose Nacht, den Körper weniger angreifen, als mechanische Arbeiten; auch giebt das bleiche und blasse Ansehen vieler Leute aus dem gelehrten Stande einen Beweis davon; sie sind am meisten mit der Hypochondrie wegen ihres angestrengten Sitzens geplagt, indem sie oft, wie schon erwähnt, Nächte hindurch schlaflos im Meditiren und Arbeiten zubringen; sie stehen also in dieser Hinsicht oft Personen aus andern Ständen nach. Eben so irrig ist es, wenn man glaubt, daß ein gutes Gedächtniß das einzige wesentliche Erforderniß des künftigen Gelehrten sey; es gehören dazu auch eine lebhafte blühende Einbildungskraft, und vorzüglich ein scharfer, durchdringender Verstand, und eine richtige treffende Beurtheilungskraft; denn was hilft einem Gelehrten sein ganzer Gedächtnißkram, wenn sein Verstand nicht die gesammelten Kenntnisse ordnen, die Urtheilskraft das Wahre von dem Falschen unterscheiden, sein Scharfsinn den Wahrheiten tiefer nachforschen und neue Verhältnisse unter denselben auffinden und entdekken kann? Nur eine einzige hervorstechende Geistesanlage, so wie ein gutes Gedächtniß, berechtigen noch nicht zum Studieren; denn es wird hierzu ein glückliches Verhältniß vorzüglicher Talente, mit einem Worte Genie erfordert, und dieses ist ein seltenes Geschenk des Himmels. Solche Eigenschaften sind aber bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaften nothwendig; denn selbst bei vorzüglichen Talenten und Fähigkeiten wird es in unsern Tagen sehr schwer, beträchtliche Fort-

schritte in den Wissenschaften zu machen, und sich auf eine vortheilhafte Weise auszuzeichnen; denn der nicht Fremdling in der Literatur wird wohl wissen und einsehen, daß der jetzige Zustand der Wissenschaften, demjenigen, in welchem sie sich vor mehr denn sechzig Jahren befanden, höchst unähnlich ist; fast eine jede Wissenschaft hat ihre eifrigen Beförderer und geschickte Bearbeiter gefunden; sie sind sämmtlich durch neue Entdeckungen bereichert worden, und haben dadurch am Umfange und Gebiete bedeutend zugenommen. Dann hängen auch wieder die mehrsten Wissenschaften, selbst die sogenannten Fakultäts- oder Brodwissenschaften so genau mit einander zusammen, daß man unmöglich in irgend einer glückliche Fortschritte machen kann, ohne sich nicht oft genöthiget zu sehen, in das Gebiet der nächst angränzenden hinüber gehen zu müssen. Dieses Alles sind Gründe, welche Eltern zu berücksichtigen haben, wenn sie ihre Söhne zum Studieren bestimmen, und welches junge Leute, die sich dem Studium widmen, ebenfalls in Ueberlegung ziehen müssen, ob sie diesen Anforderungen wohl gewachsen sind, um sich nachher nicht zu beklagen, wenn vielleicht ihre sich versprochene Aussichten getrübt werden. Es soll damit aber nicht gesagt werden, als wenn es nicht Diesem oder Jenem glücken könnte, bei einem weit untergeordneten Talente, als man gewöhnlich zu erlangen berechtiget ist, sein Glück zu machen; allein ein wirklich guter Kopf, mit Talent und Genie begabt, und mit dem savoir vivre ausgestattet, wird sich in jede Lage zu schicken wissen, und Dieses und Jenes ergreifen können, wozu ein Anderer von untergeordneten Geistesgaben kein Geschick hat, also sitzen bleiben würde, wenn es ihm nicht auf eine andere Weise durch Connexionen &c. glückte. — Besonders aber gehört das Studium der Theologie in die oben angeführte Categorie der frommen Wünsche der Eltern; denn diesem Fache widmen sich eine große An-

zahl der Abiturienten eines Gymnasiums. Die Bestimmung zu diesem Stande, dem Predigerstande, geschieht oft aus mißverstandener Frömmigkeit der Eltern, oft aber auch von den Vätern, weil sie selbst in dieser Laufbahn fungiren, und sie keine bessere Aussicht für ihre Söhne suchen, als Theologie zu studieren. Auch läßt die große Anzahl der Theologie Studierenden auf den Hochschulen, und selbst die Lebensart Vieler, sicher schließen, daß nicht Liebe zu dieser Wissenschaft selbst, noch weniger der Eifer das heilige Evangelium zu lehren und zu verbreiten, die Hauptmotive dazu gewesen sind, bloß der Wunsch der Eltern, weil sie gute Anlagen zu einem künftigen Geistlichen bei ihrem Sohne zu entdecken glaubten. Bei den Landgeistlichen ist es nichts seltenes, daß sie ihre Söhne zum Studieren der Theologie bereden, weil sie dabei ihr Brod haben, und es leichter ist, eine Landpfarre zu erhalten, als eine Pfarre in den Städten." — Hier wird nun zwar von Andern Folgendes eingewandt: „In der Regel hat jeder Vater für das Amt oder die Handthierung, welche er treibt, mit Recht eine gewisse Vorliebe; er bestimmt deshalb auch gern Einen seiner Söhne für seinen Stand, welches man ebenfalls bei den Handwerkern findet. So z. B. nimmt der Tischler aus mancherlei nicht verwerflichen Ursachen seinen Sohn bei sich in die Lehre, weil er glaubt ihn am besten mit den Kunstgriffen seines Handwerks bekannt machen zu können. Die Werkstatt mit dem nöthigen Handwerkszeuge ist einmal da; er kann von seinem Sohne bessere und unverdrossenere Hülfe erwarten, als von einem Fremden, und er hofft schon, daß derselbe einst seinen Platz wieder ausfüllen werde. Der Sohn ergreift gern des Vaters Geschäft; denn schon als Knabe ist er in der Werkstatt beschäftiget, fertiget spielend manches Stück Arbeit, und nun, da er seinen Beruf wählen soll, wählt er den seines Vaters, weil er sah, daß sein Vater bei

Fleiß und Redlichkeit, Ehre und Brod in seinem Stande hat; auch gewahrt er, daß er hier, wo er schon die Handgriffe abgesehen hat, sich am leichtesten die nöthigen Fertigkeiten erwerben werde. Eben so ist es der Fall bei dem Künstler, z. B. beim Maler, wo der Knabe leicht zu der Kunst seines Vaters angezogen wird, weil er schon spielend mit so manchen Sachen vertraut wird, die zum Mechanischen der Kunst unumgänglich nothwendig sind; er wird also auch beim Heranwachsen die Kunst des Vaters, als das Fach erwählen, wozu ihn schon von Jugend auf die Neigung trieb. Dieses zeigt auch die Erfahrung von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten; denn wie viele namhafte, ja berühmte Künstler giebt es nicht, deren Väter auch Künstler gewesen, oder es noch sind; selbst Raphaels Vater war ein Maler. Natürlich werden nicht alle Söhne dasselbe Gewerbe in einer Familie ergreifen, auch wohl der einzige Sohn von dem Gewerbe seines Vaters abgehen, wenn er keine Neigung dazu fühlt, wie dieses auch ganz natürlich in der Welt ist und seyn muß, wenn nicht ein, alle Industrie hemmender und tödtender Kastengeist entstehen soll. Eben so ist es mit dem Gelehrten oder Wissenschafter, der seinem Sohne eine gelehrte Erziehung zu geben sucht; er erweckt dadurch in ihm allmählich die Neigung zum gelehrten Stande. Dieses ist der gewöhnliche Gang. Indessen läßt sich nicht läugnen, daß die Wahl des künftigen Standes und Berufs sehr oft auf dunkeln Vorstellungen beruht, und eben so oft durch ein bloßes Vorurtheil bestimmt wird; allein zu läugnen ist es wiederum nicht, daß auch oft nicht nach den Neigungen und Wünschen, sowohl der Eltern, als der Kinder, gewählt werden kann, sie müssen oft wählen, wie ihr Nothstand es ihnen räth; denn Todesfälle, Vormundschaften, Vermögensumstände ꝛc. verändern oft die erstgetroffene Wahl. Einmal angenommen, daß die Wahl zu dem künftigen Berufe unter den besten und günstigsten Vermögens-

umständen getroffen, und daß sowohl für die geistigen, als körperlichen Kräfte recht zweckmäßig gewählt worden, auch auf die Zeitumstände die gehörige Rücksicht genommen sey; ist man denn ganz sicher, daß nicht in der Folge, wo es schon zu spät ist eine Aenderung in der Wahl zu treffen, solche Umstände einfallen, die es sehr deutlich an den Tag legen, daß man hätte besser wählen können? Wenn es irgendwo wahr ist, was Horaz sagt, so ist es wahr bei der nach Neigung getroffenen Wahl des künftigen Berufs: Prudens futuri temporis exitum caligionosa nocte premit Deus (Mit Weisheit hüllet Gott die künftigen Erfolge in Dunkel ein). Wenn der Prediger seinen Kindern Neigung zum Studieren einflößt, so ist dieses gewiß nicht tadelnswerth, nur müssen sie dazu nicht beredet, und nicht wider Willen gezwungen werden. Haben seine Söhne Talente, so kann er selbst, als ein Mann von gelehrter Bildung, schon von den ersten Jahren an auf die Entwickelung und Ausbildung dieser Talente hinarbeiten. Die nöthigsten Hülfsmittel zum Studieren hat er selbst, und er leitet mit Weisheit seine Kinder beim Gebrauche derselben. Die Bücher, die beim Verkaufe gewöhnlich zwei Drittel ihres Werthes, und oft noch mehr, verlieren, behalten doch jetzt für die Familie noch einigermaßen ihren Werth. Ueberhaupt sollte jeder Vater immer seine Kinder zu ihrem künftigen Stande, wozu er glaubt, daß sie Neigung haben, oder sich durch gewisse Merkmale qualificiren, hinzuleiten suchen, ehe er sie selbst wählen läßt, weil die Wahl oft zu schnell und ohne Ueberlegung geschieht, oft auch durch Anregung von Andern. Ein funfzehn bis sechzehnjähriger Jüngling hat zwar noch nicht die Umsicht des erfahrenen Mannes, allein ist er einmal vernünftig geleitet, so wird er schon nach des Vaters Wunsche wählen. Die Einwendung wegen Talent und Genie wird man überall in der Theologie nicht gut anwenden können, um hiernach mittelmäßige Köpfe von diesem

Studium abzurathen. Der mittelmäßige Kopf, der in guten Vermögensumständen das Studium der Theologie ergreift, wird unter gehöriger Leitung, und wenn er nur nicht verschroben wird, ein sehr brauchbarer Mann in seinem Fache werden können, und unter den genannten Umständen wirklich werden. Vorzügliche Köpfe sind oft im Vertrauen auf ihre Geisteskräfte im Studieren nachlässiger, und bleiben hinter dem mittelmäßigen Kopfe zurück. Dieser stoßt oft an, und findet bei seinem Studieren Hindernisse und Schwierigkeiten, die er mühsam wegräumt und zu übersteigen sucht, während der gute Kopf sie vielleicht überspringt; aber diese Mühe und Anstrengung macht ihm keinen Verdruß, macht auch seine Unzufriedenheit nicht rege, sondern spornt nach glücklichem Ueberwinden nur noch mehr seinen Eifer. Schlimmer ist die Sache schon, wenn der mittelmäßige Kopf zugleich in schlechten Vermögensumständen ist, da es dann der Schwierigkeiten sehr viele giebt; er kann z. B. auf den Hochschulen die Kollegia nicht bezahlen, sich nicht einmal die nöthigsten und besten Bücher in seiner Wissenschaft anschaffen; wenn aber wieder die Erfahrung lehrt, daß trotz dieser so groß scheinenden Hindernisse dennoch Jünglinge von nicht eminenten Geistesgaben sich zu geschickten Männern in der Theologie hinaufbildeten, so ist solches ein argumentum ad hominem, daß Armuth von diesem Wege des Broderwerbes nicht abschrecken darf. Freilich wird Aufopferung, Selbstverläugnung, Kürmmen und Widen oftmals dabei unvermeidlich seyn, wer aber Alles dieses um eines selbstgewählten Berufs willen übernimmt, der wird nicht so leicht verdrießlich; er ringt und duldet, und duldet gern. Der wohlhabende Student kauft ein gutes Buch und stellt es gebunden hin, um es bei bequemer Zeit zu lesen, und nach einem Jahre steht es noch immer ungelesen da, weil die bequeme Zeit sich immer noch nicht finden wollte. Der ärmere Studiosus sieht das Buch bei ihm, bittet es sich

auf einige Tage aus, und liest es wirklich, um seine Kenntnisse zu bereichern, weil er auf die bequeme Zeit nicht warten kann. Jener hat nun das Buch, und dieser die Kenntnisse, und so geht es mit den Kenntnissen des reichen und des armen Studenten." — Genie und Talent, wenn sie vereiniget sind, machen nicht immer die Wirkung, die man sich von ihnen verspricht. Der talent- und genievolle Jüngling ist sehr oft der am wenigsten fleißige Student, da ihm Alles leicht wird, er Alles mit seinem Geiste erfaßt und festhält, so giebt er sich nicht sonderlich Mühe im Studieren; denn er denkt: du kannst das Fehlende dir leicht nachholen, dafür willst du lieber dem Vergnügen einen großen Theil der Zeit widmen, denn die Studentenjahre kehren nie wieder, mithin achtet er auch auf seine Studien wenig, geht oft in den Vergnügungen zu Grunde, und die herrlichen Anlagen bleiben unausgebildet, oder er leistet doch das nicht, was er leisten konnte, wenn er sein Fach ordentlich betrieben hätte; denn man möchte fast sagen, daß die meisten genialen Köpfe für das Fach, was sie ergriffen haben, verloren gehen, und dieses wegen ihrer Genialität, wegen ihres leichten Ueberspringens von einem Gegenstande zum andern, da sie sich leicht darin orientiren, gleich darin zu Hause sind, so kostet es nur wenig Mühe, welches ein anderer mittelmäßiger Kopf nicht einmal wagt, seine Laufbahn zu verändern, und wohl mit Recht, weil er hier bald aus dem gewohnten Gleise kommen würde, und sich auf dem neuen Wege nicht finden könnte; daher wird man sie auch selten von einem Fache zum andern überspringen sehen, sie bleiben in der erwählten Laufbahn, und arbeiten sich darin durch. Indessen hat der arme und mittelmäßige Kopf immer mit vielen Schwierigkeiten auf der Hochschule zu kämpfen, weil ihm hier eine beträchtliche Anzahl von armen Studierenden begegnet, unter welchen sich oft sehr geschickte und fähige Köpfe befinden, und die größtentheils ganz

von Informationen leben müssen, es wird ihm also sehr schwer hier ein Gleiches zu thun, weil er sich dazu erst Bekanntschaft erwerben und Fähigkeiten im Unterrichten zeigen muß; denn auf Stipendien kann nicht Jeder rechnen, da alle Universitäten nicht mit einer gleich großen Anzahl dotirt sind, und dann diese auch nicht immer ganz arme erhalten, für die sie wohl eigentlich legirt worden. Genug es gehört auch hierzu Connexion, und wer diese nicht besitzt, wird sich oft vergebens um Stipendia bewerben. Die Vorlesungen, die er nöthig hat, kann er entweder ganz gratis erhalten, oder er kann sie stunden lassen, nur muß er bei beiden Zeugnisse beibringen, die seine Zahlungsunfähigkeit bezeugen. Auf einigen Hochschulen, wie z. B. in Leipzig, werden die meisten Kollegia gratis gelesen; allein in den übrigen Fächern des Wissens, die nicht zu den sogenannten Brodstudien gehören, müssen die Kollegia belegt werden, wenigstens werden von diesen nur einige publice gelesen. Wenn sich nun der arme Studierende auch hier, wie überall, mühsam hindurchwindet, indem er sich mit der Hoffnung tröstet, nach geendigten Universitätsjahren eine Hauslehrerstelle anzutreten, um sich hierbei leichter den Unterhalt zu erwerben, so hat auch dieses wieder seine Schwierigkeiten in jetziger Zeit. Denn erstens sind gute Hauslehrerstellen nur selten, und dann sind zweitens auch die Anforderungen, die man an einen Hauslehrer thut, oft übertrieben, ja unsinnig; denn man verlangt von ihm, daß er ein vollkommner Polyhistor seyn soll, und wenn er sich selbst dem Erziehungsfache ganz widmen wollte, so würde seine Zeit nicht ausreichen, Alles zu erlernen, was man gegenwärtig verlangt; und selbst diejenigen, welche in ihren Forderungen noch bescheiden oder mäßig sind, verlangen doch, außer den gewöhnlichen Kenntnissen, wozu auch die alten Sprachen gehören, von dem Hauslehrer, daß er in Geographie, Geschichte, Mathematik, schönen Wissenschaften, neuern Sprachen,

doch wenigstens in der Französischen, und in der Musik unterrichte. Diese Kenntnisse soll sich nun auch noch der Theologe erwerben. Soll nun der Studierende auch noch hierauf seine Zeit verwenden, soll er sich noch in neuern Sprachen und in der Musik üben, wie viel Zeit kann er dann auf die theologischen Wissenschaften und auf alte Sprachen verwenden? Man verlangt hier nicht einmal die ersten Elemente, sondern eine Vollkommenheit bei dem Lehrer. Hierzu kommt nun noch, daß die Hauslehrerstellen nicht immer die angenehmsten sind; denn oft muß der Hauslehrer bei einem geringen Gehalte, sich noch mit seinen Eleven herumärgern, indem er ungezogene oder verzogene und verwöhnte Kinder erhält, mit denen er viel Mühe hat, sie erst an eine gewisse Ordnung zu gewöhnen, und ist dieses nothdürftig geschehen, so gehen die Plackereyen mit dem Lehren an, wobei er wieder sein Päckchen Arbeit erhält, und hat er sich dann durch Alles hindurch gearbeitet, so mißfällt er wohl der Frau des Hauses, weil er vielleicht das nöthige savoir vivre nicht besitzt, um hier den Aufmerksamen zu spielen, und so kann er leicht wieder durch einen Andern verdrängt werden, der gefälliger und artiger ist, und sich besser in die Launen der Eltern zu schicken weiß, und auch der Jugend nicht zu viel thut, sie nicht zu sehr anstrengt, damit sie nicht die Lust zum Lernen verliert; und hört nun die Jugend einen solchen Sermon, so wird sie sich sehr hüten, es mit dem Lernen ernstlich zu nehmen, weil sie einen Hinterhalt findet, wobei sich der arme Informator quälen und ärgern muß. Uebrigens ist die Information gerade das Fach für den jungen Theologen, da es seine Bestimmung ist, Menschen zu erziehen und zu bilden, sie für die Religion und das öffentliche Leben tüchtig zu machen. Diese Beschäftigung ist eine der wichtigsten Vorbereitungen auf sein künftiges Amt, weil er hier praktisch die große Kunst studieren kann, die Anlagen eines Kindes zu entwickeln, Ideen in

die Kinderseele zu legen und aufzuklären. Die Informatorstelle ist daher auch noch eine Schule für ihn selbst; denn hier lernt er sich in die Leute und ihre Launen schicken; auch schleift sich hier so manches Rohe ab, was auf den Universitäten sich nicht abschleifen konnte, wenn diese an kleinen Oertern sind, wo oft der arme Student nicht Gelegenheit hat, in Privatzirkel zu kommen, um hier das so nöthige savoir vivre, um leichter durch die Welt zu kommen, zu erlernen; und eben so ist es auch mit den Privatstunden, wenn er diese in ansehnlichen Häusern zu geben bekommt.

Daß übrigens derjenige wohl thut, welcher studieren will, sich erst bei vorurtheilsfreien vernünftigen Männern vom Fache über die Wissenschaft, die er zu studieren gedenkt, Raths zu erholen, und sich nicht blindlings dem gelehrten Stande hingiebt, ohne auch dessen Schattenseiten kennen zu lernen, ist gewiß sehr zu empfehlen, besonders dem Studierenden der Theologie, damit er nicht einst seine Wahl schmerzlich bereue, wie ein Schriftsteller einen Kandidaten anführt, der im Herzen denkt: O mihi praeteritos referat si nunc Deus annos (O wenn jetzt Gott meine vergangenen Jahre zurückführen möchte), nachdem er nicht durch fremde Beispiele, denn deren giebt es genug, sondern durch die eigene Erfahrung klug geworden, indem er sich des Sprichworts erinnert: Felix est, quem faciunt aliena pericula cautum (Glücklich ist der, den fremde Gefahren vorsichtig gemacht haben). Es wird hierbei zu bedenken aufgegeben: daß man es nicht für zu leicht halten müsse, ein guter Prediger zu werden, und dann dürfe man auch nicht die Vortheile übertreiben, welche der Landprediger zu genießen habe, so wie überhaupt nicht das Angenehme seiner Lage. Man schlägt bekanntlich die Vortheile und Bequemlichkeiten eines geistlichen Amtes immer zu hoch an, und übertreibt gemeiniglich in der Angabe die Einkünfte; und betrachtet man die Sache von der Seite, so

ist die Frage: ob die Vortheile die Nachtheile aufwiegen, ob die Belohnung dem angewandten Fleiße, der Zweck den Mitteln entspreche? Die mehrsten Predigerstellen sind bekanntlich vor Jahrhunderten gestiftet, und in Hinsicht auf die Bedürfnisse damaliger Zeit hin und wieder reichlich dotirt, so, daß damals ein Mann von den Einkünften derselben sehr gut leben konnte. Dieses ist aber nicht mehr der Fall in jetziger Zeit, so wie überhaupt in dem Verlaufe der Zeit, da sich der Preis aller zum menschlichen Leben erforderlichen Dinge immer abändert, und auch der Prediger auf dem Lande auf Naturalien angewiesen ist, die diesem Wechsel unterworfen sind. Die Preise steigen und fallen, und dann sind die Bedürfnisse durch neue, welche der Luxus und die verfeinerte Lebensart erzeugt haben, sehr vermehrt worden, und auch von diesen Bedürfnissen kann sich der vernünftige Mann nicht ganz losreißen, wenn man sie auch für entbehrlich halten kann, weil sie ihm oft durch seine Lage, Verbindungen und Verhältnisse mancher Art nothwendig gemacht werden. Es würde heißen: der Prediger schreitet nicht mit der Zeit fort, er klebt am Alten, ist kein Beförderer der Industrie 2c.; er ist also nolens volens gezwungen, mitzugehen, und sieht es auch ein, daß es nöthig ist. Dieses Mitgehen ist aber seinen pecuniären Kräften sehr wenig angemessen, die sich in dem Grade nicht vermehren, wie es die Bedürfnisse thun, ja sie sind gesunken gegen frühere Verhältnisse, denn manche Vortheile, welche seine Vorgänger zu genießen hatten, sind sehr geschmälert worden, oder fallen nach und nach wohl ganz weg; denn die sogenannten Accidenzien und milden Geschenke haben bei der jetzt herrschenden Denkungsart fast ganz aufgehört, wenigstens fließen sie nur sehr spärlich, so daß ein Prediger mit einer zahlreichen Familie sehr übel daran ist, seine zunehmenden Bedürfnisse von seinem mäßigen Einkommen bestreiten zu müssen; ja oft sind drückende Nahrungssorgen das Loos des

geschicktesten Mannes, und so schwinden bei näherer Erörterung der Lage eines Geistlichen die Vortheile und Bequemlichkeiten dieses Standes, die sich der Studierende oft träumt, oder die ihm oft fälschlich so vorgemalt worden, um sich diesem Studium hinzugeben. „Vielleicht, sagt ein Schriftsteller, wird das Studium der Theologie darum gewählt, weil dieser Zweig, als Wissenschaft betrachtet, wie die Tugend durch sich selbst, durch die Nahrung, welche sie dem nach Wahrheit strebenden Geiste gewährt, durch die unbezweifelte Gewißheit, unerschütterliche Festigkeit ihrer Lehrsätze und Behauptungen, belohnt; denn das Studium der Wissenschaften im Allgemeinen wird doch meistentheils deshalb gewählt, weil manche Stelle, wozu wissenschaftliche Kenntnisse erfordert werden, Reichthum, Ehre und Ansehen versprechen. Wenn man nun, auf den vorhergehenden Satz bezogen, doch die Wahrheit erkennen muß, daß die Religion einem jeden vernünftigen Menschen gleich theuer und ehrwürdig seyn muß, so muß man auch, abgesehen davon, zugeben, daß es gewiß keine Wissenschaft giebt, in welcher so viel gemeint, gestritten, behauptet und widerlegt worden ist, als gerade in dieser. Doch sapienti sat! Wer den Gang kennt, den die Theologie seit funfzig Jahren und darüber genommen hat, und wer die Kirchengeschichte studiert, der kann sich schon von dem, worauf hier hingewiesen wird, noch besser überzeugen.“ — Hiergegen wenden wiederum Andere ein: Es ist zwar wahr, daß die Einträglichkeit der Pfarrstellen jetzt nur geringe sey, indessen giebt dieses keinen Grund ab, Jemanden vom Studieren der Theologie abzuhalten; denn es würde gegen die Grundsätze einer reinen Vernunftmoral seyn, wenn man bloß darum von der Theologie abstehen wollte, weil sie keine Schätze verspricht; man muß Gutes wirken und sich nützlich machen, wie und wo man kann. Wer bei Erfüllung seines Tagewerks stets den Rechenstift in der Hand hat, der wird schwerlich da etwas thun, wo ihm

sein Rechenstift eine Null macht. Die Predigerstellen sind freilich merklich gegen die früheren Einnahmen herabgekommen; allein dieses ist eine allgemein bekannte Sache, und wer dessen ungeachtet den Predigerstand wählt, kann der einen Grund der Unzufriedenheit darin finden, daß seine Stelle nicht so viel aufbringt, als sie wohl könnte und sollte. Ist es denn dem Prediger verheißen, daß er täglich einen guten Tisch führen, daß er Braten, Kuchen und Wein vollauf darauf haben soll? Er muß sich wie andere Beamte behelfen, und wird es gewiß um so williger thun, weil er Amts- und Berufshalber ein Beispiel der Nüchternheit, Mäßigkeit und Enthaltsamkeit geben soll; denn soviel bringt jede Predigerstelle ein, daß er davon leben und sich anständig kleiden kann; indessen bewirkt die allgemein bekannte, durch die Zeitumstände herbeigeführte geringere Einträglichkeit der Predigerstellen schon jetzt so viel, daß unsere Jünglinge, die im väterlichen Hause im Glanze erzogen worden, sich zu behelfen nicht gelernt, und dazu auch keine Lust haben, den Predigerstand zu dem Ziele ihrer Wünsche zu machen; sie wollen Kaufleute, Aerzte oder Oekonomen werden. Der Kaufmann gewinnt, wie es scheint, leicht, macht Aufwand, wie ihn kein Geistlicher machen kann, und hat daher Ehre und Ansehen; der Arzt ist zu allen Zeiten nöthig, und wird immer nöthiger, weil zunehmender Luxus und Weichlichkeit den menschlichen Körper immer baufälliger machen, und die Oekonomie ist eine eben so angenehme, als einträgliche und ehrenvolle Beschäftigung. Kommt man nun, wenn auch nicht zu einem eigenen, doch zu einem Pachtgute, so hat man Alles, was man will, hält sogar Kutsche und Pferde. Man kann auch nicht sagen, daß jetzt ein Ueberfluß an Studierenden der Theologie ist, da Bemittelte und Reiche dieses Studium nicht wählen, sondern die Jurisprudenz, Arzneykunst und die Staatswissenschaften, mithin bleibt

dasselbe immer noch für die Söhne der Theologen und für andere junge Leute von weniger bemittelten Eltern. Man darf die Menge der Kandidaten nicht nach der Hauptstadt eines Landes berechnen, weil in dieser immer eine große Zahl vorhanden sind, sondern nach den Landpfarrerstellen, und hier möchte wohl kein Ueberfluß daran seyn. — Der junge Mann, der sich der Theologie zu widmen gedenkt, kann nun hieraus selbst den Schluß ziehen, daß er auch, wenn er sein Fach so studiert, als es oben vom Senate der Berliner Hochschule im Allgemeinen beim Studieren vorgeschrieben worden, nach Vollendung seiner Studien und dem Bestehen im Examen, zu einer Pfarre gelangen wird, die ihn ernährt. Folgender Rath von einem erfahrenen Theologen an einen Abiturienten von der Hochschule, wie er seine fernere Zeit noch einzurichten habe, wird hier wohl noch einen Platz verdienen.

Mein theurer Freund! Die Kürze Ihres Abschiedsbesuches hat verhindert, daß ich Ihnen nicht Alles habe mittheilen können, was ich Ihnen noch zu guter letzt habe sagen wollen. Die aufrichtige Freundschaft und die lange Verbindung, in der ich mit Ihren werthen Eltern stehe, geben mir ein gewisses Recht, auch auf Ihre dauernde Freundschaft Anspruch zu machen, und so füge ich diesem Rechte noch einige Regeln für Ihren Beruf hinzu, die ich selbst nach dreißigjähriger Erfahrung und aus den Erfahrungen vieler meiner Collegen gesammelt habe. Danken Sie zuerst Gott dafür, daß er Ihnen seinen Beistand bei Ihren Studien geliehen, und Sie vor so manchen Gefahren, welche dem jugendlichen Leben drohen, bewahrt hat. Sie haben absolvirt, welches so viel heißen soll, daß Sie sich tüchtig gemacht haben, das Gesammelte zu ordnen, und nachzutragen, was Sie gelesen oder meditirt haben. Sie haben daher Ihre Studien nicht absolvirt, sondern nur Ihr akademisches Leben. Es ist daher nöthig, daß Sie fleißig fortstudieren, daß Sie Ihre gehörten Kollegia sich selbst wiederholen; Sie haben jetzt Zeit und Fähigkeit erhalten, Ihre niedergeschriebenen

Sachen zu prüfen, welches ich Ihnen auch besonders empfehle; denn nur dadurch kann man zu einem erwählten Amte tüchtig werden. Vor allen Angelegenheiten lassen Sie sich das biblische Studium empfohlen seyn, das heißt, lesen Sie fleißig die Bibel selbst in ihrer Grundsprache, und suchen Sie sich zu überzeugen, was der Sinn der Schrift in allen vorkommenden Stellen sey; vergessen Sie das Hebräische, Griechische und andere alte Sprachen, wenn Sie solche auf der Hochschule getrieben haben sollten, nicht, sie dienen immer dazu, sich mehrere Aufklärung über die heilige Schrift zu verschaffen. Sie wissen ja, daß sich unsere Theologie auf die Bibel gründet; je besser man nun diese verstehen lernt, um so gründlicher wird man in jener. Die Commentarien sind nicht zu verwerfen, wer aber ohne Augengläser sehen kann, ist gewiß glücklicher, als wer solche brauchen muß. Nehmen Sie diese biblischen Augengläser nicht eher zur Hand, als bis Sie blöde Augen haben, um bei einer Stelle das Licht zu sehen, welches Sie wünschen. Es ist freilich ein leichterer Weg, ein Theologe zu werden, wenn man sich bloß Compendien, Systeme, symbolische Bücher, Commentarien ꝛc. gedächtnißmäßig bekannt macht. Dieses ist aber kein Theologe, der seinem Stande Ehre macht, und dergleichen Theologen die jetzige Welt mit Recht verlangt, nämlich ein philosophischer Theologe, der durch bündige Gründe in seiner Wissenschaft gewiegt ist: Den Propheten und Aposteln müssen wir, mein Freund, Alles glauben, und andern Scribenten nichts, als was wir mit jenen übereinstimmend erkennen; Sie müssen daher den Sinn der Ersteren immer mehr zu erforschen suchen; dieses ist ein weitläufiges, aber auch das angenehmste Studium eines Gottesgelehrten. Als Kandidat werden Sie diesen Zirkel nicht vollenden; dieses wäre auch nicht zu wünschen, sonst müßten Sie lange Kandidat bleiben, daher müssen Sie es künftig als Prediger fortsetzen; machen Sie aber jetzt als Kandidat den Anfang damit. Sie werden auch als Kandidat predigen, und Sie thun wohl, wenn Sie die Gelegenheit dazu nicht nur nicht ausschlagen, sondern sogar suchen; denn die Fertigkeit, wonach Sie nur zu streben haben, wird auch in diesem Stücke

nicht anders erlangt, als durch öftere Uebung. Hierbei rathe ich Ihnen dreierlei aus eigener Erfahrung. 1) Predigen Sie sich allemal selbst; denn die Absichten aller Predigten sind die Ueberzeugung, die Erbauung, und die Besserung der Menschen. Ein Jeder ist sich selbst der Nächste, und die Liebe fängt hier auch billig mit sich selbst an. Suchen Sie sich also durch Ihre Predigten erst selbst zu überzeugen, zu erbauen, und zu bessern. Je redlicher bei Ihnen diese Absicht ist, desto kräftiger und erbaulicher werden Sie auch predigen; denn nur von demjenigen, wovon man selbst ganz durchdrungen ist, wird man auch zur Rede erwärmt, und diese fließt um so besser, je stärker man von dem Gegenstande ergriffen ist, den man vorträgt. Haben Sie volle Zeit zur Vorbereitung, so wählen Sie nicht das Leichtere, sondern das Schwerere, wobei Sie noch Zweifel und Dunkelheit bisher gefunden. Wollen Sie Laster und Tugenden schildern, auch alle jene Hindernisse und Bollwerke, welche der verderbte Mensch den Tugenden entgegen setzt, lebhaft vortragen, so prüfen Sie sich selbst, ob Sie sich auch in Allem ganz erkannt haben; denn je mehr Sie in Ihre eigene Erkenntniß dringen, um so besser und nachdrücklicher werden Sie die Verdorbenheit und Schlechtheit in Ihren Predigten rügen, und sie anschaulich machen können. Hiervon werden Sie selbst den größten Nutzen haben, und nie ein Prediger werden, der aus seinen Predigten ein bloßes Hand- und Mundwerk macht. — 2) Schreiben Sie Ihre meisten und vornehmsten Predigten immer noch von Wort zu Wort auf, und lernen Sie solche auswendig; denn dieses gereicht zum unaussprechlichen Vortheile. Man lernt dadurch regelrecht denken, kanzelmäßig reden, und entfernt sich von der Gewohnheit, schlechtes, oft ungenießbares Zeug zu sprechen oder zu salbadern, wie dieses so oft geschieht, daß sich Prediger hierdurch in ihrer Rede verlieren, und kein Ende finden können. Man muß zu viel Ehrfurcht vor Gott, dessen Diener man ist, und zu viel Hochachtung vor einer ganzen Versammlung haben, als daß man einen öffentlichen Wäscher abgeben und unverdauliche Gerichte aufschüsseln wollte. Die sich schon als Studenten und Kandidaten berühmten, daß

ihnen das Predigen sehr leicht werde, erwecken kein rechtes Vertrauen zu ihrem Vortrage, wie zu ihren Predigten, und in der Regel sind die Letztern auch schlecht, indem sie oft in der Uebereilung gemacht worden sind, und eine Predigt will gehörig durchdacht seyn, und besonders, wenn man darin erst anfängt, und noch nicht diese Routine hat, die auch dazu gehört, um eine glückliche Einkleidung zu machen. — 3) Erlauben es die äußerlichen Umstände der Gemeinde, so ist es gut, wenn Sie zuweilen nach einem bloßen Abrisse predigen, den Sie anfangs weitläufiger, nachher immer kürzer aufsetzen können, denn auch dieses hat seinen Nutzen; man entwöhnt sich von der Furcht, die einem angehenden Kanzelredner gewöhnlich ist, vermöge welcher er besorgt, er möchte einmal verstummen; man lernt auch aus dem Stegereife denken und vermehrt die Gegenwart des Gemüths auf seine künftigen Amtsgeschäfte. — Ueben Sie sich im Catechisiren, sowohl in geheim, als öffentlich. Besonders ist das öffentliche Catechisiren sehr nöthig. Es ist eine Kunst, worin die Uebung mehr thut, als eine weitläufige Theorie. Je ein besserer Catechet Sie werden, um so nützlicher werden Sie der Gemeinde werden, der Sie als geistlicher Lehrer vorgesetzt worden. — Führt Sie die göttliche Vorsehung in eine Stadt, wo mehrere Kandidaten leben, so ruhen Sie nicht eher, bis Sie mit einigen derselben eine gelehrte Gesellschaft aufgerichtet haben. Einrichtung und Nutzen will ich Ihnen aus eigener Erfahrung ungefähr zeigen. Wie ich als Kandidat in einer ansehnlichen Stadt unseres Staates zu leben das Glück hatte, so trat ich mit vier andern in eine Gesellschaft, die zur Absicht hatte, uns in unserem Hauptstudium zu üben und darin zu befestigen. Wir kamen einen, zuweilen auch zwei Nachmittage wöchentlich recht vorbereitet zusammen, und disputirten, der Eine als Präses, der Andere als Respondent, die Uebrigen als Opponenten, über die beim Schlusse der vorhergegangenen Zusammenkunft von dem Respondenten aufgegebenen Sätze, deren zwei philosophisch, und zwei theologisch waren. Wenn nun dieser Disputirzirkel herum war, das heißt, wenn ein jeder Präses gewesen war, so betraf alle-

mal die sechste Zusammenkunft ein Examen. Zwei waren Examinatores, wir andern drei Examinandi. Jene gaben zwei dogmatische Kapitel vorher auf, worauf sich Alle vorbereiteten, und woraus diese von jenen sich nachher befragen ließen. Wir hatten unsere Gesetze und Strafen für die Uebertreter derselben festgesetzt, worüber fest gehalten wurde. Eines davon ging dahin: keiner durfte ein Wort Deutsch sprechen, sondern die Lateinische Sprache war die lebendige vom Anfange der Zusammenkunft bis zum Ende. Ein anderes betraf dieses: Wenn Einer aus der Gesellschaft predigte, mußten die Andern ihn hören, und in der nächsten Zusammenkunft, sowohl nach dem Aeußerlichen, als Innerlichen, seine Predigt censiren. Wir hatten sämmtlich, sowohl damals, als auch nachher, einen beträchtlichen Nutzen von dieser Anstalt; denn damals erholten wir uns von unsern Informationsarbeiten auf eine vortheilhaftere, und zugleich vergnügtere Weise, als Andere, die Karten und Würfel zur Hand nehmen; wir blieben zu Hause in beständiger gelehrter Uebung, und was wir auf Schulen und Hochschulen in allen Arten der Gelehrsamkeit erlernet hatten, ging nicht verloren, sondern wurde ansehnlich vermehrt, und nachher hatten wir den Vortheil, daß wir uns vor dem öffentlichen Examen nicht zu fürchten brauchten, und die Ehre, daß wir sehr gut darin bestanden. Ich muß bei dieser Gelegenheit zum ersten Male öffentlich rühmen, daß ich es für ein besonderes Glück meines Lebens schätze, ein Mitglied dieser Kandidatengesellschaft gewesen zu seyn, und ich bekenne es, daß ich als Prediger nachher nie eine solche Gelegenheit gehabt habe, meinen Durst nach einer ähnlichen oder gleichen gelehrten Gesellschaft so vollkommen zu stillen. Dieses lege ich Ihnen, mein werthester Freund, zu Ihrer Ermunterung und Nachahmung vor. Wählen Sie nur glücklich, und lassen Sie Ihre Gesellschaft, so wie die unsrige war, aus nicht ungeschickten, insbesondere aber redlichen Mitgliedern zusammengesetzt seyn; denn im Mangel der Ersteren ist der Nutzen nicht groß genug, und im letztern Falle, wenn ein naseweises und von gelehrtem Winde aufgeblähetes Individuum darunter ist, besteht das Werk nicht lange.

Wo eine allgemeine Begierde zu lernen, nicht aber sich vor Andern zu zeigen und hervor zu thun ist, da geht eine solche Anstalt gut. Dieses Glück wünsche ich Ihnen, und wo sich Ihnen Gelegenheit dazu darbietet, da greifen Sie um des Himmels Willen begierig mit beiden Händen zu, und Sie werden dadurch von einer andern Klasse von Kandidaten abgezogen, die vom vielen Studieren nicht viel halten, ja die gar nicht mehr studieren würden, wenn die Furcht vor dem Examen ihnen nicht noch zuweilen ein dogmatisches oder kirchenhistorisches ꝛc. Buch in die Hände zwänge. Sie würden sonst auch ein Prediger werden, wie diejenigen, welche den äußersten Gipfel ihrer Wünsche erreicht haben, wenn sie endlich Pfarre und Quarre erlangen, und nun, außer Angst vor einem abermaligen Examen, Theologie und Gelehrsamkeit unterpflügen, und nur des Sonnabends ihre Studierstube betreten, und auf Land und Wiesen, Vieh und Stall mehr studieren, als in der heiligen Schrift, uneingedenk dessen, was Sirach, Kap. 39, recht vortrefflich lehrt. Nein, so ein Mann sollen und müssen Sie nicht werden, sonst kündige ich Ihnen zum Voraus meine Freundschaft auf. Hiermit soll aber nicht gesagt werden, daß Sie nicht auch die Vergnügen im Freien und in anständigen Gesellschaften genießen sollen: denn diese Erholung soll sich der junge Kandidat auch machen, aber nur immer mit Berücksichtigung auf seinen Stand, der nie aus den Augen gelassen werden muß, weil er zu wichtig ist; denn jeder kleine Verstoß gegen die guten Sitten, der bei Andern gar nicht auffällt, wird bei ihm mit einem doppelten Augenglase von Krittlern betrachtet. — Betrachte ich Sie nun zuletzt als Hofmeister junger Leute; so kann ich auch hier meinen Rath nicht zurück halten. Zu aller erst suchen Sie das Herz Ihrer Untergebenen zu bilden; denn so manche Gebrechen rühren nicht allein daher, daß die Jugend schlecht unterrichtet wird, sondern, daß Ihr Herz ungebessert bleibt. Oft hat dazu die frühere Erziehung schon einen festen Grund gelegt, so daß es den Lehrern herkulische Mühe kostet, sie von dem zu entwöhnen, wozu sie die Eltern so recht mit Vorsatz unverständiger Weise gewöhnt haben. Dann wird derselben

auch in Schulen das Abschreckende der Laster, und die Schönheiten der Tugend nicht gehörig vorgestellt; auch ist an geschickten und brauchbaren Leuten nicht so viel Mangel in der Welt, als an redlichen und gottesfürchtigen Menschen; denn an diesen fehlt es in allen Ständen. Wie froh fühlt man sich, wenn man an einen redlichen, edeldenkenden Mann geräth, und wie gern hält man ihm den Mangel größerer Geschicklichkeit zu Gute! Und was hilft die größeste Gelehrsamkeit sowohl der Welt, als dem Besitzer selbst, wenn sie nicht mit Tugend, Redlichkeit und Gottesfurcht gepaart ist? Suchen Sie also, mein Freund! Ihre Schüler zu geschickten, aber noch mehr zu tugendhaften Leuten zu machen. Wenn Sie dieselben zu einer lebendigen Ueberzeugung von ihren Pflichten, und zu einiger Fertigkeit in denselben gebracht haben; so haben Sie wahrlich mehr ausgerichtet, als wenn Ihre Schüler einen klassischen Schriftsteller auslegen können. — Machen Sie Ihren Untergebenen das Latein nicht zu sauer, und zu dem Ende sprechen Sie mit ihnen Latein. Wo Sie als Informator fungiren, da sollen die Kinder auch größtentheils studieren. Latein ist, wie Sie wissen, die gelehrte Sprache, ohne welche man nicht gut in verschiedenen Zweigen des Wissens fertig werden kann. Viele bringen es nur bis zum Verstehen dieser Sprache; allein dieses genügt nicht immer, man muß oder soll sie auch reden können. Je früher man zum Reden einer Sprache gelangt, um so geläufiger wird auch die Zunge dazu. Die leichteste und natürlichste Methode dazu ist diese, daß man mit seinen Schülern Latein rede. Freilich nicht, wie in den meisten Lateinischen Schulen; man lernt darin von der untersten Klasse bis zu der obersten Latein, und weiß am Ende doch nicht viel, welches oft an einem alten Schlendrian liegt, der in manchen Angelegenheiten wohl sehr gut seyn kann, aber nicht hier, wenn einmal Latein gelernt werden soll. Nichts ist leichter, als eine Sprache durch den Gebrauch zu erlernen, in Jahren, wo das Gedächtniß Alles gilt, nichts aber alsdann schwerer, als sie nach der Grammatik zu erlernen, weil dazu eine große Beurtheilungskraft und schon eine Fertigkeit im Schließen gehört, welche Kräfte bei der zarten

Jugend die schwächsten sind. Es ist nichts bedauernswürdiger, als ein grammatikalisch-lateinischer Knabe. Er weiß in der Theorie nach seiner Art erstaunlich viel, und in der Praxis nichts. Er schnattert sein mensa, dominus, pater, fructus, species, sum, amo, doceo, lego, audio mit allen Deponentibus und Verbis anomalis her, als eine Gans, und wenn er gefragt wird: Ubi fuisti? Unde venis? Quae est tempestas etc., so ist er stumm, als ein Fisch, und was er hört, sind ihm Böhmische Dörfer. Sollte man sich nicht von Sprachmeistern und Französinnen beschämen lassen, deren Untergebene in ein Paar Jahren das Französische wegplaudern können? Ich weiß nur, werther Freund, was diese Methode, wovor ich Sie als Informator warne, immer noch, wenn auch nicht überall, aufrecht erhält, und auch Ihnen ein Hinderniß seyn wird, meinem Rathe zu folgen. Erstlich hat man, da man selbst nicht dazu erzogen ist, im Lateinreden zu wenig Fertigkeit, ja oft gar keine Geläufigkeit. Es fehlen Einem viele Wörter, die im gemeinen Leben täglich und augenblicklich im Reden vorkommen, und die man in Schulen nicht gelernt hat, weil sie in den Büchern nicht stehen, worin man unterrichtet worden, oder doch sehr zerstreuet. Gesetzt, es ginge Ihnen hierin, so wie den meisten, so muß Sie dies nicht abschrecken; denn durch Lehren lernen wir; emsige Arbeit überwindet Alles. Lassen Sie sich die Mühe nicht verdrießen, fleißig die Lexica nachzuschlagen, und bedienen Sie sich vorzüglicher Lateinischer Handbücher, worin man eine Menge neugeschaffener Lateinischer Wörter findet. Was Sie in den Hülfsbüchern nicht finden, das zeichnen Sie auf und fragen Andere darum, bei welchen Sie mehr Latein vermuthen. Gesetzt auch, Sie reden zuweilen unrichtig, so ist dadurch noch kein Unglück geschehen; Sie werden es eher merken, als Ihre Schüler, die noch keine Grammatik wissen, und Sie können es also künftig oder gleich leicht verbessern, ohne daß diese darunter verlieren. Fangen Sie nur das Ding an, und ermüden Sie nicht zu bald; so bin ich Ihnen Bürge dafür, Sie werden erfahren, daß es geht. Dieses kann ich Ihnen durch mein eigenes Beispiel versichern. Sie wissen, daß

ich mit meinen beiden Kindern Latein rede. Durch fast jährliche Uebung habe ich bei meinem vierjährigen Knaben (den ich eben hierbei zur Absicht habe) so viel gewonnen, daß er mich schon ziemlich versteht, und daß ihm die Zunge zum Lateinreden schon besser gelöset ist, als meiner noch einmal so alten Tochter. Diese soll gar keine Grammatik lernen, und jener nicht eher, als bis er Latein reden und ein Lateinisches Buch verstehen kann, und auch dann noch nicht, wenn er nicht zwölf bis funfzehn Jahr alt ist, oder diejenige Fertigkeit des Urtheils hat, das in solchen Jahren gewöhnlich ist, und auch dann nicht einmal, wenn ich keine Lust zum Studieren an ihm bemerke. Sie sehen hieraus, daß ich die Grammatik nicht verwerfe, sondern nur die unzeitige und verkehrte Art sie zu handhaben. Denn dieses bleibt sicher, daß man ohne Grammatik in keiner Sprache zu einer rechten Gewißheit gelangen kann; allein das bestreite ich nur, daß die Geläufigkeit in einer Sprache erst aus der Grammatik erlangt werden müsse, und nicht vorhergehen könne; und dieses führt auf das Andere, wodurch die Liebhaber der alten Methode ihre Sache gut zu machen glauben: sie sagen, die jungen Leute lernen dadurch Küchenlatein und verderben den Styl; sie berufen sich dabei auf diejenigen, welche früher aus den Jesuitenschulen kamen; allein wenn der Lehrer kein Küchenlatein spricht, so können die Schüler auch keines lernen, und so muß Ihre Sorge, mein Freund, dahin gerichtet seyn, daß Sie Ihre Schüler kein dergleichen Zeug vorschwatzen. Und dieses ist bei Einem, der die Lateinische Grammatik schon im Kopfe hat, leicht zu vermeiden. Was das Andere betrifft, so ist es eine lächerliche Furcht, man möchte etwas verderben, was noch nicht vorhanden ist. Es soll aber wohl ohne Zweifel so viel heißen: Sie werden zum Style zum Voraus verdorben, sie können auf diese Weise keine Stylisten werden. Dieses muß man ebenfalls läugnen, und wenn es wahr wäre, müßte man in keiner Muttersprache Stylisten aufweisen können, und Cicero selbst hätte unmöglich der Vater Lateinischer Stylisten werden können. Fürchten Sie also dieses Gespenst nicht, sondern lösen Sie Ihren kleinern und größern Schülern nur immerhin die Zunge zum Latein

durch Lateinreden, und sehen Sie die Lateinische Sprache nach der Grammatik oder vielmehr diese selbst als ein Collegium criticum linguae latinae an. Quälen Sie die armen Kinder nicht mit dem mageren Auswendiglernen der Lateinischen Vokabeln, Deklinationen und Conjugationen, sondern folgen Sie der Methode, die ich Ihnen bloß angezeigt habe, die Sie dann gewiß nach gehöriger Prüfung billigen werden. Nun noch einen Rath als Informator. Halten Sie es mit den Frauenzimmern im Hause; es versteht sich hier, daß von keinem verbotenen Umgange die Rede seyn kann, sondern ich warne Sie nur vor dem, geschickten Kandidaten oft nicht ungewöhnlichen, Grundsatze: Was geht mich die Frau des Hauses, was die Töchter, was die Gouvernante ꝛc. an? ich hänge von dem Herrn des Hauses ab. Lebten wir auch nicht in der Welt, worin wir wirklich leben, als welche auch in diesem Betrachte eine komische Welt ist, indem die Frauen fast überall regieren; so würde ich Ihnen doch rathen: Schmeicheln Sie sich bei den Frauenzimmern des Hauses ein; denn wenn ein Mann auch gleich Herr in seinem Hause ist, und in sofern nicht nöthig zu wünschen hat, daß ein jetziger Ahasverus jenen alten Befehl, Esther 1, 22, erneuern möchte; so sieht er es doch gern, daß Friede und Verträglichkeit unter den Seinigen herrsche, und daß er von Seiten seines weiblichen Personals nicht mit täglichen Klagen über den Informator belästiget werde. Hierzu kommt, daß er das Hauswesen ihnen überläßt, je mehr er zu thun hat, und je billiger er ist, und da wird ein Hausgenosse, dergleichen der Informator ist, an allerhand Kleinigkeiten im Essen und Trinken, Wäsche ꝛc. durch Befehl des Herrn weit weniger erhalten, als durch den guten Willen der Hausfrau, und derjenigen, die zu ihrem Divan gehören. Suchen Sie den, werther Freund, durch alle erlaubten Gefälligkeiten zu erhalten. Nur dieses Glück wünsche ich Ihnen dabei, daß man sich von der Seite nicht in Ihre Information mische, und Ihrer Zucht keine verdrießliche und dem Endzwecke widrige Schranken setze. Dergleichen müssen Sie höflich verbitten, wo man so weit geht. Sie müssen es ernstlich ablehnen, und

wenn Alles nicht helfen wollte, lieber Ihre Stelle aufgeben, als Sich zum Verderber der Jugend selbst für Geld brauchen lassen, dazu man Sie nicht gedungen hat 2c. 2c.

Ueber die Unzufriedenheit der jungen Theologen mit ihrem Berufe, wenn sie die Hochschule verlassen, das Examen gemacht, als Kandidat geprediget, und dann als Prediger ordinirt worden sind, sagt die schon oben, S. 56, erwähnte Parthey nun weiter: Man begleite einmal einen jungen Theologen ins Amt, welches ihn ganz mäßig und knapp ernährt. Ist der junge Prediger ein Mann von Vermögen, so wird er außer dem, was die Pfarre aufbringt, für sich noch etwas mehr thun können; ist er arm, so war er stets gewohnt mit Wenigem vorlieb zu nehmen. Er hat doch wenigstens seine nöthigsten Bedürfnisse mit Sicherheit, und darf nicht ängstlich sorgen, wovon er morgen leben wolle. Er weiß es ja auch, daß wir nicht da sind, um lauter gute Tage zu sehen, und daß wir uns genügen lassen müssen, wenn wir unser Auskommen haben. Wo ist nun hier überall mehr Unzufriedenheit, als in jedem andern Stande? — Leidet mancher Kaufmann, mancher Handwerker, mancher Landmann nicht so gut, als der Prediger? Mancher hat bei Fleiß und Arbeit doch nicht mehr, als sein kümmerliches Brod. Wer die Kunst gelernt hat, auch dies kümmerliche Brod mit Dankbarkeit gegen Gott zu genießen, der wird nicht leicht unzufrieden werden, und von wem läßt sich diese Kunst mehr erwarten, als von dem Theologen, der die Religion so gut kennt, und den Werth der Dinge außer sich weit richtiger schätzt, als hundert Andere um und neben ihm. Hätte er ein Landmann werden sollen? Wer versprach ihm dann da bessere Tage? Und gehört zum Landmanne nicht Vermögen. Ein Bauerhof kann ohne Geld nicht bestritten und verwaltet werden. Hat Jemand auch wirklich Geld, so ist die Pachtung nicht so leicht gefunden, als man glaubt, und

wie es den Anschein hat. Der Bauer braucht sein Gut selbst. Der Edelmann und sonstige Güterbesitzer macht sich oft ein Vergnügen daraus, seine Güter selbst zu kultiviren, so daß auch für den wohlhabenden Oekonomen der Pachtungen immer weniger werden, wenigstens derjenigen Pachtungen, die auch vortheilhaft für den Pächter sind. — Aber ein Handwerker? Ja ein Handwerk soll früher einen goldenen Boden gehabt und seinen Mann recht gut ernährt haben; allein der goldene Boden hängt auch von den Zeitereignissen mehr oder weniger ab; die Erlernung eines Handwerks sichert daher auch nicht immer vor künftiger Unzufriedenheit. Mancher Meister hat eine volle Nahrung, so daß er über seine Bedürfnisse mehr oder weniger erwirbt; mancher nicht weniger geschickte verdient dagegen kaum die allernöthigsten Lebensbedürfnisse. Ist es nun in diesem Falle nicht möglich, daß ein solcher unzufrieden mit seinem Stande wird, seine Wahl bereuet, und jetzt lieber studiert haben möchte? Man gehe alle Stände durch, und man wird finden, daß ein jeder Stand seinen Frieden und auch seine Last hat; in jedem wird man mehr oder weniger Glieder finden, die mit ihrem Loose unzufrieden sind. Aber diese Unzufriedenheit fließt, wie es scheint, aus ganz andern Quellen, als aus der, vielleicht übereilten, Wahl seines Berufs. Hier nun einige derselben: 1) Man ist zu prätensionsvoll, legt sich eine zu große Verdienstlichkeit bei, und macht sich von seinem Berufe auf die Zukunft zu große Erwartungen, größere, als der gewählte Beruf in der Regel erfüllen kann. Getäuschte Erwartungen, unbefriedigte Prätension, sind allemal nicht angenehm, und werden noch unangenehmer, wenn man seine eigenen Verdienste in einen hohen Anschlag bringt. — 2) Man hat die große Kunst zu entbehren nicht gelernt. In unsern Zeiten, wo der Luxus auf dem Throne sitzt, ist diese Kunst die erste, die vor Unzufriedenheit sichert. — 3) Man rechnet nicht ordentlich, und sucht die Ausgabe mit der Einnahme nicht in gehöriges

Gleichgewicht zu bringen. Würde man den Muth haben, die Artikel des Luxus in seiner Haushaltung zu vermindern, so würde man mit seiner Einnahme die nöthigen Ausgaben bestreiten können. Wie käme es sonst, daß eine Familie bei 500 Rthlrn. Einnahme nicht allein auskommt, sondern auch den sogenannten Nothpfennig noch erspart, da hingegen eine andere, unter übrigens ganz gleichen Umständen, bei 600 Rthlrn. jährlicher Einnahme noch zusetzt oder Schulden macht? — 4) Bei dem Prediger kommt noch ein besonderer Umstand in Betrachtung. Sobald der Kandidat die Pfarre hat, so sucht er sich auch ein Mädchen zum Weibe, oder hat es schon gefunden; und dann gehts rasch zum Hochzeitmachen. So wie jeder Anfang schwer ist, so ist auch gewiß der Anfang einer Haushaltung schwer. Diese Quelle, aus der so oft mancherlei Art von Unzufriedenheit ausströmt, könnte leicht verstopft oder ihr Fluß doch wenigstens abgedämmt werden, wenn junge Prediger ohne eigenes Vermögen mit ihrer Braut, die auch kein Vermögen hat, ihre Verheirathung so lange aufschieben wollten, bis der Bräutigam die nöthige Einrichtung des Hauses getroffen hat. Eine Person ist leichter befriediget, erübriget auch eher etwas, und die hierbei eintretenden Schwierigkeiten sind keinesweges unüberwindlich. Ueber diese vier hier bloß angedeuteten Quellen könnte man noch sehr Vieles aus dem täglichen Leben Geschöpftes sagen, man könnte auch noch mehrere Quellen der Unzufriedenheit anzeigen; es mag aber hier genug seyn, wenn durch das Obige nur so viel erwiesen ist, daß nicht gerade Studierwuth, besonders in der Theologie, einer der ersten Gründe von der oft herrschenden Unzufriedenheit ist. — Sonst ist wohl zu wünschen, daß auch der Landprediger, der oft eine zahlreiche Familie zu ernähren hat, so gestellt wird, daß er seinem Stande gemäß leben kann. Was über das Studium der Theologie hier noch zu sagen wäre, ist schon unter Student, Th. 176, S. 709 u. f., gesagt worden.

Was das Studium der Rechtswissenschaft betrifft, so gehört auch hierzu ein anhaltender Fleiß, wie bei der Theologie; denn auch sie erfordert eigentlich einen Zeitraum von vier Jahren, ein Quadriennium, um sich zu einem tüchtigen Juristen theoretisch auszubilden. Die gewissenhaftesten und einsichtsvollsten Rechtslehrer schreiben folgenden Studienplan für einen angehenden Rechtsgelehrten, der gründlich studieren will, vor. Er soll folgende Vorlesungen in dem genannten Zeitraume hören: das erste halbe Jahr oder im ersten Semester: Philosophie, Universalgeschichte, Römische Alterthümer, Geschichte des Römischen Rechts, Natur- und Völkerrecht, über einen Lateinischen oder Griechischen Schriftsteller, Uebungen im Lateinischen Style, juristische Encyklopädie und Methodologie. Das zweite halbe Jahr: die Philosophie wiederholt, die Universalgeschichte geendiget, die reine Mathematik, das Natur- und Völkerrecht wiederholt, die Institutionen, über einen Luteinischen oder Griechischen Schrifsteller, Uebungen im Lateinischen Style, Uebungen im Deutschen Style. Das dritte halbe Jahr: die angewandte Mathematik, Staatengeschichte, Kirchengeschichte, Dogmatik, Institutionen wiederholt, Uebungen im Deutschen oder Lateinischen Style, das allgemeine natürliche Staatsrecht, ein Examinatorium über die Institutionen. Das vierte halbe Jahr: die Pandekten, Staatengeschichte geendiget, die Politik, Disputirübungen, Uebungen im Lateinischen oder Deutschen Style. Das fünfte halbe Jahr: die Pandekten wiederholt, die Deutsche Reichsgeschichte, das gemeine Deutsche Privatrecht, die Statistik, ein Examinatorium über die Pandekten, Disputirübungen, Uebungen im Lateinischen oder Deutschen Style. Das sechste halbe Jahr: die Statistik fortgesetzt, das Kirchenrecht, das Lehnrecht, das Deutsche Staatsrecht, das besondere vaterländische Privatrecht; z. B. das Preußische, das Sächsische, das Schwäbische ꝛc., die Dogmatik, das

Wechselrecht, die besondere vaterländische Geschichte, das Kriegsrecht. Das siebente halbe Jahr: die Kanzleypraxis nebst der ganzen übrigen außergerichtlichen Praxis, den gemeinen Deutschen Prozeß, verbunden mit dem Landesprozesse, das peinliche Recht, die Kameralwissenschaften, Bauernrecht, Disputirübungen. Das achte halbe Jahr: die Kameralwissenschaften geendiget, die besonderen Prozeßarten, die Kunst zu referiren und zu dekretiren, die juristische Gelehrtengeschichte, die juristische Arzneywissenschaft, das besondere einheimische Staatsrecht oder das Recht des Vaterlandes, Disputirübungen. — Bei diesem Quadriennium ist nun die Kameralwissenschaft mit der Jurisprudenz verbunden worden, da der Jurist jetzt auch die Polizeywissenschaft 2c. 2c. kennen muß, indem er oft in Fälle kommt, wo er darin zu entscheiden hat. — Die Rechtswissenschaft führt zu ansehnlichen Aemtern, ja zu den angesehensten Staatsämtern, und nicht bloß darum ergreifen sie viele vornehme und reiche Jünglinge, sondern sie wirft auch etwas Ansehnliches in der Advokatenpraxis ab, und darum ergreifen sie auch viele Andere, so daß die Rechtswissenschaft stets übersetzt an Betreibern gewesen ist; ja sie ist eine von den Wissenschaften, welche auf den Hochschulen, nächst der Theologie, die meisten Studierenden zählt, so daß sie die besetzteste Fakultät ist, obgleich die Abiturienten von der Hochschule, um zum Brode zu gelangen, oft lange warten müssen, oft weit länger, als die Kandidaten der Theologie; sie kosten also den Eltern noch viel bis sie das Assessorenexamen gemacht haben, also die Laufbahn als Auskultator und Referendarius durchgegangen sind, und doch erwählen diese Laufbahn auch viele ärmere Studierende, die nichts, oder doch nicht viel zuzusetzen haben, bloß in der Absicht, als Advokaten oder Notarien zu prakticiren, und suchen sich, wie sie können, durchzuhelfen, wenn auch nicht in dieser Absicht in den Preußischen Staaten, weil hier die Advokaten, Justizkommissarien genannt, und die Notarien

sehr beschränkt oder auf eine gewisse Anzahl festgesetzt sind, doch in andern Staaten, wie in den Sächsischen ꝛc. Nur mäßige Städte des Königreichs Sachsen zählen oft über funfzig prakticirende Advokaten, so zählt Leipzig an sechzig immatrikulirten Advokaten und Notarien, und an siebzig Doktoren der Rechte, die auch prakticiren können; ja es gab in diesem Lande eine Zeit (zu Ende des verwichenen Jahrhunderts), wo die Studierenden der Rechtsgelehrsamkeit die der Theologie weit übertrafen, ja die Zahl der Letzteren immer geringer wurde. Man konnte sich den Grund nicht genau erklären, da die Aemter und Stellen, welche den Juristen Brod geben, hier weniger sind, als solcher die mit Theologen besetzt werden müssen. Hieran konnte es also nicht liegen. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts urtheilte man von Jünglingen, die sich gegen den Willen der Eltern der Rechtsgelahrtheit widmeten, sie thäten solches aus Gemächlichkeit, um nicht Hebräisch und Griechisch zu lernen, und es konnte wohl möglich seyn, daß diese Sprachen Veranlassung gegeben, daß mancher Jüngling Kandidat der Rechte wurde, der es sonst in der Theologie geworden wäre. Da aber auch späterhin die Juristen Griechisch lernen sollten, so gab es hier ebenfalls noch zu lernen, wenn selbst immer noch das Hebräische ausfiel. Indessen machten es sich auch die Theologen damals leicht; denn die meisten lernten nur so viel Latein, um ein Compendium zu verstehen, und im Griechischen und Hebräischen brachten es Viele nicht weit über dürftiges Lesen, und um die Hülfswissenschaften bekümmerten sie sich auch nicht viel, und eben so bequem machten es sich auch die Juristen, sowohl in Sachsen, als auch auf den Preußischen Hochschulen. Da es sich nun beide Theile gleich leicht machten, warum gab es in Sachsen nun der Juristen so viele, und der Theologen so wenige? Dieses blieb immer die Frage; denn der Eifer und die Achtung für die christliche Religion widmete vor Zeiten oft schon den Sohn der Theologie,

der erst geboren werden sollte, und dieses bei Vornehmen und Geringen; selbst ein Fürst von Anhalt suchte darin eine Ehre, ein Kanzelredner zu seyn. Bedienungen für Juristen waren nur wenige; Stipendien waren meist nur für Studiosen der Theologie gestiftet. Die Bedürfnisse waren bei der frugalen Lebensart unserer Vorfahren, da von den jetzigen Genußmitteln aller Art gar nicht die Rede war, nur sehr geringe, und was zu einem vier- oder fünfjährigen Aufenthalte auf den Hochschulen erfordert wurde, reicht jetzt kümmerlich auf ein einziges Jahr zu. An der Achtung für die Religion nahm auch der Stand Theil, der an Beförderung derselben arbeitete; war es daher zu bewundern, wenn Leute von Stand und Vermögen ihre Söhne der Theologie widmeten. Dieses hat sich aber sehr geändert, indem die Einnahmen bei den Landpfarrern aus den frühern Zeiten geblieben sind, aber nicht dessen Lage in Beziehung auf den Stand, den er repräsentirt, und der doch auch eines Dekorums oder äußerlichen Anstandes bedarf, und wenn dieser auch nur seine Familie angeht, so ist er doch nöthig, um sich in den Augen der Landleute die schickliche Achtung als Gottesgelehrter zu erhalten. So wurde aber immer nur von armen Landpredigern gesprochen, mithin konnte dieses keinen Reiz für Jünglinge haben, deren Eltern Ansehen hatten oder Vermögen besaßen, daß sie gleichsam zu den Bettelmönchen gezählt werden sollten, mithin wandten sich diese zur Jurisprudenz. In neuerer Zeit hat sich dieses wieder in mehreren Ländern geändert, und die Theologie hat wieder Ansehn gewonnen, wenn gleich bei vielen Landgeistlichen die früheren Einnahmen geblieben sind (s. oben, und den Art. Landprediger, Th. 61); die Jurisprudenz behielt aber ihren Zuwachs, der sich auch bis auf die neueste Zeit bei derselben erhalten hat; denn die Söhne der Vornehmen und Reichen studieren, wie schon bemerkt, größtentheils Jura und Staatswissenschaften. — Die

Jurisprudenz ist eine Wissenschaft, die immer hoch in Ehren gehalten worden ist, und die Römischen Juristen nannten sich deshalb Priester der Gerechtigkeit, Priester der Themis, welches die Schutzgöttin der Gerechtigkeit war, um dadurch auch den göttlichen Beruf zu dieser Wissenschaft zu zeigen, um zu zeigen, daß auch hier eine göttliche Erleuchtung, um in den verschiedenen Handlungen der Menschen Recht zu sprechen, nöthig sey, und deshalb soll auch der erste Titel der Pandekten und Institutionen von Recht und Gerechtigkeit handeln, weil man es für nöthig gehalten, die Schüler der Rechtsgelehrsamkeit zuerst vom allgemeinen Zwecke der zu erlernenden Wissenschaft zu unterrichten. Auch als einen Beweis, wie edel die Römischen Juristen von ihren Fuktionen gedacht haben, kann man, außer ihrer gegebenen Definition von der Gerechtigkeit, auch noch folgende drei weise Sprüche, worauf die Grundsätze ihrer Rechtsgelehrsamkeit gebauet waren, ansehen: honeste vive; neminem laede; suum cuique tribue (lebe ehrsam, thue Niemanden Unrecht, und gieb einem jeden das Seinige). Der erste Spruch besteht also darin: die Pflichten gegen die Götter, gegen sich selbst und gegen Andere zu beobachten; der zweite: Niemanden nichts von dem, was ihm gehört, zu entziehen, und der dritte: einem Jeden das zu geben, was man ihm zu geben schuldig ist. Diesen edlen Römischen Sprüchen steht der Rabulist entgegen, welcher die Gesetze aus bösem Herzen oder aus Unwissenheit verdrehet, und den streitenden Partheyen ihr Recht erschwert. — Hier wird nun folgender Rath eines Rechtsgelehrten an einen jungen Mann, welcher die Rechte studiert, nicht am unrechten Orte stehen.

Sie haben nun bald Ihre Studien vollendet, mein werther L—, und werden Sich bald in den Gerichtssälen oder Stuben mit dem beschäftigen, was Sie auf

der Hochschule gehört und getrieben haben, und ich entledige mich hier des Versprechens, welches ich Ihnen gab, Sie mit Einigem in der Rechtswissenschaft bekannt zu machen, welches mir eine langjährige Erfahrung an die Hand gab, und welches Ihnen vielleicht jetzt um so willkommener seyn wird, da Sie bald aus der Reihe der Studierenden scheiden, ohne jedoch ein weiteres Studieren in der erwählten Wissenschaft hinten an zu setzen. Es öffnet sich Ihnen nun wieder eine neue Laufbahn; denn das Gehörte und zum Theil auch Geübte nun praktisch anzuwenden, hat auch einige Schwierigkeiten für den jungen Juristen, dem die Gerichtssäle bis dahin fremd waren, und der nie in eine so enge Berührung mit dem Publikum gekommen ist, wie es nun hier geschieht, wo sich ihm alle Handlungen menschlicher Tugenden und Laster entfalten, von denen ihm viele bis dahin noch ganz fremd geblieben waren. — Nun zur Sache. Wie bekannt, sind alle Veränderungen oder Abwechselungen, die sich in der Welt zugetragen haben, und noch zutragen, gemeiniglich von der Art, daß eine Ausschweifung abgeschaft und die andere dafür wieder eingeführt wird. Dieses Schicksal hat nun auch, wie Sie schon gehört haben werden, die Rechtsgelehrsamkeit betroffen. Noch in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts wurde dieselbe auf eine ganz ungewöhnliche Weise bearbeitet; nur erst der Philosophie, den Alterthümern und der näheren Bestimmung des Deutschen Privat- und Staatsrechts verdanken wir es, daß aus der Rechtswissenschaft etwas mehr geworden ist, als ein unordentliches Chaos von Sätzen, und zwar größtentheils von bestrittenen Sätzen, bei welchen man das Heer von Rechtslehrern alle bei Namen zu nennen wissen mußte, welche die eine oder die andere Meinung behaupteten. Zu dieser Zeit wurde mit der Anwendung der Gesetze ganz eigenthümlich verfahren, und ich rathe Ihnen, Sich etwas in den Schriften der alten Rechtslehrer umzusehen, um davon ein getreues Bild zu erhalten. Alles mußte aus dem Römischen Gesetzbuche entschieden werden, auch selbst diejenigen Händel, woran die Römer nicht denken konnten, weil sie bei ihnen nicht vorkamen. Wenn die Gesetze der alten Völker nur einfach waren,

so sind sie bei den neuern um so vielfältiger geworden, ja zu einer Last seit Jahrhunderten angeschwollen, die man nicht mehr übersieht, und nicht mehr übersehen kann, da sich die Verordnungen häufen, und oft eine wieder die andere ergänzt oder vernichtet, und die daher auch den Gebrauch oder die Anwendung erschweren, welches aus dem ausgedehnten Verkehre der jetzigen Staaten, den mannigfachen Handlungsweisen der Bürger, mit durch Luxus erzeugt, und der vervielfachten Industrie, welche der Luxus, das Wohlleben hervorgebracht, wodurch das Eingehen der Gesetzgebung ins Einzelne, vielleicht früher Uebersehene, auch ganz Unbekannte nothwendig wurde, und hieraus entstanden und entstehen nun eine Menge von Verordnungen, welche die Entscheidung in einzelnen Fällen erschweren, da eine Menge von Entscheidungsvorschriften in ähnlichen Fällen vorliegen, die wiederum nicht ganz ähnlich sind, und abweichende Auslegungen zulassen, und um so mehr in der jetzigen Zeit, wo Kenntnisse, Erfindungen, Feinheiten in allen Beziehungen von denen, welchen die Gesetze gelten, den Einsichten der Gesetzgeber vorangehen, und daher immer wieder neue Gesetze erheischen. Deshalb ist wohl die Zeit der einfachsten Lebensart einer Nation, als die einzige Zeit einer guten Gesetzgebung angesehen worden; allein je verwickelter die Lebensart, je reichhaltiger die Industrie, und je höher die Kultur, je verwickelter auch die Gesetzgebung, weil eine immerwährende Ergänzung Statt finden muß. Indessen sind wir doch in unsern Zeiten dahin gekommen, daß wir die Regeln kennen, nach welchen ein Gesetz in zweifelhaften Fällen vernünftig ausgelegt werden muß. Sowohl eine genaue Kenntniß der Römischen Verträge und ihrer übrigen Handlung, als auch desjenigen, was unserm eigenen Boden entwachsen ist, und dann die Philosophie haben uns ein Licht in das Dunkele gebracht. Auch kennen wir jetzt viele Geschäfte genauer, die Deutschen Ursprungs sind, und sich nicht nach fremden Gesetzen behandeln lassen, sondern nach den Deutschen Gewohnheitsrechten. Die Rechte und Verbindlichkeiten des Landesherrn und der Unterthanen gegeneinander in Ansehung der bürgerlichen Gesellschaft bestimmen wir nicht mehr aus den

Quellen des Römischen Rechts, sondern aus der Verfassung, den Verträgen und Gesetzen eines jeden Landes insbesondere. Wir haben bedeutende Fortschritte seit der Regierung Friedrichs des Großen in der Gesetzgebung und Auslegung der Gesetze gethan, wir sind dem Ideale einer guten Gesetzgebung auch in Deutschland nahe getreten oder näher gerückt, ob wir aber zum Besten der Rechtsgelehrsamkeit den Anker festhalten, das heißt, vernunftgemäß auf die Erneuerungen fortbauen werden, oder ob wir beim Lichten desselben uns wieder einer entgegengesetzten Klippe nähern, dieses bleibt freilich der ferneren Ausbildung in der Zeit noch vorbehalten. Indessen hat sich doch Manches eingeschlichen, welches der Rechtswissenschaft eben nicht recht zusagt, z. B. die schöne oder elegante Rechtswissenschaft, die des Philosophischen voll ist; denn eine jede Abhandlung, wenn sie juristischgelehrt heißen soll, ist davon voll. Ich stelle Ihnen dieses zur Betrachtung hin, und mache Sie nur aufmerksam, daß es gewiß besser ist, wenn ein jeder Rechtsgelehrter die Rechtswissenschaft nach ihrem Zwecke einrichtet, und seine Bemühungen nach diesem Zwecke betrachtet, als sich in Subtilitäten verliert, wovon die Praktik wenig Nutzen hat, und die Veranlassung geben, das Ganze noch mehr zu verwickeln, als es schon durch die nothwendig gewordene Anzahl von Gesetzen ist. Die Bildung geschickter Advokaten und Richter ist nöthig; denn die Gerichtsbank ist bei der Rechtswissenschaft der Zweck, wonach Alles eingerichtet werden muß. Die Philosophie allein genügt nicht, um eine gute Gesetzgebung zu begründen, sondern es gehört dazu eine Kenntniß der wirklichen Verhältnisse und Bedürfnisse des Volks, welche Kenntniß aber nicht schnell errungen und viel verbreitet vorhanden ist, sondern sie ist nur eine Frucht wiederholter Beobachtungen, Vergleichungen und Ueberlegung. Hierzu gehört nun freilich, wenigstens in Deutschland, ein Wissen vom Römischen Rechte, vom Germanischen und Kanonischen, weil diese in den wirklichen Zustand des gesetzlichen Lebens unserer Zeiten vielfach eingewirkt, ja ihn größtentheils hervorgebracht haben. Dieses Alles ist gut, allein man geht oft bei dem Römischen zu weit, indem man die

Privatgeschichte der Römer und ihre Alterthümer zu weit ausdehnt, mehr, als nützlich ist, um ihre Gesetzsammlung und Rechte zu verstehen; denn was nützt dem Juristen eine Geschichte von den Gastmählern der Römer und der Art, wie sie sich einander zugetrunken haben rc.; aber eine Deutsche Geschichte der Gesetze und der bürgerlichen Handlungen, die aus unsern Gerichten längst verschwunden sind, werden ihm gewiß nöthiger seyn, weil sich hieraus Manches erläutern läßt, was in den Rechten von Wichtigkeit ist. — Eine Abschweifung von der Natnr des Rechts durch sublime Spitzfindigkeiten rc. führt oft wieder zu andern Betrachtungen, die dem Rechte selbst als solches in der Gesetzgebung nachtheilig werden können. So bemerkt Burke von der Rechtskunde (in dessen Works Vol. 1, p. 541), daß sie zwar eine der ersten und edelsten menschlichen Wissenschaften sey, welche vielleicht mehr den Verstand aufrege und schärfe, als andere Arten der Gelehrsamkeit zusammen genommen; aber sie sey nicht förderlich, außer bei sehr glücklich geborenen Naturen in demselben Maaße Gemüth und Geist zu öffnen und frei zu machen. Eine gleiche Gefahr wollen Andere in der Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten finden; sie soll die Einsicht der Menschen häufig weniger zurecht stellen, als verkehren, wodurch gleichfalls von ihnen und ihrer vorausgesetzten Erfahrung und Weisheit das Gesetzgeben wenig Vortheil hätte. (De Lolme constitution of Engl., p. 183.) Hier will man nur Nachtheil von einer zu ausgebildeten Rechtskunde verspüren, welches aber nicht der Fall ist, denn der Nachtheil liegt nicht in der Ausbildung der Rechtskunde, sondern in der Abschweifung des darin vorgezeichneten Weges, um heilsam auf den Volkszustand zu wirken. Diesen Vorläufer mußte ich Ihnen voran schicken, wenn ich Sie zu demjenigen führen soll, was meine langjährigen Erfahrungen für heilsam in der Rechtswissenschaft gefunden habe, und was ich daher auch jungen, sich dieser Wissenschaft widmenden Leuten, als Rechtslehre aufstellen kann. — Eine Hauptsache für den jungen Rechtsgelehrten ist und bleibt es, sich mit der Theorie und Praxis in der Rechtswissenschaft vollkommen vertraut zu machen, oder die theoretische und

praktische Rechtsgelehrsamkeit vollkommen zu verstehen, damit man die Begriffe derselben nicht mit einander vermenge, wie es bei vielen Rechtsgelehrten geschehen ist, und noch geschieht, die mangelhafte oder wohl gar falsche Begriffe davon haben. Man hört zwar sehr oft sagen: das ist theoretisch, und das ist praktisch; dieser Docent liest nur theoretisch, aber nicht praktisch, und forscht man genau nach, was derjenige damit hat sagen wollen, oder welche Begriffe er damit verbindet, so findet man, daß er sich dabei gar nicht klar gewesen ist, also sich nichts Deutliches dabei gedacht hat. Da die Theorie oft sehr trocken ist, und ihr Nutzen nicht immer so deutlich gezeigt werden kann, als der Vortheil der Praktik, so sind Viele zu ihrem großen Nachtheil gegen alle Theorie eingenommen, wollen von derselben gar nichts wissen; und doch ist sie so wichtig in der Rechtswissenschaft, daß ich sie Ihnen nicht genug empfehlen kann. Die Theorie unterscheidet sich dadurch von der Praxis, daß die Erstere nur mit allgemeinen Wahrheiten, und diese mit deren Anwendung auf einzelne Fälle beschäftiget ist. Die Jurisprudenz hat nur mit Rechten und Verbindlichkeiten, dem Inhalte aller Gesetze, zu thun; alle Rechte und Verbindlichkeiten werden entweder an sich betrachtet, oder in sofern eine Beleidigung derselben vorhanden ist. Jenes begreist das Recht oder Unrecht in sich, und was ein Jeder als das Seinige ansehen kann, wie sich Verbindlichkeiten stiften, und wie sie sich wieder auflösen lassen; dieses, wie man sich gegen Beleidigungen sicher stellen und das Seinige gegen Jeden behaupten kann. Beides kann man als die zwei Hauptstücke aller Rechtsgelehrsamkeit betrachten. Die Theorie der Rechte enthält nun von beiden die allgemeinen Wahrheiten, wie sie durch die natürlichen oder willkührlichen Gesetze bestimmt sind. Sobald aber von einzelnen Fällen die Rede ist, so gehört es zur Praxis des Rechtsgelehrten. Der Unterschied der praktischen Rechtsgelehrsamkeit von der theoretischen besteht also nicht darin, daß die Letztere Rechte und Verbindlichkeiten selbst, und die Erstere nur die Art, solche in Wirklichkeit zu setzen, als besonders den Prozeß, in sich begreife, sondern der Prozeß gehört auch zur Theo-

rie, wie er auch nur in einer durch Gesetze bestimmten Ordnung besteht, die dem Richter, dem Kläger und dem Beklagten, jedem seine Verbindlichkeiten anweiset; indessen gehören auch Rechte und Verbindlichkeiten selbst, sobald es in einzelnen Fällen auf deren Einrichtung, Aufhebung oder Beurtheilung durch rechtliche Gutachten ankommt, zur juristischen Praxis. Es gehört demnach zur Praxis eines Rechtsgelehrten in einzelnen Fällen theils Rechte und Verbindlichkeiten zu errichten, oder aufzuheben, oder zu beurtheilen, theils gegen Beleidigungen Sicherheit und Genugthuung zu erhalten. Die ganze juristische Praxis besteht aso nur darin, daß man in allen einzelnen Fällen, sowohl schriftlich, als mündlich, so zu handeln wisse, wie es jedes Mal die Absicht einer Erklärung, oder eines Vertrages zur Errichtung, Aufhebung, Beurtheilung, oder zur Erhaltung der vorhandenen Rechte uud Verbindlichkeiten nöthig und zweckmäßig ist. Sie müssen also, mein werther L—, Mund und Feder so zu gebrauchen wissen, wie es der Absicht eines jeden Geschäfts, wozu man Rechtsbeistände gebraucht, am gemäßesten ist; denn wenn Sie diese Fertigkeit besitzen, so werden Sie auch ein Praktiker unter den Rechtsgelehrten genannt zu werden verdienen. — Es ist aber, werther Freund, weder Alles Theorie, noch Alles Praxis, was gewöhnlich dafür ausgegeben wird, daher ist es auch nöthig, den eigentlichen Begriff von einer jeden festzusetzen. Unter Theorie des Rechts ist die Fähigkeit zu verstehen: den wahren Sinn der Gesetze und Gewohnheiten zu bestimmen; dann eine genaue Kenntniß von der Beschaffenheit und den Eigenschaften derjenigen Handlungen, welche zu dem Gegenstande der Rechtsgelehrsamkeit gehören; und ferner eine vollständige und richtige Kenntniß der Folgen, welche die bürgerlichen Handlungen nach sich ziehen. Dieses ist die Theorie, womit ein jeder Praktiker sich bekannt machen muß, wenn er nicht Lust hat, zu dem großen Haufen der Rabulisten gezählt zu werden, die eine Klasse bilden, wozu man auch die Empiriker, und die Gesetzkundigen rechnet, die von der Philosophie der Gesetze nichts verstehen, sondern nur nach mechanischen

Grundsätzen verfahren, und oft Alles aufsuchen, um die Rechte zu verdrehen; sie sind geübt, besonders die Erstern, in allen Kniffen und Pfiffen, Ränken und Schwänken, die in der Rechtspraxis angewendet werden können, um einen Prozeß aufzuhalten, ihn in die Länge zu ziehen, wenn er auch für denjenigen Theil, für den sie wirken, verloren gehen muß, so haben sie doch alle Chikanen angewendet, um theils den Gegner zu ermüden, theils ihre Kasse mit Sporteln zu füllen. Vor dieser Klasse, nicht der Rechtsgelehrten, sondern der Rechtsverdreher hüten Sie sich! Es ist bei ihnen nicht Feinheit im Erspähen so mancher Rechtshülfen zum Vortheile ihrer Klienten, wie es der gewissenhafte und kluge Advokat oft versucht, um es zu einer Gleichheit des Prozesses zu bringen, so daß beide Theile sich vergleichen und die Kosten repartirt werden, sondern nur List, um entweder der Gegenpart zu schaden, oder sich Nutzen zu verschaffen. — Man kann sich eigentlich keinen Rechtsgelehrten im eigentlichen Verstande denken, dem es an der Fähigkeit fehlen sollte, den wahren Sinn der Gesetze, als die Richtschnur der bürgerlichen Handlungen, festzusetzen; denn diese Fähigkeit muß ein Jeder, der auf eine gründliche Rechtsgelehrsamkeit Anspruch machen will, im ganzen Umfange besitzen; denn wer sie nicht besitzt, wird immer in der Anwendung fehlen, und dieses ist der Fall bei den unphilosophischen Köpfen, welche die Rechtswissenschaft nur mechanisch betreiben, bei den sogenannten ungelehrten Rechtsgelehrten, die keine gründliche Theorie besitzen, welche die Rechtsgelehrsamkeit wohl durch die Uebung ergriffen haben, als Notarien, Schreiber, Beamte rc., aber nicht durch das Nachdenken über das Recht in allen vorkommenden oder bekannten Fällen; sie kennen genau die Form der Gesetze und Rechte, aber nicht den Geist derselben. — Die Gesetze haben gemeiniglich nur wenige Fälle, etwas geradezu nach ihnen zu bestimmen; sie lassen aber eine Oeffnung, die der Gesetzgeber in der Absicht gelassen hat, daß man weiter gehen soll, als die Bestimmung ist; man kann sie also auf alle Fälle modificiren, ohne dadurch in dem Gesetze selbst zu fehlen, es nicht richtig nach der Absicht des Gesetzgebers anzuwenden; aber hierin liegt die große

Kunst, diese Absicht zu erreichen, ohne das Gesetz zu umgehen. Wie oft kommen nicht Rechtshändel vor, wo sich der im Gesetze bestimmte Fall zuträgt, wobei aber andere Umstände eintreten, wovon das Gesetz keine Erwähnung thut, und weshalb, wie schon vorher erwähnt worden, das Gesetz oder die Verordnung weiter ausgedehnt oder eingeschränkt werden muß. Dieses nennt man die *Juristenprobe*, wobei also die Regeln der Auslegung, nebst einer geübten Beurtheilungskraft nothwendig erfordert werden; und hier kann man mit Gewißheit sagen, daß bei keiner Wissenschaft, auch die Arzneywissenschaft nicht ausgenommen, mehr gründliche Beurtheilungskraft erfordert werde, als bei der Jurisprudenz. Zu andern Wissenschaften wird mehr Gedächtniß, wiederum zu andern mehr Feinheit und Scharfsinn erfordert; allein die Feinheit findet bei der Rechtsgelehrsamkeit, wenn man darunter Witz und Chikane versteht, wenig Anklang, wenn gleich der Scharfsinn im Beurtheilen derselben sehr nöthig ist. So nothwendig nun die Fähigkeit: den Sinn der Gesetze und Gewohnheiten zu bestimmen, einem jeden Rechtsgelehrten ist, eben so nothwendig und unentbehrlich ist die Kenntniß von der Beschaffenheit und von den Eigenschaften der bürgerlichen Handlungen, welche den Gegenstand der Rechtsgelehrsamkeit ausmachen. Nach der Verschiedenheit dieser Handlungen richten sich die Gerechtsame und die Verbindlichkeiten der Partheyen. Wenn es also nicht gleichgültig ist, die eine Verbindlichkeit oder Gerechtsame für die andere anzunehmen, so erfordert es auch die Nothwendigkeit, die bürgerlichen Handlungen nach ihren Eigenschaften genau kennen zu lernen, um in der Bestimmung derselben keinen Fehler zu begehen. Es wäre auch nicht möglich, den nützlichsten Theil der Rechtsgelehrsamkeit, welcher sich mit den Regeln der Klugheit bei allen Rechtshändeln beschäftiget, in Ausübung zu bringen, wenn nicht hierzu eine gründliche Kenntniß aller bei einem Rechtshandel vorkommenden Besorgnisse, Ausflüchte, Rechte und Verbindlichkeiten den Weg bahnten. Dieser Theil der Theorie ist daher so unentbehrlich, daß Niemand den Namen eines Rechtsgelehrten mit gutem Gewissen führen

kann, der nicht darin vollkommen bewandert ist; denn hiervon hängt das Wohl und Wehe der Bürger ab. Den Zwistigkeiten kann durch eine vorsichtige Verabredung vorgebeugt werden, wenn bei Eingehung der bürgerlichen Geschäfte, man die künftigen Zeiten und die möglichen Vorfälle berücksichtiget, und das Zweifelhafte so bestimmt, daß eine entstandene Streitigkeit aus dem errichteten Vertrage vollkommen entschieden werden kann. Endlich gehören auch zur Theorie eine genaue Kenntniß der Folgen, welche mit den bürgerlichen Handlungen verknüpft sind. Gesetzt aber auch, es besäße Einer die Fähigkeiten, die Gesetze gehörig auszulegen, und die Eigenschaften der bürgerlichen Handlungen genau zu kennen, um die eine von der andern zu unterscheiden, so verdient er doch noch nicht den Namen eines großen Rechtsgelehrten, wenn er sich nicht auch eine genaue Kenntniß von den Folgen erworben hätte, welche die bürgerlichen Handlungen nach sich ziehen; denn die verschiedenen Arten der Klagen, der verschiedene Prozeß, die verschiedenen Gerechtsamen, Verbindlichkeiten und Strafen, und deren gehörige Anwendung, hängen alle von diesem Theile der Rechtsgelehrsamkeit ab. Es kommt daher in der Anwendung der Rechtskunde sehr viel darauf an, in diesen Punkten nicht zu fehlen. Hier haben Richter und Advokaten gleiche Sorgfalt anzuwenden, um richtig hierbei zu Werke zu gehen. Es ist jedem Rechtskundigen bekannt, daß eine Art des Prozesses weit zuträglicher, und eine Klage entweder in Ansehung des Beweises, oder in der Hauptabsicht weit nützlicher ist, als die andere; dessen ungeachtet ist die eine Klage ganz unstatthaft oder ohne Wirkung, dagegen eine andere, die aus eben der Handlung entspringt, nicht allein auf das Beste gegründet, sondern auch von ganz sicherem Erfolge ist. Man kann aber die Theorie auch übertreiben, und auch hierauf will ich Sie aufmerksam machen. So z. B. ist die Theorie übertrieben, wenn die Sache weder zur Auslegung der Gesetze, noch zur Kenntniß der bürgerlichen Handlungen und deren Folgen etwas beiträgt. — Mit der Praxis, mein werther Freund, ist es nun auf ähnliche Weise beschaffen, wie mit der Theorie; es ist nicht Alles wahre Praxis, was man gemeiniglich dafür ausgiebt; denn

die Praxis ist 1) eine Fertigkeit, die Gesetze auf die vorkommenden juristischen Fälle anzuwenden, 2) die bürgerlichen Handlungen mit Klugheit zu ordnen, und 3) die entstandenen Rechtshändel gehörig zu bearbeiten. Der erste Theil der Praxis besteht also in der Fertigtigkeit, die Gesetze auf die vorkommenden Fälle gehörig anzuwenden. Dieser Theil scheint nach der bloßen Beschreibung sehr leicht zu seyn, allein er ist vielen Schwierigkeiten in der Ausführung unterworfen; denn es gehört eine Schärfe der Beurtheilungskraft und die größte Gegenwart des Geistes dazu, über die Vorfälle zu urtheilen und solche nach Vorschrift der Gesetze zu entscheiden. Oft ist eine Handlung von sehr verschiedenen Umständen begleitet, wovon Einer diese, und der Andere jene Entscheidung für Recht hält, und um in diesen Fällen das rechte Urtheil zu treffen, so daß alle Ansichten über den Fall in einen Punkt vereiniget werden, ist gewiß nicht leicht, und nur Scharfsinn, mit Uebung und Aufmerksamkeit gepaart, sind die einzigen Mittel, zu dieser Fertigkeit zu gelangen. Auch ist nicht bei allen Fällen ausgemacht, unter welche gesetzliche Verordnung der Fall gehört, weil sich öfters bei der Bestimmung des Handels wichtige Zweifel ereignen, und man solchen leicht für den einen, als für den andern halten kann. Mit diesem ersten Theile der Praxis müssen Sie sich besonders bekannt machen, wie es jeder Richter thun muß. Der Nutzen ist so augenscheinlich, daß er sich ohne weitläufige Ausführung darstellt. — Der zweite Theil betrifft die kluge Einrichtung der bürgerlichen Handlungen. Hier muß man nicht allein die Form und die Einkleidungen, sondern auch alle möglichen Einwendungen kennen, und den Letztern vorzubeugen suchen, wozu viel Erfahrung, Einsicht und Behutsamkeit erfordert wird; denn es kann sehr oft der eine oder der andere Theil der paciscirenden Personen sich eine vortheilhaftere Bedingung ausmachen, als die Natur des Geschäfts mit sich bringt, und derjenige, der den Vertrag schließt, die Einsicht und Behutsamkeit dabei anwendet, welche dazu nöthig ist. Auch dieser zweite Theil der praktischen Rechtswissenschaft ist wichtig, und verdient eine vorzügliche Beachtung; denn er hat vor allen übrigen Theilen den großen Vorzug, daß

hierdurch den Prozessen vorgebeugt wird, wodurch die Eintracht der Bürger erhalten, und sie vor oft zu Grunde richtenden Rechtsstreiten bewahrt bleiben, wenn gleich das Kleeblatt: Ehrgeiz, Habsucht und Eigennutz, immer noch zu Prozessen Veranlassung geben wird; denn nur mit dem Aufhören desselben könnten auch diese aufhören, da aber dazu keine Hoffnung vorhanden ist, so wird man immer diejenigen Geistesgaben für nützlich und dem gemeinen Wesen zuträglich halten, durch deren Hülfe die entstandenen Streitigkeiten gehörig untersucht und zu Ende gebracht werden, welches den dritten Theil der juristischen Praxis ausmacht. Die langwierigen Prozesse, welchen die strengsten Verordnungen nicht ganz Einhalt thun können, haben größtentheils ihre Quelle entweder in der Unwissenheit, oder in der Nachlässigkeit der Richter, indem sie den Prozeß nicht gehörig zu drehen oder zu wenden verstehen. Man macht sich oft einen irrigen und falschen Begriff von der praktischen Rechtswissenschaft, wenn man glaubt, daß dieselbe in den Formeln bestehe, welche bei den gerichtlichen und außergerichlichen Handlungen gebräuchlich sind. Diese Formeln und eine historische Kenntniß von dem Laufe des Prozesses machen den sogenannten Schlendrian aus. Zu verwerfen sind die Formeln nicht, allein man muß die Nebensachen nicht zur Hauptsache machen, und die Schale nicht für den Kern ansehen. Die Formeln und der Gerichtsgebrauch haben bei weitem den Nutzen nicht, welcher sich bei der Theorie und wahren Praxis bald findet. Betrachten Sie aber die wahre juristische Praxis nicht als einen bloßen Mechanismus; denn der Geist hat dabei sehr viel zu thun, und daher rührt es auch, daß so viele Richter die Sachen liegen lassen, und nichts so sehr scheuen, als die Akten. Sie werden noch oft hören, daß ein Theoretiker die Praxis verkleinert, und so umgekehrt verachtet ein Praktikus die Theorie. Allein Sie werden sehen, daß Beide Unrecht haben, weil Beide nicht an die rechten Begriffe von der Sache denken, worin es bei diesem Streite immer versehen worden, der so alt ist, als die Rechtswissenschaft, und in den sich so viel große Männer gemischt haben. Sie können hier freilich die Frage aufwerfen: ob die Theorie, oder die

Praxis den Vorzug hat? Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten, als man glauben möchte; denn hier sind die Wirkungen der Theorie und Praxis auf einander zu berücksichtigen; frägt es sich hier: ob beide getrennt werden können, ohne ihre Wirkung zu verlieren, oder ob beide zusammen wirken müssen? — Die wahre Praxis läßt sich ohne weitläufige Kenntniß der gründlichsten Theorie nicht gedenken, dagegen kann Einer sich allein mit der Theorie, nicht so mit der Praxis bekannt machen; indessen ist die Theorie doch nur um der Praxis willen da, und wenn sich dieser Zweck nicht mittelbar auf die zuverlässige Art erreichen läßt, so ist es eine vergebene Arbeit, wofür sich die gelehrte Welt nicht dankbar bezeigen kann. Die Praxis muß daher der Theorie das Leben geben; denn alle abstrakten Begriffe, die man bei der Theorie sammelt, können nur erst durch die Praxis das gehörige Licht erhalten, welches man derselben durch die Umschreibung nicht geben kann. Es kommen zwar gewisse Handgriffe bei der Ausübung der Rechtswissenschaften vor, welche die Arbeit erleichtern; allein diese muß man aus der Erfahrung kennen lernen, weil sie sich nicht beschreiben lassen. Wenn man aber für gewiß annehmen muß, daß Theorie und Praxis zusammen gehören, und sie sich nicht gut trennen lassen, so kann man auch Keiner von Beiden einen Vorzug einräumen. Betrachten Sie nun die verschiedenen Rechte, die Sie schon auf der Hochschule gehört haben (s. auch unter Student, Th. 176, S. 715 u. f., und oben, S. 71) und die alle dem theoretischen Theile der Rechtswissenschaft angehören, wozu auch noch die juristische Auslegungskunst kommt, so werden Sie leicht aus der großen Anzahl der einzelnen Theile derselben den Schluß machen können, daß das Studium der Rechtswissenschaft in Deutschland nicht leicht ist; daher kann man auch Studierenden nicht genug anrathen, und dieses um ihres eigenen Bestens willen, ihre ganze Universitätszeit einer strengen Arbeitsamkeit zu widmen. Aber nicht bloß die theoretische, sondern auch die praktische Rechtswissenschaft besteht aus vielen Theilen, die alle ergriffen und begriffen seyn wollen, und um so mehr, da man auch noch die Staatswissenschaften hinzu zieht, die aber auch jetzt auf vielen Hochschulen ge-

trennt davon werden, um die eigentliche Rechtswissenschaft nicht zu sehr zu überladen, und dadurch deren Studium zu erschweren ꝛc. ꝛc.

Hier nun eine Uebersicht von den praktischen Wissenschaften eines Rechtsgelehrten, der die Staatswissenschaften mit zu seinem Studium gezogen hat, da von den theoretischen Wissenschaften schon eine Uebersicht durch das Studium derselben auf den Hochschulen, Th. 176, S. 715 u. f., und oben, S. 71 u. f. gegeben worden, wo auch Einiges aus der Praktik mit vorkommt, wozu man auf Hochschulen Anweisung erhält, welches aber für den praktischen Dienst nicht genügt. Erstlich gehört dazu die Staats- und Kanzleypraxis, worunter man die Kunst versteht, in allen Staatssachen, sowohl mündlich, als schriftlich, richtig zu verfahren. Der Gegenstand der Staatspraxis sind die Staatsangelegenheiten oder solche Geschäfte, welche den öffentlichen Zustand des Staats unmittelbar betreffen. Diese Praxis zerfällt wieder in zwei Theile, in die innerliche, und in die äußerliche Staatsrechtspraxis oder die sogenannte Völkerrechtspraxis. Die Erstere hat mit den einheimischen oder Landesstaatssachen, und die Letztere mit den auswärtigen Staatssachen zu thun. Diese Wissenschaft lehrt wie Gesetze, Rescripte, Privilegien, Bittschriften, Berichte, Staatsschreiben der Fürsten, ihrer Minister und Kollegien, Erklärungen an auswärtige Mächte, Deduktionen, Staatsverträge und Bündnisse, Creditive und Instruktionen für Gesandten, Friedensschlüsse betreffende Schriften, Reichs-, Bundes-, Kammertags- und Landtagssachen, sowohl Präpositionen, als Deliberationen, Gutachten, Ratifikationen, Beschlüsse, Vota und Abschiede, richtig abzufassen sind. Die Grundsätze und Regeln, nach welchen in der Staatspraxis gearbeitet werden muß, sind aus den Grundgesetzen des Staats, aus Verträgen, Privilegien und be-

sonders aus dem Herkommen genommen. Letzteres wird aus wirklich geführten öffentlichen Staatsakten und Staatsschriften erlernt. Keine Geschäfte ziehen so wichtige Folgen nach sich, als die Staatsangelegenheiten; daher muß Jeder, der dabei gebraucht wird, die größte Genauigkeit beobachten, und sich vor allen Fehlern in Acht nehmen; denn bloße Versehen in Ausdrücken, Titulaturen, im Kanzleyceremoniel werden geahndet, wenn auch nicht so strenge, als ehemals, so ziehen sie doch noch manche Unannehmlichkeit zu, besonders wenn Titulaturen an hohe Personen nicht richtig gebraucht werden; oft sind dadurch große Unruhen entstanden, und sie haben den Verlust wichtiger Rechte nach sich gezogen. Minister, Gesandten, Präsidenten, Räthe und Sekretaire solcher Kollegien, denen die Verwaltung der Staatsangelegenheiten zur Besorgung übertragen worden, müssen die Staatspraxis vollkommen verstehen. Zur praktischen Rechtsgelehrsamkeit gehört nun noch in Deutschland die Referir- und Dekretirkunst, nämlich die Kunst, aus den Akten einen Vortrag zu thun, und in der Sache ein Erkenntniß abzufassen; sie beschäftiget sich nicht bloß mit Prozeßsachen, sondern mit allen Arten von Akten, die in juristischen Geschäften geführt werden, es mögen Staatssachen, oder Privatangelegenheiten seyn. Der Nutzen dieser Wissenschaft ist entschieden groß, weil fast alle juristische Geschäfte durch richterliche Erkenntnisse gelenkt werden, zu welchen das Referiren unentbehrlich ist; am nöthigsten ist diese Wissenschaft allen Richtern und Beysitzern in den Spruchkollegien, den Räthen, Assessoren, Referendarien und Sekretairen in den Landeskollegien; auch Advokaten müssen diese Kunst in ihrer Gewalt haben, damit sie den ganzen Umfang der Angelegenheit oder Sache, die sie führen, kurz zusammenziehen und übersehen können. Der Prozeß macht nun gleichfalls einen Theil der praktischen Rechtsgelehrsamkeit aus; er be-

steht in der durch die Gesetze bestimmten Ordnung, welche dem Richter, dem Kläger und dem Beklagten ihre Rechte und Verbindlichkeiten anweiset. Beim Prozesse sind die Theorie des Prozesses und die Praxis desselben genau von einander zu unterscheiden. Die Theorie des Prozesses begreift die Regeln in sich, wonach die zum prozessualischen Verfahren gehörigen Handlungen in ihrer vorgeschriebenen Ordnung eingerichtet werden müssen, und die bei einem Prozesse vorkommenden mündlichen und schriftlichen Verträge richtig abzufassen, ist die Prozeßpraxis. In Deutschland sind dreierlei Prozeßarten von einander zu unterscheiden, nämlich 1) der gemeine Deutsche Prozeß, welcher in der Regel durch ganz Deutschland gilt; 2) der Bundestagsprozeß, und 3) der besondere Landesprozeß in jedem Deutschen Staate, z. B. in dem Preußischen, Sächsischen, Hannöverschen rc. Vor der Auflösung des Deutschen Reichs in seiner alten Verfassung existirte auch noch der Reichsprozeß bei dem Reichshofrathe in Wien und beim Reichskammergerichte in Wetzlar, wofür jetzt der Bundestagsprozeß eingetreten ist, bei allen Angelegenheiten, die vor den Deutschen Bundestag gehören. Den gemeinen Deutschen Prozeß muß jeder Deutscher Rechtsgelehrte verstehen; denn er ist die Regel, wonach alle im Prozesse vorkommenden Handlungen eingerichtet werden müssen, wenn die Landesgesetze nicht etwas anderes verordnen. Der Bundestagsprozeß wird nach den darüber erschienenen Verordnungen rc. geführt; er ist noch neu, und daher auch noch manchen Erörterungen von Seiten der Deutschen Bundestags-Versammlung unterworfen. Der ehemalige Reichsgerichtsprozeß ist jetzt historisch geworden; indessen ist es immer von großer Wichtigkeit, ihn zu studieren, weil so Vieles darin vorkommt, welches dem Rechtsgelehrten wichtig ist, besonders demjenigen, der sich mit der praktischen Rechtswissenschaft beschäftiget. — Den Pro-

zeß eines jeden Staats, also den Landesprozeß, muß Jeder aus der Prozeßordnung des Landes studieren, und dabei den Gerichtsgebrauch genau wissen. Dann muß auch noch die Lehre von den Handlungen der willkührlichen Gerichtsbarkeit hierher gerechnet werden, da sie auch in Deutschland einen Theil der praktischen Rechtskunde ausmacht. Sie theilt sich in zwei Klassen. Zu der einen gehören die Geschäfte, worüber ein Streit unter den dabei interessirten Personen obwaltet, den der Richter zu entscheiden hat, oder entscheiden soll. Dergleichen Sachen werden Prozeßsachen oder Handlungen der streitigen Gerichtsbarkeit genannt, wobei der Richter die Regeln des Prozesses zu befolgen hat. Zu der andern Klasse kommen solche Geschäfte der Staatsbürger, die sich nicht auf einen Streit beziehen, sondern demselben vorzubeugen suchen und vorbeugen. Es sind Contraktsangelegenheiten, wobei die Contrahenten mit einander einig sind, und nur bei dem Richter, ihres eigenen Besten wegen, um eine Untersuchung der Angelegenheit, eine darauf zu ertheilende Bestätigung, oder ein auszufertigendes öffentliches Zeugniß von der vorgegangenen Handlung ansuchen, um dadurch der Handlung Rechtskraft zu geben, sie rechtskräftig zu machen. Dieses geschieht bei Cessionen, bei einem geschlossenen Kaufe, bei einem dem Gerichte übergebenen Testamente, bei Annehmung an Kindesstatt, bei einer Emancipation, bei Bestätigung eines Geschlechtsvormundes oder eines Güterpflegers ꝛc. ꝛc. Dieses sind nun die Handlungen der willkührlichen Gerichtsbarkeit, bei denen die Regeln und Grundsätze, die der Richter dabei anzuwenden hat, eben nicht leicht sind, deshalb auch oft Fehler dabei vorkommen. Man nennt diesen Theil der praktischen Rechtsgelehrsamkeit auch die außergerichtliche praktische Privatrechtsgelehrsamkeit (Jurisprudentia extrajudicialis), womit bezeichnet

wird, daß hier lauter Sachen vorkommen, die außer Streit sind (extra judicium positae), oder worüber kein Rechtsstreit unter den Partheyen ist, und man setzt ihr die gerichtliche Privatrechtsgelehrsamkeit (Jurisprudentia judicialis) entgegen; dann gehört auch zur praktischen Privatrechtsgelehrsamkeit die sogenannte Notariatskunst, worunter man die Wissenschaft versteht, wie juristische Geschäfte der Bürger, welche sie bloß unter sich, ohne Dazwischenkunft des Richters eingehen, sowohl mündlich, als schriftlich, den Gesetzen gemäß, vorgenommen werden müssen; daher sind alle Handlungen der Bürger, welche sie bloß unter sich, ohne Dazwischenkunft des Richters eingehen, und wodurch Rechte und Verbindlichkeiten erworben werden können, ein Gegenstand der Notariatskunst. Hierher gehören hauptsächlich alle Arten von Verträgen und Kontrakten, alle letzte Willensverordnungen, Erbschaftsangelegenheiten, Rechnungssachen, Eheverbindungen 2c. Hierbei findet die sogenannte Jurisprudentia cautelaris s. heurematica Anwendung, welche das enthält, was ein Rechtsgelehrter zu befolgen hat, wenn er gefragt wird: wie ein rechtliches Geschäft am vortheilhaftesten für die Contrahenten eingerichtet werden muß? denn ohne eine vollständige Kenntniß der wesentlichen und zufälligen Theile des Geschäfts, wovon die Frage ist, kann kein Rechtsgelehrter hier einen zuverlässigen Rath ertheilen. Bei dem wesentlichen Theile eines Geschäfts lassen sich wenig Cautelen anbringen; denn wenn hier ein Fehler vorgeht, so ist das Geschäft nichtig, und der Rechtsgelehrte, der es abgeschlossen hat, hat gefehlt, wenn nicht ein Irrthum die Ursache des Fehlers ist, den er nicht vermeiden konnte; aber bei dem zufälligen Theile (naturalia et accidentalia) des Geschäfts, kann ein Rechtsgelehrter seine größere oder geringere Klugheit von der glänzendsten Seite zeigen, wenn er alle möglichen Cautelen oder Regeln der Vorsicht und Klugheit

dabei angewendet hat. Die Cautelen sind Mittel, welche die Gesetze an die Hand geben, wodurch jeder mögliche Nachtheil, der aus einem Geschäfte entstehen kann, vorgebeugt und der höchste Grad der Vortheile zum Besten der Contrahenten bewirkt wird. Diese Cautelen oder Regeln der Klugheit und Vorsicht sind entweder allgemeine, oder besondere. Die Ersteren bestehen in der Vorsorge, daß bei einem Prozesse, der in der Folge über ein Geschäft entstehen kann, es nicht an Beweismitteln fehle, überhaupt der Gebrauch aller erlaubten Mittel, wodurch die Verbindlichkeiten auf beiden Seiten am meisten befestiget werden ꝛc. Man theilt die Cautelen wieder in die erlaubten und unerlaubten. Die Ersteren haben den Beifall der Gesetze, die Letzteren nicht, weil sie in Chikanen und in der Anwendung aller unerlaubten Mittel bestehen. Die Beschäftigung mit der Berichtigung derjenigen Grundsätze, welche erlaubte Cautelen zum Gegenstande haben, ist von jeher das Lieblingsstudium aller rechtschaffenen Rechtsgelehrten gewesen. Zuletzt rechnet man noch zur praktischen Rechtskunde die Archiv- und Registraturwissenschaft, welches die Kunst ausmacht, vorhandene Akten und Urkunden für die Zukunft unversehrt aufzubewahren, und sie auch gehörig geordnet aufzustellen oder legen, daß man jedes Aktenstück, wenn es verlangt wird, sogleich erhalten kann. Dieses sind nun sämmtliche Theile der praktischen Rechtsgelahrtheit, die man in der Ausübung der Praktik fortstudieren muß, und worein man besonders erst durch eine mehrjährige Uebung eingeweihet werden kann. Die oben erwähnten Theile der praktischen Rechtskunde werden nun noch von mehreren berühmten Rechtslehrern auf folgende Weise geordnet. Erstlich theilen sie die ganze praktische Rechtsgelehrsamkeit in die Kunst mit Akten umzugehen, und in die eigentliche sogenannte praktische Rechtsgelehrsamkeit. Die Kunst mit Akten umzugehen thei-

len sie wieder in drei Theile, nämlich in die schon erwähnte Referirkunst, Dekretirkunst und in die Registraturwissenschaft; und die sogenannte praksche Rechtsgelehrsamkeit theilen sie in zwei Theile, nämlich in die praktische Staatsrechtsgelehrsamkeit und in die praktische Privatrechtsgelehrsamkeit. Letztere wird wieder abgetheilt: in die gerichtliche Privatrechtsgelehrsamkeit und in die außergerichtliche Privatrechtsgelehrsamkeit. Die Erstere wird noch einmal abgetheilt, und zwar in die praktische Lehre vom Prozeß, und in die praktische Lehre von den Handlungen der willkührlichen Gerichtsbarkeit. Diese Menge von Eintheilungen und Unterabtheilungen sind Beweise von Scharfsinn in der Absonderung der Begriffe, nur den Studierenden sind sie nicht angenehm, weil es dabei viel zu unterscheiden und zu behalten giebt, daher haben Mehrere vorgeschlagen, die kleineren Theile einer Hauptwissenschaft bloß der Reihe nach anzuführen und zu erklären. — Im objektiven Sinne des Wortes theilt man die Rechtsgelahrtheit in die legislatorische, judiciarische und consultatorische, bei welcher Eintheilung man auf die Personen sieht, die sich mit dem Rechte befassen. Thut dieses nun der Gesetzgeber, so wird sie gesetzgebende Rechtsgelehrsamkeit (Jurisprudentia legislatoria) genannt; sie ist die Seele der bürgerlichen Verfassungen; denn weise Gesetze zu geben ist die größte Kunst, und daher hat dieser Theil der Rechtswissenschaft auch zu allen Zeiten die größten Genies mit der Frage beschäftigt: welches sind in jedem einzelnen Falle die besten Gesetze? Um diese Frage vollkommen zu lösen, hat man sich bis jetzt schon beinahe über achtzig Jahre damit beschäftiget, und Preußen, Oesterreich und Rußland verdankt man diese Anregung zu einer Gesetzgebung, wie sie den Völkern der neuern Zeit wirklich heilbringend ist, und besonders dem erstern Staate, wo

Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm der Zweite und Friedrich Wilhelm der Dritte Alles aufboten, um ihrem Lande Gesetze zu geben, wodurch das Glück ihrer Unterthanen sich fest begründete, und so ist man jetzt in Deutschland noch immerwährend beschäftiget, neue Gesetze zu geben und die ältern zu ergänzen und zu verbessern, da der Zweck alles Gesetzgebens immer nur die Wohlfahrt der Beherrschten oder des Volkes bleibt. „An jegliche Gesetzgebung, sagt Köppen, kann man stets eine doppelte Forderung stellen, die sich, sonderbar genug, entgegen stehen; denn einmal sollen die Gesetze fortschreiten mit dem Volke und der Menschheit selbst, sollen wachsen an innerer Zweckmäßigkeit und Güte, sollen den Bedürfnissen der Zeit genügen, mithin wenn sie diese umwandeln, abgeschafft oder verändert werden; zweitens sollen Gesetze geschichtliche Wurzel treiben in den Staaten, sollen mit den Gewohnheiten und Sitten der Bürger sich vereinigen, und hierdurch ihre eigenthümliche Kraft und Bedeutung finden, mithin wenn sie von alten Zeiten herstammen, bleiben und nicht verändert werden." — Dieses ist gewiß sehr richtig, läßt sich aber recht gut vereinigen, indem die alten Gesetze nach den Bedürfnissen der Zeit und der Bildung der Völker ergänzt werden, und besonders wird dieses die Kriminalgesetze treffen, die einer großen Abänderung bedurften. — Unter dem Ausdrucke richterliche Rechtsgelehrsamkeit (Jurisprudentia judiciaria) versteht man den Inbegriff aller Grundsätze und Regeln, wie die Justiz administrit werden soll. Die besten Gesetze werden ohne Wirkung seyn, wenn nicht darnach gelebt wird; um nun diese Absicht zu erreichen, sind Personen im Staate nöthig, welche über die Befolgung der Gesetze wachen und Recht sprechen, und die Grundsätze und Regeln, wie sie ihre wichtigen Aemter pflichtmäßig verwalten sollen, enthält die judiciarische Rechtsgelehrsamkeit. Die consultatorische

Rechtsgelehrsamkeit (Jurisprudentia consultatoria) enthält die ganze Anzahl von Grundsätzen und Regeln, wonach sich ein Rechtsgelehrter richten muß, wenn er ein rechtliches Gutachten über einen juristischen Gegenstand ertheilen soll. Da nun die Rechtsgelehrten dazu da sind, daß sie Andere, welche die Rechte nicht verstehen, von den Verordnungen der Gesetze belehren sollen, so macht dieser Theil der Rechtswissenschaft beinahe die Hauptbeschäftigung eines thätigen Rechtsgelehrten aus. Ein Theil derselben ist die schon oben erwähnte cautelarische Rechtsgelehrsamkeit (Jurisprudentia cautelaris). Man theilt die Rechtswissenschaft auch in die elegante Rechtswissenschaft (Jurisprudentia elegans), in die barbarische Rechtsgelehrsamkeit (Jurisprudentia barbara), und in die lustige Rechtsgelehrsamkeit (Jurisprudentia arlequinizans), die Studierende der Rechte selbst in Betrachtung ziehen mögen. — Was nun die subjektive Rechtsgelehrsamkeit betrifft, so wird auch diese so verschieden definirt, wie die objektive; man findet fast in jedem Lehrbuche des bürgerlichen Rechts eine andere Definition. Mehrere Rechtslehrer verstehen darunter eine praktische Kenntniß aller Zwangsrechte und Zwangspflichten (Scientia practica jurium et obligationum perfectarum); Andere nennen sie eine Fertigkeit, die Gesetze auf vorkommende Fälle anzuwenden (Habitus leges ad facta obvia recte applicandi); wiederum Andere verstehen darunter die Wissenschaft, wie die Gesetze erklärt und angewendet werden müssen (Scientia legum earumque interpretationis et applicationis). Im eigentlichem Verstande ist es eine Fertigkeit, die Gesetze richtig erklären und anwenden zu können. Die Gesetze müssen also richtig verstanden werden, es muß also bei dem Anwenden der Gesetze eben das gedacht werden, was der Gesetzgeber dabei gedacht hat. Die Auslegung oder Erklärung der Gesetze wird eingetheilt 1) in

die gesetzliche Auslegung (Interpretatio legalis) und in die Doktrinalauslegung (Interpretatio doctrinalis). Die gesetzliche Auslegung oder Erklärung der Gesetze geschieht von dem Gesetzgeber selbst, indem er selbst bestimmt, was man bei den Worten seines Gesetzes denken soll. Unter der Doktrinalauslegung der Gesetze versteht man diejenige Erklärung der Gesetze, die von den Rechtsgelehrten geschieht; sie besteht darin, dasjenige deutlich zu machen, was in den Gesetzen noch dunkel ist, oder in einer Deutlichmachung dessen, was nicht so ausgedrückt ist, daß man es gleich einsehen oder verstehen kann.

Aus dem Theoretischen und Praktischen wird man nun ersehen, was die Jurisprudenz für ein weites Feld hat. Wer sich daher dieser Wissenschaft ganz widmen will, muß sich genau prüfen, ob er die dazu erforderlichen Eigenschaften besitze, oder ob ihn die Natur zu einem andern Fache bestimmt habe; denn es kann Keiner das Amt eines Richters verwalten, der sich nicht mit der Rechtswissenschaft und den Wissenschaften, welche dabei vorausgesetzt werden, auf das Genaueste und Deutlichste bekannt gemacht hat. Ein Richter muß Philosophie, Scharfsinn, hohen Verstand, Fleiß und Redlichkeit besitzen; er muß die Sachen ohne Vorurtheil untersuchen, und die Akten lesen, und dieses in der Absicht, um die Wahrheit zu entdecken. Seine Beurtheilungskraft muß einen Grad der Fertigkeit erreicht haben, daß er mit Leichtigkeit die Gerechtsame und Verbindlichkeiten der Partheyen in einem jeden gegebenen Falle, auch bei den verworrensten Umständen, einsehen, erörtern und entscheiden kann. Wer ohne diese Fertigkeit zu besitzen und ohne zureichende Kenntnisse in dieser Wissenschaft sich auf die Gerichtsbank drängt, kann nur Schaden, statt Nutzen stiften. Ein Richter muß bei jedem gegebenen Falle sich vorher, ehe er ein Urtheil fällt, mit der Sache nach ihrem Umfange und Verhältnisse be-

kannt machen, worauf es ankommt, bestimmen, und wenn die Sache mehrere Punkte betrifft, solche, und was deshalb in den Akten vorgekommen, absondern, jeden Punkt besonders in Erwägung ziehen, die Wahrheits- und Wahrscheinlichkeitsgründe auseinander setzen, solche gehörig abwägen, von Scheingründen und Nebenumständen reinigen, und was zur Erörterung der Sache dient, von dem Unnöthigen unterscheiden. Man soll vorher lernen, sich der Wageschale als ein Philosoph zu bedienen, ehe man sich mit derselben als Rechtsgelehrter beschäftiget. Er muß die Fertigkeit besitzen, viele Umstände zu vergleichen, und in das wahre Wesen eines Gegenstandes einzudringen. Ein Urtheilsverfasser muß untersuchen, wer das Recht und die Wahrheit auf seiner Seite hat, und was nach dem Verhältnisse der Sache Rechtens sey, ehe er die Spezialgesetze oder die Meinungen der Rechtslehrer zu Rathe zieht; er muß sich daher erst selbst um Rath fragen, und wenn dann noch ein Zweifel übrig bleibt, die Bücher zu Rathe ziehen. Viele Beisitzer in Gerichten und bei Fakultäten beobachten diese Regel nicht, sondern plündern die Casuisten, ehe sie die Sache hinlänglich auseinander gesetzt und die besonderen Umstände erwogen haben. Er muß sich nicht durch die Schreibart der Advokaten, welche die Sache ihrer Partheyen mit den Farben der Billigkeit und Gerechtigkeit auftragen, derselben Verfahren rechtfertigen, das ihnen zugefügte Unrecht zu vergrößern, Bewegungsursachen, Umstände und Folgerungen zu erfinden suchen, und sich hierzu aller Künste der Feder bedienen, verblenden lassen, und sobald er fühlt, daß ihn die Arbeit ermüdet, sich die Begriffe verwirren, so muß er die Sache bei Seite legen, um sie wieder mit neuen Kräften nach der Erschöpfung vorzunehmen, und dann einen Spruch fassen. Was Rechtens ist, wenn gleich die Advokaten es aus Unkunde außer Acht gelassen haben, muß der Richter hinzufügen, und die Mängel bei

der Ausführung ergänzen; erwägen, ob die Sache bereits hinlänglich zu einem Haupterkenntniß in das gehörige Licht gestellt sey. Deshalb muß er die in den Akten befindlichen Urkunden mit allem Fleiße lesen, den Inhalt gegen einander halten und vergleichen; wenn es noch zweifelhaft bleibt, welches Vorgeben der Wahrheit gemäß sey, und wer Recht oder Unrecht hat, einem oder den anderm Theile den Beweis auferlegen. Ein Richter darf bei einer Sache, die er entscheidet, nicht interessirt seyn, und davon Vortheil oder Schaden zu hoffen haben, und solches schon um der Partheyen willen nicht, weil man hier bei aller Rechtlichkeit desselben, kein unpartheiisches Urtheil vermuthet. Es gehört demnach zu den Haupteigenschaften eines Referenten die Unpartheylichkeit; er muß also die guten und schlimmen Seiten sowohl des Klägers, als des Beklagten, zeigen, und das Gleichgewicht bei beiden Theilen in der Auseinandersetzung halten, damit nicht bei dem Einen zu viel, bei dem Andern zu wenig gesagt wird, wodurch man eine Partheilichkeit vermuthen könnte; auch muß er es nicht mit der Beredsamkeit der Gemüthsbewegungen, sondern mit der des Verstandes thun, und die Streitsachen nicht als ein Redner, sondern als ein Philosoph, einfach, ohne Leidenschaft und Uebertünchung, vortragen; er muß sich daher bloß um die Ordnung, Richtigkeit und Deutlichkeit bekümmern, und nicht bei den Zuhörern Leidenschaften erwecken, die nachtheilig wirken können. Dieses ist nun der ganze Umfang der juristischen Studien, die nicht nur auf den Hochschulen vorgetragen, sondern die auch praktisch in den Gerichtssälen erlernt werden. Wie viel nun dazu gehört, um sie gehörig zu studieren und sie in den Gerichtssälen zum Nutzen der Staatsbürger anzuwenden, wird Jeder leicht aus dieser Uebersicht ersehen.

Was nun das **Studium** oder **Studieren der Staatswissenschaften** betrifft, wozu die Kam-

merwissenschaften gehören, so ist darüber schon unter Student, Th. 176, und oben, S. 71 und S. 88 Einiges gesagt worden. Die Staatswissenschaften sind früher immer mit der Jurisprudenz verbunden gewesen, besonders was die Politik betrifft, wozu die Diplomatie gehört, und als man der Staatsökonomie auf den Hochschulen einen besonderen Lehrstuhl einräumte, so wurde von jedem Juristen verlangt, daß er zugleich Kameralist sey, welches nicht nur wegen der genauen Verbindung beider Wissenschaften geschah, sondern auch weil die Kameralistenstellen oder die Stellen bei der Regierung überall einträglicher, als die Justizbedienungen sind, und der Kandidat dann annehmen kann, was sich ihm zuerst darbietet, oder er am vortheilhaftesten für sich findet, wenn er unter mehreren Stellen die Auswahl hat, und nicht ein Ueberfluß an Studierenden dieser Staatszweige vorhanden seyn sollte, wie es auch oft in manchen Staaten der Fall ist. Es lehrte auch den meisten Staatswirthschaftern, Oekonomisten oder Kameralisten die Erfahrung, daß ein Staatswirthschafter ohne Kenntniß gewisser Rechte und Gesetze in seinem Fache nicht gut fortkommen kann, und daher wurde es auch jedem Studierenden dieser Wissenschaft zur Pflicht gemacht, sich mit den Gesetzen und Rechten im Kameral- und Polizeyfache bekannt zu machen. Die Gesetze und Rechte bilden ein eigenes System, dessen Grundlage das vereinigte Polizey- und Kameralrecht ist. Die Staatswissenschaften oder die Universalkameralistik begreift demnach vier Hauptwissenschaften in sich, worauf sich alle übrigen dahin einschlagenden Wissenschaften stützen. Es sind: 1) die schon oben erwähnte Politik oder Staatswissenschaft, welche die Staatsregierungsgrundsätze enthält, und dann dasjenige, was mehr das Aeußere des Staats betrifft, dessen Sicherheit von Außen in jeglicher Beziehung (Diplomatie); 2) die Polizeywissenschaft oder

die Lehre von der inneren Sicherheit des Staats und was zur Beförderung der Wohlfahrt desselben gehört; 3) die Staatswirthschaft oder Staatsökonomie, welche sich a) auf Alles bezieht, was zum Acker- oder Feldbau, zum Wein- und Gartenbau, zur Viehzucht, Fischerey, zum Forstwesen rc. gehört, und die landwirthschaftlichen Wissenschaften ausmacht; und b) aus der Stadtwirthschaft oder dem städtischen Betriebe, wozu das Manufaktur- und Fabrikenwesen, die Künste und Handwerke, und die Handlung oder die Handelswissenschaft gehören. Die Ersten werden unter der allgemeinen Benennung der Technologie begriffen. Diese schafft die künstlichen Produkte, und der Handel vertreibt sowohl diese, als auch die natürlichen, die der Boden rc. erzeugt, und befördert dadurch die Industrie eines Landes. 4) Die Finanzwissenschaft, welche von dem erworbenen Vermögen der Staatsbürger so viel erhebt, daß sowohl die Bedürfnisse des Staats davon bestritten, als auch der Ueberschuß zum Wohle des Staats auf künftige Fälle in den Schatz gelegt werden kann. Hierzu gehören nun noch die Regalien, einige Monopolien und was der Fiscus zu erheben hat. Es kommt hierbei Alles auf eine gehörige Repartition der Steuern oder Erhebungsart des Theils des Vermögens der Unterthanen zu den Staatszwecken an, so wie auch auf die Anwendung der Einkünfte, und auch auf ein gehöriges Kassen- und Rechnungswesen. Diese vier Hauptwissenschaften bilden nun die eigentliche Staatswissenschaft in ihrem ganzen Umfange, mit Einschluß der Kameral- oder Kammerwissenschaften. Eine Uebersicht dieser Wissenschaft mit ihren Nebenzweigen oder Nebenwissenschaften findet man unter Student, Th. 176, S. 737 u. f., wo Alles angedeutet worden ist, was den Studierenden angeht, und woraus man zugleich ersieht, wie weitläufig dieses Studium ist, wenn man es im ganzen Umfange

betreiben will, und daß dazu mehr als ein Quadriennium gehört, wenn man nicht durch eigenes Studium der Werke anerkannter Staatswirthschafter und Kameralisten sich fortzuhelfen sucht, und dann die Nebenwissenschaften in guten Werken auch noch besonders studiert, also mit dem Studieren auch noch nach den Universitätsjahren im Amte fortfährt. Man hat daher auch noch die Staatswissenschaft von der Kameralwissenschaft zu trennen und eine derselben mit der Jurisprudenz zu verbinden gesucht, da man schon in den früheren Zeiten die Politik mit der Jurisprudenz verband, oder sie zusammen ein Studium ausmachten; man kann nun zur Politik auch noch die Polizeywissenschaft hinzufügen, weil diese die innere Sicherheit des Staats und die inneren Staatsangelegenheiten berührt; die Staatswirthschaft und die Finanzwissenschaft bleiben aber davon entfernt; denn diese, mit der Polizeywissenschaft, machen oder bilden die Kameralwissenschaften oder Kammerwissenschaften, die ein besonderes Studium erfordern, und in so fern auch von der Jurisprudenz geschieden zu werden verdienen, wenn man gleich findet, daß sie auch damit verbunden werden, wie auch oben, S. 71, gezeigt worden, man muß jedoch die Kameralwissenschaften in ihrem ganzen Umfange, wozu auch die Polizeywissenschaft gehört, wie angezeigt worden, von den Rechten trennen, die bei ihnen einschlagen; denn früher ist dieses oft verwechselt worden, indem man glaubte, daß das Studieren der Rechte, die sich auf die Staatswirthschaft in ihrer ganzen Ausdehnung und auf die Polizeyangelegenheiten eines Staats beziehen, schon hinlänglich sey, auch die Kammerwissenschaften zu verstehen; allein diese beziehen sich auf das Wesen selbst, verlangen genaue Kenntnisse von dem Wesen und Zustande einer jeden dazu gehörigen Wissenschaft, wie es Th. 176, S. 737 u. f. angeführt worden, und lassen die Rechte nur in so-

fern darauf einwirken, als sie sich aus den Handlungen ergeben. Daher müssen die Kameralwissenschaften, ihrer Beschaffenheit nach, nach einem ganz andern Gesichtspunkte wissenschaftlich geordnet werden, als die da hineinschlagenden Rechte, und deshalb geschieht es auch zuweilen, daß eine und dieselbe Sache auf eine besondere Art kameralistisch behandelt wird, aber doch ein und dieselbe Rechtsmaterie bleibt, und auf gleiche Art bei der Polizey-, Staatsökonomie- und Finanzwissenschaft zugleich angewendet wird. Deshalb ist es auch nöthig, bei gewissen Rechtssachen ihre Nebenbeziehungen auf die Staatswirthschaft, Polizey- und Finanzwissenschaft zu zeigen, auch wie gewisse Rechtssätze und Kammeralgrundsätze gegenwärtig eine andere Bestimmung erhalten haben. Bei dem Studieren dieser Wissenschaft muß darauf gesehen werden, daß man dem Staatswirthschafter oder Studiosus dieser Wissenschaft alle andere Vorlesungen über Rechte entbehrlich macht; dagegen wird aber auch der Jurist hier Materien zu hören bekommen, die entweder in andern Vorlesungen nur flüchtig berührt, oder ohne Anwendung auf das Polizey- und Kameralfach vorgetragen werden. Hierbei muß ein doppelter Zweck obwalten. Einmal die Kameralisten alle diejenigen Rechte zu lehren, die sie im Amte brauchen, und ohne deren Kenntnisse sie gar nicht fortkommen können, und dann wieder die Juristen mit solchen Rechten durch einen systematischen Vortrag bekannt zu machen, die sehr häufig in der Praxis vorkommen. Deshalb sind auch die Rechte, die der Kameralist braucht, dem Juristen sehr nöthig, weil er dadurch eine vollständige Kenntniß aller Hauptheile der ganzen Rechtsgelehrsamkeit erhält, und der Kameralist kann dadurch andere Rechtsmaterien entbehren, indem ihm nur diejenigen vorgetragen werden, die er zu wissen braucht; er braucht daher seine Zeit nicht zu zersplittern, und sich mit Rechtstheilen bekannt zu machen, die dem eigentlichen Rechtsge-

lehrten zugehören, und aus welchen er keinen Nutzen auf seiner praktischen Laufbahn ziehen kann; indessen kann derjenige Kameralist, der sich auch mit den übrigen Rechten bekannt machen will, auch diese studieren, und Vorlesungen darüber hören, wenn ihm Zeit dazu übrig bleibt, aber nothwendig sind sie ihm nicht, sobald er sich bloß mit den Kammerwissenschaften beschäftigen will, und in diesem Zweige des Wissens eine Anstellung sucht. Es ist freilich bei dem Zusammenhange verwandter Wissenschaften unmöglich, bei einem noch so geregelten Systeme, daß nicht verwandte Rechte sich berühren sollten, die übrigens nicht zusammengehören. So z. B. kommt es oft vor, daß bei dem Vortrage des Polizeyrechts der Lehrer auch in verschiedene herkömmliche Fächer des bürgerlichen Rechtes überschreitet, indessen muß dieses doch nur mit der möglichsten Einschränkung geschehen, wenn nicht wirkliche Rechtsgelehrte gebildet werden sollen, sondern nur Kameralisten. Gewöhnlich wird das Kameralrecht in drei Haupttheile getheilt: in das Landwirthschaftsrecht, Stadtwirthschaftsrecht und Staatswirthschaftsrecht. Zu dem Ersteren gehören, außer dem Bauernrechte, auch gewisse Rechtstheile der Landwirthschaft, als Jagd, Fischerey, Bergbau, Forstwesen, die oft von einigen Lehrern unter das Staatswirthschaftsrecht gebracht worden sind, und daselbst abgehandelt werden, weil sie doch als Regalien unter diesem Recht noch einmal vorkommen müssen, und so wird jeder Wiederholung und der doppelten Behandlung einerlei Gegenstände vorgebeugt, wodurch auch für den Studierenden Zeit gewonnen wird. Dieses ist nun eine ungefähre Uebersicht, wie die Staats- und Kameralwissenschaften eingetheilt und studiert werden können, und auch auf den Hochschulen studiert werden.

Das Studieren oder Studium der Medizin ist schon unter Student, Th. 176, S. 730 u. f., kurz berührt und daselbst gezeigt worden, welche Wissenschaf-

ten zu dem Ganzen der Arzneykunst, mit Inbegriff der Chirurgie und Entbindungskunst, gehören. Hier nun noch Einiges über dieses Studium, welches zur Erlauterung desselben dient. Vor Allem ist es nöthig, daß derjenige, welcher sich der Arzneykunst widmen will, nach den Vorkenntnissen in den alten Sprachen und allgemeinen Wissenschaften, die er mit von der Schule auf die Universität bringt, auch seine Körpergestalt berücksichtiget, oder daß diejenigen Eltern oder Vormünder, deren Absicht dahin geht, ihre Söhne oder Pflegebefohlenen studieren zu lassen, sie, wenn sie die Arzneywissenschaft wählen wollen, auf ihr Aeußeres aufmerksam machen, wenn dieses mißgestaltet seyn sollte, oder wenn sie solche selbst dazu bestimmen, hierauf Rücksicht nehmen; denn nichts ist dem jungen Arzte so nöthig, als eine gute äußere Gestalt, noch mehr, als dem Kanzelredner oder Geistlichen. Es ist gerade nicht nöthig, daß ein Arzt ein schöner und ausgesuchter Mann seyn soll, keine Atlethengestalt, auch kein Adonis, aber doch eine leidliche, schon durch sein Aeußeres Zutrauen einflößende und keine verunstaltete Figur; denn wenn selbst ein verunstalteter und schlecht gebaueter Körper viel Geist (wie es auch in der Regel der Fall ist) besitzt, eine schöne, viel umfassende Seele, welche ein bildschönes Aeußere bei weitem übertrifft, so wird er doch Anstoß finden, und sollte er auch nur wegen seiner Gestalt Gelegenheit zum Spotte der Umgebung eines Kranken geben, wie dieses so oft bei vornehmen und reichen Personen der Fall ist, die gern ihren Witz äußern, gern ihre Pfeile auf ein solches Individuum abschießen. Der Jurist, der Kameralist, der Philosoph 2c. können immerhin ungestaltet am Körper seyn, sie werden, wenn sie auch auffallen, doch nicht unangenehm wirken, oder zur Zielscheibe des Witzes dienen, wenn sie sich nicht selbst dazu, durch Besonderheiten ihres Charakters, stämpeln, ja man wird hier sogar den Geist schätzen und bewundern, und gern

einen solchen talentvollen Juristen zum Sachwalter wählen, wenn er auch ungestaltet ist; dieses ist aber nicht bei dem Arzte der Fall, der oft durch seine Gestalt einwirkt, und eine Mißgestalt des Körpers wirkt oft auf Männer, macht auf sie einen Eindruck, wie viel mehr bei empfindsamen Damen und Nervenkranken. Ein gut gebildeter Körper, der auch noch eine Nachhülfe durch die Kunst erhalten hat, und sich daher einen guten Anstand zu geben weiß, und auch biegsam ist, macht einen bedeutenden Eindruck und giebt Ansehen. Aber nicht allein durch Körperbildung und Anstand empfiehlt sich der Arzt, sondern neben seiner Wissenschaft und Kunst auch noch durch die Ausbildung seines Geistes in gesellschaftlicher Beziehung, wodurch er gleichfalls einnimmt. Es ist daher auch nöthig, daß er sich ästhetisch ausbilde, und wenn auch nicht in dem Grade, wie der Aesthetiker, der Mann vom Fache, doch so, daß er in allen Umgebungen der schönen Künste und Wissenschaften nicht fremd ist, um bei einer Unterhaltung mit dem Kranken, wenn dieser eine solche momentane anknüpft, nicht Laie zu seyn; er muß daher das Feld der Dichtkunst in den verschiedenen Zweigen, besonders aber das Drama und die Dramaturgie (Schauspielkunst), die Geschichte, Geographie, Musik ꝛc. kennen. — Alles dieses sind empfehlende Eigenschaften eines jungen Arztes, um sich zu befördern oder seine Beförderung zu bewirken. Diese Eigenschaften sind dem Kranken besonders angenehm, wenn er sich mit ihm, wie schon bemerkt, über eines dieser Fächer unterhalten kann; es erweckt gleichsam schlafende Gefühle, und wirkt sehr auf den Kranken ein. — Dann sind noch besonders die physischen Eigenschaften wichtig für den angehenden Arzt, also ein gesunder, starker Körper. Wer daher die Medizin studieren will, darf nicht schwächlich oder kränklich seyn; denn er wird nicht nur seine Leidenden oder Kranken vernachlässigen müssen, sondern auch keinen guten

Eindruck auf sie machen. Denn was soll man von einem Arzte denken oder glauben, der selbst krank ist, an so manchen Uebeln leidet, und sich davon nicht befreien kann; er kann daher wohl einen guten Rath geben, ihn aber auf sich selbst nicht gut ausführen; ist er nun Chirurgus und Geburtshelfer oder Accoucheur dabei, und hat er auswärtige Patienten, so ist seine Gegenwart nöthig, weil er nicht immer hierin seine Stelle vertreten lassen kann. Daher lasten hier viele Unbequemlichkeiten auf dem ausübenden Arzte, wobei schon der gesunde, ja robuste oder kraftvolle Arzt seine Gesundheit verlieren kann, wenn er nicht die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln bei seinen Reisen beobachtet; denn wie mancher Arzt hat nicht durch Erhitzung und Erkältung sein Grab gefunden, und noch mehr in Zeiten, wo epidemische Krankheiten herrschten, der Typhus, ansteckende Lazarethfieber, wovon wir die Beweise bei dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland durch Deutschland hatten, wo mancher Arzt in seinem Berufe dahingerafft wurde, wie viel mehr muß dieses nun geschehen bei dem kränklichen Arzte, bei dem Arzte, der schon von Hause aus krank ist. Der gesunde Arzt wird sich durch mancherlei Präservative vor ansteckenden Krankheiten zu bewahren wissen, nicht so geht es aber mit dem schwachen oder kränklichen Arzte, der schon eine gewisse Empfänglichkeit für jeden Krankheitsstoff bei sich trägt; er wird also auch um so leichter angesteckt werden. Der junge Art muß ferner gute äußere und innere Sinne haben; denn das Auge entdeckt oft vieles am Kranken, das den Arzt zur richtigen Krankheitsursache führt, nur muß er selbst nicht krank seyn, damit er nicht da Krankheitsanzeigen sieht, wo keine sind, wie z. B. die Gelbsucht, wo keine ist, sondern nur eine gelbe Gesichtsfarbe des Kranken, wie sie so oft vorkommt, auch selbst in der Gesichtsfarbe liegt; oder die Augen des Kranken als mit Trübheit befallen ansieht, wo nur die-

ses in seinen eigenen Augen liegt; denn durch Hülfe dieser äußeren Kennzeichen muß ja oft der Arzt Alles beurtheilen, sie sind ihm so zu sagen der Schlüssel zu dem Geheimnisse der Krankheiten. Der Geschmack, Geruch und das Gehör sind oft eben so unentbehrlich, besonders das Letztere, wodurch der Arzt die Krankheitszufälle vernehmen muß, oder wodurch er von dem Krankheitszustande des Leidenden unterrichtet wird; indessen ist doch jenes immer der wichtigste Sinn. Ohne das Gefühl kann er fast gar nicht bestehen; denn dieser Sinn ist für den Arzt so weit umfassend, daß er das nicht seyn kann, was er seyn will. Schon den richtigen Gang des Pulses, die Veränderung der Wärme und Kälte, schmerzhafte Stellen des Kranken muß er dadurch entdecken, und wie nöthig, wichtig und richtig, auch nutzbar, ist es dem Accoucheur; allein der wichtigste Sinn ist und bleibt immer das Auge, besonders beim Wundarzte, der Untersuchungen anzustellen hat, also mit eigenen Augen sehen muß; denn jede Ocularinspektion oder Besichtigung mit dem Auge ist bei allen Wunden sehr wichtig, selbst bei den siphilitischen, und auch der innere Arzt muß durch die Schärfe seines Auges die inneren Zustände seines Patienten auf dem Gesichte entdecken. Durch das Gefühl entdeckt der Geburtshelfer die Schwangerschaft, ihre Veränderungen, Nähe oder Entfernung, Leben und Tod, gute oder widernatürliche Lage der Frucht, die Zeit, die Gefahr, die Art und Weise der Entbindung; er kann die geschehene, oder die noch zu erwartende genau angeben, wenn er es hinlänglich geübt hat. Er kann selbst durch das Gefühl die verschiedenen Krankheitsmassen und Stoffe erkennen, ob der Fehler knochicht, knorpelicht, speckicht, wässericht, eiterig, steinig ꝛc. ist, ob er auf der Oberfläche, oder ob er tief sitzt ꝛc. Dieses Gefühl muß er nun besonders studieren, um hier richtig zu gehen, und wie sehr kommt das Gefühl und Gesicht beim Magnetismus in Anspruch. Wenn die

äußern Sinne von guter Beschaffenheit sind, so werden auch die Eindrücke gehörig gemacht werden können, und die innern Sinne müssen sie nun ordnen, vergleichen und dann beurtheilen; aber auch diese müssen gehörig beschaffen seyn, sie beruhen auf einem guten Hirn- und Nervenbaue; hiervon hängt dann auch ein guter Beobachtungsgeist ab. — Hieraus gewahrt man nun, was zu den Eigenschaften eines jungen Arztes gehört, daß er natürliche Anlagen und die erforderlichen Talente haben muß, wer also diese in sich nicht verspürt, oder wo man diese Anlagen nicht entdeckt, da rathe man ja den Jüngling ab, die Arzneywissenschaft zu studieren. Ohne Talent oder mit eingebildeten Talenten möchte es wohl schwer werden, sich in der Arzneykunst auszuzeichnen, ja selbst etwas Nützliches zu leisten; angestrengter Fleiß kann wohl etwas von dem ersetzen, was die Natur versagt hat; allein nie wird man damit dahin gelangen, was das Genie giebt und leisten kann. Daher fordert auch Hippokrates, der den Umfang seiner Wissenschaft genau kannte, und aus Ueberzeugung wußte, daß ein kleiner mittelmäßiger Geist sich zur Ausübung der Arzneykunst nie bestimmen sollte, viel von einem Arzte, besonders in Ansehung des Genies. Wer es in der Arzneykunst zu einer Vollkommenheit bringen will, muß folgende Stücke in seiner Gewalt haben, nämlich: Genie, Gelehrsamkeit, gute Gelegenheit zum Studieren, schon früher Unterricht, anhaltenden Fleiß, und hinlängliche Zeit; auch muß der Arzt immerwährend in seiner Kunst fortschreiten, also auch bei seiner Praxis keine Gelegenheit unbenutzt lassen, sich mit allen neuen Erfindungen in der Chemie, Physik, Botanik rc. bekannt zu machen. Das Genie geht voran, denn ohne dasselbe ist Mühe und Zeit, wo nicht vergebens, doch schlecht angewandt, und nur mit demselben kann man eine gründliche Gelehrsamkeit erlangen; allein diese muß mit kluger Vorsicht erlangt, und mit einem guten Unterrichte

verbunden werden, und besonders auf einer Hochschule, wo alle Zweige in der Medizin mit tüchtigen Lehrern besetzt sind. Dabei ist ein ausdauernder und lange Zeit fortgesetzter Fleiß unentbehrlich, wenn Genie und Studium Früchte bringen sollen. Genie ist bei der Arzneywissenschaft das Vorzüglichste, welches uns bei dem großen Umfange dieser Wissenschaft sehr unterstützt, um geschwinder und richtiger Alles zu fassen, zu übersehen, zu beurtheilen und anzuwenden. Dann ist auch noch ein gutes Gedächtniß nöthig, um alles Aufgefaßte fest zu halten, es uns ganz zu eigen zu machen, um es wieder bei jeder Gelegenheit zur Anwendung zurückzurufen. Man hält zwar im Allgemeinen auf Gedächtnißgelehrte nicht sehr viel; allein ohne ein gutes Gedächtniß wird es gewiß schwer seyn, eine große Gelehrsamkeit zu erringen. Die Beurtheilungskraft ist zwar bei jedem Arzte das Vorzüglichste; allein das Gedächtniß muß ihn doch in der Theorie und Praxis gut unterstützen, und dann möchten wohl nur wenige Wissenschaften so sehr das Gedächtniß in Anspruch nehmen, als gerade diese; denn wie viel muß nicht aus der Anatomie, Botanik, Chemie, Materia medica, Pathologie, Zeichenlehre rc. aufbehalten werden, um die gegenwärtigen Ideen neben die vergangenen zu stellen; ähnliche dem Vorstellungsvermögen wieder vorzuführen, um aus der Darstellung des Mannigfaltigen einen richtigen Schluß zu ziehen oder ein Urtheil zu fällen. Je mehr also der Arzt Ideen neben einander zu stellen weiß, um so mehr wird er seine vor sich habende Materie durchschauen, und um so richtiger wird er dadurch in den Stand gesetzt zu schließen. Je mehr Mittel er mit ihren Vortheilen und Nachtheilen kennt, eine um so größere Wahl hat er bei der Heilung einer Krankheit. Der Arzt muß, wie der Mathematiker, in Gedanken kombiniren oder zusammensetzen, und in dieser Kombination die richtige Wahl der Arzneymittel für die Krankheit finden, die er heilen soll; er muß also die

Krankheit überdenken, und dann auch noch die Mittel, die er wider dieselbe anwenden will. Er muß also seinen gesammelten Gedächtnißvorrath alle Augenblicke in Anspruch nehmen, und dabei sowohl das Alte, wie das Neue der jetzigen Zeit nicht unberücksichtiget lassen, worin die Beurtheilungskraft entscheidet. Auf diesem richtigen Auffassen sowohl der Krankheit, als auch der Mittel zur Heilung derselben, beruht die Größe des praktischen Arztes, und nur dadurch unterscheidet er sich von Vielen seiner Kollegen; nur dadurch kann er sich als ein philosophischer Arzt zeigen, was auch jeder Arzt seyn sollte, ein Philosoph im strengsten Sinne des Worts. Wer diese medizinische Philosophie besitzt, sagt Unzer (im Arzte), der ist zum Arzte geboren. Er sieht den Verlauf einer Krankheit vorher; er kennt die zukünftigen Wirkungen aller Arzeneyen, die bei derselben angewendet werden können, und er wählt unter einer Menge von Mitteln dasjenige, was nicht fehlschlagen wird, und sieht mit einem Blicke, wo und was für ihn zu thun ist, was für den Kranken zu hoffen oder nicht zu hoffen ist; kurz er überschaut das Ganze nach einigen Unterhaltungen mit demselben über seine oder nach seiner Art zu leben. Der gelehrte Arzt, dem diese Eigenschaft fehlt oder abgeht, paßt nicht an das Krankenbett, sondern für die Studierstube und den Katheder, er kann ein Praktikus seyn, wird aber nie ein glücklicher Praktiker werden, und Fehler über Fehler begehen, wogegen der vorher angeführte am Krankenbette zu Hause ist, Gefühl, Blick und das offene Bekenntniß des Kranken, welches er durch ein zartes Ausforschen sich zu gewinnen weiß, sagen ihm gleich, was zu thun ist. — Dieses ist nun dasjenige, was derjenige wohl zu bedenken hat, der die Arzneykunst oder Wissenschaft zu seinem Studium erwählt, oder diejenigen Eltern und Vormünder, die ihn dazu bestimmen, weil die Außenseite dieser Wissenschaft etwas Anlockendes hat, man

sie für eine gute Brodwissenschaft hält, die ihren Mann ernährt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß sie gerade die schwierigste ist, indem mit derselben das Leben des Menschen in Verbindung steht, und welches der philosophische und gewissenhafte Arzt gewiß nicht so leicht aufs Spiel setzen wird, indem ihn immer die Verantwortung trifft, wenn er nicht glücklich operirt, nicht die Krankheit nach ihrem wahren Zustande erfaßt, und der Natur hier hülfreiche Hand durch die Kunst leistet. Das anlockende Schild, das Fahren in einer glänzenden Equipage, das oft glänzende Honorar, Titel rc. müssen nicht anziehen oder zu dieser Wissenschaft führen oder locken, sondern nur die Wissenschaft selbst, nur die wahre Absicht, seine glücklichen Naturgaben zum Wohle der Menschheit anzuwenden, sich fähig zu machen, die Menschen von ihren Körper- und Seelenleiden zu befreien, oder ihnen darin Hülfe zu leisten, und hierauf seine Kräfte zu verwenden. Nur dieses muß der die Arzneykunst Studierende im Auge haben, dieses muß sein Inneres berühren, und ihn zu diesem Studium treiben; denn sind es andere Absichten, die er damit verknüpft, und die ihn zu diesem Studium führen, so wird er schwerlich ein guter praktischer Arzt werden, und schon darum nicht, weil sein Geist auch mit seinem äußeren Glücke beschäftiget ist, er auch dieses im Auge hat; und wenn man es auch als ein Sporn mit betrachten kann, so darf es doch nicht zum Studieren dieser Wissenschaft führen, sondern erst dann, wenn man als glücklicher Arzt einen Ruf erlangt hat, kann man auf eine solche Belohnung Rechnung machen.

Betrachtet man nun den Umfang der Arzneywissenschaft, wie er dem Studierenden schon unter Student, Th. 176, S. 730, gezeigt worden, so wird man um so mehr auf die Schwierigkeiten derselben beim Studieren geleitet, und dieses muß noch besonders in Erinnerung gebracht werden, und um so mehr, da man jetzt auch die

Chirurgie oder Wundarzneykunst und die Entbindungskunst mit der eigentlichen Arzneywissenschaft verbindet, dem Studierenden also auch noch diese Wissenschaften zu studieren obliegen, da er sich früher nur mit einem der beiden Hauptzweige, entweder mit der innern Arzneykunst, oder mit der Chirurgie beschäftigte, nur eine von beiden zu studieren brauchte; und wenn man nun annimmt, daß der Arzt unmöglich Polyhistor seyn kann, so wird man ihm die Grenzen für den Umfang seiner Wissenschaft zu stecken schwierig finden, oder um so schwerer sie stecken können. Man hat aber Grenzpunkte festgestellt, die der Studierende halten kann, um sich nicht zu weit auszudehnen, und dadurch die Hauptzweige der Arzneykunst nur flüchtig zu betreiben. An diesen Grenzpunkten stehen die sogenannten Weltwissenschaften, weil sie ein jeder Gebildete, oder der auf Bildung Anspruch macht, inne oder sie studiert haben sollte. Es sind einige neuere Sprachen, wenigstens die Französische, die schönen Wissenschaften, die allgemeine Weltgeschichte, und das Naturrecht, um zu wissen, wie man verpflichtet sey, nach seiner Freiheit und Natur zu handeln. Von diesen Wissenschaften ist nur eine Uebersicht nöthig, wie auch schon oben angeführt worden. Hierauf folgen diejenigen Wissenschaften, die einen unmittelbaren Bezug auf die Arzneygelahrtheit haben, und die der Hochschüler genau kennen lernen und fleißig studieren muß, und wozu er der Lateinischen und Griechischen Sprache, um die alten Aerzte und Naturforscher, die in diesen Sprachen geschrieben haben, zu lesen, und eines reinen Ausdrucks seiner Muttersprache als Hülfsmittel bedarf. Dann folgt die Philosophie, von welcher er die Logik, auch einige Zweige der Metaphysik, wissen muß, weil sie ihn im Denken befestiget und richtige Urtheile zu machen lehrt, und manche metaphysische Lehren dienen gewiß oft bei Geisteskranken, um den verirrten Geist

wieder auf die rechte Lebensbahn zu führen. Dann folgen mehrere Wissenschaften nach einander, die in die Arzneywissenschaft mächtig eingreifen, und zu den sich allverbreitenden Hauptwissenschaften gehören, es sind: Die Physik oder Naturlehre, von der Luft, von dem Schalle, von der Bewegung und von der Schwere der Körper, von den Farben und dem Lichte, von der Anziehung und Abstoßung und dem Drucke der Weltkörper, von der Elektricität, dem Magnetismus 2c.; die Mathematik, von welcher Wissenschaft die Arithmetik, Algebra, Geometrie, Mechanik, Optik, Hydraulik, Hydrostatik, in einiger Hinsicht Anwendung bei dem Studium der Arzneykunst finden, um Vieles genauer einzusehen, was auf den Körper Einfluß hat, und in demselben vorgeht. In Verbindung mit diesen Wissenschaften steht nun die Chemie, hauptsächlich mit der Physik; sie ist die wichtigste Hülfswissenschaft bei der Arzneykunde, besonders in Bereitung und Zusammensetzung der Arzneyen (Pharmakopöie), und dann auch um so Manches durch dieselbe zu entdecken, was in der Arzneykunst angewendet werden kann; sie ist die Erschafferin der Heilmittel in allen drei Naturreichen, und deshalb steht ihr auch die Naturgeschichte zur Seite, die Alles aufzählt und beschreibt, was sie in ihrem Bereiche gebrauchen kann; beide Wissenschaften gehen Hand in Hand, und müssen auch so gehen, wenn beide zu einer sicheren Vollkommenheit gelangen sollen. Von diesen Hauptwissenschaften geht es nun zu den eigentlichen Arzneywissenschaften, und hier macht die Geschichte der Heilkunde oder Arzneywissenschaft eigentlich den Anfang, wobei dem Studierenden die vorzüglichsten Lehrer und Ausüber dieser Wissenschaft vorgeführt werden, so auch ihre Lehren und Systeme in jeder Disciplin, welches für den jungen Studierenden von großem Nutzen ist; „denn ohne die Kenntniß der Schriften der Aerzte, sagt Zim-

mermann, hätte man entweder niemals eine Arzneykunst gehabt, oder jeder seichte Kopf müßte ein Halbgott, und jeder Praktiker ein Erfinder gewesen seyn." Die Erfahrungen der ältesten Aerzte reichen aber nicht aus, weil die menschlichen Erkenntnisse nur sehr langsam zunehmen, und von unmerklichen Anfängen stufenweise an das Licht treten. Hierüber gehen Jahrhunderte hin; haben sie aber erst Licht gewonnen, so sind ihre Fortschritte dem Strome gleich, der durch nichts aufzuhalten ist, daher darf man sich auch nicht wundern, daß jetzt die Wissenschaften sich so schnell entwickeln, so schnelle Fortschritte machen, weil die Bahn geebnet und die Hülfsmittel, um darauf fortzukommen, in großer Menge vorhanden sind. Man kann nun auf die Geschichte die Encyklopädie und Methodologie der Heilkunst folgen lassen, die sich über alle Zweige der Medizin ausdehnen. Jetzt kommt die Anatomie oder Zergliederungskunst an die Reihe, welche die Osteologie oder Knochenlehre, Sarkologie oder Fleischlehre, Splanchnologie oder Eingeweidenlehre, Myologie oder Muskellehre, Angeiologie oder Gefäßlehre, und die Nevrologie oder Nervenlehre in sich schließt. Hiervon muß sich nun der Studierende eine genaue Kenntniß verschaffen, weil darauf das ganze menschliche Gebäude und auch die Thiermaschine beruhet. Die Physiologie lehrt die Beschaffenheit des Körpers in seinem gesunden Zustande, und den Nutzen, die Verrichtungen und die Kräfte der lebenden Theile kennen, die sich daraus ergeben; wobei die Frage entsteht: ob diese Theile beständig gesund bleiben, und ob ich Mittel in den Händen habe, sie gesund zu erhalten? Diese Mittel findet man nun in der Diätetik. Da nun aber der thierische Körper, wie die künstlichen Maschinen, durch die Zeit abgenutzt wird, so entstehen Fehler oder Mängel, die auch schon früher durch die Lebensart herbei geführt werden können, und auch herbei geführt werden.

Wie nun dieses zugeht, und wie verschieden und mannigfaltig sie, die man mit dem Namen Krankheiten belegt, sind, aus was für Ursachen sie sich herleiten lassen, durch was für Kennzeichen sie sich verrathen, lehrt die Pathologie, die aus der Nosologie, Aetiologie und Symptomatologie entstanden ist. Um aber hier sicher zu gehen, so bedarf man der Zeichenlehre oder Semiotik, die ihm als Führerin dient, und ihm die allgemeinen von den besonderen Charakteren scheiden lehrt, wodurch er in den Stand gesetzt wird, Festigkeit in den Bestimmungen der Krankheiten zu halten. Die Semiotik ist daher dem Arzte unentbehrlich, wenn er kein schwankender Beurtheiler seiner Kranken seyn will; und hat man aus den Zeichen die Krankheit und ihre Ursachen entdeckt, so ist das Erste, sogleich auf Mittel zu denken, wie man den gesunkenen Zustand der Maschine wieder aufhelfen soll. Hier kommen nun die Grenzen der allgemeinen Heilkunde oder Therapie, Therapeutik, wo man die richtigen Anzeichen findet, was man in Ansehung der Lebensverrichtungen, der Krankheiten selbst, und endlich der bloßen Zufälle bei Krankheiten als helfender Arzt zu leisten hat. Hier ist nun nöthig, die Materia medica oder Arzneymittellehre, welche dem Arzte die Mittel bietet, aus denen er nach seiner Einsicht zu wählen hat; sie bietet ihm nicht nur die Mittel, sondern giebt ihm auch Kenntniß derselben nach ihrer Natur und Verschiedenheit, nach ihrer Einfachheit und Zusammensetzung, worin ihm die Naturgeschichte, Botanik oder Pflanzenlehre und die Chemie unterstützen. Die Wirksamkeit dieser Mittel kann nur die Erfahrung geben, und daher muß der junge Arzt die Erfahrungen und Versuche guter Beobachter benutzen, wenn er Mittel für diese oder jene Krankheit wählen will. Dann müssen auch die Mittel mit gewissen Vortheilen, sowohl einfach, als zusammengesetzt, angewendet werden, in Ansehung der Form, der

Proportion, der Dosis, und der Zeit, wann und wie oft sie anzuwenden sind, lehrt die Rezeptirkunst oder das Formular. Auch die Pharmakologie oder Lehre von der Kenntniß der Arzneymittel gehört hierher. Soll nun eine Heilung aller Krankheiten, so wie jeder besonders bewirkt werden, wie es doch der eigentliche Arzt verstehen soll, so hat man auch besondere Vortheile und Regeln nöthig, welche die besondere Heilkunde oder das sogenannte Praktikum angiebt. Wendet man nun diese Regeln bloß auf äußerliche Krankheiten an, und zwar so, daß man sich der Hände oder Instrumente dabei bedient, so heißt es die Chirurgie oder Wundarzneykunst, betrifft es das Geschäft der Geburt, sowohl der natürlichen, als widernatürlichen, so nennt man es Entbindungskunst, Hebammenkunst. Hierher gehört nun auch die Bandagenlehre und die Lehre von dem Gebrauche oder der Anwendung der chirurgischen Instrumente. Auch die Augenheilkunde, die Augenoperationen und die Zahnheilkunde gehören hierher. Da nun auf den Hochschulen auch noch Vorlesungen über besondere Krankheiten, die einen allgemeinen Einfluß haben oder sich besonders auszeichnen, gehalten werden, so muß der junge Studierende auch diese hören, wie z. B. Vorlesungen über die Nervenkrankheiten, über die hitzigen und chronischen Krankheiten, über die verschiedenen Fieber, über die syphilitischen oder venerischen Krankheiten, über ansteckende Krankheiten, überhaupt pestartige Uebel, über Entwickelungskrankheiten, Ohr- oder Gehörkrankheiten, Geisteskrankheiten ꝛc. ꝛc. Hierauf folgt nun die wirkliche Ausübung vor dem Krankenbette, oder die praktische Anleitung der Studierenden zur Ausübung der erlernten Wissenschaften der Heilkunde, wofür die Klinik sorgt. Die medizinisch-klinischen Vorträge und Uebungen am Kranken-

bette in den Stadtkrankenhäusern, und in den zu den Hochschulen gehörigen Instituten, so auch die klinischen medizinisch-chirurgischen Uebungen, auch in den klinisch-ambulatorischen Instituten; dann die theoretische und praktische Geburtskunde in den Gebäranstalten, auch dergleichen geburtshülfliche Uebungen an Phantomen ꝛc. Ferner die verschiedenen Augenkrankheiten in den klinischen Instituten der Augenkranken, und die Geisteskranken, der Wahnsinn, in den Irrenhäusern. Dann sind auch noch Repetitionen in den verschiedenen Zweigen der Medizin und Chirurgie nöthig, um das Gehörte zu befestigen oder festzuhalten. Den Beschluß machen: die medizinische Polizey, welche auf Alles sieht, was das Medizinalwesen eines Staats berührt, dessen Anwendung auf den Staat, und die bessere Einrichtung desselben, die Preise der Arzneymittel ꝛc.; die gerichtliche Arzneykunde, welche sich auf Alles bezieht, was den Arzt und das Gericht angeht, wo beide zusammen concurriren, wie z. B. bei Verwundungen in Duellen, in Schlägereien, bei Vergiftungen, Todschlag, Selbstmord, Kindermord, und so vielen andern Fällen, wo Obduktionen nöthig sind, oder eine Sache durch den Arzt erforscht werden muß, wie bei Schwangerschaften, Wahnsinn, Krankheitsfällen, wozu ärztliche Atteste nöthig sind, um sich zu legitimiren ꝛc. ꝛc.; die ärztliche Politik, worin der Arzt durch ein weises Verfahren sich bei den Kranken Zutrauen erwirbt, er den Mitteln durch seine Beredsamkeit Eingang verschafft, und er überhaupt die Kunst zeigt, mit den Kranken mit kluger Vorsicht umzugehen; ein Studium, welches nie zu Ende geht, sondern immer wieder Anknüpfungspunkte findet. Man wird hieraus, wie auch schon, Th. 176, S. 730 u. f., gezeigt worden, ersehen, was der Studiosus, der sich der Medizin widmet, nöthig hat, um zur Ausübung seiner Wissenschaft zu gelangen, und der leidenden Menschheit Hülfe zu leisten. Man gewahrt, daß Anatomie, Bota-

nik oder Kräuterkunde, Chemie und Arzneymittellehre die Basis der Arzneywissenschaft sind. Hierauf wird die Physiologie, Pathologie, Zeichenlehre oder Semiotik, und Therapie gebauet, dann folgt die Klinik, und den Beschluß macht die Chirurgie und Entbindungskunst theoretisch und praktisch. Man hat das Studium der Zeichenlehre oft angegriffen; allein sie ist der Mittelpunkt aller angewandten theoretischen und praktischen Kenntnisse, und giebt bei der Ausübung der Arzneykunde ein helles Licht in der Dunkelheit. Die allgemeine Semiotik legt den Grund, die specielle giebt die Anwendung der Regeln auf einzelne Fälle; denn diese ist ohne jene ganz unmöglich, wenigstens nur halb brauchbar. Beide vereint setzen den Arzt in den Stand, Krankheiten gehörig zu unterscheiden und für die Zukunft zu bestimmen; auch suchten von jeher die geschicktesten Aerzte sich darin zu vervollkommnen, und deshalb ist sie auch den Hochschülern der Medizin sehr zu empfehlen, besonders die specielle Semiotik, welche als das Auge des Praktikers angesehen wird, aber immer noch nicht ganz ausgebildet ist, wie sie es vor dem Krankenbette seyn sollte. — Das Studieren der Medizin und Chirurgie ist auf vielen protestantischen Hochschulen schon lange ausgeübt oder getrieben worden, nur erst in neuester Zeit hat man auf einigen Hochschulen, so auch in Berlin, die Medizin und Chirurgie verbunden, und auch noch besondere Vorlesungen zur Bildung der Chirurgen erster und zweiter Klasse bestimmt. Die Bestimmung dieses Studienplans für Mediziner und Chirurgen geschah nach dem Befreiungskriege von dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten. S. auch Student der Chirurgie, oben, S. 3. So gab es im Preußischen Staate nach einem amtlichen Verzeichnisse zu Ende des Jahres 1840 2735 promovirte Aerzte, 662 Wundärzte erster, und 1640 der zweiten Klasse. Von den Aerzten waren 2404 zugleich Geburtshelfer, woraus hervorgeht,

daß die Zahl derjenigen Aerzte, welche sich nicht mit der Chirurgie und Entbindungskunst beschäftigen, also die vor der Zeit studierten, wo solches von der Regierung verlangt wurde, nur klein ist. Auf den katholischen Hochschulen wurde die Vereinigung der Medizin und Chirurgie unter dem Kaiser Joseph auf den Hochschulen in dem Oesterreichischen Kaiserstaate, namentlich in Wien und Prag, eingeführt. Das Dekret zu dieser Vereinigung ging von dem Kaiser selbst aus, worin es heißt: daß das Studium der höheren Chirurgie mit dem Studium der Arzneykunde dergestalt vereiniget werden soll, daß in einem und dem andern Fache jeder Studierende Alles, was zu seiner vollständigen Bildung nöthig und nützlich ist, gründlich erlernen kann. Da aber der gewöhnliche und der Landwundarzt wegen Mangel der vorläufig erforderlichen Kenntnisse, und wegen ihrer häuslichen Umstände, nicht an Allem in vollem Maaße gemeinschaftlich Theil nehmen können, so sollte auch für diesen besonders gesorgt werden, daß sie bei einigen Lehrgegenständen einen kürzeren, aber dennoch gründlicheren und für ihren Stand angemessenen Unterricht erhielten. Hiernach wurde nun folgender Lehrplan für die Studierenden der Medizin und Chirurgie entworfen, wonach auch immer gelehrt worden ist, mit Ausnahme derjenigen Abänderungen, welche die Fortschritte in der Medizin in einzelnen Theilen bewirkten. In dem ersten Halbjahre oder Semester die Anatomie und die Chemie. In dem zweiten Semester die allgemeine und specielle Chirurgie, die Botanik, und das ganze Jahr hindurch die Vorlesungen über die specielle Naturgeschichte. In dem zweiten Jahre die Physiologie vereinigt mit der höheren Anatomie, die Lehre von den chirurgischen Operationen, Instrumenten, Bandagen und der Geburtshülfe. In dem dritten Jahre die Pathologie und Materia medica. Hierbei werden nun einige von den schon gehaltenen Vorlesungen wiederholt,

Das vierte Jahr wird ganz, sowohl zum medizinisch-, als chirurgisch-praktischen Unterricht bei dem Krankenbette verordnet. Wenn dieser Unterricht vollendet ist, dann werden noch praktische Uebungen in dem Stadtkrankenhause und in dem Gebärhause fortgesetzt, um sich dadurch gehörig praktisch auszubilden. Die Lehrordnung für den Civil- und Landwundarzt ist auf folgende Weise vorgeschrieben. In dem ersten Halbjahre oder Semester hört er gemeinschaftlich mit den Studierenden der Medizin und Chirurgie den anatomischen Kursus, und eben so in dem zweiten Semester die allgemeine und spezielle Lehre der Chirurgie. Nebst diesem wird ihm von einem besondern Lehrer ein kurzer, gründlicher, und sowohl seiner Bestimmung, als seinen Fähigkeiten nach angemessener theoretisch-medizinischer Unterricht beigebracht. In dem zweiten Jahre hört er wieder gemeinschaftlich mit den Studierenden die Lehre von den chirurgischen Operationen, Instrumenten, Bandagen und von der Geburtshülfe, und bringt das ganze Jahr hindurch mit dem medizinisch- und chirurgisch praktischen Unterrichte bei dem Krankenbette zu. Er erhält aber den medizinisch-praktischen Unterricht abgesondert, und nicht gemeinschaftlich mit den Studierenden der Medizin und Chirurgie, der daher nach seinem in dem vorhergehenden Studienjahre erhaltenen medizinisch-theoretischen Unterrichte eingerichtet ist. Wenn er nun diesen ganzen Kursus durchgemacht hat, so wird in dem Gebärhause die Geburtshülfe geübt, und dann in dem großen Hospitale noch einige Zeit prakticirt. Es dauert also die gemeinschaftliche und ordentliche Studierzeit für den Arzt und Chirugus vier Jahre, für den Civil- und Landwundarzt nur zwei Jahre. Die Lehrgegenstände sind nun noch auf folgende Weise geregelt worden. Die Physiologie wird in Verbindung mit der höheren Anatomie vorgetragen, und jedes Mal während des Lehrkursus der Physiologie an dem todten Körper dasjenige

gezeigt, was einen Bezug auf Anatomie hat. Auch werden an lebenden Thieren zur physiologischen Erklärung verschiedene Versuche gemacht, und den Studierenden vorgewiesen. In demselben Jahre wird auch die Pathologie und Materia medica vorgetragen. Die klinische Praxis wird in zwei Kollegien an dem Krankenkenbette, die ein Lehrer zu besorgen hat, abgetheilt, nämlich in ein gemeinschaftliches für den Arzt und Wundarzt im Vereine, welches sich über das ganze Fach der praktischen Arzneykunde erstreckt, und eins für den Civil- und Landwundarzt, welches nur von den allgemeinen und täglich vorkommenden innerlichen Krankheiten handelt, und dem vorläufig diesen Studierenden gegebenen medizinisch-theoretischen Unterricht, und der ihrer Fähigkeit angemessen ist. Die Lehre der Chirurgie fängt nun hier nicht mehr mit den anatomischen Vorlesungen an. Damit aber die Lehrer der Physiologie und Chirurgie ihre Lehrfächer gehörig bearbeiten, und Alles vollständig vortragen können, so wird dem Ersteren ein Prosector zugetheilt, der im Stande seyn muß, jährlich einen anatomischen Kursus zu geben, und das von der Anatomie jedesmal vorzubereiten, was der Lehrer der Physiologie das ganze Jahr hindurch zu seinen physiologisch-anatomischen Demonstrationen nöthig hat. Der zweite erhält einen Gehülfen, der ihm besonders bei der Lehre der Operationen, Instrumente und Bandagen an die Hand gehen, und fähig seyn muß, die Studierenden, außer den ordentlichen Lehrstunden, zur Ausübung an todten Körpern anzuleiten, auch die Kollegien fortzusetzen, wenn der Lehrer durch irgend Etwas abgehalten werden sollte. Noch ein außerordentlicher Lehrer ertheilt den Civil- und Landwundärzten einen kurzen und gründlichen medizinisch-theoretischen Unterricht. Nach dieser Einrichtung wurden nun die Arzneykunst und Chirurgie auf mehreren andern katholischen Hochschulen verbunden gelehrt, wie z. B. in Dillingen, Bamberg,

Würzburg ꝛc.; denn der damalige Churfürst von Trier ließ in Dillingen eine besondere medizinisch-chirurgische Lehrschule errichten, und von mehreren Professoren, die auch bei der Hochschule angestellt waren, unentgeldliche Vorlesungen über die Anatomie, Physiologie, Pathologie, Arzneymittellehre, Chirurgie und Geburtshülfe ertheilen, und binnen zwei Jahren war der ganze Kursus beendiget. Letztere wurden auch von den Hebammen besucht, die bis dahin einzeln unterrichtet worden. Der praktische Unterricht wurde am Krankenbette in den Hospitälern ertheilt, und dabei bestimmt, daß weder Wundärzte noch Hebammen angestellt werden sollten, die nicht in diesem Institute unterrichtet oder doch wenigstens hinlänglich geprüft worden seyen. Eben so war es in Bamberg und Würzburg der Fall, wo auch der damalige Bischof von diesen Städten eine gleiche Einrichtung auf seinen Hochschulen anempfahl und traf. — Auf den Preußischen Hochschulen ließ man den Studierenden eine freie Wahl, sich blos als praktische Aerzte für innere Kuren auszubilden, oder die Chirurgie damit zu verbinden, oder sich blos für die Wundarzneykunst zu bestimmen und auszubilden, nur waren alle jungen Aerzte, wenn sie schon auf einer der Preußischen, oder auf einer andern Universität als Doktoren promovirt worden, verpflichtet, auch in Berlin beim Kollegium Medico-Chirurgicum einen Examen zu machen; wer diese Prüfung nicht abgelegt hatte, durfte nicht in den Königlichen Landen prakticiren. Ein jeder Kandidat der Medizin und Chirurgie mußte sich erst bei diesem Kollegium melden, um die Erlaubniß der Prüfung nachsuchen, und wenn diese erfolgt war, sich bei dem Dekan und dem ersten Professor, und als Chirurg oder Wundarzt bei dem Professor der Chirurgie melden, und von diesen erhielten sie die Aufgaben zur Prüfung. Ein Kandidat der Arzneykunst mußte sechs anatomische Demonstrationen, ein Medico-Chirurgus, oder ein Kandidat, der sich so-

wohl für die innern als äußern Kuren bestimmte, eben so viele anatomische Demonstrationen und sechs chirurgische Operationen, und ein Stadtwundarzt zwei anatomische Demonstrationen und sechs chirurgische Operationen verrichten. Nach Endigung des Kursus erhielt der Kandidat darüber vom Kollegium eine Bescheinigung und Censur, welche er dem dortigen Ober-Kollegium medicum et sanitatis zur Erlangung der Praxis überreichte, oder wenn es ein Militair-Chirurg war, dem ersten Königl. General-Chirurgus, welche Einrichtung, nur mit einigen Veränderungen, auch jetzt noch geblieben ist. Das Kollegium Medico-Chirurgicum, oder die Medizinisch-chirurgische Akademie für das Militair, wie es jetzt benannt wird, wurde schon im Jahre 1724 unter dem Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten errichtet, welcher dabei die Absicht hatte, gute Chirurgen oder Wundärzte für die Armee zu bilden. Zuerst wurden dabei sieben Professoren angestellt, nachher aber die Zahl derselben mit zehn Professoren vermehrt, so daß dreizehn ordentliche und vier außerordentliche Professoren dabei angestellt waren. An der Spitze der Anstalt stand der Kurator, der jedesmalige Kriegsminister, dem folgte der Direktor, der Dekan und die Professoren; gelehrt wurde die Physiologie, Anatomie, Pathologie, Semiotik, Materia medica, Naturgeschichte, Botanik, Chemie und Pharmacie, Therapie, die Chirurgie, die Kriegsarzneykunde, die Geburtshülfe, und dann noch besonders die Medizin und Philosophie, die Instrumenten- und Bandagenlehre, die Klinik am Krankenbette 2c. Dieses Institut besteht zwar noch, die Studierenden hören aber die Vorlesungen bei der Hochschule, wobei ihnen die Professoren bekannt gemacht werden, welche den erwähnten Unterricht für sie geben. Außer diesem Institute besteht nun noch das Medizinisch-chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut oder die medizinische Pepinière oder

Pflanzschule, die unter dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten im Jahre 1795 errichtet, und unter dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten zweckmäßig erweitert wurde. Der Zweck dieses Instituts war gleichfalls tüchtige oder geschickte Feldwundärzte zu bilden. Daher sprach auch die Ueberschrift des Gebäudes, worin sie sich befand, ehemals diesen Zweck aus, sie hieß: Den Zöglingen der Feldwundarzneykunde. 1797. Nachdem dieses Institut jetzt ein neues und weit größeres und geräumigeres Gebäude erhalten hat, und auch eine andere zweckmäßigere Einrichtung, so ist die ehemalige Ueberschrift weggefallen. Die Zöglinge dieses Instituts hören die medizinisch-chirurgischen Vorlesungen bei der Universität, und stehen unter der Aufsicht von Stabsärzten, die zugleich Doktoren der Medizin sind, und mit ihnen in der Anstalt die Kollegia repetiren. Ehe die Universität in Berlin errichtet wurde, hatte auch dieses Institut seine eigenen Professoren für die Sprachen und Hülfswissenschaften; den medizinisch-chirurgischen Unterricht erhielten sie vereint mit den oben erwähnten Studierenden der Akademie. Alle Zöglinge dieses Instituts, die an Hundert betragen, werden auf Königliche Kosten unterhalten, und müssen dafür gewisse Jahre in der Armee freie Dienste leisten, wofür sie den gewöhnlichen Sold erhalten, den man dem Kompagnie-Chirurgus reicht. Da sie jetzt in den alten Sprachen und in Allem unterrichtet seyn müssen, so promoviren sie auch größtentheils, dienen als promovirte Doktoren in der Armee, machen dann ihren Staatsexamen, und lassen sich dann wieder bei der Armee anstellen, oder prakticiren als Doktoren der Medizin in der Residenz oder in sonst einem Orte des Staats. Dergleichen medizinische Institute waren daher schon längst im Preußischen Staate, nur ist in neuester Zeit die Einrichtung bei den Medizinern getroffen worden, daß sie auch zugleich die

chirurgischen Vorlesungen besuchen müssen, und nur in der Qualität eines Medico-Chirurgen auf den Preußischen Hochschulen promoviren können, und in derselben Eigenschaft legen sie auch den Staatsexamen in Berlin ab, um in diesem Stande prakticiren zu können; s. auch oben, den Art. Student der Chirurgie, S. 3. So viel über das Studium der Medizin und Chirurgie. Ob nun dieses Studium wirklich in neuester Zeit bedeutende Fortschritte gemacht hat, ob es in dem Verzeichnisse der Krankheiten, viele derselben mit dem Zeichen einer steten Heilung gelöscht hat, ist bei den jährlichen Sterblichkeitstabellen in den Jahren der wahren Lebenskraft, des mehr extensiven Lebens, schwer zu bestimmen, da diese noch immer sehr gefüllt in diesen Perioden sind, und noch keinen merklichen Ausfall im Verhältniß zu der jetzigen und zu der früheren Völkerzahl zeigen; denn das Studium geht doch immer mehr und mehr auf tiefere Erkenntniß im Erforschen der Krankheiten hin; denn was würden sonst auch alle Anstrengungen bei diesem Studium helfen, wenn sie nicht zu einem glücklichen Erkennen der Krankheiten, hauptsächlich aber zu deren Heilung führten; denn dieses ist und bleibt doch immer die Aufgabe des Arztes, mehr als alle übrigen Wissenschaften, die ihm als Hülfe beigegeben sind. Genaue Kenntniß des menschlichen, überhaupt thierischen Körpers, richtige Kenntniß aller Naturkräfte und ihre Wirkungen auf den Körper, gehörige Untersuchung der Heilmittel und Beobachtungen über ihre Wirkungen in und auf den Körper, genaue Kenntniß und Zeichen der Krankheiten und Beobachtungen am Krankenbette über deren Verlauf; dieses sind wohl die dem Arzte wichtigsten Kenntnisse, deren er bedarf, um glücklich zu operiren, und deren Ausbildung dem Arzte am meisten am Herzen liegen muß. Auffindung der Krankheitsursachen, Hebung derjenigen Krankheiten, welche gleichsam heimisch geworden sind, und sich

fortpflanzen, wozu auch die Syphilis gehört, sind besondere Aufgaben des jungen Arztes; denn nicht das bloße Studium der Arzneykunde, um vorhandene Krankheiten zu heilen, ist die Aufgabe des Arztes, sondern auch Krankheiten, die nicht in der Beschaffenheit der Witterung liegen, sondern sich durch Ansteckung oder sonst eine begangene Ausschweifung in dem Körper erzeugen, nicht nur zu heilen, sondern auch ganz zu entfernen, wie dieses mit der Pockenimpfung geschehen ist. Man sieht hieraus, wie wichtig diese Wissenschaft ist, und es nicht dabei auf ein bloßes mechanisches Heilen mit den schon vorhandenen und bewährten Heilmitteln in gewissen Krankheiten ankommt, sondern im Erforschen der geheimen Wirkungen der Natur, der Destruktionen oder Zerstörungen der künstlichen Körpermaschine, durch die Einwirkungen von Hitze und Kälte (Erhitzung und Erkältung), von verschiedenen Nahrungsmitteln und Getränken, von Ruhe und Bewegung rc.; dann durch das Klima, Veränderung der Jahreszeiten, Trockenheit und Nässe rc., und diesem nun durch Verwahrungs-, Diät- und Heilmittel entgegen zu arbeiten; hierauf nun durch Nachdenken über die Entstehung und den Einfluß aller Einwirkungen auf den Körper so zu wirken, daß den Uebeln begegnet wird, sie im Entstehen, wenn man davon Anzeige erhält, zu unterdrücken, ist die Wissenschaft des Arztes, sind die Erfolge des Studierens; denn stehen bleiben soll man nicht, man soll fortschreiten, man soll diese Wissenschaft immer mehr und mehr erhellen, immer mehr aus ihrem Dunkel zum Wohle der Menschheit hervorziehen, und dieses kann nur durch ein fleißiges und angestrengtes Studium geschehen, durch ein scharfsinniges Beobachten aller Krankheitsfälle und ihres Zusammenhanges mit der äußern Natur, sowohl durch klimatliche Einflüsse, als auch durch Nahrungsmittel, Getränke rc. Hieraus gewahrt man auch, wie sehr der Arzt philosophisch,

aber nicht empirisch bei seiner Wissenschaft zu Werke gehen muß; er muß das Mechanische derselben strenge von dem unterscheiden, was seinem Verstande und seinem Scharfsinn angehört, wodurch er erst in die Naturgeheimnisse dringt, die Krankheiten erforscht, und die Mittel dagegen entdeckt, um sie zu heben. — Was das Studium der Philosophie, Philologie, Naturwissenschaften, Pharmacie, Oekonomie, der Forst- und Jagdwissenschaften, des Bergbaues, der Architektur oder Baukunde, Bauwissenschaften ꝛc. betrifft, so läßt sich darüber hier nichts sagen, weil nur im Allgemeinen das Studieren hier einen Platz finden sollte, ohne auf die einzelnen Wissenschaften, welche studiert werden, um sie dann zum Nutzen des Staats praktisch anzuwenden, hier einzugehen, und deshalb sind auch nur diejenigen Studien hier als Repräsentanten gewählt, und ihres Zweckes wegen durchgeführt worden, welche den größten Einfluß auf das Wohl eines Staats haben, und auch schon mehrere der oben erwähnten Wissenschaften mit einschließen, und wenn auch nicht ganz in ihrer Ausdehnung, doch Theile derselben, wie die Philologie, Philosophie, Naturwissenschaften, Pharmacie, Oekonomie, Forstwissenschaften ꝛc. ꝛc., deshalb können sie hier um so mehr übergangen werden, da man sie auch schon in der Encyklopädie unter ihrer Benennung, so auch die einzelnen Theile derselben, angeführt findet, und dann auch unter Student, Th. 176 am Schlusse, und auch oben, S. 1 u. f. Es wird hier nur noch nöthig seyn, über das Studieren im Allgemeinen Einiges zu sagen.

Da zu allen Wissenschaften, die man auf den Hochschulen und in andern Instituten hören und lernen will, Vorstudien nöthig sind, so erhält man diese auf den Schulen, und hauptsächlich auf den grammatischen oder Gymnasien; allein diese geben nicht immer eine

vollkommenere Bildung, als man sie durch ausgezeichnete Fähigkeiten, besondere Beharrlichkeit, und eigenen Fleiß erhält; hierbei können auch aus schlechten Schulen große Männer hervorgehen, wie wir dieses auch oft gesehen haben, daß große Männer in den Wissenschaften und Künsten von ihren Lehrern zuweilen gar nicht erkannt, ja oftmals zurückgesetzt und als seichte Köpfe betrachtet worden sind, die erst später, als sie den eigentlichen Gegenstand ihrer Neigung fanden, ihr Lieblingsstudium, sich vorzüglich auszeichneten, und den Staat, in dem sie geboren worden, dadurch ehrten. Also gehört, um ein ausgezeichneter Mann in den Wissenschaften zu werden, nicht immer eine gute Schule oder ein gutes Gymnasium; auch auf einer, dem Anscheine nach, schlechten Schule, ja durch sich selbst, bei wenigen Vorkenntnissen, nur beim erhaltenen Elementarunterrichte, kann Jemand durch eigenen Fleiß, mit der Beihülfe seines Talents und Genies, dazu gelangen. Denn da die Absicht der meisten Eltern, die ihre Söhne studieren lassen, so wie der Studierenden selbst, nur dahin geht, ins Brod zu kommen, also eine Stellung im Staatsdienste zu erlangen, die sie mit ihrer Familie ernährt, so betreiben sie ihre Studien nur so weit, als sie solche zu dem praktischen Dienste nöthig haben; und es möchte auch bei Vielen, z. B. Juristen, wohl nicht gut angehen, im Amte selbst die Wissenschaften ihres Faches noch höher zu treiben, wozu ihnen ihre Stellung keine Zeit läßt, und diejenige Zeit, die ihnen noch übrig bleibt, sind sie wohl sich selbst zur Erholung und ihrer Familie schuldig, um derentwillen sie auch da sind. — Man muß bei der Erziehung zu den Wissenschaften wohl den Katholicismus von dem Protestantismus unterscheiden, weil beide einen verschiedenen Gang in der Erziehung der Jugend nehmen, der auch auf die wissenschaftliche Bildung einen allgemeinen Einfluß äußert. Am deutlichsten erhellt die Verschiedenheit des Bil-

ungsganges auf den Hochschulen oder Universitäten, welche nicht mehr die Hülfsmittel als Vorbereitung darreichen, sondern mit der Sache selbst vertraut machen wollen, und deshalb ist auch eine katholische Hochschule etwas Anderes, als eine protestantische, wenn sie auch, außer dem gleichförmigen Namen, mancherlei Einrichtungen mit einander gemein haben, welches nicht bloß von der Theologie gilt, deren wissenschaftliche Abweichung schon von selbst in die Augen fällt, sondern von der ganzen Art die Wissenschaften zwischen Lehrenden und Lernenden zu betreiben, weil hier immer eine Art von klösterlicher Erziehung sich geltend macht, die im Geiste des Katholicismus liegt. Auf den protestantischen oder evangelischen Universitäten oder Hochschulen wird der Unterricht in den Wissenschaften freier ertheilt, und auch dadurch ein lebendiger Eifer zum Fortschreiten auf der wissenschaftlichen Bahn angefacht, und deshalb vereinigen sie auch die möglichste Vollständigkeit in den wissenschaftlichen Fächern, mit der möglichsten Vollständigkeit im Wirken für die Gesammtbildung des Zeitalters und Verbreitung derselben. Sie heißen jeden Freund der Wissenschaften willkommen, wo er auch her kommt, ohne sich um dessen Religion, dessen Glauben, zu bekümmern, weil hier nur die Wissenschaften gelten, nur diese vereint betrieben werden sollen, aber keine andern Zwecke hier obwalten; sie suchen Alles nur zum Besten der Wissenschaften zu vereinigen, um diese zu erheben. Man setzt hier voraus, daß derjenige, welcher die Hochschule betritt, schon durch Schulunterricht so weit vorbereitet seyn wird, daß er dem Lehrer ohne weitere Leitung folgen und verstehen kann; er soll hier die Probe machen, wohin ihn seine wissenschaftliche Erweckung und sein Eifer dafür führen, deshalb erwartet man auch eine gewisse Reife der Jahre von jedem Studierenden; denn ein zu früher Besuch der Universität von jungen Leuten unter den zwanziger Jahren, und

besonders bei unvollendeter Schulbildung, wo sich noch kein Urtheil bei ihnen festgesetzt oder befestiget hat, wird mehr schaden, als nützen. Plato hält die zwanzigjährigen Jünglinge zum wissenschaftlichen Unterrichte für fähig, aber mit Auswahl. Ein Schriftsteller sagt: Unsere Deutsche Jugend strömt oft zu früh in die akademischen Hörsäle, nur um andern älteren Studierenden nachzugehen, da sie selbst zu wählen noch zu schwach ist, es ihr an der gehörigen Beurtheilungskraft mangelt; indessen läßt sich durch eine solche fehlerhafte Praxis im Einzelnen das Wesen der Anstalt nicht ändern. Ganz im Geiste dieses Wesens ist alle Schulzucht auf der Universität vorüber; man prüft die Ankommenden in Absicht ihrer Fähigkeiten, nicht wie bei einer Schulversetzung; denn von den Schulen wird erwartet, daß sie Niemanden zu voreilig aus ihrem Kreise entlassen werden. — Der Studierende, der nun mit einem freien Triebe den Wissenschaften sich widmet, muß sich selbst leiten, seine Wahl unter Lehrern und Gegenständen treffen, aus eigenem Bedürfniß das Zweckmäßige von dem Unzweckmäßigen unterscheiden. Daß eine weise Wahl in dieser Beziehung Statt finden kann, bleibt vorzügliche Sorgfalt einer jeden Hochschule; daher ist es auch nöthig, daß mehrere Lehrer in denselben oder nahe verwandten Fächern angestellt werden, damit bei dem Hospitiren der Studierenden bei dem ersten Besuche einer Hochschule, sie sich diejenigen Lehrer wählen können, deren Vortrag ihnen am meisten zusagt, von denen sie am meisten in Hinsicht der Verständlichkeit Nutzen zu ziehen hoffen, da hier auch sehr viel auf den Vortrag einer Wissenschaft ankommt, um sie gehörig zu erfassen. Diesem Universitätsgeiste in freier Betreibung der Wissenschaften ist auch die sogenannte Studentenfreiheit auf den Hochschulen unter eigener Gerichtsbarkeit vollkommen angemessen, das heißt, eine möglichste Unabhängigkeit von äußerem Zwange für gänzliche Hinge-

bung an die Wissenschaft, und wie ein Schriftsteller wohl Recht hat: damit diese glücklichen Jahre auch noch im spätesten Alter unter den mannigfaltigsten Geschäften und Sorgen des bürgerlichen Lebens eine freudige Erinnerung gewähren, um so mehr beim Zusammenkommen mit mehreren ehemaligen Commilitonen. Im Einklange mit dem hier Erwähnten steht das Aufhören der Prüfungen über die Lehrgegenstände, da der akademische Zuhörer kein Schüler mehr ist, sondern sich in den Jahren befindet, wo auch in den bürgerlichen Verhältnissen, wie z. B. bei der Handlung, bei den Gewerben rc., die jungen Leute schon ihre Lehrzeit absolvirt haben, und in denjenigen Stand getreten sind, der sie bald fähig macht, sich selbst zu besetzen, die Handlung oder ein Gewerbe für ihre eigene Rechnung zu betreiben. Eben so ist es mit dem Studierenden oder Studenten, der sich jetzt vorbereitet, um in den Staatsdienst zu treten; er soll sich daher selber sagen, welche Fortschritte er gemacht hat, und daß er sich fähig glaubt, einem Amte vorzustehen. Nur wenn akademische Würden ertheilt werden, muß die wissenschaftliche Kultur des Nachsuchenden aus einer Prüfung erhellen; sonst wird es den Prüfungskommissionen zu Aemtern im Staate vorbehalten bleiben, ob sie die Abiturienten einer Hochschule zu bürgerlichen Aemtern tauglich finden, welches sich aus ihrem Examen ergiebt. Selten läßt sich daran zweifeln, weil jeder Studierende schon von dem unterrichtet ist, wie weit er seine Studien in dem Fache auszudehnen hat, welches er sich zu seinem Brodstudium erwählte. Köppen sagt: „Die protestantischen Universitäten sind freie wissenschaftliche Anstalten für freie Bildung, keinem äußeren Zwecke dienstbar, als der Wissenschaft selbst, die Jugend erweckend durch mündlichen Vortrag, die Zeitgenossen belehrend durch Schriften. Dieses Alles bleibt in seinem Werthe, wenn gleich gezeigt werden könnte, daß ein großer Theil der akademischen Jugend

wenig lernt, im Vergleiche der dargebotenen Gelegenheit; daß sie im Plane des Studierens aus Mangel an Einsicht oft fehlgreift; daß die gestattete Zwanglosigkeit des akademischen Daseyns zu allerlei Unordnungen Veranlassung wird. Es ist daher besser, daß Jemand, der keine wissenschaftliche Erweckung in sich findet, sonach nichts lernt, in seiner ganzen Blöße erscheine, als daß er durch Zwang zu naturwiderstrebender Thätigkeit angehalten, ein verkrüppeltes Daseyn gewinne; es ist besser, wenn zuweilen im Plane fehlgegriffen wird, um zuletzt den rechten selbstständigen Plan zu finden, da auch Fehler lehrreich seyn können, als wenn nach einem gleichförmigen Plane die verschiedensten Köpfe fortgeschoben werden, und dadurch das ihnen Eigenthümliche nicht erfassen; es ist heilsamer, wenn unter mancherlei Gefahren der sittliche Charakter freie Haltung gewinnt, als wenn durch unabläßige Zucht eine gewisse Dumpfheit über dem ganzen Leben waltet. Ungeachtet demnach einzelne Opfer eigener Schuld größeres Unglück erfahren, und bedauernswerth seyn mögen, so gedeiht doch bei Andern dafür ein größeres Glück, unerreichbar auf andere Weise, und nicht zu theuer erkauft durch jene Opfer. Wahre wissenschaftliche Ehre und sittliche Festigkeit sind ohne mögliche Abwege und Gefahren undenkbar." — Es wird auch hier immer mehr die häusliche Erziehung sichtbar, wenn gleich zugegeben werden muß, daß selbst der häuslich gut erzogene Jüngling oft durch fremde Beispiele und ein neues sich ihm aufthuendes Leben in jugendlicher Unbefangenheit mit Genossen von gleichem Alter auf Abwege gerathen kann; indessen kehrt ein solcher doch immer wieder zu seiner Pflicht zurück, und um so mehr, wenn ihm von Hause aus seine Wechsel nur unter der Bedingung richtig eingesandt werden, stets eingedenk seiner Pflichten zu seyn, warum er die Hochschule besucht; und dann sind dergleichen Jünglinge in der Menge, welche die Hochschule besuchen, immer nur

wenige, die ganz von dem vorgezeichneten Wege abkommen, sich ganz von der Bahn verlieren, worauf sie wandeln sollen, um künftighin sich brauchbar für den Staatsdienst zu machen. Geschieht dieses zuweilen, so liegt es gewiß an einer noch zu großen Jugend; denn junge Männer, die über das zwanzigste Jahr hinaus sind, werden immer eingedenk ihres Berufs seyn, der sie auf die Hochschule führte, und bei ihrem heiteren Wandel, um auch das Leben zu genießen, nicht die Wissenschaften vergessen, um derentwillen sie auf der Hochschule sind. Aber auch selbst von denjenigen, die den Zweck ihres Besuchs der Hochschule ganz verkannten, und sich den Vergnügungen, dem lustigen Studentenleben ganz hingaben, haben doch mehrere in anderer Stellung immer noch ihr Glück gemacht, weil ihnen das savoir vivre, welches sie dadurch erlernten, zur gelegenen Zeit kam; sie gingen unter das Militair, wurden Schauspieler, Lehrer, oder machten auf andere Weise in den mannigfaltigen bürgerlichen Beschäftigungen ihr Glück, zeichneten sich aus, und erwarben sich so einen Ruhm, den sie in der Laufbahn, die ihnen vorgezeichnet worden, oder die sie erst selbst erwählt hatten, nicht gemacht haben würden. Man darf nur die Geschichte und die Biographien ausgezeichneter Männer durchgehen, um auf dergleichen Individuen zu stoßen. Es kam ihnen hierzu ihre schon erlangte Schulbildung zu Hülfe, und dann ihr Talent und Genie. Der nicht talentvolle Studierende könnte bei einem unregelmäßigen Leben auf der Hochschule wirklich verloren gehen; er könnte untersinken, da ihm jeder Stützpunkt fehlt, den der talentvolle gleich durch seinen Geist, seine Unternehmungsgabe und Entschlossenheit gewinnt; allein zum Glücke weicht der weniger talentvolle Hochschüler auch nicht so leicht aus der ihm vorgezeichneten Bahn, er bleibt ruhig bei dem Fache, welches ihm bestimmt worden, oder wozu er sich selbst bestimmt hat, und kömmt also ins Amt,

daher kann man annehmen, daß von allen den Jünglingen, welche die Hochschule des Studiums halber besuchen, nur wenige wirklich verloren gehen, oder einen schlechten Lebenswandel ergreifen, der sie selbst und ihre Familie schändet, wovon es leider auch Beispiele gegeben hat, und besonders in Zeiten der Aufregung und Unruhe. — Auf den katholischen Hochschulen, in den katholischen Staaten Deutschlands, herrscht freilich ein anderer Geist, der sich aus der klösterlichen Erziehung, wie schon oben angeführt worden, herausgebildet hat, also keine so freie Wirksamkeit zuläßt, als auf den oben beschriebenen protestantischen Hochschulen. Man betrachtet hier die Hochschulen nicht als selbstständige Vereine, die zusammen eine Gelehrten-Republik bilden, über welche der Staat die Aufsicht führt, sondern als abhängige Korporationen vom Staate und der Kirche, worin junge Leute zum Staatsdienste durch den Unterricht gebildet werden. Deshalb werden auch die Universitäten nur als Schulen betrachtet, worin der Lehrling seine Lehrzeit überstehen muß, und deshalb führen sie auch lieber den Namen der Landesschulen, als der Universitäten oder Hochschulen, weil darauf die Landeskinder in gewissen Zweigen des Wissens unterrichtet werden, um dem Staate zu dienen. Was nun die Schule in dieser Hinsicht leistet, bestimmt ihren eigentlichen oder höchsten Werth. Deshalb werden auch Studienpläne für jedes Fach genau entworfen, und nach diesem Plane wird genau im Unterrichte verfahren, wie in den Gymnasien, wo auch ein bestimmter Plan den Schüler leitet, und dieser nicht darin eine Wahl treffen kann. Ob nun ein solcher Schüler auf der Hochschule den Plan gehörig befolgte, und wie viel er lernte, wird durch die Prüfungen und Zeugnisse der Lehrer ermittelt. Außer diesem vorgeschriebenen Unterrichte, ist dem Schüler keine besondere Freiheit gestattet, da man davon Mißbrauch zu erwarten glaubt. Deshalb steht auch

der Studierende hier mehr unter Aufsicht, und ehe es ihm erlaubt wird, von einer Wissenschaft zur andern überzugehen, muß er erst durch ein sogenanntes Absolutorium von den im Plane früher geforderten Gegenständen losgesprochen werden. Der Studierende ist daher des eigenen Nachdenkens über seinen Plan enthoben, vor Fehlgriffen gesichert, und geht eben so ruhig fort in der Reihe der theologischen, juristischen und medicinischen Wissenschaften, als einst von der Grammatik zur Poesie und von dieser weiter zur Rhetorik und Logik. Das ganze Verhältniß des Lehrens und Lernens ist daher ein ganz anderes als auf den protestantischen oder evangelischen Hochschulen. Denn es existirt ein allgemeiner unabänderlicher Plan, nach dem verfahren werden muß, und von dem der Professor oder Lehrer nicht abgehen darf, wenn gleich die Wissenschaften fortrücken und in ihrem Fortrücken nicht aufgehalten werden können, sondern verfolgt werden müssen, wenn etwas Ersprießliches für sie geschehen soll. Hier sind den Hochschulen besondere Landes- und Staatszwecke untergeordnet, es herrscht auf denselben nicht das freie Walten der Wissenschaften nach ihrem Zwecke zur Kultivirung und Veredelung der Staatsbürger, und daher sieht der Lehrer auf der Hochschule nicht eine Jugend versammelt, die aus freiem Antriebe zur Sache ihn sich zum Führer wählte, sondern eine Menge von gleichmäßig Gebildeten nach einem Plane, welche den Zweck hat, dieses Studium, wie angefangen, fortzusetzen, in deren Kreise unter andern auch die Wissenschaften dieses bestimmten Lehrers liegen. Der Studierende seiner Seits, wenn nicht eine ganz besondere Erweckung ihn beseelt, die schon in seinem früheren Schulgange keine besondere Nahrung fand, widmet sich der Sache nur wegen der unausweichlichen Nothwendigkeit des Gehorsams, und um nach gehörigem Zeitverlaufe von derselben entbunden zu werden. Ist

nun dieses in vollständiger Form geschehen, so kümmert ihn das Zurückgelegte nicht mehr; denn sein Werk ist vollbracht. Jeder Kursus wird also hier nach einer strengen Disciplin zurückgelegt, indem der Lehrer sich strenge nach den deshalb erlassenen Ministerial-Verfügungen richten muß. Uebrigens sind die Hochschulen, z. B. im Oesterreichischen, reichhaltig dotirt, und sowohl mit ansehnlichen Stipendienfonds versehen, damit auch das Talent der ärmeren Studierenden nicht unentwikkelt und zum Nachtheile des Staats unwirksam bleibe, als auch mit wissenschaftlichen Anstalten, wozu besonders die Universitätsbibliotheken zu Wien und Prag gehören, wovon jede ungefähr 120,000 Bände enthält, wozu in Wien nun noch die Kaiserlich-Königliche Hofbibliothek, die zum allgemeinen Gebrauche geöffnet ist, kommt, die ungefähr 300,000 Bände enthält, worunter viele kostbare Manuscripte sind, hierzu kommt noch der an Seltenheiten reiche botanische Garten, und das Naturalienkabinett in Wien. Man sollte glauben, daß so herrliche Anstalten und Hülfsmittel mit magischer Kraft auf die Professoren und Studierenden wirken müßten, allein man will diesen Zauber nicht überall bemerkt haben, und schiebt es auf die Eingezogenheit der Letztern und die Fesselung des Vortrages der Ersteren, indem sie nicht frei nach ihrer Ansicht im Lehren verfahren können; indessen sind doch mehrere Zweige des Wissens mit gutem Erfolge kultivirt worden; so besitzt der Staat gründliche Diplomatiker, Münz- und Alterthumskenner, große Botaniker, Mineralogen, Chemiker, Mathematiker, Aerzte und Chirurgen, und besonders haben sich diese Letzteren ausgezeichnet, und die Medizin steht in dem Oesterreichischen Staate auf einer sehr hohen Stufe. Auch die Dichtkunst wird besonders gepflegt. Ob nun dieses den Hochschulen zugeschrieben werden muß, oder dem Privatfleiße der Studierenden, nachdem sie die Hochschule verlassen haben, ist schwer zu bestimmen, indessen

haben doch gewiß Viele ihre Ausbildung den Hochschulen zu verdanken, wenn sie auch späterhin noch mehrere Mittel fanden, die sie benutzten, um sich freier auszubilden, da die Preß- und Lesefreiheit in Ansehung rein wissenschaftlicher Werke wenig oder gar nicht beschränkt ist; auch kann sich der Wissenschafter selbst im Staate verbotene Bücher kommen lassen, wenn er sie zu seinem Gebrauche verwendet. Auch die Einrichtung auf den Schulen hat etwas Eigenthümliches, was man nicht bei den Protestanten findet. So z. B. werden einige Wissenschaften schon auf der Schule betrieben, wie z. B. die Philosophie, und davon der logische Theil mit Allem, was daran geknüpft ist oder werden mag; dann Geschichte, Mathematik und Physik, Philologie rc. Dieses sind die Vorbereitungsstudien, die Jemand durchgemacht haben muß, der entweder zur Theologie, oder zur Jurisprudenz und Medizin übergehen darf. Der Studierende muß daher von ihnen absolvirt oder losgelassen worden seyn, damit er weiter schreiten kann. Man hat selbst für diese Wissenschaften eigene Durchgangsanstalten, die man mit dem Namen von Lyceen belegt, und die ein Mittelding zwischen Schule und Hochschule oder Universität ausmachen. Wenn sie diesen Letztern beigegeben worden sind, so behalten sie immer noch im Lehrplane ihren Lycealcharakter, und genießen gleichfalls nicht die ihnen gebührende Selbstständigkeit. Wer hindurchgegangen ist, läßt sie gern hinter sich, sagt Köppen, um dem wesentlichen Brauchbaren die ungetheilteste und höchste Aufmerksamkeit zu widmen, wonach er ja mit aller Vorbereitung strebte. Hieraus entspringt aber eine gewisse Zurücksetzung jener genannten Wissenschaften, sie verlieren in der herrschenden Meinung, und werden unter dem allgemeinen Namen der Philosophie ungefähr betrachtet, als eine ganz artige Sache für die Jugend, aber unbrauchbar für den, der ein angesehener und erfahrener Mann werden will. Wenn man nun berück-

sichtiget, daß diese Wissenschaften in ihrem Gesammtumfange, gerade das Höchste der freien Bildung ausmachen, und sie schon deshalb der bestmöglichsten Pflege würdig sind, so wird man leicht das Fehlerhafte dieser Ansicht einsehen; sie wird aber unvermeidlich durch jene beschränkte Universitäts-Einrichtungen herbeigeführt, und ist durch keine Gegengründe zu vertilgen, weil man bei diesem Lehrgange sie nur als untergeordnet betrachten muß. Man widmet sich auch den Brodwissenschaften weniger aus innerem Triebe, als nur des Nuzzens wegen, den man davon hat, und häufig wird sogar das gründliche theoretische Studium derselben als unwesentlich betrachtet, indem man von der Praxis, und einer nothdürftig hinreichenden Uebung den besten Gewinn erwartet. Diese Ansicht herrschte auch auf unsern, den protestantischen, Hochschulen; auch hier hielt man sich überzeugt, daß bei mehreren Wissenschaften eine zu weitläufige Theorie nur schade, sie nicht den Vortheil bringe, als eine gut einstudierte Praktik, indem diese sogleich im Amte eine Anwendung finde, aber nicht die Theorie, die nur in Verbindung mit der Praktik Werth habe, oder Werth haben könne, ohne dieselbe aber dem Praktiker in Geschäften wenig Nutzen bringe. Man hegte diese Meinung sowohl in der Jurisprudenz und in den Kammerwissenschaften, als auch in der Theologie und Medizin; indessen ist man doch bald davon zurückgekommen, und selbst die Regierungen empfahlen den Stndierenden an, die Theorie ihrer Wissenschaft, die sie sich erwählt, nicht hintenanzusetzen, indem auch diese im Examen zum Staatsdienste besonders berücksichtiget werden sollte. — Wenn man nun verlangt, daß junge Leute fleißig studieren, sich in der Theorie und Praxis, so weit die Letztere auf Universitäten betrieben werden kann, gut unterrichten sollen, so müssen auch die Hochschulen mit Allem versehen oder eingerichtet seyn, was dazu gehört, damit die Abiturienten auch einen guten Schatz von Kenntnissen von denselben mitnehmen;

denn eine Hochschule hat doch nur den Zweck, daß sie junge Leute, die sie besuchen, und sich daselbst eine Zeit lang (drei, vier Jahre), um zu studieren, aufhalten, in den Stand setzt, daß sie von derselben sogleich in den Staatsdienst treten oder prakticiren können; denn je näher eine Hochschule sie dieser, ihrer Bestimmung bringt, um so vollkommner ist sie. Die Lehrstühle müssen daher mit tüchtigen Lehrern besetzt seyn, und besonders diejenigen, die zugleich zur Praktik anführen. Dieses ist nun hauptsächlich bei der Jurisprudenz, den Staats- und Kameralwissenschaften, und bei der Medizin der Fall, daher ist es auch nöthig, daß man zu diesen Wissenschaften, welche Praxis erfordern, und die man, um sie künftig auszuüben, erlernt, nie Männer zu Professoren erwählt, die das, was sie Andere lehren sollen, noch nie selbst getrieben haben. Nur der wahre und ächte Theoretiker, der zugleich Erfahrung hat, ist zum Lehrer in diesen Wissenschaften zu gebrauchen; deshalb sind junge Leute, die kaum die Hörsäle verlassen haben, und als Lehrer des Prozesses, der Finanzwissenschaft, der Pathologie ꝛc. auftreten wollen, gewiß nicht zu empfehlen; sie mögen über Alterthümer, Geschichte des Rechts, Numismatik, Chronologie, Geschichte der Medizin ꝛc. lesen, aber nur nicht über Gegenstände, die eine mehrjährige praktische Uebung und Erfahrung verlangen, und auch hier nur erst als Privatdocenten, um zu zeigen, ob sie auch diese Wissenschaften so vortragen, daß der Zuhörer Nutzen davon hat, nur dann erst kann der Privatdocent ein öffentlicher Lehrer werden. Die erste Erforderniß eines brauchbaren Lehrers oder Professors ist die Gelehrsamkeit, die zweite ein guter mündlicher Vortrag; jene giebt die Materialien, dieser theilt sie Andern auf eine faßliche und eindringliche Art mit; jene macht den eigentlichen Lehrer, diese den nützlichen und beliebten Professor; wenn beide in einer Person vereint sind, und diese die große Kunst versteht, den Studierenden aus dem reichen Schatze der erworbenen Kennt-

nisse so viel zu geben, als zur weiteren Fortbildung nöthig, und zur Erfüllung des künftigen Berufs erforderlich ist, so kann man sicher seyn, daß der reine Gewinn, den ein solcher Lehrer gewährt, für den Staat und die Welt beträchtlich ist. Der übrige Vorrath von Gelehrsamkeit gereicht ihm selbst zur Zierde, und der Hochschule, auf der er fungirt, zum Ruhme, und um so mehr, je besser und leichter er dieselbe in das Publikum oder unter die Leute, das Volk zu bringen weiß; denn um so mehr geht der gelehrte Ruf vor ihm her, wovon die Hochschule, bei der er steht, einen großen Nutzen hat, da die wißbegierigen und reichen Studierenden lieber dahin gehen, wo bewährte Männer lehren, als wo sie lauter unbekannte Namen finden. Nach dieser Annahme wird es freilich nicht viele vollkommene Lehrer oder Professoren geben, denn immer wird das Eine oder das Andere fehlen; Wenige sind so glücklich, beides zu besitzen. Der große Gelehrte und berühmte Schriftsteller ist nur zu oft ein schlechter und unbrauchbarer Lehrer, und umgekehrt wird der Gelehrte, der wenig, aber gut gefaßte Gelehrsamkeit besitzt, und solche den Zuhörern auf eine leichte und faßliche Art beibringen kann, folglich durch guten Vortrag und Fleiß zu ersetzen weiß, was ihm an der Masse der gelehrten Kenntnisse abgeht, weit reelleren Nutzen stiften, als der gelehrte Mann mit verwickeltem oder verworrenem Vortrage seines Wissens, seiner Gelehrsamkeit, die nur Wenigen verständlich wird; indessen muß doch die Regierung dahin trachten, daß die Wahl der Lehrer bei einer Hochschule in den verschiedenen Fächern des Wissens auf berühmte Männer falle, und nicht auf mittelmäßige Gelehrte, weil durch den Ruf jener Männer viele Fremde herbeigezogen werden, und dadurch dem fleißigen und geübten Lehrer einen vollen Hörsaal, und der Hochschule einen bedeutenden Ruf verschaffen. Selten werden Gelehrte, die nicht über das Mittelmäßige hinaus gehen, einer Hochschule große

Dienste leisten, und nur in dem oben angeführten Falle, wenn sie in einzelnen Zweigen geschickt und tüchtig sind, und einen guten Vortrag haben; denn sind sie einmal im Amte, so hört das Studieren bei Mehreren größtentheils auf, sie ruhen dann auf ihre Lorbeeren, statt sie durch anhaltendes Studieren sich zu vervollkommnen suchen und dahin streben sollten, sich einen Ruf zu erwerben. Wenn es nun sichtbar Bestimmung des akademischen Lehrers ist, um Nutzen zu stiften, seinen Vortrag deutlich, gründlich, und wo möglich auch angenehm zu halten, so giebt es doch auch Lehrer, deren Vortrag scheinbar etwas Widriges und Unverständliches hat, welches theils in einer fremden Aussprache, theils auch in dem Sprachorgane selbst, und in einem schnellen Sprudel im Sprechen, oder im zu schnellen Abstoßen der Wörter liegt, dieses ist aber nur so lange abstoßend, bis man sich an denselben gewöhnt hat, und da dergleichen Männer nicht nur die erforderliche Eigenschaft tüchtiger Lehrer besitzen, sondern auch Ruf haben, so müssen sie auch auf den Hochschulen von den Studierenden beachtet werden, und besonders geht dieses auf Hochschulen an, wo mehrere Lehrer in einerlei Wissenschaft angestellt sind, der Studierende hat dann die Wahl. Man hat vorgeschlagen, daß man es mit den Universitätslehrern, wie mit den Geistlichen, die zu einer Stelle berufen werden, machen soll, nämlich, daß Jeder, der als Lehrer bei einer Hochschule angestellt werden will, zuerst unvorbereitet über eine in sein Fach gehörige, ihm, wenn er den Katheder besteigt, vorzulegende Materie eine Vorlesung halten müsse, um darnach seinen Vortrag zu beurtheilen; indessen scheint dieser Vorschlag wohl für unzulässig befunden worden zu seyn; denn er ist nicht ausgeführt worden, eben so wenig der Wunsch von einigen Universitäts-Kuratoren, daß die Lehrer der Theologie und Rechtswissenschaft Vorlesungen aus dem Stegereife halten sollten, das heißt, ohne sich an ein Heft zu bin-

den. Man wollte es aber als einen unverantwortlichen Geisteszwang ansehen, Jemanden Gesetze zur Befolgung auf einer Hochschule vorzuschreiben, da der Gelehrte ohne Denkfreiheit und Freiheit im Lehrvortrage seiner Wissenschaft, das unglücklichste Geschöpf unter der Sonne sey, indem man doch von ihm erwarten müsse, daß er Alles für den Staat und die Hochschule, zu deren Lehrer er berufen worden, thue, und nie das Vertrauen seines Fürsten und Protektors mißbrauchen, und seine Lehren zum Nachtheile der Hochschule und des Staats einrichten würde. Man kann ihm nur Rügen geben, wenn sein Vortrag wirklich Anstoß findet, oder wenn er hinter seinen Zeitgenossen da zurück tritt, wo fortgeschritten werden, und man die Hörer auf das Neue aufmerksam machen muß, wobei zugleich eine Parallele zwischen dem Alten und Neuen zu ziehen und zu zeigen ist, in wiefern das Neue den Vorzug vor dem Alten verdient, oder umgekehrt, in wiefern das Alte zu verbessern ist, ohne es zu verwerfen. Dann giebt es auch Lehrer, die sehr schüchtern bei ihrem Vortrage sind, eine natürliche Aengstlichkeit haben, auch die aus bloßer Gewohnheit ohne Heft nicht lesen können, und die dennoch Zierden der Hochschule sind, warum sollten nun diese Lehrer ohne Heft lesen, und sich abquälen, ihre Vorlesung zu extemporiren, da sie solche nach dem Hefte nicht nur gut vortragen, sondern auch auslegen? Man gewahrt hieraus, wie thöricht oft manche Anforderungen sind, und daß man dadurch, wollte man sie ausführen, manchen braven Lehrer von der Hochschule entfernen würde; man darf billig erwarten, daß jeder Lehrer auf den Akademien oder Universitäten sein Amt und seine Bestimmung kennt. — Am besten ist es, wenn jeder Lehrer auf der Hochschule sich seine Lieblings- und Hauptwissenschaft selbst wählt, oder nur in dieser berufen wird; denn er wird dann auch die Neben- und Hülfswissenschaften nicht bei Seite setzen. So wird z. B. der Leh-

rer des Deutschen Staatsrechts auch die Deutsche Staatsgeschichte, das Privatfürstenrecht, den allgemeinen Deutschen Prozeß und Landesprozeß, die Literatur des Staatsrechts 2c. bearbeiten; der Lehrer des kanonischen Rechts die Kirchengeschichte, Kirchenalterthümer 2c., und dieses geschieht da, wo die Freiheit zum Lesen, was jeder Docent will, gestattet wird; denn hier wählt jeder seine Wissenschaft, und daher ist diejenige Universität glücklich, die in jeder Hauptwissenschaft oder in jedem einzelnen Haupttheile derselben wenigstens zwei Männer von Ruf an der Spitze hat, um der Wissenschaft, die gelehrt wird, Ansehen zu geben, und dieses wird dadurch bewirkt, daß der Landesfürst oder Regent, Männer von Ruf an seine Hochschule zu ziehen sucht, und sie nach Verdienste belohnt, sowohl im Baaren, als auch durch passende Titel und Dekorationen; die Letztern sollen zwar den wahren Wissenschafter nicht reizen, allein sie gehören doch dazu, anerkannte Verdienste zu belohnen. Man hat sogar vorgeschlagen, ob im Ernste, oder im Scherze, bleibe hier unentschieden, ein Professor-Seminarium anzulegen, worin tüchtige, sich auf der Hochschule ausgezeichnete, junge Leute zu Docenten auf derselben ausgebildet werden sollten, so, daß sie nach fortgesetztem Studium von einigen Jahren in dem Fache, wozu sie sich auf der Hochschule besonders bestimmten, als Privatdocenten gleich angestellt werden könnten, um sich auch praktisch auf dem Katheder zu üben, ehe sie zu Professoren erhoben würden. Man hat dazu auch einen Fonds zu stiften vorgeschlagen, aus welchem sie auf Reisen unterhalten werden sollten, um auch fremde Hochschulen zu besuchen, und sich von deren Einrichtung und Lehrvorträgen zu unterrichten; auch sollten sie einige Jahre sich im praktischen Staatsdienste Kenntnisse erwerben, um ganz als theoretische und praktische Lehrer aufzutreten. Diese Vorschläge sind von mehreren Seiten ergangen, allein an die Ausführung hat Nie-

mand gedacht, obgleich man wohl in Betrachtung gezogen hat, daß bei dem Rufe eines fremden Professors, um ihn auf eine einheimische Hochschule zu ziehen, immer gewagt wird, da oft der Ruf den Eigenschaften zum Universitätslehrer nicht entsprochen hat; es ist also bei einer solchen Wahl die größte Vorsicht nöthig; denn zieht der gelehrte Ruf die Aufmerksamkeit auf sich, so kann der erprobte Vortrag nur die Berufung bestimmen; wenn der künftige Lehrer diesen nicht in seiner Gewalt hat, so soll es besser seyn, die Stelle unbesetzt zu lassen, als durch voreilige Anstellung der Fakultät zu schaden. Besonders ist dieses bei einem Lehrer der Medizin zu berücksichtigen; denn dieser soll sich bald auf dem Katheder, bald in Schriften zeigen, bald soll er auch bei außerordentlichen Krankheitsfällen mit seinem Rathe zugegen seyn, hat nun ein solcher Lehrer nicht die Gabe, sich deutlich auszudrücken, den Zuhörern die vorgetragenen Gegenstände klar darzustellen und aus einander zu setzen, überhaupt seine durchdachten Lehrsätze mit Anstand gemeinnützig zu machen, so wird er, bei allen sonstigen praktischen Verdiensten, der Hochschule wenig nützen, wird in Kurzem, wenn die Zuhörer unterscheiden, und das Dargebotene prüfen lernen, einen leeren Hörsaal haben. — Auf den protestantischen Hochschulen gilt es gleich, von welcher Religion die Lehrer sind, mit Ausnahme der theologischen Fakultät, wie sich dieses von selbst versteht, wenn sie sich nur als tüchtige Männer in den Wissenschaften, die sie lehren oder vortragen, beweisen; auf katholischen Hochschulen möchte dieser Grundsatz in Bestellung der öffentlichen Lehrer wohl nicht allgemeine Gültigkeit erhalten; denn man ist hier schon ängstlicher in der Wahl protestantischer Lehrer zu den Disciplinen der Philosophie, Medizin und der Rechte, auch möchten sich diese selten in dem vorgezeichneten Plane finden, da sie auf den protestantischen Hochschulen sich frei in ihren Vorträgen bewegen

können, hier aber der allgemeinen Richtung der Hochschulen sich fügen müssen, wenn Harmonie erhalten werden soll. Denn die Gewohnheit ist hier Grundsatz und Halt, worauf sich das Ganze stützt, davon abgehen, würde den ganzen Plan verrücken, ohne eine vortheilhaftere Wirkung hervorzubringen, da einmal die Lehrer, wo die Hochschüler an den alten Gang gewöhnt sind, und auch die Regierungen keinen andern beabsichtigen, um die Bildung für den Staatsdienst, wie es hier Bedürfniß ist, zu vollenden. Man hat auch vorgeschlagen, um eine Hochschule mit tüchtigen Lehrern im Lande zu besetzen, den Kurator derselben reisen zu lassen, oder auch einen tüchtigen studierten Beamten aus dem Ministerium des Kultus und der Schulen, um wenigstens in ganz Deutschland und in der Schweiz die Hochschulen und deren Lehrer kennen zu lernen, und besonders den Vortrag der Letzteren, um dann Lehrer von Ruf auf die einheimischen Hochschulen zu ziehen, wodurch diese ganz besonders in Flor kommen, und durch die fremden Studiosen auch viel Geld in das Land kommen würde, und dieses um so mehr, je mehr Freiheit man im Lehren gestattete, das heißt, mit Berücksichtigung der Religion und des Staats, von denen die Grundsätze in Ehren auch auf den Hochschulen gehalten werden müssen. Lehrer, die sich einmal ihr Fach erwählt und tüchtig hineingearbeitet haben, muß man auch darin lassen, und sie nicht, wie es auf manchen Hochschulen geschieht, bald zu diesem, bald zu jenem Zweige führen, z. B. von dem Römischen Rechte zu dem kanonischen, und nach einigen Jahren wieder von diesem zum Staatsrechte; hierdurch kann die Hochschule keinen Gewinn ziehen, sie wird nur dadurch den Mangel an Lehrern dokumentiren, und in der Frequenz ihrer Hörer verlieren. Von dem Professor der Römischen Alterthümer, der juristischen Literatur ꝛc., verlangt man nicht die Anfertigung von rechtlichen Gutachten, wohl aber vom

praktischen Juristen, der sie, diese Kunst, ohnehin gern in Ausübung bringen wird, weil sie einträglich ist. Auch dient es zur Zierde einer Hochschule, wenn von allen Orten her theologische, juristische, medizinische 2c. Responsa eingeholt werden; dieses zeigt von der vortrefflichen Besetzung der erwähnten Fakultäten mit berühmten Männern. Auch ist es ein gutes Zeichen für eine Hochschule, wenn gelehrte und Ruf habende Männer darauf ihre verfaßten Schriften zum Nutzen der Welt herausgeben, als wenn sie gar nicht schreiben, und meist über andere Kompendien lesen, fremde Sätze und Gedanken erklären; denn gewiß hört jeder den Schriftsteller lieber selbst, als seinen Commentator, und dann geht auch viel Geld durch den Absatz der Universitätsschriften ins Land. Daher wird es die Regierung wohl gern sehen, wenn die Professoren der Hochschule gründliche Schriften über das, was sie lesen, oder worüber sie lesen, verfassen, und in den Buchhandel bringen. In unserm schreibseligen Zeitalter fehlt es zwar nicht an Schriften in allen Fächern des Wissens, indessen an denjenigen von ausgezeichneten Männern in ihrem Fache, werden wir immer noch keinen Ueberfluß haben. Damit es aber auch an den Hülfsmitteln nicht fehle, so muß von Seiten des Fürsten oder der Regierung auch für eine reichhaltige Universitätsbibliothek gesorgt werden, und ist die Hochschule in einer Residenz oder Hauptstadt des Landes, wie in Berlin, Wien, München 2c., so können auch die öffentlichen Fürstlichen Bibliotheken benutzt werden, die reich mit Werken in allen Zweigen des Wissens ausgestattet sind. — Immer ist es gut, wenn die Studenten Fortschritte machen sollen, daß die Lehrer nach ihren eigenen Kompendien, Institutionen, Lehrbüchern 2c., ihre Wissenschaften vortragen; nur das Diktiren eigener Lehrsätze in die Feder, wird als ein zeitraubendes Mittel angesehen, um die Wissenschaften zu fördern, da man sparsam mit der kurzen Zeit, die Stu-

dierende auf der Hochschule zubringen, umgehen muß. Keine Minute soll unbenutzt verstreichen, damit die Eltern nicht um ihr Geld gebracht werden. Es bleibt den Hochschülern überlassen, ob sie den Vortrag des Lehrers ganz nachschreiben, oder ob sie bloß die wichtigsten Gegenstände sich notiren und das Uebrige ihrem Gedächtnisse überlassen wollen. Man kann hier zwar einwenden: daß die sich selbst auf protestantischen Hochschulen überlassenen Studierenden doch viel Zeit auf ihre Vergnügungen verwenden, und also auch hier den Vorlesungen und deren Art der Abhaltung manche Nachsicht zustehe; allein gerade aus der Ursache müssen die Vorlesungen mit der größten Pünktlichkeit abgehalten werden, damit die sich selbst überlassenen jungen Leute, wenn sie die Kollegien schwänzen, keinen Vorwand auf die unregelmäßige Abhaltung derselben nehmen, welches dann zu ihrer Entschuldigung dienen könnte; denn Alles muß hier vermieden werden, was den unfleißigen Studenten eine Ausflucht geben könnte, sein Schwänzen zu bemänteln. — Man darf auf jeder Hochschule erwarten, daß sowohl die öffentlichen Lehrer, als auch Privatdocenten ein sogenanntes Collegium publicum lesen, also eine öffentliche Vorlesung halten, ohne dazu von Seiten der Regierung aufgefordert zu werden, die auch hierin gern den Lehrern oder Professoren und Privatdocenten die Freiheit läßt, oder es ihrem Gutachten anheim stellt, ob sie es rathsam oder nöthig finden; da aber viele ärmere Studierende gern diese oder jene Vorlesung zu hören wünschen, worauf sie, vermöge ihres Attestes der Armuth oder der Stundung keine Anweisung haben, indem diese Vorlesungen außer ihrem erwählten Studium liegen, so sind die öffentlichen Vorlesungen hier von großem Nutzen, besonders in vielen Hülfswissenschaften; aber auch in den Hauptwissenschaften werden viele Collegia publice gelesen. Von den Professoren in den verschiedenen Fakultäten geschieht dieses, um manches Kollegium gemein-

nütziger zu machen, und von den Privatdocenten gewöhnlich um sich bekannt zu machen und Zuhörer zu erwerben. Auf einigen Hochschulen werden die Kollegien fast alle gratis gelesen, indessen will man dieses nicht gut heißen, weil eine große Anzahl reicher Ausländer bei dem Hören der Wissenschaften sehr wohlfeil wegkommt, da doch dem Staate auch daran liegen muß, daß ihm ein Theil von dem, was er auf die Hochschulen verwendet, wieder durch die Fremden bezahlt wird, die auf denselben ihre wissenschaftliche Bildung erhalten, und fließt das Geld auch nicht unmittelbar in die Staatskasse, was sie an Honorar für die Vorlesungen entrichten, so genießen es doch die Professoren, als Unterthanen, die durch ihre Ausgaben es wieder dem Publikum abtragen, und so kommt auch ein Theil davon in die Staatskasse. Auch fällt bei einer solchen Einrichtung, wo die Hochschüler nichts bezahlen, der Bewegungsgrund, Alles anzustrengen, um sich den Beifall der Zuhörer zu erwerben, weg, wenigstens ist der Eifer gewiß nicht so groß; auch sollen geringe Honorarien nicht viel zur Aufnahme einer Akademie beitragen; die Erfahrung lehrt auch, daß die Hochschulen oft am meisten blühen, wo die Professoren sich ihre Vorlesungen gut bezahlen lassen, und da dieses auf mehreren Hochschulen auf der Privatconvention der Lehrer und der Studierenden beruhet, so läßt sich dagegen nichts sagen, sonst möchte man, bei einem guten Gehalte der Lehrer von Seiten des Staats, wohl wünschen, daß die Honorarien auch denjenigen gemäß gestellt wären, deren Einkünfte denen der reichen Studierenden nicht gleich kommen, die aber dessen ungeachtet nicht gern um Nachlaß nachsuchen, weil ein gewisses Etwas sie von solchen Schritten zurückhält, welches gewiß zu loben ist, da es ein gewisses feines Gefühl verräth, nicht in dem Range des Studentenlebens Jemanden nachzustehen, wie dieses auf einigen Hochschulen auch gefunden wird. Nur immer können es Männer

von Ruf seyn, wo die Stellen in ihren Hörsälen hoch belegt werden, und dergleichen Lehrer ziehen auch schon eine ansehnliche Besoldung, die sie durch ihren Ruf erhalten, wo dieses nicht der Fall ist, werden dergleichen Anforderungen auch nicht gemacht werden können. — Eine gute Einrichtung ist es auf Hochschulen, wenn alle Wissenschaften jeden Semester oder jedes halbe Jahr gehört werden können, und wenn auch nur ein Zuhörer vorhanden seyn sollte, so müßte der in dieser Wissenschaft angestellte Professor lesen, wie es auch auf einigen Hochschulen geschieht; auf andern befolgt man den Ausspruch: tres faciunt Collegium, und hält die Vorlesung, wenn drei Zuhörer gegenwärtig sind. Man will das Zurückschicken der Zuhörer bei einer zu geringen Zahl nicht billigen; denn auch nur ein lehrbegieriger Jüngling müsse befriediget werden, da er darum die Hochschule besuche, und das Ausbleiben der Andern seine Schuld nicht sey. Um nun zu verhindern, daß bei dem Vortrage einer im Lexikonsverzeichnisse angekündigten Wissenschaft der Besuch nicht zu geringe ausfalle, läßt der Lehrer an das schwarze Brett anschlagen, daß er die angekündigte Vorlesung zu halten beabsichtige, wenn sich, bis zu einer gewissen festgesetzten Zeit, eine hinlängliche Anzahl von Hörern bei ihm melden würde, und geschieht nun dieses, so wird die Vorlesung gehalten, wo nicht, so wird es nach der festgesetzten Frist am schwarzen Brette wieder bemerkt. Es soll für Studierende nützlich seyn, wenn ihnen der Lehrer oder Professor, sollte es auch nur wöchentlich einmal in festgesetzten Stunden geschehen, den Zutritt zu sich verstattet, sie anhört, und ihnen das, was sie bei ihm nicht völlig verstanden haben, erklärt, weil dieses das Zutrauen der Studierenden zum Lehrer außerordentlich vermehrt, und den Ruhm der Akademie erhöhet. Man findet dergleichen Einrichtungen auch auf einigen Hochschulen, und sie sollen von gutem Erfolge sich für die Hochschüler be-

weisen. Dieses Zutrauen hat in früheren Zeiten oftmals bei Studententumulten die jungen Leute wieder zur Ruhe gebracht, wenn ein von ihnen geachteter Professor eine kleine Anrede deshalb an sie hielt. — Auch der gute Wandel der Lehrer hat einen großen Einfluß auf die Studierenden. Denken mag Jeder in Religionssachen, über Gegenstände der Politik, und über Moral wie er will, nur darf er alle seine Gedanken nicht öffentlich vortragen; er muß das Maaß zu halten wissen, wie weit er sich über Gegenstände, die er nothwendig berühren muß, auszulassen hat. Denk-, Rede- und Preßfreiheit muß der Gelehrte auf der Hochschule haben, wenn er etwas Ausgezeichnetes leisten soll; aber gerade da er sie hat, muß er sie auch zum Wohle des Staats zu gebrauchen wissen, und nicht Angelegenheiten berühren oder sie so vortragen, daß sie junge Gemüther erhitzen und auf eine unrechte Bahn führen, als die im Staate, in jeden bürgerlichen Verhältnissen vorgezeichnete; dagegen können sie nach ihrer Ueberzeugung die Staatswissenschaften und die Rechte vortragen, ohne darauf zu sehen, ob ihre Lehrsätze auch mit dem Interesse anderer Staaten oder mit dem noch specielleren Interesse ihres Hofes übereinstimmen; wenn dieser Vortrag nur immer in den Grenzen des Anstandes geschieht, und mit Auseinandersetzung der Punkte, die eines andern bedingen. Auch ist es gut, wenn das Lesen auf den Hochschulen nicht zu sehr beschränkt wird, sondern Jeder lesen kann, der auf den Vortrag des Kurators einer Hochschule, oder des Ministeriums facultatem legendi erhalten hat, wenn nur dafür gesorgt wird, daß tüchtige und brauchbare Männer dieselbe erhalten. Es ist ein Nachtheil für jede Universität, die nicht hinlänglich mit guten Lehrern besetzt ist, wozu doch Privatdocenten auch gehören; denn immer ist es besser, wenn mehrere vorhanden sind, als zu wenige, damit bei einem Ausfalle durch Krankheiten eines Professors oder sonst

einen Umstand die Stelle sogleich wieder besetzt werden kann, gleich ein Anderer dessen Vorlesungen hält. Auch ist es für Studierende, wie auch schon oben angeführt worden, gut, wenn sie unter den Lehrern wählen können. — Den Aufsehern der Hochschulen liegt besonders ob, dahin zu sehen, daß die Kollegia fleißig und richtig gelesen werden, ob dieses nun mit oder ohne Vorbereitung geschieht, ist wohl Sache der Lehrer, da mancher Docent unvorbereitet bessere Sachen vorträgt, als derjenige, der sich Tagelang darauf gerüstet hat. Alle Kollegia sollten der Regel nach mit einander angefangen, und auch mit einander geschlossen werden, und wenn auch bei einigen Disciplinen dieses nicht ganz möglich seyn sollte, so müssen lieber ein Paar Stunden hinter einander angesetzt werden, wenn es die Hörer nicht behindert in Hinsicht ihrer übrigen noch zu hörenden Vorlesungen, als sie zu weit hinausrücken. Auch geschieht es oftmals, daß ein Kollegium, das man in einem Vierteljahre zu Stande bringen könnte, durch ein ganzes halbes Jahr ausgedehnt wird; denn geschieht dieses nicht, so gewinnen die Studierenden diese Zeit, um noch ein anderes Kollegium zu hören. Dieses ist besonders zu berücksichtigen; denn ein Kollegium über das Maaß auszudehnen, ohne dadurch den Zuhörern mehr zu geben, ist tadelnswerth, und macht auch den Vortrag schleppend und uninteressant, worauf doch der Lehrer gleichfalls zu sehen hat, daß die Hörer die Aufmerksamkeit nicht verlieren, oder solche nicht mehr so gespannt ist. Wo eine Hochschule in dem Zustande ist, daß der Lehrer die Freiheit hat, seinen Vortrag nach seiner Ansicht zu halten, ihm die Kollegia gehörig bezahlt werden, und ihn die thätige Zufriedenheit der Regierung zum eigenen Fleiße anspornt, da wird er sich auch alle nur mögliche Mühe geben, unter seine Zuhörer den Fleiß zu bringen, und wirklich findet man dieses auch auf dergleichen Hochschulen, wo die Lehrer in jeder Beziehung zufrieden ge-

stellt werden, daß der Fleiß zum guten Tone der Studierenden gehört, und immer $\frac{4}{5}$ der Zuhörer fleißig sind; daß selbst Kollegien, die um ein Uhr des Nachmittags, und um sechs Uhr des Morgens gehalten werden, fleißig besucht werden; obgleich dagegen auf andern Hochschulen, wo ein solches Verhältniß bei den Lehrern nicht Statt findet, der mehr den Vergnügungen sich hingebende Jüngling vor neun Uhr nicht aus dem Bette gebracht, und Nachmittags der Regel nach gar nicht in ein Kollegium gelockt werden kann; hier schläft der Student, dem man die Lehre von Gründung des Glücks der Unterthanen vorträgt, und dort hört er aufmerksam zu, wenn man ihm den Titel: de servo corrupto erklärt. Nur Anziehungsmittel, die der Lehrer oder Professor in seiner Gewalt hat, können die Studenten in die Hörsäle locken, andere Mittel möchten wohl den Zweck verfehlen; denn so gut die Collegia examinatoria sind, so wenig würde das Ausfragen in andern Kollegien eingeführt werden können; denn Studenten sind keine Kinder mehr, und das Examiniren riecht zu sehr nach der Schule, als daß sie sich demselben gern unterwerfen würden; man hat auch früher die Erfahrung gemacht, wo einige Professoren auf Hochschulen es einzuführen versuchten, besonders bei der Theologie, allein die Studierenden besuchten lieber ein solches Kollegium nicht, und dem Willen der Studierenden wollte man doch nicht gern Fesseln anlegen, da man auch im Allgemeinen die Bemerkung gemacht hat, daß mehr Fleiß und Eifer die Wissenschaften zu kultiviren, und die Hörsäle zu besuchen, da herrscht, wo keine Art von Zwang in deren Betreibung von Seiten der Lehrer sich geltend macht. Auf den katholischen Hochschulen findet dieses eher Statt, weil Lehrer und Schüler daran gewöhnt sind; die ganze Universitäts-Einrichtung einen solchen Charakter hat, der ursprünglich aus der Schulform sich festsetzte, bei den Protestanten sich aber gleich nach der Re-

formation abänderte, und die eigentliche Universitätsform annahm, ein freies Walten im Studieren zur Vorbereitung auf den Staatsdienst. — Damit die Studierenden auch von dem unterrichtet werden, was auf der Hochschule gelehrt wird, so müssen die Lektionsverzeichnisse Alles in sich fassen, was von sämmtlichen Lehrern der Akademie in jedem Semester oder Halbjahre gelehrt werden soll oder angeboten wird. Hierzu gehören auch die Lektionen in den neuern Sprachen, und der Unterricht in den Leibesübungen. Keiner der Professoren oder Privatdocenten darf Vorlesungen in dem Verzeichnisse ankündigen, und sie dann, wenn er lesen könnte, nicht lesen, dieses würde der Hochschule schaden; denn der Ruhm einer solchen Anstalt gründet sich hauptsächlich auf Realität; es ist immer besser, wenn mehr geleistet wird, als man findet, als weniger; denn wo man Täuschungen findet, sinkt der Glaube an die gute Einrichtung der Anstalt. — Wenn es möglich ist, auf einer Hochschule eine gelehrte oder Universitätszeitung in Gang zu bringen, so ist dieses sehr vortheilhaft für die Studierenden selbst; denn da an einer solchen Zeitung die besten Köpfe unter den Professoren, und auch andere gelehrte Mitarbeiter Theil nehmen, so werden durch die mannigfaltigen Kritiken von sachverständigen Männern über die herausgekommenen Schriften die Urtheile geschärft und der Geschmack gebildet, also wird diese Literatur-Zeitung den Hochschülern eine willkommene Lektüre seyn, und um so mehr muß sie anziehen, wenn die herausgekommenen Schriften in den verschiedenen Fächern des Wissens nach den Fakultäten ihre bescheidenen und gründlichen Kritiker gefunden haben, wo die Lektüre eine wirkliche Belehrung wird. — Es giebt Hochschulen, wo Lehrer alle Tage zum Nutzen ihrer Zuhörer anwenden, keinen sogenannten diem academicum kennen; hierdurch wird für die Studierenden viel gewonnen. Man rechne nur, daß jährlich dem Studie-

renden zwei und funfzig akademische Tage verloren gehen; sechsmal zwei und funfzig Stunden machen die beträchtliche Zahl von drei hundert und zwölf Stunden aus, in welchen manche Wissenschaft erschöpft werden kann. Ueberhaupt muß jede Hochschule bemühet seyn, den akademischen Jüngling, so weit es möglich ist, seiner künftigen Bestimmung näher zu führen. Jungen Theologen muß daher alle mögliche Gelegenheit verschaft werden, ihr künftiges Amt schon auf der Hochschule auszuüben. Hierzu dient die Universitätskirche, worin sie mit Erlaubniß des Universitätspredigers ihre geistliche Beredsamkeit zeigen können. Auch muß ein besonderes Predigerseminar errichtet werden, welches unter der Aufsicht eines vorzüglichen Kanzelredners stehen muß. In großen Städten, wie z. B. in Berlin, haben junge Theologen gleichfalls Gelegenheit in einigen Kirchen in den Wochentagen, auch des Sonntags Nachmittags, zu predigen. — Auch für die jungen Rechtsgelehrten muß gesorgt seyn, sich in allen vorkommenden Rechtsgeschäften praktisch zu üben, wozu auch die von den Professoren der Rechtslehre ausgearbeiteten Gutachten, Urtheile, Rechtsfälle rc. Gelegenheit geben, praktische Einblicke in dieses Studium zu thun, wenn der Lehrer zugleich dabei Gelegenheit nimmt, die Verfahrungsart auseinander zu setzen. — Der Mediziner muß Gelegenheit finden, sich am Krankenbette praktisch zu üben, wozu ein gutes Stadtkrankenhaus, Lazareth, ein klinisch-ambulatorisches Institut, wegen der klinischen medizinisch-chirurgischen Uebungen, ein Gebärhaus, wenn dieses in einer Universitätsstadt nicht mit dem Stadtkrankenhause verbunden seyn sollte, rc. gehören; denn gerade diese Wissenschaft bedarf der praktischen Pflege am meisten; denn nur durch eigenes Anschauen der Kranken, und Untersuchung der Krankheitsfälle kann ein tüchtiger praktischer Arzt gebildet werden. Auch ist die oft auf Akademien oder Hochschulen vernachläßigte Diä-

tetik von geschickten Professoren vorzutragen nöthig, weil die Lebensordnung ein zur Erhaltung der Gesundheit und Wiederherstellung derselben unumgänglich nöthiger Theil ist. Ein Arzt ohne dieselbe ist nur Halbarzt; denn oft wirken nicht die Mittel, sondern nur die vorgeschriebene Lebensordnung, auch ist sie die Stütze bei allen, auch noch so guten Heilmitteln, und um so mehr ist es zu verwundern, daß man darauf so wenig auf einigen Hochschulen achtet oder dergleichen Vorlesungen beachtet, gleichsam als wenn sich diese von selbst verstände und von selbst machte, und nur in einer magern Kost bestände, und doch beruhet sie auf einer durchdachten Wahl der Speisen nach der frühern Lebensordnung oder Genußausschweifung des Kranken rc. — Für den Philologen hat man auf einigen Hochschulen philologische Seminarien errichtet, worin die Philologen sich gleich zu Lehrern bei den grammatischen Schulen oder Gymnasien praktisch bilden können, weil sie zugleich Unterricht ertheilen. — Für die Kameralisten dienen Excursionen in die Fabriken und Manufakturen in der Universitätsstadt und in deren Umgegend, um das Maschinenwesen und die Arbeiten kennen zu lernen; in die Handelskomptoire, um von der Einrichtung und Handlungsführung großer Handlungshäuser Kenntniß zu bekommen. Auch hat man besondere Institute für Staats- und Regierungszweige, die auch zugleich für die Privatwirthschaft dienen, und theils mit den Hochschulen verbunden, theils auch ganz von denselben getrennt sind, wie die Landwirthschaftlichen Institute, worin Alles gelehrt wird, was sich auf die Landwirthschaft bezieht. Der Preußische Staat hat zwei dergleichen Anstalten, die vom Staatsrathe Thaer gestiftete Landwirthschaftliche Akademie zu Mögelin, einem Dorfe in der Nähe von Wrietzen, im Regierungsbezirke Potsdam, und die Landwirthschaftliche Akademie zu Eldena bei Greifswalde, im Regierungsbezirke

Stralsund im Pommern. Erstere ist unabhängig von einer Hochschule, und Letztere hängt mit der Hochschule in Greifswalde zusammen, und ist ungefähr ¼ Meile von dieser Stadt entfernt; s. auch unter Student, Th. 176, S. 660; die Forstinstitute oder Akademien, wie die Forstakademie in Neustadt-Eberswalde, 6½ Meile von Berlin, die berühmte Forst- und Landwirthsschafts-Akademie zu Dreißigacker in Sachsen-Meiningen ꝛc. ꝛc. Dieses bezieht sich nun Alles auf die praktische Ausbildung der jungen Studierenden zum Staatsdienste, auch zu Privatbeschäftigungen, und an diesen Anstalten darf es einer Hochschule eigentlich nicht fehlen, und wenn auch dergleichen Institute nicht vorhanden sind, so müssen doch Lehrer auf der Hochschule auch für die zuletzt angeführten Zweige bestellt werden. Um Staatswissenschaften und Kameralia zu studieren, ist es nöthig, eine Hochschule in einer Residenz, wie z. B. in Berlin, Wien ꝛc., zu besuchen, weil hier die meisten Hülfsquellen vorhanden sind, eine Menge von Fabriken und Manufakturen und andern Anstalten der Technologie, große Handelskomptoire ꝛc. Dieses findet man in und bei kleinen Städten nicht, mithin kann eine vollendete Ausbildung nur auf den genannten Hochschulen geschehen; auch zu Leipzig, München ꝛc. ꝛc. — Man hat vorgeschlagen, um eine Hochschule zu heben, und die Studierenden zum Fleiße anzuspornen, einen Professor von Ruf zum Direktor zu wählen, statt eines Kurators oder Regierungsbevollmächtigten, weil dieser am besten den Zustand einer Hochschule kennen müsse; er wisse, auf welche Weise die Beförderung des Fleißes unter den Studierenden möglich sey, und wie sie zu den Hörsälen gezogen werden könnten; denn man gewahrte dieses beim Theater, daß da, wo der Direktor selbst ein ausgezeichneter Schauspieler sey, auch die Künstler unter seiner Direktion sich vorzüglich auf der Bühne auszeichneten, wie man dieses bei der

Direktion von Ifland bei dem Königlichen Nationaltheater in Berlin gesehen habe. — Hiergegen macht man aber Einwendungen, die vielleicht nicht ganz ohne Grund sind, obgleich der Erfolg dieser Einwendungen sich noch nicht aus der Erfahrung hat zeigen können. Man führt an, daß dergleichen Vorschläge keinen richtigen Begriff vom Universitätsleben geben; denn der Direktor müsse schlechterdings ein von dem übrigen Körper der Akademie abgesonderter, über sämmtliche Lehrer gesetzter Mann seyn. Eine Professorstelle dabei zu bekleiden, sey unmöglich, gehe durchaus nicht an, da ein Professor nicht die Aufsicht über seines Gleichen führen könne. Ob dieses nun auf Hochschulen nicht angeht, da es sehr gut beim Theater unter Iflands Direktion gegangen ist, und der Direktor hier doch auch nur Schauspieler war, so gut, wie alle Andere, worunter sich auch Künstler von ausgezeichneten Talenten und Ruf befanden, möchte nicht schwer zu entscheiden seyn, da es nur auf das Ansehen des Mannes und die Leitung oder Führung seines Amtes ankommt; denn es geht ja auf Gymnasien und Lyceen, wo der Direktor der Anstalt doch auch zugleich Lehrer ist, und dennoch geht Alles gut, wenn er so verfährt, als es seine Amtspflicht und die Politik mit sich bringt. Er hat nur die Leitung des Ganzen, da er Alles besser kennen muß, und allen Fehlern aus dem täglichen Umgange mit der Schule eher abhelfen kann, als derjenige, der die Aufsicht führt, aber nicht zugegen ist, sondern dem erst Alles berichtet werden muß, der also nicht mit eigenen Augen sieht, mit eigenen Ohren hört, und sich auf die eingesandten Berichte verlassen muß. Der Direktor einer solchen Anstalt steht ja dennoch wieder unter einer höhern Aufsicht, die Bericht über alle vorkommenden Klagen von ihm fordert; also wird auch er kontrolirt, so wie der Kurator oder Regierungsbevollmächtigte immer der Regierung verantwortlich für sein Amt bleibt, mithin würde

auch dieses gewiß zweckmäßig seyn, wenn nicht schon die Würde eines Direktors mit dem Rektorate und Senate der Akademie oder Hochschule verbunden wäre, und durch diese schon so viel als möglich demjenigen bei der Hochschule abgeholfen würde, was derselben schaden könnte, ohne erst darüber bei dem Kurator anzufragen, denn diese Machtvollkommenheit muß auch ihnen zustehen, wenn eine Universität gedeihen soll; denn immerwährende Anfragen führen nicht immer zu glücklichen Resultaten. — Daß auch die Harmonie der Universitätslehrer untereinander von guten Folgen auf die Studierenden ist, darf wohl kaum angeführt werden; denn wo die Lehrer wie Katzen und Hunde sich einander angreifen und mit Spitzreden begrüßen, wo des Einen System von dem Andern in den Vorlesungen hämisch durchgenommen wird, da kann auch von den Studierenden den Professoren keine solche Hochachtung gezollt werden, als es doch auf Hochschulen nöthig ist. Das Epigrammatisiren auf einander möchte immer hingehen, wenn es nur nicht zuweilen in argen Zänkereyen oder Streitereyen ausartete, besonders bei denjenigen, die sich als Gegner eines Systems anfeinden. Der Kurator einer Hochschule schrieb bei dieser Gelegenheit an einen Staatsmann, der ihn wegen dieser Neckereyen der Gelehrten in seinem Briefe befragte: „Ich wünsche, als Kurator der mir überwiesenen Hochschule, daß wahre Harmonie unter allen Universitätslehrern angetroffen werde; aber ich habe es immer für einen bloßen Wunsch gehalten, und bin auf tausendfältige Art bisher in dieser Vermuthung bestärkt worden. Mir gilt es daher nun gleich, ob die Lehrer in der vertrautesten Eintracht gegen einander stehen, oder nicht; genug, jeder füllt seine Stelle aus, und wer den Andern ohne Noth und ohne Grund angreift, wird bald mit Anstand in die gehörigen Schranken gewiesen. Ich schätze sämmtliche Lehrer unserer Akademie nach Verdienst; aber grobe Zän-

kereyen dulde ich nicht. — Epigramme mögen sie immer auf einander machen; denn das ist mir lieber, als wenn sie in unthätiger Harmonie mit einander lebten. Auch habe ich es mir zur Pflicht gemacht, so wie es jede Pflicht eines Kurators ist, das Lektionsverzeichniß genau zu prüfen, damit alle Collisionen der Stunden vermieden werden, woraus manchmal Neckereyen entstehen können; ich habe mich zur Zeit noch nicht in dem Falle befunden, eine Anordnung treffen zu müssen; denn jeder ältere Lehrer bleibt bei seinen einmal angenommenen festen Stunden, und die jüngeren richten sich in Bestimmung der ihrigen darnach. Mehrere Juristen wollten einst die um eilf Uhr, wo das Staatsrecht gelehrt wurde, angekündigte Chemie besuchen, der junge Philosoph, wenn er anders seinen Vortheil nicht verlieren wollte, mußte jene Stunde auf sechs Uhr verlegen. Sachen dieser Art reguliren sich meist von selbst, ohne daß der Kurator nöthig hat, Autorität zu interponiren, und so bleibt in dieser Hinsicht die Harmonie. Freilich muß der Kurator auf die jungen Akademiker oder Studierenden immer Rücksicht nehmen, daß sie bei allen Collisionen unter den Professoren nicht verlieren, da sie dereinst die größten Lobredner der Hochschule abgeben sollen; wenn man daher dieses bewirken will, so muß man Sorge dafür tragen, daß sie mit Wissenschaften, so wohlfeil, als möglich, baladen wieder zu Hause zurückkehren, und ihren Eltern und Kuratoren auch künftig selbst Lust machen, andere Zöglinge nachzusenden, und dieses könnte durch nutzlose Zänkereyen unter den Lehrern verhindert werden; denn wenn die von der Hochschule nach Hause zurückgekehrten Jünglinge selbst finden, daß sie auf derselben etwas tüchtiges gelernt haben, so werden sie solches jedem Andern, der die Hochschule beziehen will, anpreisen, und künftig, wenn der Ruf der Universität fortdauert, ihre Kinder und Kuranden gleichfalls dahin schicken. Dieses giebt redende Lobredner der Akademie.

Es liegt daher nicht bloß in dem Interesse des Kurators der Hochschule, sondern auch in dem der Professoren und Privatdocenten, daß Jeder, der die Hochschule verläßt, sie preise. Er wird sie aber nicht loben, selbst darüber herziehen, wenn die Professoren darauf uneins sind, immerwährend Neckereyen unter ihnen vorfallen, manche Kollegia dieserhalb oft nicht gelesen werden, auch sich andere Mängel zeigen, die einen bedeutenden Einfluß auf das Studium und die Studierenden haben. Es ist daher nichts Leichtes für einen Kurator um Mängel abzustellen, die bei einer Hochschule schon eingewurzelt sind, und sich nicht gleich heben lassen; daher entsteht auch nur die geringe Frequenz mancher Hochschule, die man sich oft nicht erklären kann. Es ist daher nöthig, daß die Gelehrten einer Akademie auch ihr Schärflein zur Blüte derselben beitragen, von ihnen hängt fast Alles ab, aber es wird doch noch ein dritter, ein Reunionspunkt erfordert, der die ganze Summe ihrer vereinten Wirksamkeit auf den Ruhm und die Ehre derselben zusammen leitet; denn will auch Einer oder der Andere zuweilen die entgegengesetzte Richtung einschlagen, so ist es eines der wichtigsten Geschäfte des Kurators, ihn durch schickliche Mittel wieder auf den rechten Weg zurück zu weisen." — Der Vorschlag, Landeskinder zu Professoren zu nehmen, ist nicht zu tadeln, weil sie vor den Fremden den Vorzug verdienen, allein beschränken kann man sich darauf nicht; nur wenn es Männer sind, welche die Hochschule entweder in Aufnahme zu bringen, oder darin zu erhalten vermögen, verdienen sie den Vorzug, und sind dann gleich geschickten und gleich tauglichen Fremden vorzuziehen, sonst müssen fremde Professoren, die Ruf haben, an die Hochschule berufen werden, und auch schon darum, weil hierdurch oft viele fremde Studierende auf die Hochschule gezogen werden, welche ihrem Lehrer folgen. So war dieses auch der Fall, als mit der Universität Würzburg eine

Reform zu Anfange dieses Jahrhunderts vorgenommen wurde, und mehrere angesehene Professoren aus Jena dem Rufe dahin folgten, so folgten ihnen auch viele Jenaischen Studenten, wodurch sich Würzburg sehr zu heben anfing; und so wird der Westphale den Westphalen, der Sachse den Sachsen, der Franke den Franken 2c. anziehen. Es scheint daher auch wohl der Politik gemäß zu seyn, mehrere fremde Lehrer von Ruf für die eigenen Hochschulen zu wählen, um dadurch Ausländer auf dieselben zum Studieren zu ziehen. Anziehungspunkte sind theils die gute Besoldung und die Aussicht auf ein ansehnliches Honorar von den Hörern, theils auch die edele Behandlungsart und die Freiheit zu lesen, und zuletzt reizt auch die Ehre. Reichliche Belohnung muß den Lehrern werden, die ihre Pflicht erfüllen, und dadurch zum Flore der Hochschule beitragen. Es ist des Kurators Pflicht hierauf ex officio zu sehen; er muß selbst Anträge dieserhalb machen, daß den verdienstvollen Gelehrten das Nöthige gehörig zufließe, selbst ohne einmal ihre Bitten abzuwarten; denn Professoren, die Alles leisten, die als Docenten, Schriftsteller und Praktiker in ihrer Wissenschaft gleich groß und brauchbar sind, zu erhalten, ist die Pflicht derer, welche die Mittel dazu in Händen haben. Nominalprofessuren scheinen manche Unbequemlichkeit zu haben; denn es kann ein Gelehrter der geschickteste Mann seyn, und dennoch das Fach nicht so genau kennen, davon er den Namen trägt, und dennoch ist dieses auf manchen Hochschulen, besonders beim Fortrücken, sehr sichtlich. Man sollte nun entweder die Nominalprofessuren ganz abschaffen, und dennoch die etwaigen Vortheile, die mit denselben verbunden sind, genießen lassen, oder, wenn dieses nicht Statt haben sollte, bei der jedesmaligen Besetzung auf das Bedürfniß Acht haben; zeigt sich daher der Mangel an einem guten Chemisten, Botaniker, Zergliederer, Hebammenlehrer, so ist es gewiß gut, dergleichen Lehrer ohne alle Neben-

absichten zu berufen, und selbst dabei keinen Aufwand zu scheuen, da große Gelehrte, die wirklich etwas leisten, ihre Verdienste fühlen. Man darf sich nicht wundern, daß geachtete Professoren ihre früheren Stellen gern verlassen, wenn sie einen Ruf nach einer andern ihnen zusagenden Stelle erhalten; denn die Besoldung war an dem Orte, den sie verließen, so klein, gar nicht dem Bedürfnisse und Aufwande angemessen, den ein Gelehrter doch machen muß, um sich und seine Familie zu erhalten, und auf seine Bibliothek etwas zu verwenden, daß sie nicht gut dabei bestehen konnten; denn Alles beruhete auf Privatvorlesungen. Ein reeller Wissenschafter dient gern, so weit es mit Anstand geschehen kann, und verabscheuet erpreßten und erbettelten Beifall von einigen Zuhörern, die ihm ihre Gegenwart schenken, weil der Vortrag nichts kostet, oder das Honorar nur sehr geringe ist; allein die Bedürfnisse des Lebens bleiben nicht dieselben, während sich die Nebeneinnahmen immer mehr und mehr vermindern, und deshalb muß der gewissenhafteste Lehrer, der oft innig an seinem Vaterlande hängt, andere Wege ergreifen, um sich und die Seinigen zu ernähren, anstatt sechs bis acht Stunden täglich die Lunge und den Kopf anzustrengen, diesen wüste, und jene krank zu machen, und sich am Patriotismus zu sättigen. So traurig ist oft die Lage mancher akademischen Lehrer, deren Glück von Manchem oft so sehr beneidet wird, und von so vielen zufälligen Dingen abhängt. Die Nebeneinnahmen, auf die gemeiniglich ein neuberufener Professor verwiesen wird, sind, außer den Kollegien, bei der Medizin Promotionen und Praxis. Jene verinteressiren sich bei der Menge mitbuhlender Hochschulen nicht mehr; denn einige der Letzteren sind oft so gefällig, den Doktorhut sehr wohlfeil zu ertheilen, wie ein löbliches Handwerk die Meisterschaft. Daß dabei mancher Unwürdige gekrönt wird, versteht sich von selbst. Die Mehrheit der Stimmen sichert die Einnahme, und das

vermeinte Bedürfniß überstimmt das Gewissen. „Thun wir es nicht, sagte ein alter Fakultist zu einem jüngern, der dabei bedenklich war, so thun es Andere: warum wollen wir nicht ausüben, was überall Brauch und Sitte ist!“ Wenn nun auch dieser Beweis nicht befriedigte, so war er doch fühlbar, was das Pecuniäre anbetrifft. In der Philosophie verfährt man auf diese Weise; ja es gab eine Zeit, wo Universitäten, die dem Entschlummern nahe waren, sich durch die Promotionen noch erhielten, und dadurch bekannt machten: daß sie noch Leben hatten. Die Disputationen wurden in der guten Absicht von den Vorfahren eingeführt, um einen gegenseitigen Eifer zu erhalten, und die Ehrbegierde anzufachen; auch Jünglinge und Männer zu ermuntern, Proben des Fleißes und der Geschicklichkeit abzulegen. Allein diese Zeiten sind längst vorüber, auch sollen damals schon manche Taschenspielerkünste geschehen seyn. — Dazu trägt bei, daß ein jedes Volk seine Muttersprache mehr schätzen gelernt hat, auch wir die Deutsche, so, daß die Lateinische Gelehrsamkeit nicht mehr diesen Werth hat, und Disputiren für Pedanterey erklärt worden ist, und auch wohl mit Recht, wie es geschah, indem Alles eingeübt worden, es also gleichsam ein Colloquium wie auf einer Schule war, um nur das Ohr zu bestechen. Auch halten es viele Professoren für überflüssig in den durch die Statuten bestimmten oder durch die Observanz eingeführten Fällen ein Werkchen zu schreiben, oder öffentlich zu vertheidigen, und wozu soll dieses nun der junge Mann thun? da dieses den verdienten Mann nicht ausmacht, wie man sich ausdrückt. Die Gewerbe oder Innungen haben sich von den Probestücken zu befreien gesucht, und der Gelehrte sollte noch an dieser Scholastik hangen und nicht mit der Zeit fortgeschritten seyn? O, Schande für den Gelehrten, der noch an der Schulbank klebt! Ist es nicht zierlicher gutes Deutsch vorgebracht, verständlich und schön zu sprechen, als Latein

wie ein Tertianer her zu stottern, und mit der Sprache wie auf Stelzen oder Krücken zu gehen, alle Augenblicke zu halten, um sich auf eine Uebersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische zu besinnen, da die Wörter sonst nicht fließen wollen. So stand es, und steht es auch noch hin und wieder mit diesen Disputationen, deren weitere Ursachen hier nicht auseinander gesetzt werden können, sondern dem vorbehalten bleiben, weiter nachzuspüren, der ein besonderes Interesse daran nimmt, hier ist der Ort nicht. Nur so viel sey hier gesagt, daß die Promotionen in der Medizin und Jurisprudenz nur auf stark besuchten Hochschulen etwas einbringen, besonders die Ersteren, da in der Letzteren nicht so häufig die Doktorwürde nachgesucht wird, und in der Philosophie sucht man sie selten auf der Hochschule nach, wo man studiert oder studiert hat, sondern auf einer fremden Hochschule. Ein Witzbold äußerte sich darüber: „Man verschreibt sie, wie die Austern.“ — Auch die akademischen Gesetze haben Einfluß auf das Studieren, weil darin die Freiheiten ausgesprochen sind, die des Studenten Glückseligkeit ausmachen, die ihn ganz beseelen, und zur Arbeit anspornen, weil sie nicht seinen Willen beschränken, sondern ihm eine freie Thätigkeit lassen. Deshalb müssen diese Gesetze auch, ehe sie gegeben werden, von allen Seiten genau überlegt, wenn sie aber einmal gegeben sind, aufs Pünktlichste befolgt werden. Diese Gesetze müssen lediglich das Wohl der Universität bezwecken; gewahrt man, daß sie mehr schaden, als nützen, so müssen sie lieber aufgehoben werden. Vorzüglich müssen sie so eingerichtet seyn, daß sie nicht leicht eludirt werden können und zu keinem gegründeten Tadel Anlaß geben. Verbietet man z. B. darin den Bürgern Pfänder von Studierenden anzunehmen, so verkauft der Student seine Effekten, und das Uebel ist ärger; denn vorher blieb ihm doch noch die Hoffnung seine verpfändeten Sachen einzulösen, jetzt ist auch diese verschwunden; verbietet

man Orden und Landsmannschaften, so werden sie dadurch nur heimlicher getrieben, und oft mit weit größerer Unverbrüchlichkeit; deshalb wurden sie auch immer von den Obern der Hochschulen geduldet, wenn sie in den Schranken der Gesetzlichkeit und des Anstandes blieben, traten sie aber heraus, und nahmen eine ganz andere, namentlich politische, Farbe an, so trat natürlich das Verbot geschärft ein. Es ist daher wohl nur nöthig, ihre falsche Richtung, also jede politische Tendenz, und alle tumultuarischen der Zeit nicht mehr angemessenen Fehden darin zu verbieten. Gute Gesetze erregen Lust zum Studieren, strenge, oft bis ins Detail gehende Gesetze, die jeden jugendlichen Streich, jede leichtsinnige, nicht böswillige, Handlung gleich rügen, machen mißmüthig und entfernen von der Arbeit; denn die Studenten sehen sich dann wie Schulknaben behandelt; auch werden dergleichen Hochschulen nicht vielen oder großen Zuspruch erhalten; dagegen sind zügellose Freiheiten den Studierenden zu gestatten, eben so verwerflich, weil sie Eltern und Vormünder abschrecken, ihre Söhne und Pflegebefohlenen einer solchen Anstalt anzuvertrauen. Sind daher weise Gesetze gegeben worden, so dürfen auch die Studierenden Alles thun, was ihnen diese nicht untersagen, folglich bleibt auch ihre akademische Freiheit so lange bestehen, als sie nicht durch weise, auf die Blüte der Hochschule sich gründende Schranken umschlossen wird. In der Wahl dieser Schranken liegt die wahre Weisheit der akademischen Gesetzgebung. Ohne Noth sie damit umgeben, würde Thorheit seyn, mit Grund solches thun, aber Weisheit; hinreichend müssen aber in jedem Falle die Dämme seyn, sagt ein Gelehrter, sonst reissen sie die Fluthen durch, oder rollen über sie hinweg. Derselbe schlägt auch vor, eine tüchtige Universitätswache, ein wohldisciplinirtes Regiment, einen thätigen Polizeykommissarius, auch aufmerksame Pedelle zur Schutzwehr zu gebrauchen. — Eine Hochschule ist gut

bestellt, wo der Eifer im Fortbilden selbst die Professoren ergreift, diese sowohl, als auch andere Gelehrte diejenigen Vorlesungen ihrer Kollegen besuchen, in welchen sie selbst noch etwas zu lernen hoffen. Diesen Eifer findet man zwar selten, indessen kommt er doch auf einigen Hochschulen vor; er zeigt nicht nur von der Kollegialität, welche unter den Professoren herrscht, sondern auch von dem Geiste, der Alles zum Wohle der Anstalt beseelt; denn da, wo die Studenten einen zu geschlossenen Kastengeist bilden, sie gleichsam ältere Wissenschafter, die diese oder jene Vorlesung noch ihres Nutzens wegen besuchen, über die Schulter ansehen, um ihnen gleichsam zu sagen: sie gehörten nicht in ihre Hörsäle, zeigt von keiner Liebe zur Wissenschaft, noch weniger von Erziehung und Bildung; denn immer muß es den jungen Wissenschafter freuen, wenn er gewahrt, daß seine Lehrer einen solchen Anhang gewinnen, daß sie Aufsehen mit ihren Vorträgen machen, so, daß noch ältere Leute daran Theil nehmen, um sich zu belehren, und dann auch der Wissenschaften wegen. Man muß hier an die Griechen erinnern, die in der schönsten Periode ihres wissenschaftlichen Lebens ihre Akademien Jedem zugänglich machten, der in sich einen Trieb, sich wissenschaftlich auszubilden, empfand; ihnen schien dieses der höchste Zweck zu seyn, und Alles, was sich für die Wissenschaften interessirte, war ihnen willkommen, und so wie die Lehrer waren, so waren auch die Lernenden, und dieses kann auch nur der Zweck in allen neuern Staaten seyn, da in der Kultur die Blüthe der Menschheit liegt, und deshalb können auch die Wissenschafter nie eine abgeschlossene Kaste bilden, nie zünftig werden, gleich den Handwerkern oder Gewerken; denn nur durch diese Freiheit war es den Wissenschaften möglich sich so zu entfalten, wie wir sie jetzt erblicken; man nehme ihnen diese Freiheit, und zwinge sie in Kasten, so werden sie schnell zum Mecha-

nischen herabsinken, und nichts Hohes und Edles zeigen, wohin sie die Freiheit brachte. —

Uebrigens schränkt sich das Studieren nicht bloß auf die oben angeführten Fächer ein, sondern es hat eine weitere Ausdehnung. So studiert der Soldat, der sich dem höheren Dienste widmet, die Kriegswissenschaften; der Kaufmann die Handlungswissenschaften, wenn er sich nämlich dem höheren Handelsfache, der Handelskunde, widmet, um Großhändler, Banquier rc. zu werden; überhaupt das Ganze der Handlung zu umfassen; der Fabrikant oder Manufakturist die Fabrikwissenschaften, hauptsächlich die Technologie oder Gewerbskunde in ihrem ganzen Umfange, weil er es mit vielen Handwerkern bei seinen Fabrikaten zu thun hat, wie z. B. derjenige, der eine Wagenfabrik besitzt, mit dem Stellmacher, Sattler, Schmid, Gürtler, Lackirer, Riemer, Posamentier, Glaser rc. rc.; der Künstler (Maler, Bildhauer, Kupferstecher rc. rc.) die bildenden und schönen Künste, wozu auch die Alterthumskunde, Mythologie, Geschichte rc. rc. gehört. So studieren die Musiker, Schauspieler oder dramatischen Künstler rc. diejenigen Wissenschaften, die zur Ausübung ihrer Kunst gehören. Auch die Thierheilkunde ist jetzt eine besondere Wissenschaft geworden, die in eigenen Instituten vorgetragen wird, und da sie das Meiste mit der Chirurgie gemein hat, so kommen auch viele der oben unter der Medizin und Chirurgie angeführten Wissenschaften bei derselben vor rc. rc. So giebt es auch Autodidakten, welche eine Wissenschaft oder Kunst durch sich selbst, durch eigenes Studieren ohne fremden Unterricht erlernen, die mit dem empfangenen Elementarunterrichte in den niedern Schulen sich dann aus Büchern selbst forthelfen; s. den Art. Wissenschafter, unter W. — Ueber das Studieren sehe man auch die Art. Gelehrte und Genie, Th. 17,

nach. — Was nun die Lebensordnung beim Studieren betrifft, so wird bei jungen Leuten hierüber wenig zu sagen seyn, da die Jünglinge auf den Hochschulen sich nicht so sehr anstrengen, daß sie davon in den wenigen Jahren des Besuchs derselben sich nachtheilige Folgen für den Körper zuziehen sollten; auch rechnet man hier auf eine gute Gesundheit, und einen jugendlichen starken Körper, den sie auf die Hochschule mitbringen; denn junge Leute mit einem siechen Körper sollten gar nicht studieren, sondern ein Fach wählen, wobei sie nicht angestrengt zu sitzen nöthig hätten. Die fleißigsten Studenten werden sich doch immer Erholungen im Freien machen, und nicht nach angehörten Vorlesungen gleich wieder auf der Stube fortstudieren. Es giebt immer Zerstreuungen, wozu auch der Fleißigste von seinen Commilitonen mit fortgezogen wird, also wird sich selten eine sogenannte Gelehrtenkrankheit oder Unterleibsbeschwerde bei jungen Studierenden auf der Hochschule festsetzen, und wenn es geschicht, so kann es nur bei schon kranken Jünglingen geschehen, welche Anlagen zu dergleichen Beschwerden, auch zur Schwindsucht 2c., haben. Uebrigens sind angestrengte Geistesübungen nicht zu empfehlen, und müssen auch bei jungen Leuten vermieden werden; denn das Studieren, wenn es übertrieben wird, besonders bis tief in die Nacht hinein, ist schädlich, indem es nicht nur den so heilsamen und stärkenden Schlaf nimmt, sondern auch das Gehirn sehr angreift, das Blut häufig nach dem Kopfe zieht, und die Nerven schwächt. Man hat Beispiele von Studierenden, die sich durch zu große Anstrengung der Geisteskräfte, den Kopf so geschwächt hatten, daß sie jedesmal, so oft sie stark meditirten, einen Schwindel bekamen, auch Nasenbluten. Auch andere körperliche Leiden treten beim angestrengten Studieren merklich hervor. Besonders ist das Studieren gleich nach dem Essen sehr schädlich, wo der Kör-

per immer einiger Ruhe bedarf, um die genossenen Speisen gehörig zu verdauen; denn wenn man nun gleich nach dem Genusse der Speisen noch mit gekrümmtem Unterleibe sitzt, und den Geist anstrengt, so muß dieses die schädlichsten Folgen haben, da die Verdauung nicht ordentlich geschehen kann, und wenn sich das Uebel auch nicht gleich zeigt, so doch späterhin; daher können junge Leute zu diesem Uebel auch schon auf der Hochschule den Grund legen, um so mehr, wenn sie beim Studieren auch noch häufig Nächte hindurch schwärmen, Tabak rauchen, Bier trinken, auch andere geistige Flüssigkeiten. Es ist also nur nöthig, hierauf aufmerksam zu machen; denn durch das angestrengte Studieren, häufiges Meditiren, werden die Reitze zu den so nöthigen Absonderungen des Stuhlganges, des Harns und der Ausdünstung unterdrückt, und bei dem Harne will man dadurch die Veranlassung zu Steinkrankheiten gefunden haben; dann werden auch mehr Säfte, die zurückgehalten werden sollten, verschwendet, wie der Speichel bei dem Tabakrauchen, der Ausfluß des Serums beim Schnupfen des Tabaks ꝛc. Ein luftiges Studierzimmer im Sommer, leichte Speisen und vieles Trinken ist den Studenten nach der Erfahrung der angesehensten Aerzte am dienlichsten. Das Letztere befördert besonders den Kreislauf des Bluts und hält die davon abhängenden Absonderungen gehörig in Ordnung. Besonders dienlich ist hier das Wasser, wenn man es rein und klar haben kann, und dann kann man sich auch des Biers zum Getränk bedienen; andere geistige Flüssigkeiten sind beim Studieren nicht gut anzurathen, weil sie nachtheilig wirken, man sich auch leicht daran gewöhnt. Man muß daher des Vormittags Wasser trinken, und des Nachmittags Bier; am Abende oder zur Nacht wieder Wasser, weil dieses einen ruhigen Schlaf und ein angenehmes Erwachen giebt, welches nicht immer bei geistigen Getränken der Fall ist, besonders wenn sie in großen Quantitäten genossen

werden. Das Tabakrauchen wird gerade nicht für schädlich ausgegeben, wenn gleich es alle Anzeichen dazu hat, aber der Mißbrauch desselben, das fortwährende Rauchen, selbst beim Studieren, verdirbt durch seine betäubende Kraft die Absonderungen des Körpers, und schwächt die Nerven. — Das immerwährende Stehen beim Studieren wird für eben so schädlich gehalten, als das krumme Sitzen am Schreibtische; denn bei dem Ersteren entstehen leicht wässrige Geschwülste an den Füßen, und bei dem Letzteren Verstopfungen im Unterleibe. Die Entfernung von allen heftigen Leidenschaften ist gleichfalls zu empfehlen, weil auch diese der Gesundheit höchst schädlich sind; überhaupt Alles, was das Nervensystem schwächen kann. Was die Diätetik der Gelehrten noch weiter betrifft, da sich dieses hier bloß auf die jungen Leute auf den Hochschulen im Allgemeinen bezieht, so wird darüber noch das Nöthige unter Wissenschafter und Wissenschaft, in W. vorkommen, wo auch die hier gebrauchten Schriften über das Studieren ꝛc. einen Platz finden sollen.

Studierlampe, s. Th. 59, unter Lampe. Seit der Zeit der daselbst angeführten Lampen sind noch mehrere Schirmlampen erschienen, die man zum Studieren benutzen kann, sowohl schattenlose, oder ohne Schatten, als auch Schattenlampen, die einen grünen Schimmer auf das Papier beim Lesen oder Schreiben werfen, deren Schirme von dünnem grünen Taffent, einer Art Florance, sind, und einen angenehmen Schein, ein magisches Licht auf die Schrift ꝛc. werfen. Dergleichen Lampen sind in den großen Städten in allen Handlungen lackirter Waaren, auch in den Galanterie- und Modewaarenhandlungen zu bekommen. Man hat große, mittlere und kleine; die mittlern eigenen sich besonders zum Studieren. Man hat die Lichtdämpfer oder Schirme von weißem Milchglase, grünem Glase ꝛc.; auch von Seide, weißer oder grüner Seide, die um das Gestell, welches

den Schirm bildet, gezogen worden. Die Füllung dieser Lampen geschieht mit gereinigtem Rüböle oder Rübsenöle, und der Docht dazu, welcher nach dem Verhältnisse der Größe der Lampe einen Zoll und darüber breit ist, wird mit Wachs zubereitet, Wachsdocht. Die Einrichtung ist so getroffen, daß der Docht vermittelst einer Schraube hinauf und hinab geschraubt werden kann. Fig. 9053 zeigt ein Paar von diesen Lampen.

Studierleuchter, s. unter Leuchter, Th. 77, S. 326. Man hat auch Studierleuchter, die zu einem, auch zu zwei Lichtern eingerichtet sind. Der Fuß ist gemeiniglich oval und schwer, damit der Leuchter einen festen Stand auf dem Tische erhält, und nicht umfallen kann. Auf diesen Fuß werden zwei Röhren aufgelöthet, in die man eine andere Röhre einstecken kann, wenn ein frisches Licht eingesetzt werden soll. In dieser Röhre ist eine Drahtfeder nach einer Schneckenlinie gewunden, unten befestiget, die oben eine angelöthete Tille hat. Diese Drahtfeder verursacht, daß das Licht bis zum Ende nur oben brennt, ohne jemals niederzubrennen; folglich bleibt das Licht immer in einerlei Höhe, es mag lang oder kurz seyn. Oben über der Tille ist eine kleine Lichtkappe, die nur oben ein kleines Loch hat, daß allein der Docht des Lichtes von der Feder herausgestoßen werden kann. Wenn man nun diese Kappe loshakt, so steckt man ein frisches Licht in die innere Röhre, und das wenige abtröpfelnde Fett sammelt sich in einem Teller, der oben an der Röhre angebracht ist. Ueber beiden Röhren ist ein runder Schirm angebracht, der oben eine runde Oeffnung oder einen Ausschnitt hat, der den blendenden Schein der beiden brennenden Lichter wegleitet. Zwischen beiden Hauptröhren ist eine Stange am Fuße angelöthet, auf welcher sich der Schirm in die Höhe schieben und auch abnehmen läßt. Man hat von diesen Studierleuchtern, die Fig. 9054 zeigt, den Vortheil, daß der Schirm die Augen beim Lesen und Schreiben schont,

und daß das Licht immer oben in einerlei Höhe stehen bleibt, bis es völlig niedergebrannt ist, so daß man nicht den Schirm nachrücken darf; und weil ein Teller oben ist, so läuft das Licht nicht auswendig ab, welches noch besser angeht, wenn man unter der Tille gleich eine runde Platte mit an die Feder löthet, damit das abrinnende Talg nicht die Feder überschwemmen und verkleistern möge, weil man sonst dann und wann die Röhren an das Feuer halten muß, um das verhärtete Talg abzuschmelzen. Dergleichen Leuchter kommen jetzt selten vor, da auch beim Studieren die Lampen Anwendung finden, und sie auch wirklich weit bequemer sind, als Lichte.

Studierlust, der Trieb oder die Neigung zum Studieren, auch die behagliche Empfindung beim Studieren, durch die Gegenstände des Studiums geweckt oder hervorgebracht.

Studiersucht, ein ungewöhnlicher Hang zum Studieren, der sich unter den jungen gebildeten Leuten kund giebt, und in gewissen Zeiten besonders dominirt, aber nicht immer seine Quelle in dem wirklichen Drange oder Triebe die Wissenschaften zu betreiben hat, sondern in so manchen andern Verhältnissen des Zeitgeistes liegt. Dieser Hang wirft sich dann gewöhnlich auf dasjenige Studium, welchem im Geiste der Zeit am meisten gehuldiget wird, das sich durch besondere Theilnahme des Volks auf irgend eine, Aufsehen erregende, Weise angeregt, hervorthut, sey es nun die Theologie, oder die Jurisprudenz, oder die Medizin ꝛc. ꝛc.; s. oben, den Art. Studieren.

Studierstube, Studierzimmer, diejenige Stube eines Gelehrten, worin er studiert, seinen wissenschaftlichen Arbeiten obliegt, worin er auch gewöhnlich seine Bücher aufgestellt hat, sein Bücherzimmer (Bibliothek). Wenn man die Wahl unter mehreren Zimmern oder Stuben hat, so wählt man darunter dasjenige,

welches am geräuschlosesten und so viel als möglich frei liegt, eine freie Aussicht hat, weil dieses sowohl dem Auge angenehm ist, als auch mehr Licht beim Studieren (Lesen und Schreiben) giebt. Eine Parterrestube in dem Hauptgebäude ist zum Studieren auf dem Lande wohl gut, aber nicht in einer Stadt, weil hier jedes Getöse und Geräusch sogleich hörbar wird; besser ist dagegen hier die Wahl eines Zimmers im zweiten oder dritten Stockwerke; und wenn man eine Wohnung inne hat, die auch Zimmer im Seitenflügel oder Hintergebäude nach einem Garten hinaus hat, so kann man ein Parterrezimmer wählen, und dann das letzte nach dem Garten hinaus, weil man hier weniger im Meditiren gestört wird. — Wenn ein Gelehrter, Wissenschafter oder Schriftsteller, in einer Stadt nicht auf eine gewisse Gegend angewiesen, oder sonst an dieselbe, seiner Geschäfte wegen, gefesselt ist, so muß er in einer Gegend nahe dem Thore wohnen, wo gewöhnlich die Hinterzimmer eine freie Aussicht auf Gärten oder auf das Feld haben, auch in der Stadt selbst, wenn Gärten hinter dem Hause liegen; denn es thut dem Auge ungemein wohl, wenn es nach einiger Anstrengung vom Studiertische einmal wieder auf das Grün der Gärten blicken und sich hier erholen kann; eben so genießt man auch hier das reine Blau des Himmels an heiteren Tagen in einer größeren Ausdehnung, welches beim Aufblicken des Auges gleichfalls gut ist. Die Größe des Zimmers bestimmt sich nach der Wohnung, weil sich hierin keine Vorschriften machen lassen; da aber die Hinterstuben oder Zimmer nicht immer dieselbe Tiefe, als die Vorderstuben haben, oft auch nicht die Länge, weil dieses von der Küche, der Flur und der Treppe abhängt, so wählt man hier das Zimmer, welches frei liegt, und durch kein Seitengebäude verbauet oder eines Fensters beraubt ist; sollte eine Hinterstube oder Zimmer nach dem Hofe hinaus nur ein Fenster haben, jedoch mit

freier Aussicht, so ist dieses einem zweifenstrigen sogar vorzuziehen, weil man hier ein besseres Licht erhält, wenn man den Studier- oder Schreibtisch so in die Nähe des Fensters stellt, daß er nicht zu weit vorspringt, höchstens sechs Zoll, und daß man so vor ihm sitzt, daß man die Hauptwand oder die Wand der Tiefe des Zimmers im Rücken behält, also nicht dem Fenster entgegen, weil das volle Licht, welches hier auf die Augen fällt, diesen schadet, sondern der andern Tiefwand gegenüber, so daß das Licht von der Seite auf die Stelle des Studiertisches fällt, wo man arbeitet. Bei einem zweifenstrigen Zimmer thut man wohl, das eine Fenster mit einem Rouleau oder Fensterschirme zu verdecken, wenn man in der Mitte zwischen beiden Fenstern, am Schreibtische sitzt; ist dieser jedoch so gestellt, daß man nicht ein Fenster im Rücken behält, sondern beide vor dem Schreibtische liegen, so ist die Verdeckung nicht nöthig, weil dann kein doppeltes Licht behindert. Wenn eine der Hauptwände frei ohne Thür ist, so kann man daran das Repositorium zu den Büchern aufstellen, und auch noch die freien Seiten der übrigen Wände dazu benutzen, welches auf die Anzahl der Bücher ankömmt, nur nicht die Fensterwand oder Wand nach dem Freien, weil hier gewöhnlich, besonders wenn die Hinterseite des Hauses der Wetterseite, dem Westen, zugekehrt liegt, die Wand ausschlägt, feucht ist, und die Bücher dadurch leicht Stockflecke erhalten können. Die Wahl eines Repositoriums, wenn man es sich neu beim Tischler machen läßt, hängt von Jedem ab, da sich keine besondern Regeln dafür feststellen lassen. Die Folianten, welche natürlich unten zu stehen kommen, brauchen im Repositorium eine Höhe von 15 Zoll, die Quartanten von 12 und 10 Zoll, die Werke in Großoctav von 9½, in Mitteloctav von 8½ und in Kleinoctav von 7 Zoll im Lichten; kleiner macht man die Fächer gewöhnlich nicht, weil man in den Letztern auch Duodez- und Sedezwerke auf-

stellen kann, und in die Ersteren von 15 Zoll Höhe, neben die Werke in Großfolio, auch diejenigen in Kleinfolio stellen kann. Man könnte es auch bei den Quartanten thun, und die Höhe von 12 Zoll für die Werke in Groß- und Kleinquart bestimmen; allein von dieser Höhe kommen viele Werke vor, und daher ist es besser, sie abzuscheiden; den unausgefüllten Raum kann man ja einstweilen mit Großoctav-Bänden besetzen; auch kommt Alles auf die Größe der Bibliothek an. Ist diese nur auf die nothwendigsten Bücher beschränkt, also auch das Repositorium nur mäßig groß, so kann man die Folianten und Quartanten in einem Fache zusammen aufstellen, und läßt die übrigen Fächer bloß für die Bände in Groß- und Kleinoctav einrichten, weil in die Fächer zum Großoctav, auch die Werke in Mitteloctav kommen können. Kurz Alles richtet sich nach der Größe des Büchervorraths und des Formats der Bücher. Man kann sich auch ein Repositorium einrichten lassen, worin man die Fächerbretter nach Belieben stellen kann. Zu beiden Seiten der Hauptbretter oder Fassungsbretter des Repositoriums sind nämlich treppenartige oder eingekerbte Hölzer von beinahe anderthalb Zoll Breite der Länge des Brettes nach angefügt oder angeleimt, und oben und unten eingefugt, so daß sie mit dem Brette fest vereiniget sind. Die Einschnitte betragen ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll und sind $1\frac{1}{2}$ Zoll von einander entfernt. Ein ungefähr 1 Zoll breites und nach der Tiefe des Repositoriums 7 bis 8 Zoll langes, und $\frac{3}{4}$ Zoll dickes oder starkes Holz, zu beiden Seiten etwas schräg geschnitten, so daß es in die Kerben paßt, dient dazu, das Brett, worauf die Bücher gestellt werden, zu beiden Seiten zu halten. Das Brett liegt nämlich auf diesen Hölzern. Man kann nun hierdurch die Bretter so weit auseinander stellen, als man wünscht, so daß man jedes Bücherformat nach Belieben stellen kann. Die Bücherbretter oder Stellbretter haben auch zu beiden Seiten einen

Einschnitt, so daß sie jedesmal zwischen den Hauptbrettern fest auf den kleinen Leisten liegen. Es ist gut, wenn man die Repositorien nicht zu lang macht, und lieber zwei neben einander stellt, weil sich die Fachbretter durch die Last der Bücher in der Mitte leicht biegen, und besonders bei den beweglichen Repositorien, die man nach Gefallen stellen kann; bei den andern kann man sie eher länger machen, über 5 Fuß und noch länger, nur nicht bei jenen; denn bei diesen werden die Bretter stark genommen und gleich so befestiget, daß man ihrer Haltbarkeit trauen darf, welches bei den beweglichen nicht der Fall ist. Man kann nun das Repositorium oben mit einem Gesimse verzieren, welches auf die Höhe desselben ankommt, da sich diese auch nach der Höhe des Zimmers richtet. Die schicklichste Höhe ist wohl diese, daß man die obersten Bücher bequem mit der Hand erreichen kann, das heißt, bei einem Manne von einigen Zollen über 5 Fuß, der recht gut über 6 Fuß mit der Hand beim emporgestreckten Arme reichen kann, also kann ein Repositorium immer eine Höhe von 6 Fuß haben. Man kann es noch höher machen, wenn man die obersten Bücher vermittelst eines Stuhles, worauf man sich stellt, herab langen oder nehmen will. Man hat die Repositorien in der Breite oder Länge von 2½, 3, 3½, 4 bis über 5 Fuß, und in der Tiefe von 8 bis 10 Zoll. Wenn man sie 10 Zoll tief macht, so kann man die Octavbände doppelt setzen, wodurch man viel erspart, indem man eine große Anzahl Bücher auf einen verhältnißmäßigen nur kleinen Raum bringen kann. Damit die Bücher hier nicht so bestaubt werden, so kann man sich eine Gardiene von grüner Leinwand davor machen lassen. Es wird nämlich eine dünne eiserne Stange, auch eine dünne Stange von Holz, die rund gedreht ist, oben vor dem Repositorium zu beiden Seiten so angebracht, daß sie einen kleinen Raum läßt, welches am besten geschieht, wenn man sie auf Haken von Eisen legt, welche vermit-

telst einer Schraube zu beiden Seiten in das Holz eingeschraubt werden können. Die Stange wird nun von beiden Seiten so gekrümmt, daß sie fest auf den Haken liegt, und nicht hin und her geschoben werden kann. Wenn es eine hölzerne Stange ist, so werden an beiden Enden Zapfen gemacht, welche sie fest auf den Haken halten. An die Gardiene werden nun eiserne Ringe in verschiedenen Distanzen genähet, und diese auf die Stange geschoben, so daß die Gardiene an den Ringen *vor* den Büchern hängt. Man kann sie nun vermittelst der Ringe hin und her schieben, so daß man Bücher nach Belieben aus dem Repositorium nehmen kann, wenn man die Gardiene zurückschiebt, und sie dann wieder vorzieht, wenn man keine nöthig hat. Man thut dieses nur da, wo viel Staub durch die Fenster in das Zimmer zieht, die Wohnung also mehr frei an einem Platze liegt, besonders im Sandlande, sonst kann man sie auch ohne Gardienen stehen lassen, wo sich dann ein mit Büchern gefülltes Repositorium weit besser ausnimmt. Man kann sich auch Bücherspinden mit Glasscheiben machen lassen; diese sind aber theuerer und fassen nicht so viele Bücher, obgleich sie beide Zwecke erfüllen: die Prachtbände zur Schau stellen, und den Staub von ihnen entfernen. Dieses geht aber nur bei kleinen Bibliotheken an, deren Bücher zugleich einen schönen Einband haben, so daß sie dem eleganten Spinde auch Ehre machen. Der Gelehrte oder Wissenschafter sieht aber nicht auf den schönen Einband, sondern nur auf den gehaltvollen Inhalt der Bücher, mithin ist es ihm auch gleich, auf welche Weise seine Bücher Platz finden, ob in einem Spinde, oder in einem Repositorium, wenn sie nur so bequem stehen, und so geordnet sind, daß er dasjenige, was er daraus braucht, gleich finden kann. Man braucht zu einem Repositorium gutes Kienenholz, und sucht es vor dem Wurme durch einen guten Oelanstrich zu bewahren. Um nun dieses zu bewirken, muß man das rohe

Holz des Repositoriums vor dem Anstriche mit Oelfarbe, erst mit Leimwasser, worin man noch mit dem Marke umschlossene Koloquintenkörner oder etwas Aloe gekocht hat, mehrere Male überstreichen, läßt es aber zwischen jedem Anstriche erst trocken werden, und trägt dann die Oelfarbe auf. Man kann nun hier eine Mahagonyfarbe, aus gebranntem Ocher, rothem Ocher, und etwas Chromgelb gemischt und mit Leinöl gerieben, auftragen. Auch mischt man diese Farbe aus Umbra und rothem Ocher, wenn es nämlich eine dunkele Mahagonyfarbe seyn soll; auch kann man das Repositorium weiß anstreichen, und sich dazu des Bleyweißes bedienen, welches man vorher mit Wasser gehörig abreibt, dann trokken werden läßt, und es dann mit gebleichtem Leinöle abreibt. Man trägt sie mit einem Holländischen Borstenpinsel auf, der fest gebunden ist. Man kann es auch von einem Tischler poliren lassen, dann fällt aber der Leimanstrich vorher weg, weil sich sonst das Holz nicht gut mit Politur behandeln läßt. Die Beitze, die man vorher aufträgt, kann eine Mahagonyfarbe haben. — Die Wände der Stube kann man mit einer grünen Farbe überstreichen lassen, die man entweder aus Blau und Gelb mischt, oder wozu es auch schon grüne Farben, die aus Kupferoxid bereitet werden, giebt; z. B. Parisergrün, Zwickauergrün, Neuwiedergrün rc., je lebhafter die Farbe ist, je wohler thut sie dem Auge. Da das Grün auf einem Kalkanstriche nicht gut steht, sondern sich gewöhnlich verändert, so ist es besser, die Wände erst vorher mit geschlemmter Kreide mehrere Male zu überziehen, und wenn diese trocken geworden ist, so wird die grüne Farbe mit dünnem Leimwasser aufgetragen. Einige Maler überziehen den Schlemmkreideanstrich noch mit verdünnter Milch, und tragen dann die Farbe auf, sie wird dann noch brillanter. Darüber setzt man eine Arabeske oder eine Frucht- oder Blumenguirlande rc., und der Fuß kann ein lichtes Gelbbraun seyn,

oder auch ein lichtes Roth, welches dem Wienerlacke gleich kommt. Der Plafond kann eine kleine Rosette in Grau enthalten. Zwischen den Repositorien muß noch so viel Platz bleiben, daß ein kleiner Sopha, worauf nur zwei Personen sitzen können, gestellt werden kann, oder wenn der Raum es nicht zuläßt, ein Großvaterstuhl; denn Alles kommt auf die Größe des Zimmers an. Auch ein Paar Stühle, außer dem Sessel am Schreibtische, muß man zu stellen suchen. Der Studier- oder Schreibtisch kann ein gewöhnlicher flacher Tisch seyn, nur muß die Platte mit grüner Wachsleinwand überzogen werden, weil man dann leichter die Dintenflecke und den Schmutz davon mit einem nassen Schwamme entfernen kann; sonst kann man auch ein Pult wählen, wie es die Kaufleute in ihren Komptoiren haben, und sich dabei des Drehsessels oder Reitbockes bedienen, welches für den Körper besser ist, als ein flacher Tisch, woran man nur auf einem gewöhnlichen Stuhle sitzen kann, wobei der Unterleib sehr gedrückt wird. Bei diesem Tische bedarf man eines Schreibkastens, um das Dintenfaß, Sandfaß, die Federn und das Federmesser zu bewahren, so auch den Siegellack, das Petschaft, die Oblaten und andere Kleinigkeiten, deren man beim Schreiben bedarf. Zur Aufbewahrung des Papiers und des Geschriebenen dient der Tischkasten, den man sich in einem solchen Tische ziemlich breit machen und mit blauem Papiere auskleben läßt. Das Schreibzeug kann man, da Alles darin verwahrt ist, auf den Tisch stellen. Wie ein solches Schreibzeug oder ein solcher Kasten eingerichtet ist, ist bekannt genug, daher bedarf es hier der Beschreibung weiter nicht. Man kann ihn auch beitzen und poliren lassen. Dann sind auch noch Lineal, Maaßstock, Zirkel, Bleystifte und einige andere Sachen nöthig, die man oft gebraucht und die auch wohl einen Platz im Tischkasten finden. Den übrigen Theil des Tisches, außer der Platte, kann man entweder, wie das Repositorium

mit weißer Oelfarbe anstreichen, oder ihn auch nach Mahagonyart beitzen und poliren lassen. Man kann den Tischkasten mit einem Schlosse versehen lassen, um ihn zu verschließen, damit nicht Jeder zu dem Geschriebenen kommen kann. Will man dieses nicht, so lasse man einen hölzernen Knopf drehen, und ihn daran in der Mitte befestigen, damit man ihn bequem aufziehen kann. Auch das Pult kann, außer der Pultplatte, welche mit grünem Tuche oder mit Wachsleinwand überzogen ist, mit weißer Oelfarbe angestrichen, oder gebeitzt und polirt werden, wie man es wünscht. Die übrige Dekoration und Möblirung des Zimmers hängt nun von Jedem besonders ab. Lange Gardienen vor den Fenstern sind nicht rathsam, und passen auch nicht für eine Studierstube. Um aber doch die oder das Fenster zu verzieren, so sind kurze grüne Gardienen mit Franzen am passendsten; sie zieren und verdunkeln nicht das Zimmer. Man könnte auch weiße wählen, sie schmutzen aber zu sehr, und um so mehr, wenn in dem Zimmer Tabak geraucht wird, wie es doch gewöhnlich geschieht, da es wenige Gelehrte oder Wissenschafter giebt, die nicht Tabak rauchen. Auch Rouleaus von feiner weißer Leinwand kann man vor den Fenstern anbringen, die man so weit herabläßt, wenn man arbeitet, und die Sonne auf die Arbeit treffen sollte, als es nöthig ist, um dieses zu verhindern; sonst werden sie wieder aufgezogen. Ist man ein Liebhaber von blühenden Pflanzen, so kann man sich auch ein Blumenbrett vor dem Fenster, an welchem der Schreibtisch steht, anbringen lassen, und darauf die Töpfe mit den Lieblingsgewächsen setzen, so hat man den Sommer über auch daran ein schönes Vergnügen. Man wählt dazu am besten Pflanzen, die einen großen Blätterreichthum besitzen, und das Fenster angenehm mit ihrem Grün beschatten. In der Nähe des Ofens kann man eine kleine Schwarzwalder Stubenuhr anbringen, wenn man es nicht vorziehen sollte, eine Stutzuhr zu wählen, die man

auf eine an der Wand angebrachten Konsole stellen kann, obgleich die zuerst angeführte Uhr eben die Dienste thut, gut aussieht, und sich bequemer aufziehen läßt, als die Stutzuhr, zu der man nicht so leicht gelangen kann. Auch können einige Gemälde, oder Kupferstiche unter Glas und Rahmen an passenden Stellen im Zimmer aufgehängt werden; auch auf Pappe geklebte Landkarten, Pläne, Grundrisse von Städten rc. und mit einem weißen Lackfirniß überzogen, damit man sie von dem Fliegenschmutze rc. wieder mit einem in Wasser getauchten Schwamme reinigen kann; ein Komptoirkalender auf das laufende Jahr, auf gleiche Weise aufgeklebt und gefirnißt; dann einige Gypsbüsten, Mormorbüsten, von den Regenten, von berühmten Gelehrten, Dichtern rc., welche auf die Repositorien und auf den Ofen gestellt werden können. Die Stühle wählt man in geschmackvoller Form, kurz, richtet Alles so ein, daß auch das Auge durch das Aeußere, so viel es angeht, bestochen wird; denn auch die Studierstube soll sich auszeichnen, doch wenigstens zeigen, daß derjenige, der den größten Theil des Tages über darin zubringt, auch dem Geschmacke huldiget und der Mode nicht ganz abhold ist; deshalb kommt bei wenigen Möbeln Alles auf die Auswahl, Verzierung und Anordnung derselben an. Außer dem Arbeitstische kann auch noch ein kleiner mit grünem Wachstuche überzogener Tisch in der Stube stehen, der auf gleiche Weise, wie der andere, angestrichen, oder gebeitzt und polirt seyn kann, mit einem Tischkasten. Dieser Tisch dient um das Kaffeegeschirr, die Lampe, das fixe Feuerzeug und andere Kleinigkeiten darauf zu stellen, und in dem Kasten kann man die Dochte, Schwefelhölzer, Zünder und andere Sachen aufbewahren. Einen Spiegel von einer nur mittelmäßigen Größe bringe man da an, wo er sich am besten paßt, und darunter kann man das erwähnte Tischchen stellen, wenn man nicht eine Kommode mit zwei Kasten, sogenannte Spiegel-

kommode, vorziehen sollte, worein man mancherlei legen kann, sowohl was man zum Studieren benutzt, als auch zum Haushalte. Wie die Bücher ꝛc. aufgestellt werden sollen, findet man unter Stube (Bücher-), Th. 176, S. 252 u. f.

Studierstuhl, eine Benennung des Reitbocks oder Drehsessels, auch eines gepolsterten Stuhls (s. unter Stuhl), dessen sich Gelehrte auch bedienen.

Studiertisch, s. unter Tisch, in T.

Studierzimmer, s. Studierstube.

Studierzimmerbett, eine Art Schlafsopha, der zugleich dem Zimmer als eine Zierde und zum Sitzen dient, und worauf die Betten, die darunter in einem Kasten liegen, am Abende gelegt werden, indem man dafür die Sophakissen von beiden Seiten in den Kasten legt. Fig. 9055 zeigt einen solchen Sopha zur Hälfte, weil man sich leicht die andere Hälfte davon denken kann, die der vorgestellten ganz gleich ist. Die Seitenlehnen können, außer den hier vorgestellten Verzierungen, auch ein bloßes Gitter haben, und die Hinterwand oder Hinterlehne, Rücklehne, ist nur flach gepolstert, damit sie nicht zu sehr aufträgt, und dadurch den Raum des Bettes schmälert, wenn der Sopha zur Nacht dazu dienen soll; sie sowohl, als die beiden Kissen der Seitenlehnen, wovon hier eines sichtbar ist, sind mit Pferdehaaren oder auch mit Seegras ausgestopft, eben so die Sitzmatratze, die zugleich als Unterbett dient. Wenn die Polsterung mit Pferdehaaren geschicht, so nimmt man auch etwas Kälberhaare darunter, weil die Pferdehaare zu theuer sind. Man legt die Kälberhaare unten, und darauf die Pferdehaare, wegen ihrer Elasticität oder Federkraft. Der unter dem Sopha befindliche Kasten, der die Länge und Tiefe des Sophas hat, und in einer Vorrichtung läuft, ist auf Mahagonyart gebeitzt und polirt, so wie das ganze Sophagestell, und mit zwei Ringen versehen, um ihn bequem aufziehen zu können, wenn man die

Betten am Abende herausnehmen und am Morgen wieder hineinlegen will, die aus einem Deckbette und zwei Kopfkissen bestehen, da statt des Unterbettes die Sitzmatratze dient; im Winter kann man darüber auch noch eine wollene Decke legen, die gut wärmt. Der Sophaüberzug besteht aus Kattun oder Gingham, wie es die Mode will, und zur Verdeckung des Kastens hängt derselbe zu den drei sichtbaren Seiten glatt herab; damit aber dieses nicht zu schlecht aussieht, so wird derjenige Theil, der über den Kasten herab hängt, getollt oder in Falten gelegt, so daß diese Bedeckung einem Falbla gleicht. Das Uebrige zeigt sich aus der Abbildung.

Studierzimmerstuhl, s. unter Stuhl.

Studium, s. Studieren. Die Studien, beim Maler, Fr. les Etudes, sind Theile von Figuren, welche nach dem Leben gezeichnet worden, als Arme, Hände, Füße, Köpfe, der Rumpf, auch ganze Figuren, welche zur Zusammensetzung eines Gemäldes gebraucht werden; dann auch Gewänder, Thiere, Pflanzen, Bäume, Blumen, Früchte, Hausgeräth, Waffen rc. Man sagt daher Thierstudien, Baumstudien rc. Diese Zeichnungen dienen, um sich in der Richtigkeit, sowohl der einzelnen Theile einer Figur, als auch ganzer Figuren und anderer Körper rc. zu üben, den Charakter derselben auszudrücken, z. B. bei Bäumen, den Charakter der Blätter oder des Laubes rc., und daher hat man auch Studien von Landschaften, bloß flüchtig hingeworfene Gegenden rc. Ueberhaupt sind alle Skizzen, alle Entwürfe, die man macht, um darnach ein Gemälde auszuführen, Studien, weil man sie immer erst entwirft, um die Richtigkeit des Ganzen zu übersehen, da abzuändern, wo es noch nöthig ist, und den Totaleindruck aufzufassen, den man dem Gemälde geben will. Es sind also Correkturen und zugleich Studien, um sich im Richtigzeichnen zu üben. Man führt die Studien ganz aus,

oder conturirt bloß, macht bloße Conturen der einzelnen Theile, so wie ganzer Figuren, um auch hierin die Richtigkeit aller Theile im Zeichnen durch Linienumrisse zu zeigen, richtig alle Stellen bei Gewändern anzuzeigen, wo sich Falten brechen ꝛc. Die Studien sind in der Malerey sehr wichtig, weil nur nach ihnen Gemälde in allen Theilen richtig durchgeführt werden können. Man theilt sie eigentlich in Vorstudien und in Ausführungsstudien. Die Vorstudien gehören den jungen Künstlern an, die sich in der Zeichenkunst der einzelnen Theile üben, und den richtigen Charakter derselben auszudrücken suchen, so wie in den ganzen Figuren ꝛc. Die Ausführungsstudien sind die Skizzen der Maler zu einem Gemälde, die vorher entworfen werden, um sie kritisch durchzugehen, und dann abzuändern, wo es nöthig ist. — Bei den Bildhauern sind es einzelne modellirte Stücke oder Theile eines Körpers, die dann abgeformt und abgegossen werden.

Studl, Stuedl, im Bergwerke, eine senkrecht gesetzte hölzerne Säule, auch Polzen oder Bolzen, Thürstock, genannt.

Studlbau, Stuedlbau, im Wasserbaue, ein Packwerk, welches aus den Studllagerhölzern oder Stuedllagerhölzern, Studlen, Greinern, Bruckhölzern ꝛc. auch Vorpfählen zusammengesetzt und verbunden wird. Dergleichen Packwerke dienen bei stark reißenden Flüssen und Strömen sowohl zur Uferbefestigung, als auch zu Sporn oder Einbaue, bei welchen sie aber in der Anlage etwas verändert werden müssen.

Studllagerhölzer, s. den vorhergehenden und den folgenden Artikel.

Studln, Stuedln, im Wasserbaue, sieben bis acht Zoll starke, ins Gevierte geschnittene Hölzer, welche in Lagerstudlbäume mit einem Schwalbenschwanze, wie auch von der Seite in die Greinern durch viereckige Einschnitte eingelassen, und mit kleinen Nägeln festgenagelt werden.

Stuedl, s. Studl.

Stufe, I. ein nur noch im Bergbaue übliches Wort, wo es eine doppelte Bedeutung hat: 1) Ein in das Gestein eingehauenes oder eingeschlagenes Zeichen, welches mit Schlägeln und Eisen geschieht. Eine solche Stufe besteht gemeiniglich in einem Kreuze oder in einer andern beliebigen Figur, und wird nach der dabei gehabten Absicht benannt, als Erbstufe, Geding- oder Quartstufe, Markscheidestufe, Stollenstufe rc. Das Zeichenhauen geschieht gemeiniglich von Beamten oder Markscheidern in das Gestein. — 2) Ein abgehauenes oder abgeschlagenes Stück Erz oder Stein, ein Handstein. Die Erzstufe, Goldstufe, Silberstufe rc. — Ist II. Stufe, im Bauwesen, die Absätze in einer Fläche, vermittelst derselben hinauf- oder hinabzusteigen, wofür man im Oberdeutschen Staffel gebraucht. 1. Eigentlich, wo es nur von Flächen dieser Art gebraucht wird, daher heißen auch die Sprossen einer Leiter nicht Stufen, wenn man sie gleich im Oberdeutschen auch Staffeln nennt. Die Stufen einer Treppe, die Auftritte oder Absätze zum Auftreten; s. den Art. Treppe, unter T. Zehn Stufen hinabfallen. Stufen in einen Berg hauen. Die Stufen zum Altare, die Stufen zu einem Denkmale, zu einer Ehrensäule, die Stufen zur Kanzel, die Stufen zum Throne, die Stufen zum Hochgerichte, die Stufen zur Hausthür, zum Laden rc., immer nur eine kleine Abtheilung von Stufen, wenige Stufen, welche keine eigentliche Treppe bilden, die schon aus einer Reihe von Stufen besteht, über zwanzig Stufen zählt; man sagt zwar auch zu wenigen Auftritten über einander Treppe, wie z. B. die Treppe vor dem Hause, die Ladentreppe, wenn sie auch nur aus fünf bis zehn Stufen besteht, obgleich man bei wenigen Auftritten lieber

Stufen sagt; auch sagt man nicht die Throntreppe, Denkmaltreppe, Altartreppe, sondern die Stufen zum Throne, zum Denkmale, zum Altare, wie es vorher schon angeführt worden. — 2. Figürlich, das steigende oder abnehmende Verhältniß, Gradverhältniß, wo es doch nur von einem solchen Verhältnisse in einigen äußeren Umständen üblich ist, dagegen das aus dem Lateinischen entlehnte Grad und das Oberdeutsche Staffel in einem weitern Umfange der Bedeutung üblich sind. Die Stufen des menschlichen Alters; s. Stufenjahr. Besonders von dem äußeren Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft. Nach der höchsten Stufe der Ehre und des Ansehens streben. Welche wohl dienen, die erwerben ihnen (sich) selbst eine gute Stufe, 1. Tim. 3, 13, zu einem höheren Amte. Sich der Armuth rechtschaffener Verwandten und der niedern Stufe schämen, auf der sie stehen, ist nicht bloß Stolz, es ist zugleich Grausamkeit (Gell.). Die Stufen der Erniedrigung und der Erhöhung Christi, in der Theologie, Begebenheiten derselben in Ansehung des steigenden Verhältnisses, in welchem sie auf einander gefolgt sind. Dagegen sagt man nicht Stufe des Reichthums, der Gesundheit, der Wärme, des Zornes &c., sondern Grade, doch haben einige Sprachlehrer die Grade der Beiwörter Stufen zu nennen versucht, und in Stufengang wird es ohne Anstoß im weitern Verstande gebraucht. In einigen Oberdeutschen Gegenden werden auch die Grade eines Zirkels Stufen genannt, wodurch, nach Adelung, Luther bewogen worden, die Abtheilungen an dem Sonnenzeiger Hiskiä, 2. Könige, 20. 9., gleichfalls Stufen zu nennen, obgleich es in dieser Beziehung im Hochdeutschen nicht gangbar ist. Nach Adelung stammt es von dem veralteten Zeitworte stufon her, welches noch bei dem

Ottfried für steigen, aufwärts gehen, vorkommt, und von welchem unser stapfen ein Intensivum ist.

Stufe, im Bauwesen, s. oben, S. 186.

—, im Bergbaue, s. daselbst.

—, ein Gradverhältniß, s. das., S. 187.

Stufeisen, s. Ritzeisen, Th. 125, S. 734.

Stüfel, eine kleine Stufe.

Stüfelprobe, eine Erzprobe, welche von Stufen gemacht wird.

Stufen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur noch im Bergbaue für schlagen, oder vermittelst des Meissels hauen, üblich ist. Ein Zeichen oder Gemerk in einen Stein stufen, schlagen oder hauen. Siehe auch Verstufen; daher Abstufen, mit dem Schlägel oder Eisen abhauen, in Stücke schlagen oder hauen. So auch das Stufen. Nach Adelung ist es ein sehr altes Wort, welches den mit einer gewissen Art des Schlagens oder Hauens verbundenen dumpfigen Laut nachahmt.

Stufenerz, die abgeschlagenen Stücken Erz; s. oben, unter Stufe. Dann auch dasjenige Erz, welches ganz rein ist, und daher nicht ins Puchwerk gebracht werden darf, welches auch den Namen Stufenerz führt.

Stufenfolge, s. den folgenden Artikel.

Stufengang, Stufenfolge, Fr. Gradation, die fortdauernde Bewegung oder Veränderung nach einem steigenden Verhältnisse; die Gradation. Der Stufengang des menschlichen Lebens, der Sinnlichkeit, der Leidenschaft 2c. 2c.

Stufengeld, jedoch nur von mehreren Summen, im Bergbaue, dasjenige Geld, welches die Geschwornen für das Einhauen der Stufen oder Zeichen in das Gestein bekommen, welches auch Gedinggeld genannt wird, weil es zur Verdingung der Arbeit geschicht.

Stufenjahr, Annus climactericus, bei den Alten, auch bei einigen Neuern, das siebente Jahr im menschlichen Leben, weil mit jedem siebenten Jahre eine völlige

Veränderung in dem menschlichen Körper vorgehen soll, und auch in den Handlungen und Begebenheiten besonders ausgezeichneter Menschen; deshalb wird eine Zeit von sieben Jahren auch eine Stufe genannt. Einige nehmen auch das neunte Jahr dafür an. Da nun in dem neunundvierzigsten Jahre siebenmal sieben, in dem dreiundsechzigsten siebenmal neun, und in dem einundachtzigsten neunmal neun zusammen kommen, so werden sie für die großen Stufenjahre gehalten. Die Zahl sieben nennt man auch das große Platonische Jahr, das große Stufenjahr. Pythagoras hält die Zahl 7 für eine geheimnißvolle heilige Zahl; man glaubt, weil der Mond in viermal sieben oder achtundzwanzig Tagen seinen Lauf um die Erde vollende, die Alten sieben Planeten zählten, und die Woche aus sieben Tagen bestehe. Marisil. Ficinus sieht den Grund darin, daß die Sterndeuter einem jeden unter den sieben Planeten die Herrschaft eines Jahres zueignen, und weil Saturn der siebente, und auch zugleich der schädlichste sey, so habe man von seiner Herrschaft wenig Gutes zu erwarten. Die Zahl 7 diente nun dazu, aus dem Menschenalter eine Leiter zu machen, darin die erste Stufe sieben heißt, weil man in dieser Zeit die Zähne wechselt; die zweite Stufe vierzehn, als Eintritt in die Mannbarkeit; auf der dritten, einundzwanzig genannt, hat der Mensch seine Höhe erreicht ꝛc. ꝛc. Man nahm nämlich bei der Festsetzung der Stufenjahre, deren Annahme, wie schon bemerkt, sich beinahe über alle Völker und Zeiten ausgebreitet hatte, eine arithmetische Progression an, deren Denominator entweder 7 oder 9 war, und im ersten Falle waren dann die Stufenjahre das 7te, 14te, 21ste, 28ste, 35ste, 42ste, 49ste, 56ste, 63ste, 70ste, 77ste, und 84ste, unter welchen man das 63ste und 84ste die beiden großen Stufenjahre nannte. In dem andern Falle folgten diese Stufenjahre im 9ten, 18ten, 27sten,

36sten, 45sten, 54sten, 63sten, 72sten und 81sten Jahre, und das 63ste und 81ste Jahr machen in dieser Reihe die großen Stufenjahre. Die gefährlichsten Stufen waren, wie schon oben angeführt worden, die Zahlen neunundvierzig, dreiundsechzig und einundachtzig, und unter diesen die mittelste, also die dreiundsechzig, besonders den Gelehrten, weil die 9 den neun Musen, und die 7 dem Vorsteher derselben, dem Apollo, geheiliget war. — Nach der geheimen Philosophie des Kornelius Agrippa hat das siebente Knäbchen in einer ununterbrochenen Reihe von Knaben die Kraft, Kröpfe durch das bloße Berühren, oder durch Worte (wie ehemals die Könige von Frankreich) zu heilen, und das siebente Mädchen, in einer eben solchen Mädchenreihe soll ein Gleiches thun können, und dabei eine kleine Hand haben. Nach dem Peucer war dem Hause Sachsen das siebente Jahr stets widerwärtig, wobei jedoch nicht bemerkt worden, ob man hier nach den Personen, oder nach der Chronologie zählen muß; so könnte dann auch der siebenjährige Krieg von 1756 bis 1763 mit zu dieser Fatalität gezählt werden, eben so auch der Verlust der Hälfte von Sachsen 1814, nach der sieben Jahre vorher erlangten Königswürde dieses Hauses durch Napoleon. In Frankreich werden die Könige von Ludwig dem Neunten oder Heiligen an, der 1250 in Aegypten gefangen wurde, gefangen, welche in der Reihe die Siebenten sind. So ward 1356, der Siebente nach ihm, Johann, von den Engländern, und nach diesem der Siebente, Franz der Erste, bei Pavia von den Truppen Kaiser Karls des Fünften im Jahre 1525 gefangen genommen. Allein nur diese drei Siebener traf das Loos; denn der Siebener von Franz, Ludwig der Vierzehnte, wäre nur beinahe gefangen worden, wie alle Könige es leicht werden können, wenn sie selbst zu Felde ziehen, und sich den Gefahren aussetzen; und Karl den Zehnten, als den Sie-

bener von Ludwig dem Vierzehnten, wenn man Ludwig den Siebzehnten, der zwar nicht zur Regierung gekommen, aber doch nach der Restauration 1814 als Regent mitgezählt wird, und dann die Republik auch als einen Regenten betrachtet (einen Regierungsabschnitt), traf das Loos, in der Julyrevolution 1830 abgesetzt zu werden, so wie die ganze älteste Dynastie der Bourbons, und das Haus Bourbon-Orleans kam auf den Thron, welches mit Ludwig Philipp beginnt. Auch die Zahl neun spielt von Ludwig dem Sechzehnten an eine Rolle in der Geschichte Frankreichs; denn neun Jahre nach der Thronbesteigung Ludwigs des Sechzehnten, wurde der Amerikanische Friede 1783 zu Paris geschlossen, und die Ideen von Freiheit und Gleichheit verbreiteten sich durch die zurückgekehrten Kämpfer in Frankreich; neun Jahre darauf, 1792, wurde das Königsthum abgeschafft, und Frankreich in eine Republik verwandelt. Im Jahre 1785 wurde Buonaparte Unterlieutenant im Regimente La Fere, und neun Jahre darauf, 1794, wurde er vor die Schranken des Convents gefordert, wegen eines Planes zwei vom Volke zerstörte Forts wieder herzustellen; nur seine Unentbehrlichkeit bei der Armee rettete ihn von der Guillotine, indem das erlassene Dekret, vor den Schranken zu erscheinen, widerrufen wurde. 1795 im Laufe der Republik trat Buonaparte zuerst als zweiter Befehlshaber unter Barras auf, und da dieser von den Kriegskunst nicht viel verstand, so überließ er Jenem fast alle Gewalt, und durch die Rettung des Convents am 13ten Vendemiaire (5ten Oktober 1795) setzte er sich in der Gunst des Convents fest, der ihn mit dem Oberbefehle über die Armee im Innern belohnte, worauf er bald nach der Vermählung mit der Josephine Beauharnais, Wittwe des guillotinirten Generals gleichen Namens, durch den Direktor Barras zum Oberbefehlshaber oder Obergeneral

der Armee von Italien ernannt wurde, und neun Jahre darauf wurde er unter dem Namen Napoleon der Erste, auch der erste Kaiser der Franzosen; neun Jahre darauf, 1813 ward er in der Schlacht bei Leipzig besiegt, und mit dieser Schlacht ging sein Glücksstern unter; neun Jahre nach der Aufopferung der großen Französischen Armee in Rußland (1812) starb Napoleon als Staatsgefangener auf St. Helena (1821). Im Jahre 1815 kam Ludwig der Achtzehnte, wenn auch nicht zum ruhigen, doch zum sichern Besitze von Frankreich, und neun Jahre darauf, 1824, starb er, als der einzige und letzte König aus der ältern Linie der Bourbons in Frankreich seit der Restauration; denn sein Nachfolger Karl der Zehnte mußte das Land mit seiner ganzen Familie 1830 verlassen. So weit über das merkwürdige Eintreffen der Zahlen 7 und 9, als größtentheils unglücksschwanger für Frankreich; man kann nun selbst die Einwirkungen dieser Zahlen in andern Reichen, bei einzelnen bedeutenden Begebenheiten, einzelnen merkwürdigen Menschen, kurz überall in den Begebenheiten der Menschen in allen Ständen, auf Reiche oder Staaten und Völker 2c. nachsuchen, um sich zu überzeugen, ob dieses Zufall, oder ob eine weise Weltregierung hierin auch Führerin und Lenkerin der Schicksale der Menschen, wie der Staaten ist; wenigstens geht daraus hervor, daß die alten Völker schon wichtige Beobachtungen angestellt hatten, und sich mehr mit dem Himmel und dessen Zeichen abgegeben, wie die neuern, die das Ganze als Aberglauben verwarfen, und weiter keine Untersuchungen darüber anstellten. Freilich hören da die Untersuchungen auf, wo der Geist nicht gleich eine geebnete Bahn findet, um darauf fortzugehen. Hier, bei der Einwirkung der Zahlen 7 und 9 in Frankreich, konnte doch wohl keine weltliche Macht einwirken; es konnte hier auch wohl aus keiner Verbindung, keiner Drehung der Diplomatie hervorgehen; denn hier konnte der Geist

des Menschen, noch die Kraft der Natur so einwirken, daß gerade diese Zeitabschnitte herauskamen, sich gerade die Begebenheiten immer nach sieben oder neun Jahren so gestalten mußten, am allerwenigsten unter Napoleon, der feindlich gegen fast alle Mächte Europas auftrat, und sich als den Revolutionsmann ansah, der den Krater der Revolution wieder verschüttete, wenn gleich durch ihn eine andere Revolution hervorging, die er nicht ahnete, die gewiß nicht in seinen Absichten lag, und wozu er nur die Bestimmung und Richtung erhielt, und die ihn wieder stürzte. — Man glaubt, daß man die Stufenjahre, so wie die ganze Sterndeuterey den Chaldäern zu verdanken habe, da sich dieses Volk besonders mit der Astrologie abgab, so wie mit den Berechnungen der Gestirne, und ihre Einwirkung auf die Menschen, überhaupt auf alle sublunarischen Begebenheiten. Die Aegypter hatten sie gleichfalls, und die Griechen, als ein so hoch gebildetes Volk, nahmen diese Stufenjahre auch an, und nannten sie Climacterische, vom Hauptworte κλιμαξ, welches eine Stufe bedeutet. Der schon oben erwähnte Pythagoras, der viel Geheimnißvolles in den Zahlen gefunden zu haben glaubte, war eine neue Stütze dieser Stufenjahre. Bei den Römern fanden sie gleichfalls Eingang, und Gellius hat uns einen Brief vom Kaiser Augustus an seinen Enkel Cajus aufbehalten, worin er die Freude ausdrückt, sein 63stes Lebensjahr zurückgelegt zu haben, also über das Glück, daß ihm nichts Nachtheiliges begegnet sey. Plinius, der diese Stufenjahre scansilis annorum lex nennt, giebt uns von ihnen eine ausführliche Beschreibung und sehr vernünftige Beurtheilung, die um so viel merkwürdiger ist, weil darin einige in die politische Rechenkunst einschlagende Beobachtungen der in dieser Beziehung sehr aufmerksamen Römer vorkommen. „Die Schule des Aesculaps, sagt er, behauptet, daß die bestimmte Dauer

des menschlichen Lebens von den Sternen abhänge, welches aber die längste Dauer des Lebens sey, das ist bei ihnen noch nicht ausgemacht. Sie sagen, die längere Zeiten werden selten, weil in gewissen bestimmten und merkwürdigen periodischen Stunden des Mondes, z. B. in der siebenten und funfzehnten Stunde des Mondes, beides in der Nacht und bei Tage, eine große Menge Menschen geboren würden, welchen die Ordnung der Jahre im Steigen, wie nach einem unveränderlichen Gesetze, tödlich würde, und dieses Gesetz der Jahre im Steigen nennen sie Climacteras, weil diejenigen, welche unter diesen Umständen geboren werden, nicht leicht das 54ste (nach einer andern Leseart das 64ste) Jahr des Alters erreichen. Da aber ihre ganze Kunst so ungewiß ist, so erhellt schon sehr deutlich daraus, wie ungewiß diese ganze Sache sey. Ja wir dürfen nur zum Beweise die ganze Musterung durchgehen, die Vespasian und sein Sohn innerhalb vier Jahren gehalten haben. Alle Verzeichnisse und Listen wollen wir jetzt nicht aufsuchen, sondern nur einige Beispiele aus dem mittlern Theile Italiens, zwischen dem Apennin und dem Po. In Parma gaben sich bei dem Censor drei an, die 120 Jahre alt waren; zu Brixellum einer von 125; zu Parma wieder zwei von 130; zu Placenz einer von 131; zu Faventia erreichte eine Frau 135 Jahre; zu Bononien erreichte L. Terentius, und zu Ariminum M. Aponuis ein Alter von 150, und Tertulla von 137 Jahren. Zu Valejacium gaben sich sechs von 110, vier von 120, einer von 140 Jahren an. — In der achten Region von Italien fand man in der Musterung vier und sechzig Männer, welche an die 100 Jahre alt waren; Andere vierzehn zählten 110 Jahre, zwei 120, vier 130, eben so viele 135—137, drei endlich 140 Jahre." Es ward also damals bei dieser Musterung Niemand gefunden, der ein Alter, wie der Engländer Jenkins, von 169 Jahren erreicht hatte. — Außer den Stufenjah-

ren hatten die Alten auch noch ihre climacterischen Monate, Tage und Stunden, in denen sich nämlich die durch das climacterische Jahr bestimmten Unfälle, Gesundheitsänderungen und Sterbefälle ereignen mußten, von welcher Materie überhaupt Salmasius mit seiner gewöhnlichen Breite oder Ausführlichkeit gehandelt hat *). — Man gewahrt hieraus, daß man auch damals sowohl für die Sache war, als man auch Zweifel dagegen hegte. Von den alten Völkern ging es zu den neuern über; auch diese beschäftigten sich mit den verhängnißvollen Zahlen sieben und neun; auch bei ihnen war man für und dawider, wie bei der Astrologie, und wie bei Allem, was man nicht zu erklären versteht, was über den Horizont der Sublunarität hinausreicht, und wozu nur wenige eine gewisse Devinationsgabe besitzen, eingenommen, die davon nichts hielten, gaben es für Aberglauben aus und spöttelten darüber; dagegen bemüheten sich Andere, durch das so ofte Zusammentreffen von Begebenheiten nach diesen Zahlen, besonders durch wichtige Ereignisse angezogen, Licht in das geheimnißvolle Dunkel zu bringen, und da dieses in Erklärungen bestand, die eigentlich wieder einer Erklärung bedurften, so wurde natürlich diese Sache sehr verwickelt, und statt oft heller zu werden, nur noch dunkler, weil man sich in einem Labyrinthe von Muthmaßungen verlor, die der Entwickelung gänzlich entgegen waren, und entgegen seyn mußten, da sie keinen Halt hatten, und immer wieder dahin zurückführten, von wo man ausgegangen war, obgleich die Sache selbst blieb, und sie Jedem als sonderbar und unbegreiflich vorkam. Und dieses Geheimnißvolle war auch die Ursache, daß dieser Gegenstand, so viele Gegner er auch immer hatte, immer wieder von Neuem Interesse erregte, immer wieder mit neuer Kraft anzog, wenn er wirklich einmal einige Zeit gelegen oder

*) De Annis climactericis.

geruhet hatte. Boulanger führt in seinem aufgedeckten Alterthume, S. 326, viele Beweise von diesem so allgemein verbreiteten Gegenstande an; auch zugleich die Ursachen nach seiner Hypothese. Auch Heinrich Ranzov und Levin Lemnius haben darüber geschrieben, und das Ganze sehr hervorzuheben gesucht. Die Meinung von Marsilius Ficinus, des berühmten Platonikers des funfzehnten Jahrhunderts, ist schon oben erwähnt worden. Brown hat dagegen mit Gründen dieser Meinung entgegen zu arbeiten gesucht; auch Christoph Kretschmar hat eine Abhandlung von den sogenannten Stufenjahren geschrieben. Die neueste Zeit hat nur hin und wieder davon Spuren blicken lassen, wenigstens diesen Gegenstand auch angeregt, doch nur angeregt, ohne sich darüber weiter auszulassen. Im Jahre 1734 erregte das Kehrbergische Wunderkind, mit Namen Hohenstein, 3½ Jahr alt, die Aufmerksamkeit des Publikums als Arzt. Sein Vater war ein Dorfschmid in Kehrberg, nahe bei Pritzwalk, und dieses Kind sein siebenter Sohn. Der Ruf von diesem Wunderkinde durchging erst die Nachbarschaft und zuletzt entlegene Provinzen; aus allen Gegenden kamen sie zu demselben, um sich von ihm heilen zu lassen. Das Kind war auch schon dazu abgerichtet worden, es rührte die kranke Stelle an, es strich und behauchte sie; man kaufte dessen Waschwasser, und trank es gleich dem jetzigen Selterwasser, und die Genesenden erhoben seine Kräfte; ja man überschrie den großen Haufen derjenigen Kranken, die von diesem Wunderkinde zwar auch berührt, bestrichen und behaucht worden, die auch dessen Waschwasser getrunken, aber keine heilende Wirkung auf und an ihrem Körper verspürt haben wollten, und dabei noch ansehnliche Reisekosten gehabt hatten. Die magischen Wirkungen dieses Kindes erhielten sich einige Zeit über die therapeutischen, zuletzt aber verschwanden sie, wie so manche Wunderkuren, plötzlich. Hier hatte nun

die Zahl sieben gewiß nicht bedeutend auf das Kind eingewirkt, mehr das Vertrauen einiger eingebildeten Kranken, die durch den Glauben zu dieser Heilung wirklich geheilt, von ihrem Wahne befreiet wurden. Es war kein Wunder, bei diesem Wunder, sagt Jemand, daß es sich so vortheilhaft verbreiten mußte, denn Blinde und Lahme bettelten auf Rechnung dieses Wunders im Lande herum, mit der Angabe, von dem Wunderkinde geheilt worden zu seyn. —

Stufenpochwerk, im Hüttenwesen, s. Trockenpuchwerk, unter T.

Stufenschacht, im Bergwerke, ein in einen Felsen gehauener Schacht, welcher statt der Fahrten mit Stufen versehen ist.

Stufentaxe, beim Bergamte, der Preis, welchen das genannte Amt von den Erzstufen bestimmt, welche verkauft werden. Es ist gleichsam eine Werthschätzung der Stufen.

Stufenweise, Nebenwort, nach Art der Stufen oder Absätze einer Treppe, das ist, nach einem steigenden oder abnehmenden Verhältnisse. Wenn die Kräfte des Verstandes stufenweise durch Mühe und Anwendung steigen.

Stuferz, s. Stufenerz.

Stufschlich, das vom Stufwerke abgegangene, klare, gewaschene Erz, welches sogleich nach dem Sieben oder Rädern zum Schmelzen fertig ist; der nasse Schlich wird dagegen erst nachgewaschen und geschlämmt.

Stufwerk, Stücke reines Erzes, welche in den Gängen mitunter brechen, und nur gestuft oder ausgeschlagen, nicht aber gepocht werden dürfen.

Stufwerksauswässerung, das Auswässern des Stufwerks in der Scheidebank, damit es beim Zersetzen und Scheiden nicht so stäuben, und den Scheidejungen beim Athemholen nicht so in den Hals ziehen kann.

Stuff, ein veraltetes Wort, welches so viel als Staub bedeutet, und noch 4 Esdr. 8, 2 vorkommt, ein wenig Stuff, daraus Gold gemacht wird; Goldstaub. Es ist von Staub nur in der Mundart verschieden. Im Lateinischen Texte steht parvum pulverem.

Stuhken, in der Torfgräberey in Ostfriesland, den Torf in kleine Haufen bringen, etwa zu zwölf bis sechzehn Stücke Torf, immer zwei und zwei quer übereinander; ein solcher kleiner Haufen wird Stuhken genannt.

Stuhl, Diminutivum das Stühlchen, ein noch in verschiedenen Bedeutungen übliches Wort. 1. Ein stehender Gegenstand, wo es mit Stiel von stehen abstammt, aber nur noch in verschiedenen einzelnen Fällen gangbar ist. (1) Eigentlich. Ehemals nannte man eine Säule Stuhl, Griech. στηλη, στυλος, im Epirot. Stula, im Alb. Sstjula, wohin auch Stolle, in der Bedeutung einer kurzen dicken Säule gehört. Es ist in diesem Verstande im Hochdeutschen veraltet, außer daß noch eine Säule, worunter hier ein senkrecht stehendes Stück Zimmerholz in einem Gebäude, in einigen Gegenden sowohl ein Stiel, als ein Stuhl genannt wird. — (2) Figürlich. a) Ein stehendes Geld, wird noch zuweilen ein Stuhl genannt, daher ein ausstehendes Kapital in einigen Gegenden auch der Hauptstuhl genannt wird, zum Unterschiede von den Zinsen. Nach Adelung soll hier der Begriff des Stehens der herrschende seyn, obgleich auch der folgende der Masse Statt findet. Denn b) in einigen Fällen sticht der Begriff der Menge und der Masse sehr merklich hervor; so macht in den Schmelzhütten das Erz einen Stuhl, wenn sich im Schmelzen ein Erz auf das andere setzt, wo es aber auch zur folgenden Bedeutung gehören kann. So heißt im Isländischen eine Menge mehrerer Dinge einer Art in einigen Fällen Stol; so ist Herastol oder Stolaher das Kriegsheer, Skipastol, die Flotte. Unser Stock wird auf ähnliche Art ge-

braucht. In Boxhorns Glosse ist **Stual**, die Last. Nach Adelung gehört hierher auch der in den Salzwerken zu Halle übliche Gebrauch, wo die Salzbrunnen in Stühle getheilt werden. Der Deutsche Brunnen hält daselbst 32 Stühle, ein Stuhl vier Viertel oder Quart, und ein Quart 12 Pfannen, wo es vielleicht auch eine Menge oder Masse bedeutet. — 2. Ein Gestell etwas darauf zu setzen oder zu stellen, etwas zu tragen. (1) Im weitesten Verstande, wo es gleichfalls nur noch in einigen Fällen üblich ist. So ist der Dachstuhl in der Zimmermannskunst ein Gestell von Zimmerholz, das Dach zu tragen oder zu unterstützen, der Glockenstuhl, das Zimmerwerk, welches die Glocken trägt, der Stuhl oder Weberstuhl, das Gestell des Webers oder Wirkers. Der Zinkstuhl, in den Goslarschen Schmelzhütten, das Gestell von Stein, worauf der Zinkstein in dem Schmelzofen gesetzt wird. In den Salzwerken zu Halle wird auch der Haspel der Stuhl genannt, daher der Oberstuhl und der **Unterstuhl**, der obere und untere Haspel. In einigen Niedersächsischen Gegenden heißt das Holzwerk eines Hauses bis unter das Dach der Stuhl. Ein Haus brennt alsdann bis auf den Stuhl ab, wenn nur das Dach abbrennt. S. Stuhlgeld. — (2) In engerer Bedeutung ein Gestell in und auf demselben zu sitzen. Einen Stuhl in der Kirche haben, einen bestimmten eingeschlossenen Ort, wo man in derselben sitzen kann. Die Kirchenstühle, wenn es gleich nur Bänke sind. Besonders in den Zusammensetzungen Beichtstuhl, Betstuhl, Lehrstuhl (Katheder), Predigtstuhl (Kanzel), wo es aber auch oft eine Figur der folgenden Bedeutung seyn kann, indem dergleichen Arten von Sitzen ehemals bloß aus beweglichen Stühlen bestanden haben können. (3) In der engsten Bedeutung ein solches bewegliches Gestell, darauf zu sitzen. (a) Ein zierliches, bewegliches und erhabenes Gestell für eine Person darauf zu sitzen, wodurch es

sich von Bank, Schämel, Sopha 2c. unterscheidet. Man findet es schon bei dem Ottfried Stual, im Niedersächs. Stool, im Angels. Stol, im Engl. Stool, bei dem Ulphilas Stols, im Schwed. Stol, im mittleren Latein Stolium, daher Faldistolium, ein Stuhl, welcher zusammengelegt werden kann, wovon das Französische Fauteuil gebildet ist. Entweder auch von Stuhl, Gestell, oder auch von Stuhl, Säule, so fern ein solcher Sitz in der ersten Zeit der Einfalt, eine bloße kurze Säule, eine Stolle oder ein Stock war. — 1. Eigentlich. Ein Feldstuhl ohne Lehne, welcher zusammen gelegt werden kann, ihn auf dem Felde und im Felde mit sich zu führen. Armstuhl, Lehnstuhl, Sorgestuhl oder Sorgenstuhl, Backenstuhl. Ein gepolsterter oder gefütterter Stuhl, im Oberdeutschen ein Sessel. Sich auf einen Stuhl setzen. Jemanden einen Stuhl reichen. Vom Stuhle aufstehen. Von dem Stuhle fallen. Mit dem Stuhle hin und her rutschen. Auf den Stuhl steigen 2c. Figürlich. Sich zwischen zwei Stühle setzen, von beiden nichts bekommen, von zwei Dingen, welche man haben könnte, keines bekommen. Jemanden den Stuhl vor die Thür setzen, plötzlich alle Verbindungen mit ihm aufheben, eigentlich ihn aus dem Hause stoßen. So sagt Gellert: Seht doch, gleich den Stuhl vor die Thür gesetzt! — 2. Figürlich, der Sitz eines geistlichen oder weltlichen Regenten, ingleichen eines Richters oder eines Gerichts kommt noch häufig unter dem Namen eines Stuhles vor. Der Stuhl des Königs. 1. Mos. 41, 40. 1. Kön. 1, 40. Der Stuhl des Herrn, des großen Gottes. 2. Mos. 17, 16; Ps. 9, 5, 8. Gott wird Christo den Stuhl seines Vaters David geben. Luc. 1, 32. Die Stühle des Gewaltigen stürzen. Weish. 6, 1. Im Hochdeutschen ist es in dieser Bedeutung veraltet, wo man es nur noch von den

Thronen der geistlichen Fürsten gebraucht. Der Päbstliche Stuhl oder der Stuhl zu Rom, das ist, sowohl der Päbstliche Thron, als auch der Pabst mit seinem Hofe, der Päbstliche Hof. Zuweilen auch noch von Erzbischöfen und Bischöfen. Der Erzbischöfliche oder Bischöfliche Stuhl. Der Stuhl zu Mainz, ehemals der Erzbischof zu Mainz mit seinem Kapitel. Auch ein Gericht, ein Gerichtshof wird noch zuweilen ein Stuhl genannt. Der Freystuhl, Landstuhl, ein Freigericht, Landgericht. Der Gerichtsstuhl, Rechtsstuhl, Schöppenstuhl, Dingestuhl rc. — (b) In der anständigen Sprechart ist der Stuhl, und vollständiger der Nachtstuhl, Leibstuhl, Kammerstuhl, ein ähnlicher durchbrochener Sitz, den Leib darauf zu entladen. Zu Stuhle gehen, im mittlern Latein adsellare, welche Redensarten oft eben so viel bedeuteten, als auf den Abtritt gehen. Figürlich ist der Stuhl in der anständigen Sprechart theils der Stuhlgang, die Entledigung des Leibes durch den After: keinen Stuhl haben, keinen offenen Leib; drei Stühle gehabt haben, es geht Blut durch den Stuhl mit ab; theils auch die Excremente selbst. Ein blutiger Stuhl, flüssiger Stuhl, harter Stuhl.

Was nun die Verfertigung der Stühle, oder das Stuhlmacherhandwerk, die Stuhlmacherkunst betrifft, so hat sich dieses Gewerbe erst in neuerer Zeit unter dem Namen des Englischen Stuhlmacherhandwerks gebildet, da sonst die Verfertigung der Stühle zu dem Tischlerhandwerke gehörte, zu der Tischler- oder Schreinerkunst. Der erste Sitz war unstreitig die Bank, auf diese folgte der Schämel oder Schemel, wo die Bank mit einer Lehne versehen wurde, erst zum Sitze für mehrere Personen, und dann so eingeengt, daß man sie auch für eine Person zum Sitzen mit der Lehne einrichtete, welches also der eigentliche Schämel war. Hieraus entstand nun der

mehr zierlichere Stuhl, indem die einfache Lehne noch Mittelstücke erhielt und durchbrochen wurde. Der Stuhl bestand nun aus zwei langen runden Hintersäulen oder Ständern, Pfosten, und aus zwei kurzen Vordersäulen, worauf die hölzerne Sitzplatte ruhete. Die Ständer waren hinten mit runden Querhölzern über dem Sitzbrette verbunden, das heißt, die langen Ständer oder Rückensäulen, und auch das Ganze unter dem Sitzbrette oder der Sitzplatte hatte Querhölzer, so daß alle vier Säulen hierdurch mit einander verbunden waren. Dergleichen Stühle gewahrt man auch noch auf dem Lande und in manchen kleinen Städten bei ärmern Leuten, die nicht mit der Mode fortschreiten können, oder nicht mit derselben in ihren bessern Tagen fortgeschritten sind. Die Sitzplatte ist hier gewöhnlich mit Stroh oder starken Strohbändern geflochten. Die Kinderstühle, die man noch in vielen Haushaltungen findet, worunter ein Nachttopf gesetzt wird, damit die Kinder ihre Nothdurft darauf verrichten können, sind im Kleinen das Modell von den erwähnten Stühlen. Gewöhnlich waren sie dunkelbraun oder schwarz angestrichen, und gebohnt oder lackirt; in späterer Zeit hat man sie auch schwarz gebeitzt. Fig. 9056 zeigt einen solchen Stuhl. Auf diesen Stuhl folgen sie schon mit zierlicheren Holzlehnen, und ohne Verbindung der vier Stuhlfüße oder Stuhlsäulen unter dem Gesäße, auch mit einer Rohrbeflechtung der Hinterlehne und des Sitzrahmens. Fig. 9057 zeigt diese Arten von Stühlen, die sehr mannigfaltig sind, wie es die damalige Mode gebot. Hierauf folgten späterhin die sogenannten Englischen Stühle, die uns aus England zugekommen sind, und die zu einem neuen Gewerbszweige Veranlassung gegeben, zu dem der Englischen Stuhlmacher, die sich mit der Anfertigung von Stühlen aller Art: Kanapees, Divans, Sophas &c. abgeben, und die Stühle auch zugleich mit Rohr beflechten, da sie früher die Tischler anfertigten, und die Korb-

macher mit Rohr flochten, welches späterhin auch noch eine eigene Art Rohrflechter that. Ein Stuhl besteht jetzt aus vierzehn Haupttheilen, außer den kleinen Nebentheilen, welche zur Verzierung der Hinterlehne dienen. Von diesen Haupttheilen gehören vier zur Hinterlehne, nämlich die zwei Hauptständer oder Säulen, die zugleich die beiden Hinterfüße des Stuhles bilden, und die zwei Querhölzer, welche die Rücklehne des Stuhles über der Sitzplatte oben verbinden; dann die vier Theile, welche den Sitzrahmen bilden oder den Sitzrahmen ausmachen, der in der Mitte mit Rohr geflochten ist; hierauf folgen die vier Querstücke, worauf der Sitzrahmen liegt, mit den beiden Vorderfüßen oder Vorderständern. Diese Querstücke verbinden die Hinterständer mit den Vorderständern, oder die Hinterlehne mit ihren zwei Füßen mit den beiden Vorderfüßen des Stuhls. Alle Theile werden vermittelst der Zapfen und eines starken Leims zusammengefügt, und mit den Schraubzwingen so lange gehalten, bis der Leim trocken ist. Das Handwerkszeug des Stuhlmachers kommt mit dem des Tischlers ganz überein, oder ist dasselbe dieses Handwerkers. Eine Hobelbank, dann Winkelmaaß, Lineal, Zirkel und Reißbley, um damit die Umrisse der Arbeit zu machen. Die Geschicklichkeit des Arbeiters wird sowohl in dem Aufzeichnen der Umrisse der Arbeit erkannt, als auch an der Zeichnung selbst, die er von seinen Stühlen giebt. Der Erfolg seines Verfahrens im Risse zeigt sich dadurch in der Ausfühführung, wenn die Stücke genau an- oder ineinander passen, ohne daß er erst nöthig hat, etwas davon abzunehmen oder anzufügen. Er braucht dann den Reithaken oder Sergeant, eine eiserne, hakenartige Stange, um die Fugen der verarbeiteten Hölzer an einander zu ziehen. Der bewegliche Theil dieses Werkzeuges heißt der laufende Haken. Sägen von verschiedener Art, wie die Klobsäge, Oerthersäge, Stichsäge, Laubsäge,

Schweifssäge 2c. Hobel mit verschiedenen Eisen, je nachdem das Hobeln des Holzes damit geschehen soll. Stämmeisen und Meissel, Hohleisen, Bohrer, Raspel, Schraubstöcke, Schraubzwingen, Hammer, Zange 2c. Ein Mehreres über dieses Handwerkszeug wird unter Tischler, in T., vorkommen, wo man auch von demjenigen, das nicht schon unter seinem Namen oder unter dem allgemeinen Namen des Werkzeuges, wie Bohrer, Hobel, Säge, Meissel 2c., vorkommt, eine Beschreibung und Abbildung finden wird, weil der Tischler, wie schon oben bemerkt worden, dieselben Werkzeuge, und in noch größerer Verschiedenheit, als der Stuhlmacher, gebraucht. — Ferner hat der Stuhlmacher nöthig: Fischhaut, Schachtelhalm und Bimsstein, um das Holz glatt zu machen oder zu glätten, damit es gebeitzt und polirt werden kann. — Das Holz, welches man zu den Stühlen gebraucht, ist verschieden, größtentheils gebraucht man Kienen-, Birken-, Kastanien-, Linden- und Mahagonyholz, auch noch andere einheimische und fremde Hölzer, je nachdem die Stühle gebraucht werden sollen. Gewöhnliche Stühle macht man von Kienenholz; Stühle, welche gepolstert, mit Farbe angestrichen und lackirt werden sollen, von einem härteren Holze, und Stühle mit verschiedenen verzierten Lehnen nach der Mode, die gebeitzt und polirt werden sollen, von Birken-, Zuckerkisten-, Mahagony- und andern Hölzern. Diese Hölzer gebraucht man auch zu den Sophas, Kanapees, Ottomanen 2c. — Die Arbeiten, welche der Stuhlmacher liefert, sind: 1) eigentliche Sessel, welche weder Rück- noch Armlehnen haben; dieses sind: Feldstühle, Tabourets, Fußbänke und Fußschämel. 2) Stühle, welche Rücklehnen, aber keine Armlehnen haben, die eigentlichen Zimmerstühle, auch Tafelstühle genannt, weil man sich derselben bei Tische, beim Essen zum Sitzen bedient, die man in allen Zimmern oder Stuben findet, wenn

gleich mit verschiedenen Verzierungen, doch ziemlich in gleicher Hauptform. Man unterscheidet zwei Arten derselben. Bei der einen gehen die Rücklehnen gerade aus, oder doch nur in unmerklichen Biegungen oder Schweifungen, bei der andern, Cabriolets genannt, sind die Rücklehnen wie ein halber Zirkel abgerundet. 3) Stühle mit Rück- und Armlehnen. Dieses sind die Lehnstühle, deren Arme zuweilen mit Besätzen versehen sind, welche fest sitzen, wo sie dann Manschetten genannt werden, oder nach Belieben umgetauscht werden können. Die Arme der Lehnstühle werden mit ausgebogenen Ständern zusammengestämmt, die man Konsolen nennt. Außer den gewöhnlichen Lehnstühlen verfertiget der Stuhlmacher auch Bidets, welche am Vordertheile rund gebogen sind, Krankenstühle, deren Ständer mit Backen versehen sind, um den Kopf daran zu lehnen; Bergèren, deren Sitz sehr groß ist; Tiefstühle, mit einem Sitze, der bis fünf Fuß Tiefe hat, und die man Düschessen nennt, wenn sie am andern Ende auch eine Rücklehne bekommen; Kabinettstühle, mit einem abgerundeten, hervorragenden Winkel, nach vorne zu. Man hat nun noch Stühle mit den verschiedenartigsten Namen, als: Fauteuils, Kröpelstühle, Kammerstühle, Toilettenstühle, Großvaterstühle, Fensterstühle, Drehstühle, Stockstühle, Schlafstühle, Geburtsstühle, Gartenstühle &c., s. unten, das Register. Dann kommen die Langstühle, wie z. B. das Ruhebett, mit einem überall gleich weiten Sitze; das Kanapee, mit mehr Länge, als Tiefe; das Sopha, mit vollen Armlehnen. Die Verschiedenheit der Form dieses Letzteren soll zu den Benennungen Ottomane, Vielleuse, Türkische Veilleuse, Pafose, Türquoise, Gondel &c., Anlaß gegeben haben. Die Ottomane hat eine ovallängliche Form, und ihre Rücklehne vereiniget sich mit den Armlehnen; bei den Veil-

leusen ist die Rücklehne an einem Ende höher, als an dem andern; die Türkischen Veilleusen sind an beiden Enden auf gleiche Art abgerundet. Die Pafose ist ein mit Zierrathen versehener Sopha; die Türquoise hat Armlehnen, welche sich nach vorn zu immermehr verkürzen. Bei allen diesen Stühlen wird das Auseinanderstreben der Füße durch Riegel oder Querhölzer, die mit ihnen verbunden sind, verhindert. Um diese Stühle herum werden Schwingen angebracht. Die Perroquets sind Feldstühle mit einer Rücklehne; die kleinen Feldstühle werden Echaudés genannt.

Wenn nun ein Zimmer- oder Tafelstuhl zusammengesetzt werden soll, so werden erst alle vierzehn Theile, woraus er, wie oben angeführt worden, besteht, nachdem sie nach dem Maaße geschnitten, behobelt, abgezogen, mit den Löchern und Zapfen oder Falzen versehen, und mit Schachtelhalm, Fischhaut &c. geebnet und glatt gemacht worden, angepaßt, ob sie auch richtig zusammentreffen; dann werden die beiden Hauptständer der Rücklehne mit den beiden Riegeln oder Querhölzern durch Zapfen und Leim verbunden; hierauf die beiden Vorderfüße zu drei Seiten mit Riegeln oder Querhölzern durch Zapfen und Leim verbunden, und dann die zwei Seitenriegel an die Ständer der Rücklehne durch Zapfen und Leim so befestiget, daß sie mit dem hintersten Riegel der Rücklehne, und dem vordersten Querholze ein Quadrat bilden, oder dieses aus vier Querhölzern oder Riegeln besteht, nämlich aus den drei Querhölzern der Vorderfüße und aus dem Querholze der Rücklehne. Auf dieses Riegelquadrat, welches nun mit der Hinterlehne und den Vorderfüßen das Stuhlgestell bildet, wird der Sitzrahmen, der aus Riegeln besteht, gelegt und festgeleimt. Das Innere dieses Rahmens wird nun mit Rohr beflochten. Der Sitzrahmen bildet ein ungleiches Quadrat, welches nach der Rücklehne schräg zuläuft, so daß der Rahmen vorn ungefähr

17 Zoll, und hinten 15 Zoll breit ist. Zu beiden Seiten der Ständer der Rücklehne ist er so tief ausgeschnitten, daß die Ständer darein passen. Sobald nun das Ganze zusammengefügt und in Leim gesetzt worden ist, wird es mit den Schraubenzwingen so lange fest gehalten, bis der Leim trocken ist, welches gewöhnlich nach ein Paar Stunden geschieht, auch wohl noch früher. Man nimmt hierzu guten Tischlerleim, der eine starke Bindekraft hat, wie unter Leim, Th. 75, die Bereitung angeführt worden, und bestreicht damit die Zapfen, so wie die ganze Holzseite, die an den andern Theil gebracht oder gefügt werden soll, und spannt sie dann in die Leimzwinge. — Das Flechten des Sitzrahmens geschieht nun auf folgende Weise von dem Stuhlmacher, der dazu die Schienen vom Spanischen Rohre nimmt. Sobald der Sitz beflochten werden soll, so schneidet er an beiden Enden der gespaltenen Rohrschienen die Glasur ab, und befestiget das eine Ende des Fadens mit einer Schlinge in dem Loche an einem Ende des Vorderriegels, leitet ihn zu einem entgegengesetzten Loche im Hinterriegel, steckt ihn von oben hinein und von unten durch das benachbarte Loch dieses Riegels. Es werden nämlich rund herum an der Kante des Sitzrahmens, nach innen zu, ½ Zoll von der Kante entfernt, Löcher 1 Zoll weit auseinander gebohrt, von denen immer das zweite Loch etwas schräg nach unten zu durchbohrt wird, so daß sie auf der hintern Seite lauter Dreiecke bilden. So wie nun mit dem Flechten angefangen worden, so bezieht er den ganzen Sitz nach geraden Linien in seiner Tiefe mit Rohrfäden, und eben so auch nach seiner Breite vermittelst der gebohrten Löcher der beiden Tiefriegel. Dieses ist nun der Aufzug. Auf die nämliche Art macht er den Aufzug nach der Tiefe zum zweiten Male, so daß er beim dreimaligen Ueberziehen nicht eigentlich flechtet, sondern nur überlegt. Jetzt fängt er aber zu flechten an; denn er zieht den

Rohrfaden zum vierten Male nach der Breite des Sitzes immer durch jede zwei zusammengehörige Rohrfäden, die nach der Tiefe des Sitzes ziehen. Jetzt ist ein Aufzug fertig, und schon vierkantige Löcher geflochten. Es folgt nun die eigentliche Verflechtung, der Kreuzstich. Der Arbeiter flechtet nach einer Diagonallinie, einmal von der Rechten zur Linken, und das andere Mal umgekehrt; und so werden also mit den Schienen alle vorher von dem Aufzuge entstandenen Vierecke doppelt durchschnitten, dadurch die Rauten hervorgebracht, und die Schienen stets um oder unter zwei gleichlaufende und benachbarte Schienen, die ihm begegnen, durchzogen, und er also befestiget. Geht nun bei dieser ganzen Verflechtung eine Schiene zu Ende, so befestiget der Arbeiter das äußerste Ende der Schiene in der Verflechtung unter dem Sitze mit einer Schlinge, und auf eben diese Art setzt er auch wieder eine neue Schiene an, wenn sich die Rohrschiene noch durch ein Loch ziehen läßt. Wenn das durchgesteckte Rohr nicht mehr so lang ist, daß es sich verschlingen läßt, so wird es mit einem hölzernen Pflöckchen im Loche befestiget. Hierbei muß noch bemerkt werden, daß es ein Betrug ist, wenn der Stuhl mit den Rottings oder Kernfäden, und nicht mit den äußeren glasurten Fäden des Rohrs beflochten ist. Nachdem nun der Stuhl beflochten worden, so wird Alles noch einmal nachgesehen, was noch uneben und nicht recht glatt am Holze seyn sollte, noch einmal mit Schachtelhalm und Fischhaut glatt gemacht, und dann wird zum Beitzen und Poliren desselben geschritten. Es versteht sich hier schon von selbst, daß die Stühle erst Dutzendweise verfertiget werden, ehe man zum Flechten, Beitzen und Poliren schreitet. Erst werden die Hinterlehnen oder Hinterständer alle zusammen gesetzt, und in Leim gebracht, und dann das Uebrige des Stuhls, welches daran gefügt wird. Der Stuhlmacher schneidet daher erst alle Theile zu recht, die er zu

einem Dutzend Stühle gebraucht, so daß alle nach dem Maaße genau auf einander passen, und wenn dieses geschehen ist, und sie, wie schon oben bemerkt worden, glatt und eben durch den Hobel, der Ziehklinge, des Schachtelhalms, der Fischhaut ꝛc. gemacht worden, so werden sie mittelst ihrer Zapfen und Löcher und des Leimes zusammengefügt. Wenn nun dieses geschehen ist, so werden sie gebeitzt, je nachdem man die Farbe des natürlichen Holzes röthlicher, oder gelblicher haben will, besonders, um inländische Hölzer zu gebrauchen, und ihnen den Werth der ausländischen zu geben, worin wir schon einige Fertigkeit erlangt haben, obgleich wir noch nicht ganz dahin gelangt sind, wohin es unsere Beitzkünstler selbst wünschen. Auch rohe Völker haben hierin schon Manches geleistet; so z. B. ist die fahlbraune Farbe der uns aus Indien zugebrachten Rohrstöcke (Spazierstöcke) nur eine Wirkung von dem Eintauchen derselben in ungelöschten Kalk, worin sie einige Zeit bleiben müssen, und das durch den Namen Buchstabenholz bekannte Holz aus Gujana, ist nichts weiter, als ein Holz, dessen Flächen alle von den Indianern schwarz besprengt werden. Um nun den Stühlen aus inländischem Holze eine Mahagonyfarbe zu geben, so reibt man dasselbe, nachdem es ganz rein mit der Ziehklinge und Bimsstein abgerieben worden, mit etwas verdünntem Scheidewasser an, und läßt es bis zur Austrocknung stehen. Ist nun dieses geschehen, so wird ein Loth Drachenblut und eben so viel Natron mit zwei Pfund starkem Weingeiste in einem gläsernen Kolben übergossen, und bis zur erfolgten Auflösung in gelinder Wärme erhalten, welches im Sommer an der Sonne geschieht, im Winter auf dem Ofen oder im Marienbade. Nach geschehener Auflösung wird es filtrirt. Jetzt wird ein Loth des reinsten Schellacks, nebst zwei Quentchen Natron mit zwei Pfund Weingeist aufgelöset, und die Auflösung filtrirt. Wenn nun diese Materie vorgerichtet worden, so wird das mit dem Scheide-

wasser angebeitzte Holz mittelst eines feinen Pinsels, mit der ersten Auflösung des Drachenbluts angestrichen, bis es sich vollgesaugt hat, worauf man dasselbe trocknen läßt. Ist auch dieses geschehen, so wird das Holz mit der zweiten Auflösung des Schellacks überstrichen, und nachdem auch dieses getrocknet ist, polirt. Zur Politur bedient man sich anfangs des Bimssteins, späterhin aber eines Stäbchens von Büchenholz, welches man mit Leinöl gut hat durchsieden lassen. Man kann den Stühlen auch eine röthliche Beitze dadurch geben, daß man das Holz vorher, ehe die Stühle zusammengesetzt worden sind, in rothgefärbter Wolle sieden läßt, und sie nachher in einen Absud von Brasilienholz und Alaun legt. Die fahle Farbe gewinnt man durch einen Absud der äußeren Nußschalen. Die gelbe Farbenbeitze giebt man den Hölzern durch einen Dekokt von Berberisbeeren, gelbem Ocher und Safran; auch durch einen Absud des Waus, der Scharte, des Curcumeys, des in Branntwein aufgelösten Safrans oder der Avignonskörner. Ein Zusatz von Alaun und Potasche verdunkelt die Schattirung. Man kann ein solches Gelb mit etwas Roth vermischen, um einen schönen Farbenton hervorzubringen. B r a u n färbt man die Hölzer mit Orleans oder Rocou und Potasche. Sollen die Hölzer grünfarbig werden; so nimmt man die Materialien der blauen Beitze und setzt mehr oder weniger Berberisbeeren hinzu, nachdem das Grün mehr oder weniger gesättiget seyn soll, besonders wenn man es so haben will, wie die grüne Bronce. Die violette Farbe erhält man aus dem Indischen Holze und dem Römischen Alaun; roth aus Fernambuck und Alaun; dunkelroth oder purpurroth aus Cochenille. Das vom Pferdemiste ablaufende Wasser giebt eine weniger kostspielige rothe Farbe. Schwarz erhält man aus einem Absude von Campecheholz. Durch Zusammensetzung solcher Beitzfarben erhält man auch sehr schöne Töne. Wenn man nun das Holz

vor der Zusammensetzung des Stuhls mit einer röthlichen, oder gelbröthlichen, braunröthlichen oder sonst einer Schattirung färben will, so legt man das Holz in einen solchen Dekokt, der in eine Wanne oder in sonst ein dazu passendes Gefäß gegossen worden, und läßt es so lange darin liegen, bis es sich gehörig mit dem Absude getränkt hat; dann wird es herausgenommen und im Schatten getrocknet. Wenn aber die Stühle schon fertig sind, so wird der Farbenabsud, wenn er kalt seyn sollte, etwas erwärmt, und mit einem Borstenpinsel auf das rohe Holz des Stuhls mehrere Male getragen, das heißt, man taucht den Borstenpinsel in die erwärmte Farbenbrühe, und streicht damit förmlich den Stuhl an, welches jedesmal nach dem Trocknen der Farbenbrühe oder Beitze noch ein Paarmal geschehen muß, damit sich das Holz gehörig mit der Beitze tränkt. Man kann auch den weißen Hölzern eine Mahagonyfarbe geben, wenn man acht Theile Fernambuck, vier Theile rothen klein gestoßenen Ocher und vier Theile Alaun während eines Zeitraums von vier und zwanzig Stunden einweicht, und dann durchs Kochen auf den vierten Theil reducirt, und mit dieser warmen Farbenbrühe das Holz mit einem Borstenpinsel überstreicht, wie vorher angegeben worden. Auch mit einem Absude des Krapps oder der Röthe kann man dem Platanen-, Birnbaum-, Linden- &c. Holze eine schöne röthliche Farbe geben, die eine gute Politur annimmt. Wenn nun das Holz in der Beitzung die Farbe erhalten hat, die man wünscht, z. B. eine Mahagonyfarbe oder sonst die Farbe eines fremden Holzes, so wird zur Politur der Stühle geschritten. Wenn die Hölzer zu den Stühlen vorher gebeitzt worden, wie oben Erwähnung geschehen, so wird nach dem Zusammensetzen der Stühle, sobald der Leim gehörig trocken geworden ist, der übrig bleibende Leim mit dem Meissel abgenommen, mit einigen Glattfeilen noch die Unebenheiten auf dem Holze fortgenommen

und dasselbe mit Bimsstein, *Fischhaut*, Schachtelhalm rc. geschliffen, mit dem *Polierstahle*, einfachen und besetzten Polierhölzern polirt, und mit dem Reibelappen abgerieben. Soll das Auftragen mit Politur geschehen, so wird, nachdem das Ganze geebnet ist, ein Stückchen Waschschwamm in etwas erwärmtes Baumöl getaucht, darüber ein feiner Leinwandlappen geschlagen, und daraus eine Art Lutschbeutel gemacht, indem man diesen Lappen über dem Schwamme festbindet; mit diesem Beutel fährt man nun über alle Theile des Stuhls, welche polirt werden sollen, sanft hin, indem man leicht daran drückt, so daß sich das Oel durch die Leinwand zieht, und das Holz überall berührt. Nachdem nun der Stuhl hinlänglich geölt worden ist, so wird Schellackpolitur, aufgelöseter Schellack in Weingeist, wozu etwas Venetianischer Terpentin gethan worden, mit einem gleichen Schwamme auf dieselbe Weise, wie das Oel, aufgetragen, indem man immer mit dem Beutel, worin sich der Schwamm befindet, den man in die Politur getaucht hat, auf dem geölten Holze in kleinen Kreisen umherfährt, bis sich der Glanz zeigt. Harte Hölzer brauchen nicht so viel Politur, als weiche. Kienenholz saugt, wegen der größeren Poren, sehr viel Politur ein, und wird vortheilhafter mit Wachs bestrichen, die in staubigen Zimmern die beste, vielmehr dauerhafteste Politur ist. Zu der Wachspolitur nimmt man einen wollenen Lappen, reibt den Wachs mit ein, worüber man ein heißes Eisen hält; zieht dann die Ungleichheiten mit der Ziehklinge wieder ab, streicht wieder frisches Wachs darauf, und reibt es dann mit einem Korke oder einem Lappen zum Glanze. Da mehrere Hölzer ihre Farbe mit der Zeit verlieren, so werden die Arbeiten, um diese Farbe zu erhalten, auch mit einem weißen Firnisse bedeckt, den man aus Spiritus Vini, Sandarak, Mastix und etwas Venetianischen Terpentin bereitet, indem man das Ganze in einer Glocke im Marienbade oder im Sandbade sich auflösen

läßt. Mit diesem Firnisse werden ein Paar Ueberstriche gemacht, und jedesmal mit einem Ballen von zusammengerollten Sahlleisten, oder mit einem Büffelleder, worauf man feinen Tripel gestreut hat, abgerieben. Auch bestreicht man das Holz mit Leinöl oder Talg, und schleift es dann mit feinem Tripel, auch mit Ziegelmehl ab, und reibt es mit weißem Filze. Man kann auch fette Milch nehmen, und damit statt des Oels das Holz abreiben. Von allen diesen Polituren soll bis jetzt immer noch die Schellackpolitur den Vorzug erhalten. — Man hat die Zimmer- oder Tafelstühle von verschiedenen Gestalten, besonders in Hinsicht der Rücklehne, wenn gleich die Hauptstuhlform sich wenig ändert, außer, daß die Füße bei einigen etwas mehr geschweift oder gebogen, als die andern sind, auch einige ganz gerade Füße haben; eben so ist es mit der Rücklehne, die in der Form theils gebogen, theils auch gerade, aber nach innen zu gekrümmt ist, theils breite Querleisten, theils nur schmale hat. Fig. 9058 zeigt ein Paar moderne Stühle in ihrer ganzen Gestalt, und Fig. 9059 zeigt mehrere Rücklehnen, wie man sie theils an den Stühlen noch vor einigen Jahren gefunden hat, theils auch noch findet, weil sich dieses durch Abbildungen anschaulicher geben läßt, als durch jede weitläufige, and doch vielleicht unverständliche Beschreibung. Die Verzierungen der Rücklehnen gehen ins Unendliche. Man findet Rücklehnen mit den verschiedenartigsten Arabesken verziert; dann mit Leyern, Aeolsharfen, Schlangen ꝛc. Auch oben an den Füßen und zwischen denselben findet man einfache Arabesken eingestochen, wie man sie an den Rücklehnen in den Abbildungen sieht. Auch in der Beitze ist die Farbe verschieden; denn außer dem Mahagony findet man sie auch schwärzlichgrün; dann sind einige Stellen an den Rücklehnen hellblau, hochroth oder schwarz, auch bronzirt. Von derselben Farbe sind auch die eingestochenen Arabesken oben am Sitze,

welches den Stühlen ein sehr schönes Ansehen giebt. Man hat die Hinterlehnen oder Rücklehnen der Stühle auch mit den geschmackvollsten Bildhauerarbeiten verziert: mit Fruchtkörbchen, Epheu, Weinlaub ꝛc. ꝛc., und dieses grün bronzirt, welches sich sehr gut ausnimmt, wie man einige unter den oben angeführten Abbildungen der Rücklehnen finden wird, z. B. zwei verschlungene Schlangen, eine Epheuguirlande ꝛc. — Man hat auch Stühle, deren Rücklehnen mit Rohr geflochten sind, wie die Sitzrahmen. Hier ist der Rahmen in der Rücklehne etwas geschweift, so daß die Oeffnung, welche geflochten wird, etwas tief liegt, wie Fig. 9060 zeigt. Gewöhnlich ist hier die Rücklehne ovalrund, wie ein ovalrunder Portraitrahmen, und die Oeffnung dieses Rahmens wird nun mit Stuhlrohr, ganz so, wie es oben gezeigt worden, ausgeflochten, oder man läßt die innere Oeffnung auch polstern; dann wird aber auch zugleich der Sitz gepolstert. Bei beiden, sowohl beim Flechten, als auch beim Polstern, erhält der ovalrunde Rahmen der Rücklehne einen 1 Zoll breiten Falz, damit sowohl das Rohr, als auch die Leinwand innerhalb befestiget werden kann, die zum Polstern dient, oder zwischen welche die Pferdehaare oder das Seegras gestopft wird. Es wird nämlich hier die Rückseite sowohl, als die Vorderseite der Rahmöffnung mit fester grauer Leinwand überzogen, und solche an dem Holze rund herum mit kleinen Tapeziernägeln befestiget; nur die Rückseite läßt man unten auf, um durch diese Oeffnung, wie schon bemerkt, die Pferdehaare oder das Seegras stopfen zu können. Wenn nun durch die Oeffnung der Sack so ausgestopft worden, daß er vorn gehörig hervortritt, da der obere Theil der Leinwand nur ganz schlaff befestiget worden, der untere Theil aber sehr straff angezogen worden ist, damit dieser keine Ausbiegung, keinen Bauch erhält, sondern solcher vorn heraustritt, so wird die Oeffnung gleichfalls mit Nägeln geschlossen. Die Polste-

rung muß aber mit vieler Genauigkeit und so geschehen, daß die Wölbung gehörig hervortritt; dasselbe geschieht nun auch mit dem Sitzrahmen, der auf gleiche Weise gepolstert wird, indem man einen Theil offen läßt, wodurch die Haare oder das Gras gestopft werden. Auch hier wird rund herum um den Rahmen innerhalb ein Falz gelassen, woran die Leinwand mit Tapeziernägeln angenagelt wird. Sobald nun durch die Oeffnung der Sitz gut ausgepolstert worden ist, denn er muß eine schöne Wölbung nach der Mitte hin haben, so wird die Oeffnung mit Tapeziernägeln geschlossen. Man nagelt auch unter dem Riegelquadrate des Sitzrahmens Gurte kreuzweis an, und bringt zwischen diesen und der gespannten Leinwand, welche den Boden der Polsterung bildet, kleine Springfedern an, wodurch die Polsterung gehoben wird, wie bei einem Sopha. Ueber die Leinwand dieser Polsterung zieht man nun den Seidenstoff, entweder Sammet oder ein sehr festes Seidenzeug, entweder einfarbig, nach der Farbe des Zimmers und der Gardienen, oder gemuschelt, geflammt rc. Dieses Zeug wird nun an einen festen Köperband genähet, und dieser über die Leinwand rund herum mit Tapeziernägeln befestiget, und hierüber wird dann, zur Verdeckung der Nägel und des Bandes, ein schmales seidenes Band, von einer mit dem Ueberzuge harmonierender Farbe, mit Leimkleister angeklebt oder befestiget. Man kann den Ueberzug auch von Merino, Möbelkattun rc. rc. wählen, wie man es wünscht. Die Behandlung im Befestigen desselben bleibt dieselbe, wie angeführt worden; denn auch hierüber muß man zur Verdeckung der Nägel rc. seidenes Band kleben. Dieses seidene Band wird sowohl um die Ueberzüge der Polsterung der Rücklehne, als des Sitzrahmens gezogen. Man überzieht dergleichen Stühle auch mit Leder, mit Corduan oder Saffian, Maroquin rc., und wählt hierzu eine zur Dekoration des Zimmers passende Farbe. Das Holzwerk

der Stühle wird dann mit weißer Farbe angestrichen und lackirt. Man nimmt nämlich Bleyweiß, und reibt es mit gebleichtem Leinöle auf einem Reibesteine, nachdem es vorher schon mit Wasser abgerieben und wieder getrocknet worden, ab, und trägt es dann, mit Terpentinöl etwas verdünnt, mit einem Holländischen Borstenpinsel auf. Dieses ist nun die Grundfarbe, welche sehr eben und gut gestrichen seyn muß. Dann reibt man Kremnitzerweiß sehr sauber auf dem Reibsteine mit gebleichtem Leinöle ab, versetzt die abgeriebene Farbe mit etwas Terpentinöl, und trägt sie sehr eben mit dem schon genannten Pinsel auf; schleift sie dann, wenn sie trocken geworden ist, ab, und trägt zuletzt einen guten weißen Lackfirniß mit einem feinen Borsten- oder Fischhaarpinsel darüber. Dieser Firnißüberzug wird jedesmal mit einen Ballen von zusammengerollten Sahlleisten, oder mit einem Büffelleder, worauf man feinen Tripel gestreuet hat, abgerieben, damit er einen schönen Glanz erhält. Zur Darstellung eines solchen Firnisses nimmt man 6 Loth flüssigen Kopal, 12 Loth Sandarak, 6 Loth Mastix, 8 Loth gestoßenes weißes Glas, 5 Loth Venetianischen Terpentin und 64 Loth Alkohol oder Spiritus Vini. Man zerstößt das Harz (Sandarak und Mastix) zu Pulver, wie das Glas, und bringt das Gemenge in einen gläsernen Kolben, thut den Alkohol hinzu, und setzt den Kolben mit seiner Kugel in einen Kessel mit siedendem Wasser, und erhält das Wasser ein bis zwei Stunden in Wallung, während welcher Zeit die Masse beständig mit einem hölzernen Stäbchen, und zwar so lange umgerührt werden muß, bis die Auflösung der Harztheile erfolgt ist. Der Terpentin wird vorher in einem andern Gefäße bis zum Flüssigwerden erwärmt, und der übrigen Masse zugesetzt, und dann das Ganze noch eine halbe Stunde hindurch in heißem Wasser erhalten. Man nimmt hierauf den Kolben aus dem Wasser, und rührt die Mischung nochmals um, bis

sie zu erkalten anfängt. Den andern Tag wird die erfolgte Auflösung durch Baumwolle filtrirt, und der Firniß ist zum Auftragen fertig. Bei der Anwendung dieses Firnisses soll es gut seyn, um das schnelle Trocknen zu befördern, den lackirten Gegenstand der Wärme auszusetzen. Auch folgender Kopalfirniß soll zu dergleichen Holzmöbeln vorzüglich zu empfehlen seyn. Man nimmt 1 Loth vom reinsten Kopal und zerreibt ihn zu Pulver, thut ihn in kleinen Portionen in eine gläserne Flasche, in der sich bereits 4 Loth rectificirter Schwefeläther befinden, worauf man das Ganze während einer halben Stunde recht umschüttelt, und hierauf ruhig stehen läßt. Findet sich nach geschehenem Schütteln, daß die Wände des Glases mit dünnen Wellen bedeckt erscheinen, ohne daß die Flüssigkeit klar ist, so giebt dieses einen Beweis, daß die Auflösung des Kopals noch nicht vollständig ist, und es muß noch mehr Aether hinzugefügt werden. Dieser Kopalfirniß hat eine etwas gelbliche Farbe, und hält ein Viertheil bis ein Fünftheil Kopal gelöset. Soll dieser Firniß gebraucht werden, so ist es gut, um die schnelle Verflüchtigung des Aethers zu vermeiden, den damit zu lackirenden Körper vorher mit einer sehr dünnen Lage eines flüchtigen Oels zu bedecken, welches dann mit einem Lappen abgewischt wird, worauf der Firniß mit einem Pinsel aufgetragen werden kann. Man schleift ihn dann ab, welches darum geschieht, daß die Streifen der Pinselzüge nicht sichtbar bleiben. Fig. 9061 zeigt einen solchen gepolsterten Stuhl. — Die Feldstühle sind schon Th. 12, S. 535, erwähnt worden. Diese Stühle, die man jetzt auch sehr zierlich auf den Dampfschiffen hat, um auf dem Verdecke derselben bei schönem Wetter sitzen und sich die Wasserfläche oder den Wasserspiegel, oder eine reizende Umgegend anschauen zu können, gleichen den Sägeblöcken, worauf man das Brennholz zerschneidet oder zersägt. Sie bestehen nämlich aus zwei runden Kreuzständern, nicht ganz so dick

oder stark, als die Rouleaustangen. In der Mitte ist jeder dieser Kreuzständer mit einem Loche versehen, wodurch eine runde Stange läuft, welche beide verbindet, und so viel Spielraum an den Enden hat, wo sie durch die Löcher geht, daß sich die Kreuzfüße oder Ständer öffnen und zusammenlegen oder klappen können. Das durchlaufende Ende zu jeder Seite ist mit einem Niete versehen, damit die Stange nicht durchgehen kann. Die beiden gegenüber stehende Enden sind mit Querhölzern oder Riegeln oben und unten versehen, das heißt, jede Seite eines Feldstuhls bildet einen Rahmen, und beide Rahmen sind durch die schon erwähnte Mittelstange so über Kreuz verbunden, daß sie auf- und zugeklappt werden können, wie ein Sägeblock. Oben wird von dem einen Querriegel zum andern schwarz-, roth-, grün- oder gelb-, 2c. gefärbtes und lackirtes Leder gezogen, welches den Sitz bildet. Dieses Leder wird auf den Querleisten, welche mit den Ständern parallel laufen, zu beiden Seiten mit gelben oder weißen Tapeziernägeln so befestiget, daß auch diese Befestigung zierlich aussieht, indem man die Nägel immer einen halben Zoll weit von einander einschlägt, und solches in gerader, abgemessener Linie. Damit nun die beiden Rahmen unten, beim Aufspannen oder Aufklappen des Stuhls, nicht ausweichen können, so ist von dem einen Ständer des Rahmens bis zu dem gegenüber stehenden ein starker Gurt gezogen, der eine gleiche Weite mit dem oben ausgespannten Sitzleder hat. Im zusammengeklappten Zustande hängt das Sitzleder im Innern herab, und so auch die Fußgurte; sobald aber der Stuhl geöffnet oder ausgespannt wird, so wird das Leder oben straff und unten auch die Gurte, weil sie eine gleiche Weite mit dem Leder haben. Man sitzt nun ganz bequem auf einem solchen leicht tragbaren Stuhl, wie ihn Fig. 9062 zeigt. Das ganze Untergestell streicht man nun schwarz an und überstreicht die trockne Farbe mit einem Lackfirniß, oder man beizt

das Gestell schwarz und polirt es. Die schwarze Farbe bereitet man aus Frankfurter Schwarz, welches man mit Leinöl auf einem Reibsteine abreibt, und beim Anstreichen mit einem Borstenpinsel etwas Terpentinöl hinzuthut, um dadurch das schnellere Trocknen zu bewirken. Man kann nun darüber einen von den oben angeführten Lackfirnissen ziehen; auch einen Terpentinfirniß, den man aus Burgunder Harz, Terpentinöl und etwas Venetianischen Terpentin bereitet. Dieser Firniß hat jedoch die Eigenschaft, wenn er nicht gut zubereitet worden ist, zu kleben, das heißt, wenn man den Gegenstand, worauf er gestrichen worden, anfaßt, und ihn eine Weile in der Hand hält, oder mit der Hand hält, so klebt er, welches durch die Wärme der Hand hervorgebracht wird; deshalb ist ein Lackfirniß, wie er oben angegeben worden, vorzuziehen. Die schwarze Beitze erhält man mit einem starken Absud von Campecheholz, den man mehrere Male über das Holz zieht; auch mit einem Absud von Galläpfeln oder Sumach mehrere Male das Gestell warm bestrichen, und dann eine Auflösung von grünem Vitriol (schwefelsaurem Eisen) darüber gezogen, giebt eine schwarze Farbe. Beitzt man das Holz vorher, ehe es zu den Stühlen zusammengesetzt worden, so ist die beste schwarze Beitze, wenn man das Holz in einen Absud von Campecheholz legt, und dann in einen Absud von Galläpfeln und Eisenvitriol. Oder man nimmt auch rostige Eisenspäne, und kocht sie in Weinessig; wenn das Gekochte dunkelbraun geworden ist, so schüttet man grünen Vitriol darein, und läßt diese Mischung noch einmal aufkochen; streicht das Holz vorher mit einer Vorbeitze aus Blauspänen, in fließendem Wasser mit Alaun gekocht, oder aus Galläpfeln mit Essig, an, und legt dann das Holz in den vorherangegebenen Absud. Das Poliren geschieht auf dieselbe Weise, wie S. 212, angegeben worden. Man kann die Feldstühle auch mit festem gewikten Zeuge von mannigfaltigen Mustern, statt des Leders, überziehen. — Die

Armstühle, Lehnstühle, auch Großvaterstühle genannt, die man auch mit Backen machen kann, da sie dann den Namen Krankenstühle erhalten, oder so, daß man die etwas hohe Hinterlehne bis auf eine gewisse Tiefe herablassen kann, wo man sie dann Schlafstühle nennt, welches Alles auf die Einrichtung ankommt, sonst bleiben es immer die vorher angeführten Stühle in ihrer Hauptconstruktion oder in ihrer Hauptzusammensetzung. Einen solchen Arm- oder Großvaterstuhl zeigt Fig. 9063. Das Holz ist Mahagony- oder Zuckerkisten- oder es ist ein hartes einheimisches Holz, und auf Mahagonyart gebeitzt und polirt, so wie auch das ächte Mahagony- und Zuckerkistenholz noch polirt wird. Die sichtbaren Verzierungen daran sind bronzirt, mit einer schönen gelben Bronze, die gegen die dunkle Mahagonyfarbe sehr schön absticht. Der Ueberzug über die Polsterung ist entweder schwarz-, grün- oder gelb-gefärbtes und lackirtes Leder, oder es ist ein starker Möbelkattun, oder ein fester Merino, oder auch ein festes Seidenzeug von den genannten Farben, und gemuschelt oder sonst façonnirt. Die Polsterung geschieht, wie oben bei den Stühlen angeführt worden, und wie sie in der Fig. 9063 sichtbar ist; sie geschieht mit Seegras oder Pferdehaaren; die Letztere ist am theuersten, wenn man nicht zur Hälfte Kälberhaare dazu nimmt, welche die Unterlage bilden, worauf dann die Pferdehaare zu liegen kommen. Unter dem Stuhle sind Springfedern so angebracht, daß sie auf darunter genagelten festen Gurte ruhen. Die Unterlage des Ueberzuges der Polsterung ist auch hier feste oder derbe graue Leinwand. Rund herum setzt man aber eine sogenannte Wulst, welche aus Seegras oder Pferdehaaren besteht, auf, damit das ganze Gesäß einen festeren Halt hat. Diese Wulst besteht nämlich aus einem aus grauer Leinwand genäheten langen Schlauch, nach dem Verhältnisse des Umfanges vom Stuhle oder des Ge-

säßes. Dieser Schlauch wird nun mit Seegras oder mit Kälberhaaren sehr fest ausgestopft, so daß er eine Höhe von ungefähr 4 Zoll und eine Breite von 2 Zoll, auch darüber, hat. Man nähet und stopft ihn so aus, daß er eckig wird, und benähet ihn mit Bindfaden vermittelst einer Packnadel, besonders an den Enden, damit er recht steif und vierkantig wird. Diese Wulst befestiget man nun ringsherum oder im Kreise auf den zusammengesetzten Riegeln des Stuhls, weil hier das Gesäß einen Kreis bildet, so dicht an der Kante nach außen, als es angeht, zieht darüber die graue Leinwand als Unterfutter, und befestiget sie mit gewöhnlichen Tapeziernägeln an so vielen Stellen, als man es für nöthig findet, an den Stuhl, nur läßt man einen Theil der Wulst und des Ueberzugs offen, um durch diese Oeffnung die Auspolsterung mit dem Seegrase oder den Haaren zu verrichten. Man stopft nun eine von den beiden angeführten Materien unter die nur lose überzogene Leinwand so fest, daß sich die Leinwand gehörig wölbt, wie es in der Figur zu sehen ist. Wenn nun die Ausstopfung so geschehen ist, daß die Leinwand ganz straff darüber liegt, und das Ganze eine schöne Wölbung hat, so schließt man die Wulst und zieht die Leinwand über die geöffnet gewesene Stelle fest an, und befestiget sie gleichfalls daselbst mit Tapeziernägeln. Eben so macht man es auch mit der Polsterung der Armlehnen und auch der Rücklehne, wenn diese ganz gepolstert seyn sollte. Auf den Armlehnen kann man schon ausgestopfte Kissen befestigen, und darüber dann den Ueberzug ziehen, und mit Nägeln an dem Falze befestigen. Die Rücklehne wird auf gleiche Weise gepolstert, wie das Gesäß, nur fallen die Wülste hier fort, weil die Polsterung durch die Schweifung der Rücklehne, wie es in der Figur sichtbar ist, mehr nach außen hin geht. Bei den Großvaterstühlen mit einer aufgerichteten geraden Lehne würde dieses eher angehen, obgleich es aber

auch hier nicht geschieht, weil die Polsterung nicht gleich so niedergedrückt wird, als bei dem Gesäße. Denn bei dem Sitzen drückt man gerade auf denjenigen Theil des Gesäßes am stärksten, wo sich die Beine biegen, also muß hier eine stark befestigte Unterlage seyn; denn so wie man auf dem Stuhle sitzt, so drückt man mit dem untern Theile der Schenkel fest auf die Unterlage; wäre nun diese nicht stark, so würden die Haare oder das Seegras sehr bald nach dem hintern Theile des Gesäßes gedrückt werden, und dann würde dasselbe abschüssig herabgehen, so daß man einen ganz unbequemen Sitz erhielte, da vorn die Polsterung schmaler würde; dieses wird nun durch die festgestopfte Wulst verhindert. Der eigentliche oder Hauptüberzug wird nun mit kleinen gelbköpfigen Tapeziernägeln so befestiget, wie es in der Figur angedeutet worden. Man verziert dergleichen Lehn- oder Armstühle nach der neuern Art auch noch mit verschiedenen Bildhauerarbeiten. So z. B. läßt man die Lehnen- oder Armhalter, die beiden Vorderfüße, aus Greifen-, Straußen-, Löwen-, Tieger- rc. Theilen bestehen. Der eine Vordertheil dieser Thiere mit Kopf und Fuß bildet zu beiden Seiten den Fuß des Stuhls und Armhalters, wie es in Fig. 7255, Th. 128, zu sehen ist. Auch kann man noch andere Verzierungen anbringen, z. B. eine Korinthische oder Jonische Säule; das Kapitäl trägt den Arm als Gebälk, und die Säule oder vielmehr der Schaft bildet den Fuß; so wie man auch die Rücklehne, wenn man sie nicht polstern sollte, nach Art der oben angeführten Stuhllehnen verzieren kann. Die bequemsten Armstühle bleiben diejenigen, deren Rücklehne geschweift ist, wie Fig. 9063 zeigt, weil hier der Rücken sehr bequem liegen kann, welches bei den geraden aufgerichteten Lehnen, wenn sie auch gepolstert sind, nicht so der Fall ist. Auch kann man jene sehr gut zu Krankenstühlen gebrauchen, wenn man das in der Figur sichtbare Holz der Lehne auch polstert, so daß sich der

Kranke zu beiden Seiten daran mit dem Kopfe lehnen kann. Man kann auch oben einen Theil, woran der Kopf zu liegen kommt, hervortreten lassen, gleichsam wie eine Backe, welchen der Stuhlmacher oder Tischler durch ein zierlich ausgearbeitetes Stück Holz zu beiden Seiten der Lehne anfügt, welcher Theil dann so eingerichtet ist, daß er gepolstert werden kann, ohne der übrigen Holzbekleidung an Ansehen zu schaden, indem der Ueberzug des gepolsterten Theils, die Backen, mit dem Hauptüberzuge des Stuhls übereinstimmt. Einen solchen Krankenstuhl nach alter Art, der auch zugleich zum Schlafstuhle dient, indem die Hinterlehne vermittelst einiger Federn und eines Gestelles hinabgelassen, und so der vordere Theil des Fußgestelles hinaufgezogen werden kann, daß man bequem darauf liegen kann, zeigt Fig. 2771, Th. 47, wo dieser Krankenstuhl auch S. 596 beschrieben worden. Bequemer ist diese Art von Stühlen gewiß für Kranke als die neuere Façon, allein nicht so geschmackvoll; indessen lassen sich die neueren Formen auch sehr gut zum Liegen oder zu Schlafstühlen einrichten; man kann aber dieser Stühle jetzt entbehren, da man die Schlafsophas (s. oben, S. 183) hat, welche diesen Zweck vollkommen erfüllen, indem man hierauf sehr bequem liegen, auch sitzen und den Kopf anlegen oder anlehnen kann. — Der Sessel ist ein Stuhl ohne Lehne, bloß ein Gesäß, wie der Feldstuhl, nur mit dem Unterschiede, daß er vier Füße hat, wie jeder andere Stuhl, keine Kreuzfüße, wie der Feldstuhl zum Zusammenlegen. Die Sessel sind mit Rohr geflochten, aber auch gepolstert, und diese letztere Art möchte man wohl am meisten verbreitet finden, weniger die erste Art, mit Rohr geflochten. S. auch den Art. Sessel, Th. 153, S. 464. Das untere Gestell dieser Stühle besteht aus einem runden Kranze, oder auch aus einem viereckigen, indem die Riegel mit Leim innig zusammengefügt worden. Die vier Füße werden durch

Zapfen mit Leim in die dazu gebohrten Löcher eingelassen und so befestiget. Die Füße sind an den älteren Sesseln von einem Drechsler abgedrehet, und haben unten mehrere Ringe als Verzierung; bei den neueren Sesseln sind sie gleich den Füßen der Stühle, nach unten zu etwas geschweift und eckig, wie Fig. 9064 einen solchen Sessel zeigt. Die Polsterung des Sitzes geschieht, wie es oben bei den Stühlen, S. 220, angeführt worden. Man überzieht den gepolsterten Sitz mit Möbelkattun, Merino, Seidenzeug, von der Farbe, wie das Zimmer dekorirt worden, worein man sie stellt, oder wie man es für gut findet. Die Füße und deren Kranz oder Riegelfassung sind entweder mit Farbe angestrichen und lackirt, oder sie sind gebeitzt und polirt. Der Anstrich geschieht mit einer weißen Farbe, oder mit einer mahagonyartigen, und der Ueberzug ist ein Lackfirniß; die Beitze ist mahagonyartig ꝛc., und die Politur geschieht mit einer Schellackauflösung, wie es schon oben, S. 212 angeführt worden. — Dieses sind die Hauptstuhlarten, die vorkommen, die übrigen sind bloße Abänderungen davon, welche Abänderungen theils in der Form, Höhe und Tiefe, theils auch in den Verzierungen der Rücklehnen und Armlehnen ꝛc. liegen. — Die Langstühle, wie die Kanapees, Ottomanen ꝛc., sind schon unter ihrem Namen in der Encyklopädie angeführt worden; s. die Art. Canape, Th. 7, S. 573 u. f.; Duchesse, Th. 9, S. 677; Ottomane, Th. 105, S. 702; Ruhebett, Th. 128, S. 469 (dieses Ruhebett ist das eigentliche Schlafsopha; s. oben S. 183). — Das Sopha ist Th. 156 übergangen worden, auch unter Sofa oder Soffa ist es nicht erwähnt worden, daher muß hier noch Einiges darüber nachgetragen werden. Das Sopha ist uns aus dem Oriente zugekommen, so viel ist gewiß, woher es aber den Namen erhalten hat, ob von dem Worte Sophi der Griechen, oder von dem Zunamen Sophi der Persi-

schen Könige, den man auch Sofi, Soffi schreibt, ist ungewiß, weil darüber Alles schweigt, keine Kunde giebt. Aller Wahrscheinlichkeit nach kommt es von den Persern, überhaupt den Mohamedanern her, weil diese die Ruhe lieben, auf einem Sopha oder Ruhesitze, auf welchen sie sich gemächlich hinstrecken können, bei einer Pfeife Tabak ihrem Geiste Audienz geben. Dieses liebt der Türke oder Osmane, dieses der Perser, und dieses auch der Araber. Alle lieben diese Behaglichkeit, besonders aus den höheren und begüterten Ständen oder Familien. Die Griechischen Weltweisen oder Sophi haben wohl zu diesem Worte keine Veranlassung gegeben, da sie wohl nicht auf eine so behagliche Weise über wissenschaftliche Gegenstände meditirten; denn selbst bei der Anstrengung des Geistes ist der Körper lebendig, aufgeregt, und wenn es Aufgaben giebt, die nur in großer Ruhe, im stillen Nachdenken zu lösen sind, so möchte wohl jeder Sitz dazu, der nur einige Bequemlichkeiten darbietet, willkommen seyn, nicht aber ein behagliches elastisches Ruhebett, welches eher körperliche, wollüstige Empfindungen erregt, oder ein süßes behagliches Gefühl bei den durch irgend einen Genuß erschlafften oder überreitzten Muskeln und Nerven, durch Ruhe hervorgebracht, nicht aber um dem Geiste dadurch seine Anstrengung zu erleichtern, ihn fähig zu machen, tiefer aus dem Borne der Erkenntniß zu schöpfen, und deshalb gehört auch das Sopha den behaglichen Morgenländern neuerer Zeit eher an, als den Griechen; mithin ist es, wie die Ottomane, Türquoise, der Divan ꝛc., eine Erfindung der Perser, Osmanen ꝛc., um seinen Körper behaglich ruhen zu lassen, um ihn kosten zu lassen das dolce far niente. Ohne nun weiter darüber nachzugrübeln, woher dieser Langsitz seinen Namen erhalten hat, ist es nöthig, ihn hier näher zu beschreiben, weil er bei uns als ein elegantes Zimmermöbel in den Prunk- und Wohnzimmern einen Platz erhalten hat,

und hier auf eine gewiß sehr befriedigende, dem Schönheitsgefühle genügende Weise eine Hauptwand ziert. Das Sophagestell besteht aus vierundzwanzig Theilen, zehn Theile gehören zu den beiden Seitenlehnen, sechs Theile zur Hinter- oder Rücklehne, und acht Theile zu dem Langsitze oder Fußgestelle. Die Länge ist verschieden, und beträgt 4, 4½ und 5 Fuß, auch wohl etwas darüber, innerhalb der Seitenlehnen, und die Tiefe 1 Fuß 10 Zoll, auch etwas darunter oder darüber, weil dieses sich oft nach der Polsterung richtet; die Höhe des Sophas ist 3 Fuß und einige Zoll, das heißt, die ganze Höhe bis zu dem Rande der Lehnen; die Sitzhöhe 1 Fuß 7 bis 8 Zoll, von der Diele bis zum Sitze oder zum Ausgange der Polsterung des Sitzes. Jede Seitenlehne besteht aus vier Theilen, die ihr eigentlich zugehören, und aus einem Theile, der zum Langsitze gehört; die Rücklehne aus sechs Theilen, und der Langsitz aus acht Theilen, und mit den beiden Querleisten in den Seitenlehnen, die zum Langsitze gehören, aus zehn Theilen, so daß vierundzwanzig Theile herauskommen. Jede Seitenlehne besteht aus zwei Hauptständern, die zugleich die beiden Füße, den Vorder- und Hinterfuß, der einen Seite bilden, aus zwei Querhölzern oder Riegeln, welche die beiden Ständer zusammen verbinden, wovon die obere den Sopha schließt, und mit den Ständern eine gleiche Biegung nach außen erhalten hat, wie Fig. 9065 zeigt; zwischen dem zweiten Querholze oder Riegel und dem dritten, der zu dem Langsitze gehört, wird die durchgehende Polsterung an den Letzteren befestiget. Die beiden Seitenlehnen bilden zu beiden Seiten nach außen hin einen offenen Rahmen über der Polsterung, der mit Bildhauerarbeiten verziert wird, wie man in der angeführten Figur sieht, aber auch offen gelassen werden kann, wo dann der Ueberzug der Polsterung ihn füllt, oder gleichsam das Bild oder der Spiegel desselben ist. Sämmtliche Riegel sind mit ihren Pflöcken oder Falzen

in den ausgebohrten oder ausgestämmten Löchern der Ständer mit Leim befestiget, wie oben, unter der Zusammensetzung der Stühle gezeigt worden ist. Zu beiden Seiten der Seitenlehnen werden nun die langen Querhölzer oder Langriegel mit ihren Falzen oder Zapfen in die Löcher der Lehnenständer eingelassen, so daß sie mit den beiden Querhölzern oder Riegeln der Seitenlehnen ein langes Quadrat bilden, welches in gewissen Distanzen von den beiden Endpunkten noch mit zwei geschweiften oder gebogenen Querleisten zusammengehalten wird, so, daß sie nicht ausweichen können. Diese Querleisten sind gleichfalls mit Pflöcken oder Falzen in den Löchern der Langriegel mit Leim befestiget, die auch zugleich die vier Füße mit verbinden, von denen zwei vorn und zwei hinten zu stehen kommen, und in die Löcher der Langriegel durch Pflöcke eingefugt sind, so daß der ganze Sopha auf acht Füßen steht. Die neuesten Sophas haben jedoch nur vier Füße, welche durch die Seitenlehnen gebildet werden, indem jede Seitenlehne zwei geschweifte Füße hat, welche die Ständer bilden. Die Langriegel sind aber dann weit stärker, wie bei den Bettstellen, haben aber die beiden Querleisten, wie vorher angeführt worden. Die oben angeführte Figur zeigt ein solches Sopha, nach der neuesten Art, wo die Langriegel stark auslaufen, und nur vier Füße das Sopha, wie bei einer Bettstelle, tragen. Die Hinterlehne besteht aus vier Querhölzern, die gleich einem Rahmen verbunden sind, jedoch so ausgeschweift, daß das unterste Langholz um vieles kürzer, als das oberste ist, welches bis an die Schweifung reicht, und von der Biegung oder Schweifung der Seitenlehne herrührt; so weit diese nach oben zu hinausgeht, um so viel verkürzt sich der untere Querriegel. Auch diese vier Riegelhölzer, welche die Rücklehne bilden, werden durch Zapfen und Falze in einander gefugt, und die ganze Lehne nach hinten durch zwei Querriegel befestiget. Diese Lehne wird nun durch

ihre Zapfen oder Falze, sowohl in das Hinterlangholz des Untergestelles, als in die Seitenlehne vermittelst eines starken Leimes eingelassen und befestiget. Nachdem nun alle hier angegebenen Theile, wie man sie aus der einen Hälfte des Sophas, Fig. 9065, ersieht, in einander gezapft und gefalzt worden, und das ganze Sophagestell fertig ist, wird es, wenn es nicht mit Mahagonyholz furnirt oder das Holz schon vorher gebeitzt seyn sollte, auf Mahagonyart gebeitzt, und wenn dieses geschehen ist, polirt, wie es oben, S. 212, angegeben worden ist. Die Polsterung des Gesäßes, der Rückenlehne und der Seitenlehnen geschieht nun ganz auf die Weise, wie es bei dem Armstuhle, oben, S. 220 u. f., beschrieben worden ist. Man verfertiget erst eine Wulst von 5 bis 6 Zoll Höhe und ungefähr 3 bis 3½ Zoll Breite, das heißt, man nähet einen Schlauch, welcher diese Stärke oder Dicke hat, wenn er ausgestopft ist, von Leinwand, und in der Länge des Vorderlangholzes des Gesäßes, stopft ihn mit Seegras oder Kälberhaaren ganz dicht aus, damit er eine gewisse Festigkeit und Härte erlangt, und befestiget ihn, nachdem er mit Bindfaden vermittelst einer Packnadel rund herum recht fest an den Kanten durchzogen worden, vorn auf dem Langholze des Gesäßrahmens. Man überzieht aber vorher, ehe dieses geschieht, den obern Theil des Gesäßrahmens mit starker grauer Leinwand, wo möglich doppelt, und befestiget sie mit Tapeziernägeln, indem man die Leinwand unterlegt und stark geköperten Leinenband darauf rundherum festnagelt, so daß sie nicht ausweichen kann. Der untere Theil des Sitzrahmens wird nun mit anderthalb bis zwei Zoll breiten festen Gurten benagelt. Drei Langgurte von einem Tiefriegel bis zu dem andern, in gewissen Distanzen auseinander, und sieben, acht bis neun Quergurte von einem Langriegel oder Langholze zum andern, jeder Gurt von dem andern ungefähr 6 Zoll auseinander oder entfernt. Zwischen der Leinwand und

diesen Gurten werden die Springfedern aufgestellt, so daß jedesmal auf einem Quergurte, der durch die Langgurte durchgezogen wird, drei Springfedern stehen, und dieses da, wo sich die beiden Gurte berühren. Wenn daher durch die drei Langgurte sieben Quergurte gehen, so sind einundzwanzig Springfedern nöthig ꝛc. Die Springfedern werden auf dem Kreuze der Gurte, wo sich nämlich der Langgurt mit dem Quergurte berühren, und durch das Ueber- und Unterziehen ein Kreuz bilden, mit Bindfaden befestiget; sowohl oben von einer Springfeder zur andern, so, daß der Bindfaden die Kreuz und Quere geht, auch unter der ganzen Leinwand hinläuft, und an die Lang- und Querhölzer befestiget wird; unten werden sie an die Gurte mit dem Bindfaden durch eine Packnadel befestiget, indem man sie mit dem Bindfaden gleichsam daran nähet. Man schlägt nämlich den Bindfaden herum, führt ihn mit der Packnadel durch den Gurt, und befestiget sie daran durch mehrere Stiche. Wenn dieses geschehen ist, so wird mit der Polsterung begonnen. Die Wulst wird aufgesetzt, die graue Leinwand, welche oben die Decke bildet, und gleichsam mit der untern den Sack macht, der die Füllung oder Polsterung enthält, herüber gezogen, und an dem Vorderlangriegel mit Nägeln befestiget. Jetzt packt man nun das Seegras, oder die Kälber- und Pferdehaare, womit man den Sopha polstern will, auf die untere Leinwand, worunter die Springfedern angebracht sind, ordnet das Gras oder die Haare überall gleich, nur bei den Haaren legt man die Kälberhaare unten, wenn man es nicht vorziehen sollte, lauter Pferdehaare zu nehmen, wodurch das ganze Polster mehr Federkraft gewinnt. Man zieht nun die Leinwand über die gehörig vertheilte Polstermaterie zu sich herüber, und befestiget sie an dem Hinterlangriegel wiederum mit Nägeln, läßt jedoch noch ein Ende in der Mitte auf, wodurch man die Polsterung noch gleicher und ebener macht, auch noch

Gras oder Haare nachstopft, wo es nöthig ist, so daß das Ganze eine schöne Wölbung erhält; besonders stößt man die Haare gegen die Wulst zu fest an, damit diese durch das Sitzen auf dem Sopha nicht so leicht niedergedrückt werde. Sobald das Ganze nach Wunsch gepolstert ist, so wird auch der noch offene Theil der Leinwand geschlossen. Man polstert nun die Seitenlehnen zu beiden Seiten, und sollten sie bloß Kissen haben, die an die Lehnen gelegt werden, so werden diese gepolstert, wie es in der Fig. 9063 zu sehen ist. Dann wird die Hinterlehne auf gleiche Weise gepolstert, nur daß bei diesen Polsterungen die Springfedern wegfallen und auch die Gurte. Wenn nun die Rücklehne gehörig gepolstert ist, so wird sie hinten am Sopha durch die Pflöcke und Falze eingelassen. Dieser Sopha wird nun mit Möbelkattun, Merino oder Seidenzeug überzogen, und solches in der Farbe, überhaupt Dekoration des Zimmers, worein er gestellt wird. Das Zeug wird mit Tapeziernägeln befestiget und darüber ein schönes seidenes Band mit Leimkleister geklebt, so daß man die Nägel nicht zu sehen bekommt. Auf eine gleiche Art geschieht die Polsterung von allen Langstühlen, und wo Langstühle mit Rohr geflochten werden sollen, da geschieht es, wie es oben, S. 207 u. f., angegeben worden ist.

Stuhl (Arm=), Stühle, welche Arme oder Armlehnen haben, wie die Großvater=, Sorge=, Schlaf= oder Ruhe=, Kranken= ꝛc. Stühle; s. oben, unter Stuhl. Ein Armstuhl der Harthörigen, s. unter Gehör, Th. 16, S. 661.

—, bei der Artillerie, der hölzerne Klotz, welcher als Gestell für die Mortière dient; ist dieses von Metall angegossen, so heißt es Fuß.

— (Backen=), eine Art Armstuhl, welcher zu beiden Seiten hervorstehende Backen hat, damit man sich daran

legen kann, wie solches schon oben, S. 223, angeführt worden ist.

Stuhl (Beicht=), im Allgemeinen derjenige Stuhl, wo man hinkniet, um zu beichten. Insbesondere aber in der Kirche oder in einem dazu gehörigen Theile derselben, wie z. B. in der Sakristey, ist der Beichtstuhl ein ordentlicher Stuhl, welcher die Gestalt eines geschlossenen Stuhls hat, von einer oder zwei hölzernen Wänden, die manchmal vergoldet oder mit Bildhauerarbeiten reichlich verziert sind, umgeben oder eingeschlossen. In der Mitte ist ein Gitter, wodurch der sitzende Geistliche von dem knieenden Beichter oder Büßenden die Beichte anhört, und die Lossprechung ertheilt. Bei den Beichtstühlen stehen dann diejenigen, welche beichten wollen, in einer gewissen Ordnung hintereinander, daß sie einzeln nach einander eintreten, und ihre Beichte ablegen können. S. auch oben, unter Stuhl.

—, im Bergwerke, der krumme Theil am Grubenlichte, darin oben der Wirbel des Hakens geht, unten aber das eigentliche Grubenlicht als eine Lampe befestiget ist.

— (Bet=), ein Stuhl, in welchem man knieen und beten kann. Ferner ein Bock oder ein Schämel, der zum Knieen fest steht, oder auch bei feierlichen Umzügen den Vornehmen nachgetragen wird, damit sie nicht nöthig haben, sich auf die Erde niederzuknieen, wie die gewöhnlichen Leute.

— (Bischofs=), s. unter Katheder, Th. 35.

— (blutiger), s. Hämorrhoiden, Th. 20, S. 647 u. f., und oben, S. 201.

— (Chor=), ein Stuhl auf dem Chore in einer Kirche.

— (Dach=), an einem Gebäude, s. oben, S. 199, und Th. 8, S. 622.

— (Dinge=), s. oben, S. 201, und Th. 9, S. 320.

— (Dreh=), s. Th. 9, S. 505.

Stuhl (**Englischer**), verschiedene mit Rohr geflochtene, als auch gepolsterte Stühle, welche uns zuerst aus England zugeführt worden sind, deren damals (in den 1780r Jahren) neue Formen in England erfunden worden, und deshalb erhielten diese Stühle auch den Namen der Englischen. Sie gaben damals zu einem neuen Gewerbszweige Veranlassung, dem Handwerke der Englischen Stuhlmacher, weil einige Tischler, Drechsler ꝛc., sich ausschließlich mit der Anfertigung dieser Stühle beschäftigten, und sich darnach nannten, Lehrburschen annahmen und auslernten ꝛc.

— (Fahr=), ein Stuhl, worunter Rollen angebracht worden, um damit hin und her im Zimmer fahren zu können. Unter den Füßen des Stuhls sind nämlich von festem Holze kleine runde Kugeln, wie die Kegel= oder Billardkugeln, in einer eisernen Vorrichtung, einem Gewinde, so angebracht, daß sie sich nach allen Seiten hin frei bewegen können, indem sie in diesem Gewinde sich frei umdrehen können, und da dieses Gewinde sich selbst dreht, so können auch die Kugeln oder Walzen unter den vier Stuhlfüßen alle Richtungen annehmen, die der Stuhl machen soll, indem sie sich nach der Drehung des Stuhls auch dahin drehen, wo man ihn hin haben will. Ein fester Metallstift geht nämlich in der Mitte durch die Kugel, und ist zu beiden Enden an dem eisernen Gewinde befestiget. Man gebraucht diese Stühle für Kranke, welche sich in der Stube bald an das Fenster, bald an einen andern Ort fahren lassen wollen.

— (Feld=), s. oben, S. 217.

— (Fenster=), werden die kleinen gepolsterten Sessel ohne Lehne genannt, die man auf eine Fensterbank stellt, um so die Aussicht auf die Straße zu haben; worauf auch Frauenzimmer sitzen, und am Fenster nähen, sticken und andere Arbeiten machen können.

— (flüssiger), s. oben, S. 201.

Stuhl (Frey=), s. oben, S. 201. Die Freystühle sind eben so viel, als die Westphälischen Fehmgerichte; s. Vehmgericht, unter V.

— (Garten=), ein hölzerner Lehnstuhl oder Armstuhl, der mit weißer Oelfarbe angestrichen worden, und der deshalb auch des Nachts im Garten stehen bleiben kann, weil er so leicht durch die Witterung nicht leidet. Auch das Gesäß ist hier Holz. Man hat dergleichen Stühle auch grün, mit grüner Oelfarbe, aus Grünspan bereitet, angestrichen. Zur Zierde ist die Rücklehne auch wohl gegittert, hat Stäbchen mit Rinnen, die man beim Anstriche besonders hervorzuheben sucht.

—, beim Gärtner, der Boden oder der untere fleischige Theil der Artischocken.

— (Gebär=), s. Stuhl (Geburts=).

— (Geburts=), Gebärstuhl, Kreißstuhl, s. unter Hebamme, Th. 22, S. 543. Eine Kreissende, oder ein sich in Geburtsnöthen befindendes Frauenzimmer kann bei einer natürlichen Geburt zwar in verschiedenen Lagen oder Stellungen gebären, als sitzend, auf dem Rücken, auf der Seite liegend oder stehend; allein zur Bequemlichkeit der Gebärenden selbst, als auch der Hebamme oder des Geburtshelfers, und zur Sicherheit und Schonung der Geburtstheile, auch zur Beförderung der Geburt, hat man gewisse Stühle und Betten erfunden, worauf man der Gebärenden die für jede Periode der Geburt nöthige Lage verschaffen kann. Man hat diese Maschine nach dem Urtheile der Geburtshelfer vor dem dritten Zeitraume der Geburt nicht nöthig, wenn aber dieser eintritt, und der Kopf des Kindes in das Becken herunter zu steigen anfängt, so muß die Stellung der Gebärenden so seyn, daß sie halb sizzend und halb liegend ist. In dem letzten Zeitraume muß sie aber in einer fast völlig liegenden Stellung erhalten werden, damit die Achse des Kindes mit der Achse der Gebärmutter möglichst parallel werde. Daß dieses

nicht alle Geburtshelfer bedacht haben, geht daraus hervor, daß die ältesten Geburtsstühle zum Theil noch sehr mangelhaft und unbequem sind; denn sie haben keine bewegliche Rücklehne, weshalb man der Gebärenden die niedrige Lage nicht verschaffen kann, die sie nöthig hat. Zu einem guten Geburtsstuhle oder Geburtsbette wird erfordert: daß die Gebärende weder zu hoch, noch zu niedrig, mit dem Leibe ein wenig abhängend, und so liege, daß das Steisbein nicht nach innen gedrückt werde; daß sie durch Anstemmung ihrer Füße und Festhalten mit ihren Händen ruhig liegen und die Wehen ordentlich verarbeiten könne; daß für ihre Reinlichkeit und Schamhaftigkeit, auch für das äußere gute Ansehen gesorgt sey; daß man die Lage mit dem Rücken verändere, sie höher, oder niedriger machen könne; daß die Hebamme oder der Geburtshelfer so vor der Gebärenden sitzen oder knieen, ohne sich Zwang an zu thun, und frei und bequem die nöthige Hülfe leisten könne. Man findet die ersten Nachrichten von einem Geburtsstuhle beim Hippokrates und Moschion; nach diesem hat Euchar Rhodion uns die erste Abbildung eines solchen Stuhls geliefert. Der Stuhl selbst besteht aus einem auf vier Füßen ruhenden Gestelle, die Rücklehne ist unbeweglich, und das Sitzbrett hat einen Ausschnitt. Der Rueffsche Stuhl ist um nichts besser, als daß er unten mit einem Tuche umwunden ist, um die Scham der Kreissenden zu bedecken, und die äußere Luft abzuhalten. Andere Stühle dieser Art haben gar keine Rücklehne, ein Gehülfe vertritt ihre Stelle, indem er die Gebärende auf seinen Leib mit dem Rücken aufliegen läßt, und sie mit den Armen festhält; statt der Armlehnen sind Bretter daran, woran Knöpfe, von Holz gedrehet, sitzen, woran sich die Frau festhält. Der Welschische Stuhl ist schon besser gebauet; denn seine Rücklehne ist beweglich, und daran sind kleine Bretter befestiget, um den Kopf aufzulegen. Dieser Stuhl ist in neuerer

Zeit von Voelters und der Wiedemann verbessert worden, indem man Fußschämel daran angebracht hat, gegen welche die Gebährende die Füße anstemmen kann. Der Stuhl der Siegmund hat zwar zum Ausarbeiten der Wehen viele Vortheile, und kann in ein Ruhebett verwandelt werden; allein zu den Operationen des Geburtshelfers ist er nicht bequem genug. Der Deventerische Geburtsstuhl hat dagegen mehr Vorzüge, und besonders durch die Verbesserung von Fried, dem Vater. Auch Hagen hat uns einen Geburtsstuhl geliefert, der von den zuletzt angezeigten nur wenig verschieden ist, also auch als keine Verbesserung angesehen werden kann. Der bekannte Mekel, der Vater, hat einen Geburtsstuhl erfunden, der mit einer beweglichen Rücklehne und Fußschämeln versehen ist, die erniedriget und erhöhet werden können. Auch die neuesten Stühle haben eine gleiche Gestalt, nur sind sie einfacher und bequemer durch einen vortheilhafteren Mechanismus zusammengesetzt, so, daß sie das Unbehülfliche der älteren verloren haben. Von den Geburtsbetten giebt es gleichfalls mehrere, wie von den Stühlen. Van Hoorn hat zwei dergleichen beschrieben, woran das Gestell aus Stühlen bereitet wird; allein da mehrere Gehülfen dabei gebraucht werden, so sind sie nicht die bequemsten. Fried, der Vater, hat ein besseres erfunden, welches sein Sohn, Fried der Jüngere, abgebildet und beschrieben hat, ob ihm gleich die Fußtritte fehlen. Weit vollkommener ist dasjenige, welches Henkel beschreibt, und das sowohl mit einer Rücklehne, die erhöhet und erniedriget werden kann, als auch mit Fußtritten versehen ist. Auch Hagen hat ein bequemes Geburtsbett mitgetheilt, welches, außer dem Vortheile des Mekelschen Bettes, noch diejenigen hat, daß es auseinander genommen, zusammengelegt und transportirt werden kann. Unter allen Erfindungen aber, worin die Ausländer zum Theil so reich, als wir Deutsche sind, ist keines, welches mehr Bequemlichkeit

darbietet, und dabei äußern Anstand und Nützlichkeit mit einander verbindet, als das Geburtsbett und der Geburtsstuhl des Professors Stein, welches so gebauet ist, daß die ganze Maschine sowohl zum Geburtsstuhle, als Geburtsbett gebraucht, und nach dem Gebrauche in ein zierliches Ruhebett verwandelt werden kann. Nach diesem Bette und Stuhle sind die neuesten Verbesserungen mit diesen Stühlen und Betten gemacht worden, die aber nichts wesentliches Neues enthalten, als nur, wie schon bemerkt, mehr in der Bequemlichkeit und bessern Construktion, leichteren Beweglichkeit; denn an dem Uebrigen ließ sich nichts ändern.

Stuhl (geflochtener), zum Unterschiede des gepolsterten, ein Stuhl, dessen Sitzrahmen mit Spanischem Stuhlrohre geflochten worden, auch wohl die Rücklehne; s. oben, unter Stuhl.

— (Geld-), ein angelegtes Kapital, welches sich verzinset oder Zinsen trägt. Daher nennt man auch ein ausstehendes Kapital noch in einigen Gegenden ein Hauptstuhl; s. auch oben, S. 198.

— (gepolsterter), ein Stuhl, dessen Sitz, auch oft die Rücklehne, mit Seegras, Haaren 2c. ausgestopft oder gepolstert wird; s. oben, unter Stuhl.

— (Gerichts-), s. oben, S. 201, und Stuhl (Richter-).

— (Gesellschafts-), Visitenstuhl, werden diejenigen Stühle genannt, welche man in den Prunkzimmern zu stehen hat, und die sich sowohl durch ihre Form, als auch durch das feine Holz, woraus sie bestehen, sich auszeichnen. Es sind Stühle von Mahagony-, Zuckerkisten-, Birnbaum-, Birken- und dergleichen Hölzern, welchen eine schöne Politur gegeben worden; auch zeichnen sie sich durch ihre mannigfaltig verzierten Rücklehnen aus. Man hat sie sowohl gepolstert und mit Sammet, Sammetmanchester, verschiedenen Seidenzeugen, Merino 2c. überzogen, als auch mit Spanischem Rohre geflochten. S. oben, unter Stuhl.

Stuhl, in der Glashütte. Hier werden Stühle die kurzen Bänke genannt, die in den Glashütten den Arbeitern zum Sitzen dienen. Sie haben vier Füße, auf beiden Enden einen hölzernen Arm, der auf zwei senkrechten Hölzern befestiget ist, und auf dem einen Ende weit über die Bank hinüber ragt. Der rechte ist von außen mit einem starken Bleche von Eisen beschlagen. Diese Stühle haben den Zweck, daß die Pfeife mit der Glasmaterie auf denselben herumgedrehet, und die Glasblase gebildet wird (s. Glasmachen). Der eine Arm ist deshalb mit Eisenblech beschlagen, damit der glühende Kopf der Pfeife bei dieser Arbeit nicht den hölzernen Arm anzünde und verbrenne.

— (Glocken=), s. Th. 19, S. 194, und oben, S. 199.

— (Großvater=), s. oben, unter Stuhl, S. 219.

— (Haupt=), s. Stuhl (Geld=).

— (Hebammen=), eine Benennung des Geburtsstuhls, s. Stuhl (Geburts=).

— (Herren=), s. Th. 23, S. 89.

—, beim Holzfloß, werden diejenigen Erhöhungen genannt, worauf die Floßleute mit der Petsche gehen und handthieren können. Auf jedem Flosse sind zwei dergleichen Stühle, der eine von fünf, der andere von vier Schwarten.

— (Kammer=), s. Stuhl (Nacht=).

— (Kegel=), s. Th. 36.

— (Kinder=), s. Th. 37, S. 867.

— (Kirchen=), s. Th. 38, S. 804.

— (Königs=), s. Th. 43, S. 690.

— (Kranken=), s. oben, S. 223, und Th. 47, S. 596.

— (Kreiß=), s. Stuhl (Geburts=).

— (Kröpel=), ein niedriger Armstuhl, ein Stuhl von nur geringer Höhe, mit etwas ausgeschweiften Seitenlehnen. Man hat diese Stühle sowohl gepolstert, als

auch mit Rohr geflochten. Die erstere Art ist jedoch die verbreitetste. Gewöhnlich haben sie hinten ein Oval, oder die Lehne bildet am Obertheile, das heißt, über dem Sitze, eine ovalrunde Form. Fig. 9066 zeigt einen solchen Stuhl, von dem früher das Holz mit weißer Farbe angestrichen und lackirt worden. In neuester Zeit findet man dergleichen Stühle noch in den alten Prachtzimmern auf Schlössern, in Pallästen, auch in Privatgebäuden vor. Die gepolsterten Sitze sind gewöhnlich mit einem farbigen Damaste oder mit Gros de Tour überzogen, und das Rohr der geflochtenen Hinterlehne ist gleichfalls weiß angestrichen und lackirt. S. auch Th. 54, unter Kröpel.

Stuhl (Lade-), s. Th. 58, S. 640.

— (Land-), s. Th. 63.

— (Lang-), werden diejenigen Stühle genannt, worauf mehrere Personen sitzen können, als die Sophas, Kanapees, Ottomanen ꝛc.; s. oben, unter Stuhl.

— (lederner), ein mit Leder überzogener oder beschlagener Stuhl. Sie wurden ehemals von den Täschnern angefertiget, sind aber jetzt ganz aus der Mode gekommen, wenigstens kommen sie nur noch sehr selten in einer Haushaltung vor, da sie schon zu Ende des verwichenen Jahrhunderts nicht mehr als modern galten. Der einzige Stuhl, der noch mit diesem Kleide angethan erscheint, ist der Großvaterstuhl, jedoch auch nur selten, dennoch hat sich bei diesem die Mode noch am längsten erhalten. Sie haben gewöhnlich eine vierkantige Rücklehne, die, wie der Sitz, mit Haaren gepolstert ist, und mit Juchten oder Juften beschlagen wird. Es werden zuerst vier Gurte ins Kreuz, sowohl auf der Lehne, als auf dem Sitze, ausgespannt und angeschlagen; das Leder wird mit kleinen Pinnen am Umfange durch einen darauf gelegten Riemen angeschlagen, und dann mie Haaren gepolstert und vollgestopft. Hierher

kann man auch die schon oben unter Stuhl angeführten Feldstühle rechnen, welche die Offiziere im Felde bei der Armee im Lager haben, und die mit einem gewöhnlichen Leder überzogen sind.

Stuhl (Lege=), bei den Papiermachern; s. Th. 67, S. 737.

— (Lehen=), ehemals im Deutschen Reiche die Benennung des Kaiserlichen Lehnstuhls, ein ehemaliger Lehns-Gebrauch; s. Th. 69, S. 518.

— (Lehn=), s. Armstuhl oder Stuhl (Arm=).

— (Lehr=), s. Katheder, Th. 35.

— (Leib=), s. Stuhl (Nacht=).

—, in den Metallhütten, wird das Aufsetzen der Erze im Schmelzen genannt, wenn sich nämlich im Schmelzen ein Erz auf das andere setzt.

— (Nacht=), Leibstuhl, Kammerstuhl, Afterstuhl, s. Th. 71, S. 436, und Th. 100, S. 293 u. f.

— (Ober=), s. oben, S. 199.

— (Predigt=), die Kanzel, s. diesen Artikel, Th. 34, S. 501.

— (Rechts=), Gerichtsstuhl, s. oben, S. 201.

— (Ruhe=), s. Th. 128, S. 478.

—, im Salzwerke, s. oben, S. 199.

— (Sanct=Peters=), wird der Stuhl des Pabstes in Rom genannt.

— (Schlaf=), Ruhestuhl, s. Th. 128, S. 478, und oben, unter Stuhl.

—, in der Schmelzhütte, s. oben, S. 199.

— (Schöppen=), s. daselbst, S. 201.

—, beim Seidenwirker, s. diesen Artikel, Th. 152, S. 459.

—, beim Siebmacher, der Drahtbodenstuhl.

— (Sorge=), s. oben, S. 200.

—, in der Sprachkunst, s. oben, S. 198 u. f.

— (Stock=), s. Th. 174, S. 426 u. f.

— (Stroh=), ein Stuhl, welcher mit Strohbändern oder

getrocknetem Schilfe geflochten worden, zum Unterschiede der Rohrstühle, welche mit Spanischem Rohre geflochten werden.

Stuhl (Strumpfmacher=), s. Th. 176, S. 186.

—, beim Stuhlmacher, s. oben, S. 201 u. f.

— (Tafel=), s. Stuhl (Zimmer=).

— (Toiletten=), Fr. Bidet avec toilette necessaire, ein Zimmerstuhl, in dessen Rücklehne ein flaches Spindchen sehr zierlich angebracht worden, worin eine Dame, auch ein Herr, das nöthige Toilettengeräth bequem verbergen kann, als Kamm, Ausputz= und Nagelscheere, Spiegel, Pomadenbüchschen, Flaçons mit wohlriechenden Wassern, Scheermesser &c. &c. Im Mittelfelde der Rücklehne ist nämlich dieses Spindchen in Form eines mit einer Guirlande umgebenen Buches so angebracht, wie man die Leyern, Aeolsharfen &c. &c. in den Rücklehnen angebracht findet. Der Deckel, nach dem Gesäße zu, bildet die zu öffnende Thür des Spindes, welche verschlossen werden kann, und deren Schlüsselloch mit Bronze verziert ist, so wie die Thür oder der Deckel des Buches auch grün marmorirt oder grün gesprengt ist, gleich der grünen Bronze. Im Innern ist das Spindchen mit marmorirtem Papiere sauber ausgeklebt, und zwischen ein festes seidenes Band, welches querüber in der Mitte des Spindchens so befestiget worden, daß es die Oeffnungen zum Verwahren der Toilettengeräthschaften läßt, kann man den Kamm, die Scheere, das Messer &c. stecken, und auf den Boden desselben die Pomaden= und Schminktöpfchen, die Flaçons &c. stellen und legen. Dieser Stuhl hat seinen Stand im Wohnzimmer an dem Fenster, oder in der Nähe desselben. Der Stuhl ist übrigens, außer dem Toilettenspindchen, wie die übrigen des Zimmers gebeitzt und polirt. S. auch den Art. Bidet, Th. 4, S. 416.

— (Trage=), Tragesessel, Porte-chaise, s. Porte-Chaise, Th. 115, S. 179 u. f.

Stuhl, der Tuchmacher, s. unter Tuchmacher, in T.

— (Unter-), s. oben, S. 199.

— (Weber-), s. unter Weber und Weberey, in W.

— (Wirker-), s. unter Seidenwirker, Th. 152, S. 459.

—, der wollenen gezogenen Zeuge, welcher entweder einem Kegel- oder einem Zampelstuhle gleicht, nur erhalten die einzelnen Theile öfters eine andere Benennung, z. B. die Rahmchorden heißen Schwanzchorden, u. der Rahmknüppel, woran diese Schnüre ausgespannt und befestiget werden, heißt der Schwanzknüppel, die Arkaden heißen hier Halletzen. Uebrigens ist die ganze Einrichtung des Stuhls wie bei den gedachten Stühlen.

— (Zampel-), s. diesen Artikel, unter Z.

—, beim Zimmermann, s. oben, S. 198, 199.

— (Zwangs-), für wahnsinnige Personen, in Gestalt eines Großvaterstuhls, s. unter Wahnsinn, in W.

Stuhlaufsetzer, in der Weberey, ein Künstler, der die Kunst versteht, den künstlichen Strumpfwirkerstuhl anzugeben, die Verhältnisse seiner Theile genau zu bestimmen, und vorzüglich die Form einzurichten, worin die Bleystücke der Nadeln gegossen werden. Es ist gemeiniglich ein geschickter Strumpfwirker; aber auch die Stuhlschlösser und Mechaniker oder Maschinenbauer verstehen es, die den ganzen Stuhl anfertigen. Er muß auch einen ganz neuen Stuhl anzugeben wissen, und solchen nachher, wenn seine Theile fertig sind, zusammensetzen. Versteht er aber diese Kunst nicht, so verrichtet solches der eigentliche Stuhlaufsetzer, welcher alle fertigen Theile in dem Gestelle des Stuhls zusammensetzt, und das Ganze bis zum Weben oder Wirken zu seiner Vollkommenheit oder Vollendung bringt. S. Strumpfwirken und Strumpfwirkerstuhl, Th. 176.

Stühlchen, der Kinderstuhl, der kleine Stuhl, worauf man die Kinder, um ihre Nothdurft zu verrichten, setzt, und worunter man einen Nachttopf schiebt. Diese Stühlchen sind bekannt genug, um sie hier weiter zu beschreiben.

Stuhlerbe, der Thronerbe, ein nur noch selten gebräuchliches Wort, welches von Stuhl, Thron, entlehnt worden.

Stuhlfeder, Stuhlfedern, werden die Springfedern genannt, welche man bei der Polsterung der Arm- und Langstühle, und der Sessel gebraucht; s. oben, unter Stuhl, und Springfeder, Th. 162, S. 61 u. f.

Stuhlfeier, Petri-Stuhlfeier, s. unter Katheder, Th. 35.

Stuhlfetten, s. Stuhlrahm.

Stuhlflechter, derjenige Arbeiter, welcher die Stühle flechtet. Ehemals beschäftigten sich damit, außer den Korbmachern, noch besondere Leute, die sich den Namen Stuhlflechter beilegten; nachher thaten es die Stuhlmacher oder Englischen Stuhlmacher, bei denen auch das Stuhlflechten geblieben ist. Da das Stuhlflechten ein freies Gewerbe ist, so kann sich auch ein Jeder damit beschäftigen, wie es auch jetzt wieder geschieht, jedoch muß er in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit herrscht, das Bürgerrecht gewinnen.

Stuhlfrey, Bei- und Nebenwort, ein nur in einigen Gegenden übliches Wort. So giebt es z. B. im Amte Wetter, in der Grafschaft Mark, gewisse Freigüter, welche stuhlfreie Güter, und ihre Besitzer Stuhlfreie genannt werden; wahrscheinlich von Stuhl, Gerichtsstuhl, weil sie von einem gewissen Gerichte befreiet sind; oder auch von Stuhl, Sitz, Wohnung, wie Freisaß.

Stuhlfreier, s. den vorhergehenden Artikel.

Stuhlgang, von Stuhl, Nachtstuhl, ein anständi-

ger Ausdruck sowohl der Oeffnung des Leibes, als auch der Excremente, und in beiden Fällen nur Stuhl; daher keinen Stuhlgang haben, den Stuhlgang befördern. Ein dünner und öfterer Stuhlgang, als gewöhnlich, heißt ein Durchfall; daher sich bestuhlgängeln, im Scherze, sich im Stuhlgange verunreinigen. — Der Stuhlgang, sowohl naturgemäß oder nach den Wirkungen der Natur, als auch medizinisch betrachtet, ist die Absonderung und Abtreibung der Excremente oder des Rückstandes der genossenen Speisen, nachdem der Scheidungsprozeß der Säfte daraus in dem Magen vor sich gegangen, durch den After. Nach den Naturgesetzen geht diese Absonderung der Speisen und deren Auswurf im gesunden Zustande ohne irgend eine Beihülfe von Statten, und es ist dabei weder eine Zeit, noch die Quantität oder das Maaß, noch der härtere oder flüssigere Zustand derselben bestimmt, den ein jeder Stuhlgang verlangt, welches sich Alles nach dem Naturprozesse richtet. Daher giebt es Menschen, die des Tages mehrere Male zu Stuhle gehen, Andere nur ein Mal, und wiederum Andere erst den andern oder zweiten Tag; wenn es jedoch erst am dritten Tage ꝛc. geschieht, so läßt sich doch eine Unordnung in der Verdauung oder in dem Darmgange vermuthen, muß eine Ursache vorhanden seyn, der man nachzuforschen und das Uebel zu heben suchen muß. Der Stuhlgang geht regelmäßig von Statten, wenn man in seiner gewohnten Lebensart nichts ändert, die genossenen Speisen gehörig verdauet, die nöthigen Flüssigkeiten nach dem Bedürfnisse der Natur zu sich nimmt, und sich hinreichende Bewegung macht, die ohnehin bei den arbeitenden Klassen des Volks nicht fehlt, wohl aber bei den sitzenden mit der Feder arbeitenden Geschäftsleuten, Gelehrten, Wissenschaftern und Schriftstellern, und um so mehr, wenn sie ihre Arbeit in der Nacht fortsetzen, die Denkkraft stark, ja übermäßig an-

strengen, wodurch das Blut mehr, denn gewöhnlich, nach dem Kopfe gezogen wird, und dann die gewohnte Zeit der Ausleerung hält, diese nicht umgeht, wodurch sehr leicht Hartleibigkeit erzeugt wird. Hauptsächlich hindern den Stuhlgang bei denjenigen, welche viel sitzen oder sitzende Arbeiten verrichten: eine zu grobe oder schwer zu verdauende Kost, wie Erbsen, Bohnen, Linsen, überhaupt Hülsenfrüchte, dann alle Backwerke oder zusammengesetzten Speisen, besonders Mehlspeisen, die aus Eyern, Milch, Butter, Mehl ꝛc. zusammengesetzt wörden, Speisen, welche mit vielen hitzigen Gewürzen bereitet oder gewürzt werden; ferner hitzige Getränke: berauschendes Bier, Branntwein, Wein, Letztere besonders, wenn sie häufig und in Menge genossen werden; auch der Kaffee kann dahin wirken, wenn er stark bereitet und häufig genossen wird, weil dieses Austrocknungsmittel der milderen Säfte, des Schleimes sind, indem sie Schärfen im Blute erzeugen, es über den Grad seiner Wärme erhitzen, und dadurch zur Austrocknung der Darmsäfte oft Gelegenheit geben, so daß sich die Speisereste nicht gehörig durch diesen Kanal zum Ausgange fortbewegen können, weil die Schlüpfrigkeit den Därmen fehlt, mithin hängt sich der schmierige oder klebrige Theil fest in den Därmen an, und hindert den Ausgang der Excremente, oder macht ihnen doch einen schweren Durchgang, wodurch die Hartleibigkeit entsteht. Dann wirken dahin auch heftige Leidenschaften, wie Aergerniß, Verdruß, Unruhe oder Bangigkeit, Neid, Geiz, Spielsucht, zu große Ausschweifungen in der Liebe ꝛc., weil sie den Körper austrocknen und die Verrichtungen desselben in Unordnung bringen, wohin auch, wie schon bemerkt, das Nachtwachen, die Entziehung des Schlafes gehört. Auf Beides muß man achten: daß der Stuhlgang nicht zu mäßig abgehe, und dann mit Pressen und heftigem Drängen, oder zu flüssig und dünn, und zu oft hintereinander, ohne daß es gerade

Durchfall ist. Man darf den Stuhlgang niemals zurück oder über die Zeit bei sich behalten, weil solches leicht zu Verstopfungen Veranlassung giebt; denn gewöhnlich erfolgt darauf eine heftige Aufblähung des Unterleibes, ja oft dehnt sich auch der obere Magenmund hierdurch so aus, daß die Brust davon nicht wenig beengt wird; auch stellt sich dadurch Bangigkeit oder eine gewisse Aengstlichkeit ein, ein beschwerliches Herzschlagen, Herzklopfen, und ein schmerzhaftes Ziehen in den Schulterblättern, so wie überhaupt eine große Unbehaglichkeit des Körpers. Geschieht nun ein solches Aufhalten des Stuhlganges öfters, so daß derselbe aus dem gewohnten Gleise kommt, sich nicht mehr zu der bestimmten Zeit, woran man gewöhnt ist, einstellt, so entstehen Verstopfungen und Hartleibigkeit, es stellen sich häufige Blähungen ein, der Leib schwillt an, man empfindet ein brennendes Jucken an der äußeren Haut des Körpers, Dunkelheit vor den Augen, gleichsam als wenn man durch einen Flor sieht, Sausen und Brausen in den Ohren, auch stellt sich eine Art des Schwindels ein, ein unmerkliches Taumeln des Körpers, wie in einem bewußtlosen Zustande, welches Alles hierdurch erzeugt wird. Auch befördert diese Verhärtung der Excremente, den Aufenthalt des Stuhls: die Unterdrückung der natürlichen Körperbewegung, auch eine außerordentliche Hitze des Körpers und zu häufige Schweiße, und dann ein gewisser Heißhunger, sich nur immer mit Speisen voll zu stopfen, besonders mit festen Speisen: Butterbrod, Käse, trockenen Fleischspeisen ꝛc., ohne gehörig darauf zu trinken, die gehörigen Flüssigkeiten zu sich zu nehmen. — Eben so ist ein zu flüssiger Stuhl und ein öfteres Gehen auf den Nachtstuhl oder Abtritt in einem Tage nicht gut, weil es den Körper abzehrt und entkräftet; dagegen ist ein nicht so häufiger und flüssiger Stuhlgang, hauptsächlich im Frühjahre, nicht schädlich, indem dadurch öfters die Eßlust erweckt, und die überflüssige unreine Feuchtigkeit mit ausgeführt wird.

Man muß daher nicht gleich ängstlich seyn und sich der stopfenden Mittel bedienen, um so weniger, wenn man fühlt, daß der Körper darunter nicht leidet, man überhaupt sich erleichtert fühlt, alle Verrichtungen immer gehörig von Statten gehen; denn dieser Stuhlgang legt sich bald wieder, und geht zur gewöhnlichen Ordnung über; auch hüte man sich ihn zurückzuhalten, indem man glaubt, wenn man schon ein- oder zweimal des Tages zu Stuhle gegangen, dieses hinreichend sey, das dritte Mal müsse man ihn aufzuhalten oder zurückzuhalten suchen, man wird sich dadurch leicht Hartleibigkeit zuziehen. Eine Erschwerung des Stuhlganges kann durch sein öfteres Zurückhalten leicht entstehen, obgleich bei einem gesunden Körper bald Alles wieder ins Gleichgewicht kommt, wenn keine der übrigen Funktionen desselben gestört wird, oder eine Krankheit durch andere Zufälle entsteht; ist dieses der Fall, so ist die Hartleibigkeit von noch üblern Folgen, ist dieses aber nicht der Fall, so kann man durch Bewegung und stärkeres Trinken, als gewöhnlich, den Stuhlgang bald wieder herstellen. Es giebt Menschen, denen die Hartleibigkeit natürlich ist, die mehrere Tage hintereinander nicht zu Stuhle gehen, ohne dadurch Nachtheil auf den Körper zu verspüren; ja sie werden dabei alt. Die Excremente gehen bei diesen Leuten nicht wie gewöhnlich ab, sondern durch ein heftiges Drängen, und dann gleicht der Abgang den Kartoffeln, mit dunkler Haut oder Schale, das heißt, die Excremente haben die Gestalt kleiner Kartoffeln oder der Pferdeäpfel, sind hart, und der Unrath sieht ganz dunkelbraun aus, welches ein Beweis von großer innerer Hitze des Körpers ist. Dergleichen Leute müssen mehr, als gewöhnlich, trinken und wo möglich warme und nicht starke Getränke, dünnen Kaffee oder Thee, um dadurch die Excremente mit Flüssigkeit zu umhüllen, oder sie flüssiger zu machen, und ihren Ausgang zu erleichtern; auch können sie dünnes Bier trinken. Ein harter

Stuhlgang oder die Hartleibigkeit findet man hauptsächlich bei trocknen und cholerischen Personen, seltener bei phlegmatischen, wenn Letztere nur gehörig trinken und sich Bewegung machen. Bei den Ersteren rührt sie von einer inneren Hitze, von einer zu leichten Aufregung des Bluts, und von zu heftigen Gemüthsbewegungen her, welche den Körper mehr austrocknen, ihm den Gedärmsaft, das Geschmeidige der Gedärme fortnehmen, wodurch die trocknen Speisereste aufgehalten werden, wie auch schon oben bemerkt worden; denn immer findet man bei Hartleibigen einen Mangel des Gedärmsaftes oder Schleims, welcher doch dazu dient, den Ausgang der Excremente zu befördern; dann liegt es auch in der Unthätigkeit der Galle, wenn diese geschwächt ist, und nicht mehr ihre Funktionen verrichtet; dann Mangel an Empfindlichkeit der Gedärme; auch Verstopfung und Verengung derselben. Man muß bei sich einstellender Hartleibigkeit nicht gleich zu Arzneymitteln seine Zuflucht nehmen, sondern erst zur Diätetik oder zu diätetischen Mitteln, das heißt, man vermeide alle harten und schwer verdaulichen Speisen, und genieße mehr flüssige und weiche Speisen, die sich nicht so leicht festsetzen können, weil sie auch keine zu klebrige Eigenschaft besitzen, und nur wenige Excremente geben; auch kann man zuweilen ölige Speisen genießen, oder Speisen, die mit Baum- oder Provenceröl angemacht sind; dabei trinke man die schon oben angeführten warmen Getränke, auch ein sehr dünnes gut gegohrenes Bier nach Durst; auch kann man sich im Sommer des Zuckerwassers bedienen, indem man eine gewisse Quantität Zucker im frischen Wasser auflösen läßt, und solches wie gewöhnlich trinkt. Dieses sind die besten Mittel, den Stuhlgang zu befördern. Man bleibe bei einer solchen mehr flüssigen Diät so lange, bis man gewahrt, daß sich der Stuhlgang wieder ordentlich eingefunden hat, wieder seinen natürlichen Gang geht. Man kann dann nach und nach wie-

der andere Speisen genießen, jedoch mit der größten Vorsicht, besonders wenn es Lieblingsspeisen sind, wie Mehlspeisen, Hülsenfrüchte ꝛc., die man gern öfters genießen möchte. Man fahre dazwischen immer wieder mit der mehr flüssigen Kost fort, und um so mehr, wenn man bemerken sollte, daß der Stuhlgang wieder erschwert wird, nicht mehr so leicht abgeht, als früher; so lange dieses aber der Fall ist, kann man ein paarmal öfter von seinen Lieblingsspeisen genießen, ohne Schaden davon zu erwarten. Man hüte sich aber vor zu trocknen Fleischspeisen, besonders gesalzenem Fleische, ausgekochtem Rindfleische, und fettem Schweinfleische, obgleich man bei dem Letzteren auch die Beobachtung gemacht hat, daß es bei Verstopfungen des Leibes diese gehoben hat, sogleich nach dem Genusse von fettem Schweinfleische, fettem Specke, eine Oeffnung erfolgt ist, und besonders nach mehrtägiger Verstopfung. Ausgesogenes oder ausgetrocknetes Fleisch ist Ballast dem Magen und wird auch eben so schwer durch die Gedärme abgeführt, besonders wenn man es nicht gehörig gekäuet hinunter schlingt, sonst sind die Fleischspeisen, mäßig genossen, leicht verdaulich, hauptsächlich von zahmen Thieren, und hier von Geflügel. Das Fleisch von wilden Thieren ist zwar nahrhafter und reizender, aber auch zäher und schwer verdaulicher, als das Erstere, daher ist nicht rathsam, daß vollblütige und cholerische Menschen es genießen, wohl aber können es phlegmatische genießen, besonders wenn man es hat etwas liegen lassen, damit es mürber werde, nur nicht zu lange, damit es nicht in Fäulniß überzugehen anfängt. Rindfleisch, Kalbfleisch, Hasen- und Rehfleisch, wenn es jung ist, und Hühnerfleisch, sind am leichtverdaulichsten, jedoch weniger gebraten, als gesotten, und daher denjenigen, die mit Hartleibigkeit geplagt sind, sehr zu empfehlen, besonders wenn sie mit den gehörigen Vegetabilien genossen werden, welche gleichfalls leicht verdaulich sind, dabei darf man aber das

so nöthige Trinken nicht versäumen, welches den Ausgang der Speiseüberreste durch den Darmkanal am meisten befördert, und dann hinlängliche Bewegung des Körpers, die Letztere jedoch nicht übermäßig, nicht bis zur heftigen Transpiration des Körpers, weil dadurch die Hartleibigkeit eher befördert, als behindert wird, so auch durch zu vieles Trinken, weil dieses dann den Urin vermehrt, aber nicht auf die Excremente wirkt; denn nur Alles, was sanft und gelinde auf den Körper wirkt, und sich gehörig auf und in demselben vertheilen kann, wirkt auch auf die Ausleerung des Afters, auf den Stuhlgang, was aber zu heftig wirkt, sucht dann auch diejenigen Kanäle auf, wodurch es schneller wieder abgeführt wird, und hier durch Schweiß und Urin bei zu großer oder heftiger Bewegung und zu vielem Trinken. — Viele Menschen haben ihren Körper auch dadurch wieder in Ordnung gebracht, daß sie täglich nur zu einer gewissen Stunde auf den Nachtstuhl gingen, und sich einige Zeitlang, aber ohne große Anstrengung, bemüheten, einen Stuhlgang zu bekommen. Die Folge von einem solchen fortgesetzten Verfahren, wenn es einige Wochen hindurch geschieht, war, daß sich die Natur dazu gewöhnte, dazu vorbereitete, und zu dieser Zeit immer Unrath zum Ausleeren bereit hielt. Deshalb ist dieses Verfahren bei denjenigen zu empfehlen, welche an Hartleibigkeit leiden, oder deren Stuhlgang durch irgend etwas Besonderes oder durch das Aufhalten desselben in Unordnung gerathen ist. Das Essen eines kleinen Stückes Brod mit einer großen Menge Butter alle Tage vor dem Mittags- und Abendessen, soll auch sehr gut seyn, die Ausleerung zu befördern, auch wohl ein Abführungsmittel, welches jedoch nur sehr leicht seyn muß, am besten ein Bittersalz; gewöhnen darf man sich aber dazu oder daran nicht, weil sonst auch die Wirkung des Mittels geschwächt, und der Abführung eher geschadet, als Vortheil gebracht wird, weil man den Gedärmgang

nur noch trockner macht, indem der Schleim mit ausgeführt wird, da man doch mehr dahin sehen muß, Gedärmschleim zu erzeugen, damit die Gedärme schlüpfrig bleiben. Es giebt Menschen, die bei jeder leichten Hartleibigkeit, jeder unbedeutenden Verstopfung, die über einen Tag dauert, gleich ein Abführungsmittel nehmen, um sich wieder erleichtert zu sehen; allein die Folgen davon sind, daß die Hartleibigkeit zunimmt, und nur durch das erwähnte Mittel, woran sich die Natur gewöhnt hat, weicht. — Im Sommer und Herbste kann man sich des Obstes bedienen, welches auch eine abführende Kraft besitzt, hauptsächlich der Aepfel, Pflaumen, Feigen, Trauben ꝛc.; auch kann man gute Smirnaische Rosinen abkochen und die Brühe davon trinken, so auch von getrockneten Pflaumen, wenn sie auf eine ähnliche Weise gekocht und etwas Syrub dazu gethan wird. Man genieße dabei nicht zu sehr getrocknete, gedörrte, geräucherte, gebackne und gebratene Speisen, und gutes Gemüse, welches leicht verdaulich ist, wozu auch die Kartoffeln gehören, besonders aber die jungen Frühjahr- und Sommerfrüchte, Mohrrüben, Schoten, Bohnen, Kohlrabi ꝛc. ꝛc., und von Suppen: gute Brühsuppen mit Graupen und Reiß, von dem Letzteren jedoch nur wenig; besonders sind die Kräutersuppen, sogenannten Potagen, sehr dienlich, wozu man alle jungen Suppen-Küchenkräuter nimmt, auch Blumenkohl ꝛc. Nach Tische trinke man ein dünnes Bier, auch bei Tische ein Glas Wein, wenn man es haben kann, nur muß er gut seyn, und lieber weißen, als rothen. Man achte aber hauptsächlich auf die Natur, wenn sie zur Eröffnung des Leibes anmahnt, und versäume diese Anmahnung nicht, wie so Viele thun, indem sie, mit ihren Arbeiten beschäftiget, oft dieselbe vorüber gehen lassen, darauf rechnend, daß die Mahnung wohl noch zum zweiten Male sich einstellen werde, wo man mehr Zeit dazu habe, sie zu befriedigen oder dieselbe abzuwarten; denn hierdurch wird

am ersten Veranlassung zur Hartleibigkeit gegeben; sollte die Arbeit auch noch so dringend seyn, so wird doch noch immer so viel Zeit übrig bleiben, daß man diesen Naturgang befriedigen kann, der ja so lange nicht aufhält. Es ist wahr, die Natur mahnt wohl noch zum zweiten, auch wohl zum dritten Male an; allein sie thut dieses nicht immer oder allemal, auch kommt es sehr auf die genossenen Speisen an; denn bei Einigen ist der Drang sehr ungestüm, und dem kann nicht gut gewehrt werden, man muß diesen Drang befriedigen, bei Andern ist aber nur ein leichtes Anmahnen, weil sich die Excremente nur langsam durch den Kanal bewegen, also schon kompakter sind; hier kann nun ein solches Anmahnen unbeachtet bleiben, oder der Unrath aufgehalten werden; allein oft zum Nachtheil des Aufhaltenden, da sich der Drang nicht wieder so einstellt, als das erste Mal, und wenn er kommt, so geht nicht die ganze Ladung ab, sondern nur der dünnere Theil, der unter der Zeit Gelegenheit gefunden hat, sich durchzuziehen, oder durchzudrängen, und eigentlich den neuen Drang verursacht hat. Man hat daher wohl eine Erleichterung, aber sie ist nur unbedeutend, und der eigentliche Speiseballast bleibt stecken, und dieses um so mehr, da er jetzt des Flüssigen beraubt worden ist, welches ihn vorher noch anfüllte, und wodurch er bei dem ersten Anmahnen einen Ausgang erhalten hätte. Diese Beobachtung kann Jeder bei sich selbst anstellen, und er wird sie bestätiget finden. Dieser sitzen gebliebene Ballast muß nun durch einen neuen Drang von Speiseresten zum Ausgange bewegt werden, wozu dann wieder ein Anmahnen von der Natur erfolgt, und beachtet man jetzt gleich dieses Mahnen, so wird man doch finden, daß die Ausleerung nun mit einer größeren Anstrengung vor sich geht, als sie das erste Mal gegangen seyn würde, hätte man sie beseitiget. Man wird also leicht gewahren, wie die Harleibigkeit möglich ist, oder wie leicht sie entstehen

kann, wenn man auf die Anmahnungen der Natur nicht achtet, und glaubt, daß es immer noch Zeit sey, wenn erst eine zweite Anmahnung erfolgt. Die Natur ermüdet öfter anzumahnen, und eine hartnäckige Verstopfung ist die Folge. Bei den meisten Menschen erfolgt die Ausleerung des Morgens früh, nach einem gehörigen Schlafe, oft ehe noch des Morgens etwas genossen worden ist; auch wohl nach dem Genusse des Kaffees, oder der Suppe auf dem Lande rc. rc.; und da nun dieses eine sehr bequeme Zeit ist, so kann sie auch fast Jedermann sehr gut abwarten, und braucht dieses Anmahnen der Natur nicht unbeachtet zu lassen, weil ihn Geschäfte drängen. Die Nacht über scheinen sich alle Speisereste auf den Weg dahin zu begeben; auch trägt wohl die Lage des Körpers dazu bei, weil nach dem ruhigen Liegen sogleich die aufrechtstehende Bewegung des Körpers erfolgt, die eine eigenthümliche Erschütterung auf denselben bewirkt, die zugleich einen großen Einfluß auf den Darmkanal haben muß; in einer neuen Anspannung des ganzen Körpers geschieht also auch hier ein Druck und Reiz auf denselben. Mehrere Leute haben sich gewöhnt, bald nach Tische ihre Nothdurft zu verrichten, und wiederum Andere des Abends, ja oft spät, kurz vor dem Schlafengehen, doch ist der überwiegende Gang am Morgen; die Natur scheint also hier mit dem Beginnen des Tages, auch diese Körperlast noch von dem Menschen nehmen zu wollen, um mit einem freien und leichteren Körper sein Tagewerk zu beginnen, und wieder frische Nahrung zu neuen Kräften einnehmen zu können, sich wieder zu restauriren. Jeder habe daher selbst auf seinen Körper Acht, und wer alle drei Tage nur einmal zu Stuhle geht, und sich dabei wohl befindet, wie schon oben angeführt worden, der lasse es immer hingehen, nur suche er seinen Speisegenuß etwas einzuschränken, und noch mehr derjenige, der nur die Woche einmal gewohnt ist zu Stuhle zu gehen, wel-

ches auch vorkommt; ja man will Beispiele gehabt haben, daß Personen mit einer vollkommenen Gesundheit begabt gewesen, und dennoch nur einmal in drei bis vier Wochen zu Stuhle gegangen sind; indessen kann dieser Zustand der körperlichen Ausleerung wohl nur als krankhaft betrachtet werden, da es unmöglich ist, den Abgang von so vielen Speisen, wie man in drei bis vier Wochen genießt, im Körper aufbewahren zu können, besonders bei starken Essern; es scheint hier wohl eher, daß diese Personen mehr flüssige Nahrungsmittel zu sich genommen haben, als feste, wo durch den Urin und die Ausdünstung ein Theil derselben eine Ausleerung gefunden; denn bei kompakten Speisen und in guten Portionen ist es kaum zu glauben, daß die Natur eine so lange Zeit bis zur Entleerung der Gedärme aussetzt. — Will man eine zur Gewohnheit gewordene Hartleibigkeit durch Bewegung und das Trinken vieler Flüssigkeiten heilen, so muß man beide stets zusammen gebrauchen; denn sonst erschöpft das Trinken ohne Bewegung noch mehr, und Letztere wieder allein genossen, ohne zu trinken, wird die Flüssigkeiten im Körper, die zur Absonderung dienen und schon in zu geringer Menge vorhanden sind, noch mehr durch die Transpiration entfernen, und die Hartleibigkeit dadurch vermehren; also wirken beide getrennt dahin, die Krankheit zu vermehren, statt sie zusammen genossen zu ihrer Hebung beitragen. Die gewöhnliche Methode, die Hartleibigkeit durch wiederholte Gaben von Abführungsmitteln zu heilen, führt eine große Menge von Unbequemlichkeiten mit sich, auch werden nach diesen die Gedärme mehr verstopft, als vorher, und daher vergrößert sich das Uebel, welches sie lindern sollten, und selbst die gelindesten Abführungsmittel haben diese Wirkung. Wenn die Verstopfung wirklich Krankheit ist, das heißt, daß sie den damit Geplagten beängstiget oder Unruhe macht, indem er seinen gewöhnlichen Stuhlgang verloren hat, nicht zur gewöhnlichen

Zeit zu Stuhle gehen kann, so ist es nothwendig, auf dieses Uebel zu merken, doch suche man immer noch dasselbe durch genommene Flüssigkeiten zu heben, besonders durch Kaffee, welcher mit einer guten Portion Syrub gekocht worden; von diesem, der übrigens nur sehr schwach gekocht seyn darf, auf ein Loth ungefähr funfzehn Tassen mit der hinzugegossenen Milch, trinke man alle zwei Stunden ein Paar Tassen, und wenn dieses nicht nach einigen Stunden wirken sollte, alle Stunden dieselbe Portion. Die Verstopfung müßte schon sehr stark, oder man zu sehr an einen solchen Kaffee gewöhnt seyn, wenn er nicht wirken sollte, um so mehr kann man einer Wirkung versichert seyn, wenn er nicht stark auf den Urin treibt, ist jedoch dieses der Fall, so möchte die Wirkung zwar erfolgen, jedoch nur langsam. Uebrigens verwerfe man dieses Mittel nicht gleich, wenn es auch nicht nach mehreren Stunden schon wirken sollte; denn die Wirkung erfolgt oft erst spät, oft erst am andern Tage; man trinke dann vor dem Schlafengehen auch noch ein Paar Tassen davon, und lege sich ruhig zu Bette; am andern Morgen wird man gewiß Erleichterung erhalten. Wirkt der Kaffee nicht, so lasse man Tabaksrauch vor dem Schlafengehen in ein Glas frisches Wasser, an dem oben ein Raum von anderthalb Zollen gelassen worden. Dieses thue man mehrere Male, und decke gleich das Glas fest zu, welches am Besten mit einem Buche geschieht, worauf man noch einen schweren Gegenstand legt, damit nichts davon verdunste, so lange das Einblasen des Rauches aus dem Munde von der Tabakspfeife geschieht. Das Wasser wird davon eine grauliche Farbe annehmen, sich ganz bewölken. Man rührt es nun mehrere Male stark um, trinkt es gleich aus, legt sich darauf zu Bette, und wartet die Wirkung ab. Oftmals wirkt es bald auf den Genuß, daher muß man einen Nachtstuhl oder einen Eymer in der Nähe stehen haben, auch einen Mantel, um ihn über-

werfen zu können, indem man mit Unterbeinkleidern und Strümpfen zu Bette geht; oftmals wirkt es aber erst am Morgen, besonders wenn man einen ruhigen Schlaf erhält. Dieses ist ein sehr sicheres Mittel, besonders bei denjenigen, welche wenig oder gar nicht rauchen, denen also dieses Mittel ganz fremd ist. Selbst das Tabaksrauchen kann darauf wirken; denn der Tabaksraucher verliert oftmals den offenen Leib, wenn er das Rauchen plötzlich unterläßt, und nicht nach und nach davon absteht, wenn er es nämlich sich abgewöhnen will. Eine Pfeife Tabak verhilft daher oft zum offenen Leibe, und die Tabaksraucher, die an den Tabak gewöhnt sind, versichern einmüthig, daß sie den regelmäßigen Stuhlgang nur ihrem Tabaksrauchen verdankten; denn wenn sie das Rauchen wegen irgend einer Unpäßlichkeit zu unterlassen gezwungen wären, so fehlte ihnen der Stuhlgang, woraus man also die Wirkungen des Tabaks ersieht. Andere Mittel, welche der Arzt verordnet, sind Klystiere, besonders ölige, wozu man 1 oder 2 Loth süßes Mandelöl einige Male trinken kann, welches Mittel auf Verstopfungen von harten und trocknen Excrementen wirkt. Sind verschluckte harte Speisen die Ursache, welche gleichsam sich in den Mastdarm eingeklemmt haben, so dient ein Aufguß aus der Manna und den Sennesblätblättern. Ist Mangel an Reiz vorhanden, so werden Mittel angewendet, die dessen Stelle ersetzen, wie der Weinsteinrahm (Cremor tartari s. Tartarus depuratus) und das schwefelsaure Kali (Kali sulfuricum s. Tartarus vitriolatus) mit einigen Granen von der Aloe. Auch Tabaksklystiere sind bei einigen Fällen zu empfehlen; auch laufendes Quecksilber soll einige Wirkung thun. — Die Semiotischen Zeichen, die aus der Hartleibigkeit, als eine wirkliche Krankheit, hergenommen werden, zeigen immer dieselbe als schlimm und beunruhigend an, und selbst die bloße Hartleibigkeit ist keinesweges als der Gesundheit vortheilhaft anzusehen; denn

in hitzigen Krankheiten ist sie vorzüglich gefährlich, und eine vollkommene Verstopfung des Leibes ist bei Hypochondristen, hysterischen Personen, und bei denjenigen, welche den Hämorrhoidalzufällen unterworfen sind, fürchterlich, indem sie Trockenheit, Schwäche der Galle, Konvulsionen von Blähungen, Brechen, Ohnmacht 2c. erzeugt; bei Kolikschmerzen oder der eigentlichen Darmgicht (s. Th. 8, S. 743 u. f.) und Gedärmentzündung, dem Miserere, ist sie lebensgefährlich, ja öfters tödtlich. Bei Wahnsinnigen zeigt Verstopfung langdauernde Krankheit, bei Auszehrenden, besonders an der Atrophie krank liegenden Kindern, Schmerzen, Konvulsionen und Lebensgefahr an. — Ein Arzt sagt über die Verhärtung im Mastdarme, den unterbrochenen Stuhlgang: „Die Beschwerden, die durch den unterdrückten Stuhlgang entstehen, wenn sich die Excremente im Mastdarme festgesetzt haben, darin stecken, sind vielerlei und groß, besonders entsteht ein häufiges fruchtloses und schmerzhaftes Drängen zum Stuhle, welches bis zu convulsivischen Bewegungen steigen kann. Nachdem die Verängerung größer oder geringer ist, haben die mühsam ausgepreßten Excremente eine mehr oder weniger kleine Form, wie eine Federspule, Bindfaden, Draht 2c., oder es geht nur ein wenig Schleim ab, kein ordentlich consistenter Stuhlgang, auch wohl etwas Blut. Der Darm wird immer enger, und die Schwierigkeit der Oeffnung immer größer. Der Folgen nicht zu gedenken, die von den zurückgehaltenen Unreinigkeiten im Unterleibe entstehen müssen; so können Geschwüre entstehen, die sich in die Blase öffnen, und die Excremente in dieselbe führen; diese Geschwüre können krebsartig werden, ein leidenvolles Leben machen, und zuletzt den Tod herbeiführen. Auch leidet die Urinblase vielfältig dabei; der Abgang des Harns wird gestört; der Kranke empfindet Schmerzen und Stiche in der Blase und in der Harnröhre. Die Verhärtungen selbst lassen sich

meistens deutlich fühlen; sie liegen bald höher, bald tiefer im Mastdarme; ein eingebrachter Finger entdeckt sie, oder wenn dieser nicht eingebracht werden kann, eine Sonde; sie werden aber aus Mangel der Untersuchung häufig verkannt, indem man die Verstopfung und die Beschwerden der Oeffnung andern Ursachen zuschreibt, und deshalb werden sie oft falsch behandelt, zum größten Nachtheile des Kranken. Wenn gleich venerische Uebel, Hämorrhoiden, und andere auf den Mastdarm versetzte Schärfen, mechanische Ursachen rc., diese Verhärtungen am gewöhnlichsten hervorbringen, so können akute und chronische Entzündungen auch gewiß Anlaß dazu geben. Es giebt nur ein sicheres Mittel, dieses traurige Uebel zu heben, und dieses ist eine allmählige Compression vermittelst eines in der Mitte zusammengeknüpften und mit Cerat überzogenen, nach Erfordern dünnen, allmählig vergrößerten Karpiebäuschgens, welches durch Hülfe einer zweizackigen Sonde in den Mastdarm geschoben wird. Denselben Entzweck kann man auch durch fette Klystiere, Stuhlzäpfchen von Cacaobutter, und lange fortgesetzte Bougies, auf ähnliche Art in den Mastdarm, wie in die Harnröhre, gebracht, erreichen." — Bei einem zu flüssigen Stuhlgange darf man nicht gerade stopfende Mittel anwenden, sondern nur ein diätetisches Verhalten beobachten. Man bediene sich des Hafer- oder Weitzenmehls, oder des daraus bereiteten Grießes, welches sehr nahrhaft ist, und entweder mit Milch gekocht werden kann, oder wenn man die Milch nicht vertragen sollte, mit Fleischbrühe, jedoch zu einem dicklichen Brey; auch koche man Reis und Hirse auf eine gleiche Art, das heißt, mit Milch oder mit Fleischbrühe, und reibe etwas Muskatennuß daran. Zum Getränke bediene man sich bei Tische eines guten rothen Weins, des Medoks, oder auch des abgekochten Zimmet- oder Quittenwassers; ärmere Leute können sich des gerösteten Brodwassers bedienen; auch kann man ein gu-

tes Bier empfehlen. Hauptsache ist es aber, daß man bei einem zu flüssigen Stuhlgange sich warm halte, und mit einer wollenen Jacke bedecke, die besonders tief hinab reicht, und den Magen, überhaupt den Unterleib, gut bedeckt. Was den wirklichen Durchfall und die Ruhr betrifft, so sehe man darüber diese beiden Artikel in der Encyklopädie nach, Th. 9, und Th. 128. — Man findet ein Paar außerordentliche Verstopfungen des Stuhlganges in medizinischen Schriften erwähnt, die beinahe unglaublich scheinen, wenn sie nicht von glaubwürdigen Personen und von Zeugen berichtet würden. In Beaune bekam ein junger Mann in seinem vierzehnten Jahre sehr heftige Leibesschmerzen, wobei sich ein Fieber einstellte, das vierzehn Tage lang anhielt, und ihm eine solche Verstopfung des Leibes zurückließ, daß er, aller angewandten Mittel ungeachtet, in drei Jahren kein einziges Mal zu Stuhle ging. Er aß diese ganze Zeit über sehr stark und trank viel Tisane. Die Arzneymittel konnte sein Körper eben so gut vertragen, als die Speisen, ohne ein einziges wieder von sich zu geben. Hierzu kam nun noch, daß keine merkliche Ausleerung den Mangel der Leibesöffnung ersetzte; denn der junge Mensch ließ nicht mehr Urin, als er trank, und schwitzte niemals, ausgenommen, wenn er abführende Mittel eingenommen hatte. Diese langwierige Verstopfung verursachte ihm weder Schmerz, noch Spannung, noch Müdigkeit, Schlaflosigkeit oder Ekel. Als er einstens nach drei Jahren, wie er zu Pferde von St. Clair de Seur, einer kleinen, vier Meilen weit von Beaune gelegenen Stadt, zurückkehrte, empfand er einen sehr starken Schmerz in den Eingeweiden, wozu sich hernach ein anhaltendes Fieber gesellte, welches neun Tage lang dauerte. Man ließ ihm zur Ader, und gab ihm ein Abführungsmittel; das Fieber ließ nach, und mit demselben verschwand auch die Verstopfung. Er genoß über siebzig Jahre eine vollkommene Gesundheit. Die-

ser Bericht ist jedoch nicht ganz klar oder verständlich. Hat der junge Mann nach den Abführungsmitteln Ausleerungen gehabt, und durch den Stuhlgang, oder durch den Schweiß, Urin rc., so würde die Ausführung der Speisereste nur immer erst durch Abführungsmittel in Bewegung gesetzt worden, und ohne diese Mittel nicht erfolgt seyn; dann wäre es aber kein so großes Wunder, weil dann doch der Abgang Statt gefunden, wenn auch nicht auf dem gewöhnlichen Wege, oder in der gewöhnlichen Art und durch die Anmahnung der Natur; denn wo hätte sonst das starke Essen in drei Jahren in dem Körper bleiben sollen; es hätten sich die Ueberreste doch auf irgend eine Weise zersetzen und auflösen, und so, wenn auch nicht durch den Stuhlgang, doch durch den Schweiß und Urin aus dem Körper entfernt werden müssen, wovon jedoch dieser Bericht nichts sagt, obgleich er der abführenden Mittel erwähnt. — Der andere Fall ist dieser. Bei einer fünf und vierzig bis funfzig Jahre alten Frau ward plötzlich der Stuhlgang und Urin unterdrückt. Man gab ihr Arzneyen, die aber bloß einen starken Schweiß verursachten. Man überließ sie daher der Natur. Ein Arzt besuchte diese Frau fünf Jahre lang, fand sie in ihrem Bette ohne Fieber und Schmerz, gleichsam ohne Leiden, sie war bloß schwach, welches von dem häufigen und unerträglich riechenden Schweiße herrührte. Sie schwitzte nicht beständig, sondern nur dann außerordentlich, wenn sie eröffnende Arzneyen genommen hatte. Dieser Schweiß stellte sich am zweiten, selten am dritten Tage ein, dauerte zwei bis drei Stunden, und brach über die ganze Oberfläche des Körpers in großen Tropfen hervor. Sobald sie die Annäherung dieser Ausleerung merkte, stieg sie aus dem Bette, und legte sich auf ein Bündel Stroh, welches in kurzer Zeit zu faulen anfing, so sehr war es von der Feuchtigkeit, die von ihr ging, durchzogen; es mußte daher alle Woche mit neuem vertauscht werden. Diese Frau, welche von

aller Hülfe entblößt war, aß ohne Unterschied Alles, was ihr mitleidige Menschen brachten; hatte dabei eine gute Eßlust, und nahm zu; ihr Gesicht wurde munter und roth, und bloß ihre Schwäche hielt sie noch im Bette zurück. Endlich bekam sie im siebenten Jahre den Abgang des Harns und des Stuhles von selbst wieder; der Schweiß ließ nach, und die Kranke genaß, und seit dieser Zeit lebte sie sechs bis sieben Jahre lang vollkommen gesund. Hier ist es nun ersichtlich, daß die Speisereste sich gänzlich im Körper zersetzt und durch den Schweiß abgegangen sind, welches auch der üble Geruch desselben beweiset. — Der Stuhlgang, als Menschenkoth betrachtet, s. unter Koth, Th. 46.

Stuhlgeld, in einigen Gegenden, z. B. im Osnabrückischen, jedoch nur von mehreren Summen, dasjenige Geld, welches der Käufer eines Guts dem Verkäufer bei dem Abzuge entrichtet, und welches eine Art eines Schlüsselgeldes zu seyn scheint; vielleicht von Stuhl, das Zimmerwerk des Hauses, und figürlich das Haus selbst; s. Stuhl 2. Auch das Geld, welches von dem Küster für die Kirchenstühle in den protestantischen Kirchen genommen wird, indem die Stühle vermiethet werden; der jährliche Zins dafür.

Stuhlgenoß, von Stuhl, Gerichtshof, in einigen Gegenden diejenigen, welche einen und eben denselben Gerichts- oder Dingestuhl haben.

Stuhlherr, beim Westphälischen oder Fehmgerichte, der Vehme, versteht man darunter diejenigen, welche die Freistühle oder Tribunale besaßen, und diese waren meistentheils geistliche oder weltliche Reichsfürsten. Ein Stuhlherr konnte mehrere Freistühle besitzen, mußte aber von dem Kaiser, welchem nach dem Staatsrechte der mittlern Zeiten die peinliche Gerichtsbarkeit einzig und alleiu in ganz Deutschland gebührte, damit beliehen seyn. Wir finden noch verschiedene Urkunden, welche dergleichen Belehnungen zum Gegenstande haben, als

von Ludwig dem Baiern, vom Jahre 1332, dem Bischofe Ludwig von Minden; ingleichen von Karl dem Vierten, dem Bischofe Theodor von Minden vom Jahre 1354. Durch solche Belehnungen und den Besitz der Freistühle, erhielten die Stuhlherrn ansehnliche Vorrechte. Sie hatten das Recht, die Freigrafen bei ihren Freistühlen dem Kaiser vermittelst eines Schreibens zu präsentiren, und ohne den Consens des Stuhlherrn konnte ein anderer Freigraf, niemals anstatt seines Freigrafen Urtheile fällen, wenn dieser Letztere etwa durch Krankheit ꝛc. an der Verrichtung seines Amtes verhindert ward. Der Kaiser konnte dem Stuhlherrn auch keinen Freigrafen aufdringen, welchen derselbe nicht vorgeschlagen hatte. S. auch den Art. Vehme, unter V., da dieser Artikel unter F. übergangen worden.

Stuhlkappe, in der Haushaltung, wird ein Ueberzug genannt, den man über gepolsterte und schön beschlagene Stühle zieht, um den Zeug der Stühle zu schonen. Man macht diese Stuhlkappen von grauer Leinwand, auch wohl von schwarzgefärbter, und nähet Bänder zu verschiedenen Stellen daran, daß man sie um die Stuhllehnen befestigen kann.

Stuhlkissen, wird in der Haushaltung ein mit Pferdehaaren, Kälberhaaren oder auch mit Seegras, Heu ꝛc. ausgestopftes Kissen genannt, welches man auf einen Rohrstuhl legt, um weich zu sitzen, und welches besonders Damen thun, wenn sie keine gepolsterten Stühle in ihrem Zimmer besitzen. Auch werden die gepolsterten Seitenkissen der Langstühle oder Sophas Stuhlkissen genannt.

Stuhlknie, an den Flußschiffen, ein Theil des Steuerruders, welches inwendig im Schiffe steht.

Stuhlkraut, Anonis s. Ononis Linn., eine Benennung des Hauhechels, s. diesen Artikel, Th. 22, S. 250 u. f.

Stuhllack, beim Stuhlmacher und Tischler, ein Lackfirniß, welcher zum Lackiren des Holzwerks der

Stühle, Sophas ꝛc. benutzt wird. Man bereitet diesen Firniß aus einem Pfund Bernstein oder Kopal (das heißt, man nimmt entweder dazu Bernstein, oder Kopal, von jedem dieselbe Quantität), zerstößt ihn nur gröblich, kann ihn aber auch ganz lassen, und schüttet ihn in eine gläserne Retorte, welche man ins Sandbad setzt und so lange bei etwas starkem Feuer erhitzt, bis keine Dämpfe mehr zum Vorschein kommen, und der Bernstein ganz ruhig fließt. Das Salz und Oel, welches sich aus dem Bernsteine entwickelt, kann man in einer ohne Kitt vorgelegten Vorlage auffangen, weil man sie mit Vortheil verkaufen kann, das heißt, wenn man viel dergleichen Firniß bereitet. Wenn nun die Retorte etwas lange erkaltet ist, so gießt man durch eine blecherne Röhre ½ bis ¾ Pfund heißgemachten Leinölfirniß hinzu, worauf man die Retorte in Bewegung setzt, bis die Vereinigung erfolgt ist. Nach dem Erkalten der Mischung setzt man ¾ bis 1 Pfund Terpentinöl hinzu. Mit diesem Firnisse kann man die Möbel lackiren. Man trägt nämlich den Firniß recht eben über das Holz mit einem festen Holländischen Borstenpinsel. Je ebener man den Strich des Firnisses im Streichen führt, je schöner wird er; man hilft nach dem Aufstreichen noch die Unebenheiten mit einem andern feineren Pinsel nach, und vertreibt dadurch die noch sichtbaren Striche des Auftragens. Der Bernstein ist dem Kopale an Dauerhaftigkeit vorzuziehen.

Stuhllehne, s. oben, unter Stuhl.

Stuhlmacher, derjenige Handwerker, welcher alle Arten von Stühlen, Stuben- oder Zimmerstühlen macht, sowohl Stühle für eine Person, als auch für mehrere Personen, Langstühle, s. oben, unter Stuhl. Das Gewerk der Englischen Stuhlmacher ist noch neu; denn es constituirte sich erst im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, daher findet man auch von diesem Gewerbe in den vor dieser Zeit herausgegebenen technologischen Schriften, besonders Wörterbüchern, kei-

ner Erwähnung. Wie aber die Englischen Stühle, besonders die gepolsterten mit verschiedenen Rücklehnen, auch Armlehnen oder Seitenlehnen, aufkamen, und die geflochtenen eine andere Form annahmen, beschäftigte sich damit ein von den Tischlern getrennter Zweig von Holzarbeitern, da bis dahin die Tischler die Stühle verfertiget hatten oder es eigentlich mit zu ihrem Handwerke, ihrer Kunst gehörte. Die Englischen Stühle, als ein Modeartikel, fanden außerordentlichen Beifall, und daher war es kein Wunder, daß sich zur Verfertigung dieser Stühle auch gleich geschickte Arbeiter fanden und diesen Zweig für sich in Anspruch nahmen, weil dabei etwas zu verdienen war, und so entstand das Stuhlmacherhandwerk oder die Stuhlmacherkunst in den großen Städten Deutschlands, die sich dann späterhin auch in die kleinen Städte verpflanzte. Im Jahre 1784 zählte man in Berlin siebzehn Englische Stuhlmacher, nebst einer Wittwe, die das Gewerbe ihres verstorbenen Mannes forttrieb, mit neun Gesellen und funfzehn Lehrburschen, und im Jahre 1802 waren schon vierzig Meister, zwei und dreißig Gesellen, und vier und dreißig Lehrlinge vorhanden; diese so ansehnliche Zahl für ein neues Gewerbe, hatte sich bis zum Jahre 1838 wieder bis auf vier und zwanzig vermindert, welches daher kommt, daß sich die Tischler bei der eingetretenen Gewerbefreiheit vom Jahre 1810 an, wieder ihres alten oder des ihnen entrissenen Rechts, Stühle zu machen, zu bedienen anfingen; denn bis zu der Zeit waren die Englischen Stuhlmacher ein zünftiges Gewerk, wie die übrigen Gewerke, indem sie sich dieses Recht errungen hatten. Diese Zünftigkeit ist ihnen zwar noch eigen, noch ihr Eigenthum, wie bei jedem andern Handwerke; allein bei Aufhebung des Zunftzwanges konnten sie den Tischlern keine Einsprüche mehr in Verfertigung der Stühle machen, und um so mehr nicht, da dieser Zweig zu deren Gewerbe gehörte, und nur durch die Englischen Stühle

einen neuen Gewerbszweig abgab, den die Verfertiger derselben für sich als ein zünftiges Gewerbe in Anspruch nahmen, und da nun Alles dieser Mode huldigte, so kamen die alten Stühle außer Gebrauch oder vielmehr außer der Mode, und so war es natürlich, daß dieses neue Gewerk auch Alles, was in dieses Fach fiel, in Anspruch nahm, mithin ward den Tischlern dieser Zweig genommen, da sie auf die Verfertigung der Englischen Stühle keinen Anspruch machten und auch nicht machen konnten, da sich Verfertiger dieser Stühle nach dem neuesten damaligen Geschmacke gleich hervorthaten, und diese Kunst für sich in Anspruch nahmen, darauf Bürger wurden, und sich, als Englisches Stuhlmachergewerk, einen Gewerksbrief von der Regierung auswirkten, worin ihnen, gleich andern Gewerken, das Recht ertheilt ward, Gesellen zu halten und Lehrlinge anzunehmen, und nach einer bestimmten festgesetzten Frist auszulernen, mithin waren sie nun als zünftiges Gewerk bestätiget, und Alles, was in diesen Zweig der Zimmermöblirung einschlug, ward ihnen, als ihnen zugehörend, auch zugestanden, und mithin auch das Recht, daß keiner, außer ihnen, Stühle zu verfertigen berechtiget sey. — Einen besonderen Zweig bilden jetzt auch noch die Stuhlflechter, die sich bloß mit dem Flechten der Stühle mit Spanischem Rohre abgeben; im Jahre 1838 waren in Berlin neun Stuhlflechter. S. auch oben den Art. Stuhl, und das darauf folgende Register.

Stuhlnagel, beim Nagelschmid, Nägel, welche zu den gepolsterten Stühlen gebraucht werden, sowohl zu den Zimmer- oder Tafelstühlen, als auch zu den Langstühlen oder Sophas, den Sesseln 2c. Die Sattler, Tapezierer 2c. brauchen auch diese Nägel. Nach der Gothaischen Nagelschmidstaxe müssen das Hundert dieser Nägel ⅜ Pfund wiegen, welches, wenn sie verzinnt sind, und 100 Pfund Eisen auf 4 Rthlr. 20 Gr. 8 Pf. gesetzt werden, 2 Gr. 2 Pf. kostet.

Stuhlnaht, Polsternaht, Polsterteppichnaht, wird die Nath in der Tapissteriearbeit genannt, das heißt, die Kunst, vermittelst allerhand buntfarbiger Seide oder Wolle in Gaze zu nähen, und darin mancherlei Figuren nach Musterblättern, wie sie auch in Tapeten gewirkt werden, vermöge der Schattirungen zu bringen. Dann nennt man eine Stuhlnaht auch diejenige Naht, welche mit dünnem Bindfaden und einer Packnadel gemacht wird, indem man damit die Wülste der Sophasitze näht, überhaupt alle diejenigen Theile an Kissen, welche gepolstert werden sollen.

Stuhlpolitur, eine aus Spiritus, Schellack und Venetianischen Terpentin bereitete Politur, womit das Holzwerk der Stühle polirt wird, wie auch schon oben, unter Stuhl, angeführt worden. Hier noch einige Vorschriften zu dieser Politur. Man nimmt 8 Loth Sandarak, 2 Loth Mastix, 4 Loth Gummilack oder Schellack, 2 Loth Benzöe, 4 Loth Venetianischen Terpentin und 64 Loth Alkohol oder Spiritus Vini. Man schüttet zuerst alles Harz, auch das Gummilack, in eine gläserne Glocke, thut dann den Terpentin dazu, und zuletzt den Alkohol, zieht über die Oeffnung eine Blase, und sticht darein einige Löcher mit einer Nadel, um das Zerspringen der Flasche zu verhindern, welches auch nicht nöthig ist, wenn man nur einen hinlänglichen Raum über der Masse läßt. Die Blase wird fest über die Mündung gezogen und mit Bindfaden befestiget. Man setzt nun die Glocke im Sommer in die Sonne, im Winter auf einen heißen Ofen, oder in der Küche auf die Stelle des Herdes, wo gekocht wird, also die Steine noch heiß sind, jedoch nur so heiß, als es das Glas erträgt, ohne zu springen, und schüttelt die Flasche zum öftern um, läßt sie so lange in der Wärme stehen, bis man gewahrt, daß sich das Harz, überhaupt alle Theile der Zusammensetzung, größtentheils aufgelöset haben, denn etwas bleibt immer als Residuum oder Bodensatz. Wenn

nun die Politur eine schöne braune Farbe von dem Schellack oder Gummilack angenommen hat, so gießt man sie in eine andere Flasche ab, und hebt sie zum Gebrauche auf. — Man nehme 8 Loth Schellack (Lacca in tabulis), auch Körnerlack (Lacca in granis), 8 Loth Sandarak, 1 Loth Drachenblut, 36 Gran Gummi Guttae, 4 Loth Venetianischen Terpentin, und 64 Loth Weingeist oder Spiritus Vini von der stärksten Sorte. Man stößt das Drachenblut und das Gummi Guttae gröblich klein, und thut es mit den übrigen Harzen in eine schon oben erwähnte Glocke, dazu den Terpentin und den Spiritus, zieht über die Mündung der Glocke eine Blase, die man mit Bindfaden befestiget, und löset die Masse, wie vorher angeführt worden, auf. — Wenn man die Auflösung schneller haben will, so kann man das Ganze in einen gläsernen Kolben thun, und im Sandbade auflösen. — Bei dem Gebrauche dieser Firnisse (Gummilackfirnisse) als Polirlack oder Politur, für Stuhlmacher, Tischler, Drechsler und andere Holzarbeiter, die ihre Fabrikate poliren, zeigt sich der Unterschied des mit und des ohne Terpentin bereiteten Firnisses eben so auffallend. Der Erstere giebt bei einer auch nicht sehr schnellen Bearbeitung einen sehr schönen Glanz, während der reine Gummilackfirniß mit großer Behändigkeit und Geschicklichkeit aufgetragen werden muß, wenn er einen schönen Glanz geben soll; dagegen ist auch der Glanz des Letzteren um so dauerhafter und widersteht weit besser, sowohl dem Wasser, als auch dem Ritzen oder Reiben, und giebt deshalb auch die einzige dauerhafte Politur ab. Man trägt diese Firnisse auf die Möbel vermittelst eines Lutschbeutels, wie oben, unter Stuhl, S. 212 angeführt worden, indem man erst das Holz mit Baumöl überreibt, und dann die Politur vermittelst des erwähnten Beutels aufträgt. Diese Polituren trocknen sehr schnell, und die Letztere giebt dem Holze eine schöne Farbe.

Stuhlpolster, Stuhlpolsterung, das Auspolstern der Stühle, Sophas ꝛc. mit Haaren, oder mit Seegras, Heu ꝛc. Wenn ein Stuhl oder ein Sopha gepolstert werden soll, so müssen die Pferde- und Kälberhaare, wenn sie nicht frisch, sondern schon gebraucht seyn sollten, erst mit Stöcken ausgekloft werden, damit aller Schmutz und Staub heraus kommt, und sie, besonders die Ersteren, wieder dadurch ihre Springkraft oder Elasticität erhalten. Sobald dieses geschehen ist, kann man sie zum Gebrauche, wie oben, unter Stuhl, angeführt worden, benutzen. Das Seegras, so wie das Heu, muß zu jeder Polsterung frisch genommen werden, weil schon gebrauchtes nicht tauglich ist.

Stuhlrahmen, Stuhlketten, in der Baukunst, beim Zimmermanne, bei einem verschwellten Dachstuhle, eben das auf den Stuhlsäulen, was die Plattstücken oder Hauptholzer auf den Ständern abgeben, nur mit dem Unterschiede, daß, da diese eben so stark, als die Ständer, und auch auf ihnen völlig aufliegen, jene nur halb so stark, als die Stuhlsäulen sind, und auf der äußern Hälfte sämmtlich unter den Sparren umher anliegen. Bei den Franzosen werden die Stuhlrahmen nicht unmittelbar auf die Stuhlsäulen gelegt, sondern auf Klötzer, die an die Stuhlsäulen angenagelt werden, deshalb stehen auch die Stuhlsäulen um so viel von den Sparren ab, welche Art zwar schon alt, aber bei weitem nicht so stark und bequem ist, als unsere, die Deutsche, Art, wo sie unmittelbar aufliegen.

Stuhlrichter, in einigen Gegenden der Präsident eines Gerichtsstuhles, der Richter.

Stuhlsäule, beim Zimmermanne, in einem Dachgesperre oder Hängewerke diejenige Säule oder der Ständer, welcher den Dachrahmen trägt. Man zapft sie an jedem Ende doppelt ein, an dem einen Ende sowohl in die Stuhlschwelle, als auch in den Balken des obersten Stockwerkes, und auf dem andern Ende sowohl in den

Dachrahmen, als auch in den Kehlbalken; sie **greift** also sowohl auf der Stuhlschwelle, als auch auf **dem** Dachrahmen über, oben aber muß ihre Verzapfung **der** Haltbarkeit wegen am stärksten seyn, und daher **ist** sie oben breiter, als unten, nämlich oben 13, und unten **11** Zoll breit, und 5 bis 7 Zoll dick. Zu zwei Stuhlsäulen wird der Spannriegel zur Unterstützung des Trägers eingezapft. Alle Stuhlsäulen einer Seite des Daches sind in einer Stuhlschwelle, und die Stuhlsäulen der andern Seite in die andere Stuhlschwelle eingezapft.

Stuhlschlösser, ein künstlicher Eisenarbeiter, der sich darauf gelegt hat, entweder nach seiner eigenen Angabe einen Strumpfwirkerstuhl zu bauen, alle dazu nöthigen Theile zu verfertigen, und sie hernach zusammenzusetzen, oder der sich bloß damit beschäftiget, alle Theile dieses sehr künstlichen Stuhls nach der Angabe eines Stuhlaufsetzers oder eines geschickten Strumpfwirkers auszuschmiden, gehörig zu verfertigen, und hernach das Zusammensetzen aller Theile zu einem Ganzen dem Stuhlaufsetzer überläßt, der die Zusammensetzung nach der Angabe des Strumpfwirkers übernimmt. S. den Art. Strumpfwirkerstuhl, Th. 176. Jetzt werden dergleichen Stühle von den Maschinenbauern verfertiget; obgleich es auch noch Stuhlschlösser in Sachsen und in andern Ländern, wo viele Strümpfe gewebt werden, giebt, weil die Strumpfwirker einmal an diese Stuhlschlösser gewöhnt sind, und den Glauben hegen, daß Andere keine so geschickten Stühle bauen können, als diese, die mit ihrem Gewerbe ganz vertrauet sind. Auch selbst in großen Städten haben sie noch Geltung, und alte Meister mögen sich den Maschinenbauern in dieser Hinsicht nicht anvertrauen, weil sie glauben, daß sie einen so künstlichen Stuhl, als der ihrige, nicht mit der Genauigkeit zusammenzusetzen verstehen, als sie ihn gerade gebrauchen.

Stuhlschreiber, von Stuhl, Gerichtsstuhl, in einigen

Gegenden der Gerichtsschreiber. An einigen Orten führen auch die Schreib- und Rechenmeister den Namen Stuhlschreiber. Nach Adelung etwa daher, weil sie ursprünglich wirkliche Gerichtsschreiber waren. Auch der Aufseher über die Kirchenstühle in einigen Städten führt auch den Namen Stuhlschreiber, in sofern er ein Verzeichniß darüber führt, und sie vermiethet. Es ist entweder der Küster oder ein Kirchenvorsteher, der dieses Amt über sich hat.

Stuhlschwelle, beim Zimmermanne, der Balken, der die Stuhlsäulen in einem Dache trägt, und durch das ganze Dach durchgeht, hinten 5 bis 6 Zoll, und vorn 13 Zoll breit, und 5 bis 6 Zoll, wie der Dachrahmen, dick ist. Alle Stuhlsäulen einer Seite des Daches werden in eine Stuhlschwelle eingezapft; daher sind an einem Dache zwei dergleichen Schwellen vorhanden, also auf jeder Seite eine. Sie werden auf jeden Balken des Daches aufgekämmt.

Stuhlwagen, s. Zieselwagen.

Stuhlwand, in der Baukunst, die Holzverbindung von Bändern und Riegeln, welche zwischen zwei Bändern eines Daches gemacht wird, um die dazwischen liegende Sparren zu tragen, und das ganze Dach um so fester zu verbinden.

Stuhlzapfen, auch Stuhlzäpfchen, in der Chirurgie oder Wundarzneykunst, ein Zäpfchen von Seife, Talg oder andern Dingen, welches man bei Verstopfungen des Stuhlganges in den After steckt, um den Stuhl oder Stuhlgang wieder zu befördern. Man nennt diese Zäpfchen (Suppositoria) auch Stechpille, Nachtpille. Wenn sie gleich aus Seife, oder von einem Ende eines dünnen Talglichtes, oder von Talg gemacht werden, so taucht man sie doch noch in Baumöl oder in ein anderes fettes Oel, um sie besser in den After zu bringen, oder vielmehr eine bessere Wirkung von ihnen zu haben. Man nimmt dazu auch Geigenharz

oder Colophonium, Honig und einige Gran Resinae Jalappae oder Jalappisches Harz, Aloe ꝛc.; auch Biesamkugeln aus Zucker gemacht, dienen dazu, so wie alle schlüpfrigen und erweichenden Mittel, auch von außen in den Mastdarm gebracht, zur Erweichung und Ausführung der Excremente beitragen.

Stuhlzwang, Afterzwang, Leibzwang, Tenesmus, ein heftiger Trieb oder Zwang zum Stuhlgange, wobei jedoch nur wenig, oft nichts abgeht. Es ist gleichsam ein heftiger Reiz zum Stuhle, ein Drängen dazu, und wenn man dieses Drängen, diesen Trieb zum Stuhle zu befriedigen sucht, so gehen nur Kleinigkeiten, oft nur eine etwas scharfe Flüssigkeit ab, die gleichsam diesen Reiz im Mastdarme verursachte. Der Stuhlzwang ist immer Folge einer Krankheit, und kommt hauptsächlich bei heftigen Durchfällen und bei der Ruhr vor; s. den Art. Ruhr, Th. 128, S. 491 u. f., wo auch auf den Art. Durchlauf, Th. 9, verwiesen worden.

Stuhr, Meieramaranth, eine Benennung der Erdbeermelde oder Schminkbeere, Blitum Linn.; s. Th. 87, S. 610 u. f.

Stuhrbars, s. Steuerbars.

Stuke, ein nur im Niedersächsischen bekanntes Wort, wo es theils das Stammende eines gefällten Baumes mit der Wurzel, den Wurzelklotz oder Stock bedeutet, theils auch einen Haufen, ein Bündel gewisser Dinge. So wird ein kleiner Haufen Torf von sechs Stücken eine Stuke genannt (s. auch Stuhen). Die zugspitzten Haufen, in welche der Buchweitzen, wenn er gemähet worden, auf dem Felde aufgesetzt wird, heißen im Calenbergischen, Holsteinischen Stuke. Es ist nach Adelung mit dem Hochdeutschen Stauche, Stock und Stück in ähnlichen Bedeutungen nahe verwandt.

Stuk, Fr. Stuc, eine Art Mörtel, welcher aus weißem durchgesiebten Marmor und Kalk zusammengesetzt wor-

den, oder auch aus Marmor, Kalk und Gyps. Eine jede von diesen Materien ward gepulvert, dann das Ganze zusammengemischt und durch ein Sieb gelassen. Beim Gebrauche wurde es mit Wasser angerührt. Die Alten bedienten sich dieser breiartigen Masse, wie wir uns des Gypses bedienen, und nannten die damit gefertigte Arbeit nach dem Plinius Marmoratum opus und Alabrium opus. Dieses Fabrikat der Alten hat Veranlassung zur Erfindung des sogenannten Gypsmarmors gegeben, der durch die verschiedenen, geschmackvoll gemischten und geaderten oder gesprengten Farben den schönsten Marmorsteinen gleich sieht. S. den Art. Gyps, Th. 20, S. 449 u. f., und unter Marmor, Th. 84.

Stukkaturarbeit, von dem vorigen Stuk, Italien. Stucco, Fr. Ouvrage de Stuc, eine Verzierung von erhabener oder erhobener Arbeit von verschiedener Komposition oder Zusammenstellung, z. B. von Laubgewinden, Blumengehängen oder Guirlanden, Arabesken, mythologischen Verzierungen, menschlichen und thierischen Figuren, sowohl im Ganzen, als auch in einzelnen Theilen, Inschriften, Namen rc. rc., die man sowohl außerhalb, als innerhalb der öffentlichen und Privatgebäude anbringt, womit man also Schlösser, Palläste und andere öffentliche und Privathäuser sowohl von außen, als von innen verziert. Im Innern bringt man diese Verzierungen an den Decken, Wänden und Gesimsen der Zimmer an, und von Außen über den Thüren und Thorwegen, unter und über den Fenstern, am Gesimse rc. rc. Das Arbeiten in Stuk ist eigentlich ein Zweig der Bildhauerkunst; denn die Abzweigung ist hier sehr sichtbar, da der Stukkaturer eben so gut modellirt, wie der Bildhauer; er poussirt, und der Bildhauer braucht Eisen zum Stechen und hauen, um seine Arbeit hervorzubringen, und deshalb kann auch der Bildhauer im Nothfalle eine solche Arbeit verferti-

gen, wenn er sich nur die Kenntniß von den Bestandtheilen und der Mischung des Stuks erwirbt, und wie die Masse bei der Ausbildung behandelt wird; auch waren früher viele Bildhauer zugleich Stukkaturer, welche man unter der Benennung Gypsarbeiter von denen unterschied, welche in Stein arbeiteten. Nur als diese Art der Gypsarbeit oder der Stuk anfing, Aufsehen zu erregen, und zur Verzierung der öffentlichen und vieler Privathäuser Beifall zu erhalten, legten sich Bildhauer ganz besonders darauf, und nahmen auch junge Leute in dieser Arbeit in die Lehre, wodurch sich dieser Zweig gleichsam von der Bildhauerey trennte, wenn auch nicht ganz, da es auch den Bildhauern frei stand und steht, in Stuk zu arbeiten, so doch unter dem besondern Namen als eigene Arbeiter in Stuk oder in Gypsmasse. Ein Stukkaturarbeiter muß daher eben so gut zeichnen können, als der Bildhauer, weil das Wesentliche dieser Kunst darin besteht; er muß eben so die Hülfswissenschaften studieren, wie dieser, und um seine Arbeit nicht mechanisch nach Vorbildern auszuführen, muß er gleichfalls Genie besitzen, da ihm sein Talent bei der Arbeit zu Hülfe kommt, worin das Genie neue gefällige Formen erfindet. Daß man diese Kunst bei den Römern findet, ist schon oben, unter Stuk, erwähnt worden, und Vitruv nennt sie Coronarium opus; ob sie auch die Griechen, das geschickteste Volk in der Baukunst oder Architektur, wie ihre Säulenordnung beweiset, gekannt und ausgeführt haben, findet man nicht angeführt, eben so wenig von andern alten Völkern, bei denen die Baukunst eine ausgezeichnete Stufe erstiegen hatte, namentlich der Prachtbau. Nach dem Sturze des Abendländischen Reichs der Römer ging diese Kunst verloren, und es währte eine lange Zeit, ehe man im Mittelalter auf dieselbe wieder zurückkam. Dem Magaritone, welcher um 1300 lebte, soll es gelungen seyn, diese Kunst wieder aufzufinden; zu ihrer Vollkom-

menheit brachte sie aber der Maler Johann Nanni von Udine, geboren 1494, und ein Schüler von Giorgone und Raphael, welches noch die sogenannten Logen Raphaels im Vatican bezeugen; er war es, der auch zuerst den Geschmack der Grotesken in der Malerey erfand, und da er sich hauptsächlich auf das Malen der Thiere, Vögel, Früchte, Blumen, Zierrathe und Landschaften in einer großen Manier legte, so gelang ihm auch vorzüglich die Arbeit in Stuk; denn seine Malereyen der Drapperieen 2c. waren so täuschend, daß sie oftmals den Anschauer betrogen. So besuchte ihn, als er einen Teppich, welchen man über den Logen sieht, fertig machte, der Pabst, und der vorangehende Bediente lief schnell hinzu, um den Teppich aufzuheben, weil er glaubte, daß er ein Gemälde bedeckte. In Deutschland wurde diese Kunst zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts bekannt, und in dem Königlichen Schlosse zu Berlin, welches zu Ende des genannten Jahrhunderts und am Anfange des folgenden, achtzehnten, ausgebauet wurde, findet man dergleichen Stukkaturarbeiten, worin besonders der berühmte Schlüter excellirte, welches man an den vier Erdtheilen in Stuk über den vier Thüren im Rittersaale gewahrt, und die der genannte Baumeister, Bildhauer und Stukkaturer mit eigener Hand gefertiget hat, da viele andere Arbeiten, wie z. B. die vier Jahreszeiten, nur nach seinen Zeichnungen gemacht worden sind; auch in dem Schlosse zu Potsdam befinden sich mehrere Stukkaturen von des Künstlers eigner Hand verfertiget, namentlich im Marmorsaale, an der Decke und an dem Gesimse. Schon vor Schlüter, und unter ihm oder nach seiner Zeichnung arbeiteten: vor ihm Novi, Belloni, Simonetti, unter ihm oder nach seinen Zeichnungen Sapovius, Bolle, Caivan, Scala 2c. In Italien wurde diese Kunst seit der Wiederherstellung von Johann Nanni, immer fleißig betrieben, und so auch in Frankreich, und Italie-

nische Künstler machten sich auch darin zuerst in andern Ländern, außer Italien, geltend. — Das Werkzeug, welches der Stukkaturer gebraucht, besteht nur in wenigen Stücken, in einer Maurerkelle und in Poussireisen; dann noch in einigen Gefäßen, worin sich die Gypsmasse zum Bilden der Verzierungen in Stuk befindet, in einem Borstenpinsel, zum Anfeuchten des Stuks, wenn es nöthig seyn sollte, zur bessern Bildung der Masse. Die Poussireisen gleichen dem doppelten Spatel eines Wundarztes. Einige dieser Eisen sind gerade, andere aufgeworfen, und beide Arten sind an einer Seite glatt, an der andern rund oder hohl, oder gleichfalls glatt 2c., kurz diese Eisen haben eine so mannigfaltige Gestalt, als die Poussirhölzer (s. diese, Th. 116, S. 613). Vermittelst einiger dieser Eisen beschneidet der Künstler den Stuk, mit andern wirft er ihn in kleinen Theilen an, und glättet zugleich die verfertigte Arbeit. Die beiden Schneiden derjenigen Eisen, womit der Stukkaturarbeiter ausbildet oder den Stuk beschneidet, haben kleine Zähne, gleich einer feinen Säge. Die Natur des Stuks bringt es mit sich, daß zuweilen einige Theile eher trocken werden, als das Ganze. Die Erfahrung lehrt, daß der Künstler bei seiner Arbeit die härteren Klöße ausreißt, wenn er den Stuk mit einem Eisen ohne Zähne ausbildet. Bei solchen Eisen, womit er den Stuk nur glättet, fällt dieser Grund weg, und sie haben daher keine Zähne. Die Arbeit des Künstlers besteht nun in Folgendem: Ehe die Arbeit geschieht, entwirft der Stukkaturer, an dem Orte, wo er eine Verzierung oder ein Basrelief von Stuk anbringen will, auf dem Grunde eine Zeichnung, und trägt die beschriebene Masse mit einer Maurerkelle, oder auch nur mit einem Poussireisen in solcher Dicke auf jeden Ort auf, als es die Theile der entworfenen Zeichnung mit sich bringen. Die Eigenschaft des Gypses, daß er schnell bindet, nöthiget ihn nicht nur einen Theil seines Kunstwerks nach dem andern zu ver-

fertigen, sondern auch anfangs nur so viel Stuk aufzutragen, als hinreichend ist, die niedrigsten Theile einer Verzierung auszubilden. Wenn diese bearbeitet sind, so trägt er für jeden höheren Theil Stuk die erforderliche Menge auf, und bearbeitet jeden erhöheten Theil einzeln. Wenn die Bearbeitnng eines jeden einzelnen Theils geschehen ist, so übergeht er denselben noch mehrere Male, um ihn zur Vollkommenheit zu bringen, und zuletzt die feinen Züge oder Feinheiten darin auszubilden. Bei dieser Verfeinerung des Ganzen trägt er zuletzt noch etwas Weniges von der Masse auf. Alles dieses geschieht aus freier Hand und mit den erwähnten Poussireisen, wobei ihm bloß seine Geschicklichkeit und sein Genie zu Hülfe kommen, wenn er es frei, ohne Zeichnung, modelt, hat er dagegen eine Zeichnung, die ihm als Original dient, so liegt diese vor. Bei der freien Arbeit entwirft er seine Zeichnung nach seinem Bedürfnisse und seiner Einbildungskraft. Die Arbeit von Stuk geschieht vom Grunde aus in die Höhe, und daher hat er auch bei wichtigen Kunstwerken, ganzen Gruppen, eine Zeichnung vor sich. Die Verzierungen der Fenster und die Kapitäler einer Säulenordnung, die Ausbildung der Larven und der Fruchtschnüre, die Schilder, ja auch historische Stücke in erhabener Arbeit, gehören alle zu der Stukkaturarbeit außerhalb des Gebäudes, und da diese Stücke sämmtlich der Witterung ausgesetzt sind, so muß auch die Masse des Stuks hart seyn. Diese besteht nun aus $\frac{1}{4}$ Sand, $\frac{3}{4}$ Kalk und so viel Gyps, als beides zusammen beträgt. Außerhalb eines Gebäudes kann nie eine Verzierung von gegossenem Gypse angebracht werden, wenn man auf die Dauer sehen will. Der Stukkaturarbeiter macht oft Köpfe, Larven, Blumen rc. rc. von Gyps, die er gießt, um sie an den erforderlichen Ort außerhalb eines Gebäudes anzusetzen. Dieses geschieht aus zwei Ursachen, weil er erstlich damit Zeit und Mühe erspart, und zweitens seine Arbeit schneller und

wohlfeiler liefern kann; eine solche Arbeit ist aber nicht von Dauer, wenigstens darf sie nie unter einer Traufe angesetzt werden; denn der Gyps verwittert ohne dies schon in der freien Luft, wie vielmehr noch da, wo er der Nässe ausgesetzt ist, und wo sich daher leicht die Masse ablösen kann. An dem bestimmten Orte, wo er die Verzierung befestigen will, schlägt er einige Nägel mit breiten Köpfen in die Wand, und in die Verzierung von Gyps bohrt er für jeden Nagel ein Loch ein, wenn nämlich der Gypsguß massiv ist, steckt die Verzierung auf die Nägel, und setzt sie mit einer Mischung von $\frac{1}{3}$ Kalk und $\frac{2}{3}$ Gyps an. Hohlgegossene Verzierungen von Gyps hängt der Künstler bloß auf die Nägel und kittet sie mit der eben erwähnten Masse an. Die Mischung muß jedesmal frisch bereitet werden, wenn der Ansatz damit geschehen soll, und die Masse muß so aufgetragen werden, daß sie das angesetzte Stück auch festhält, wenn gleich die Nägel auch zu dessen Halt beitragen. In Zimmern, worin der Stukkaturer nur gewöhnlich das Deckenstück mit seiner Arbeit verziert; dann auch Thürstücke, das herumlaufende Gesims unter der Decke, in Sälen ꝛc., da kann man schon eher gegossene Blumen und Basreliefs von Gyps ansetzen, weil sie hier der Verwitterung nicht so unterworfen sind; wenn er aber die Verzierung eines Deckenstücks aus freier Hand ausbildet, so muß er die Masse schon mit einem größeren Theile Gyps versetzen, als bei der Verzierung in freier Luft, z. B. Steinkalk und Gyps zu gleichen Theilen, und ein Weniges von Flußsand. Geschickte Künstler mischen unter diesen Stuk, statt des gelöschten Steinkalks, Sparkalk. Wenn der Stuk vergoldet werden soll, so muß der lockere Sparkalk vermieden werden; denn der untere Grund einer Vergoldung muß jederzeit dichter seyn, als der obere. Die Verfertigung eines Deckenstücks geschieht immer nach einer Zeichnung, oder es müßte ein sehr geübter und genialer Künstler

seyn, der aus freier Hand seine Zeichnung auf der Decke entwirft und darnach arbeitet. Nach dem Entwurfe arbeitet nun der Künstler mit freier Hand die mehrsten einzelnen Theile heraus, auch setzt er wohl einige gegossene Stücke an. Er theilt das Deckenstück in Viertel und arbeitet ein Viertel nach dem andern aus; er legt jede Verzierung erst im Groben an, wie schon oben angeführt worden, und führt sie nach und nach aus. Dasselbe thut er auch bei Thür- und andern Stücken, wo er immer erst einzelne Theile anlegt und sie im Groben herausarbeitet, und sie dann verfeinert. Zuweilen wird die verfertigte Verzierung mit Alabastergyps übertüncht, so, daß der Gypsmarmor die Verzierung des Deckenstücks durchgängig gleich einer dünnen Rinde überzieht. Der Gypsmarmor wird zuletzt geschliffen und polirt. Dieser Marmor war zu einer Zeit sehr modern, so daß man die Zimmern in Pallästen und andern großen Gebäuden mit demselben überzog, weil er das Ansehen des wirklichen Marmors hatte, welches auch eine Verrichtung des Stukkaturarbeiters ist, deshalb muß er denselben nicht allein zubereiten, sondern auch schleifen und poliren können (s. oben, unter Stuk). Geschickte Stukkaturer wissen nicht allein den Gypsmarmor schön zu bereiten, daß er mit den schönsten Adern in allen Farben prangt, sondern ihn auch schön zu schleifen und zu poliren, daß das Auge eines Kenners oftmals getäuscht worden ist. Ein dergleichen mit Gypsmarmor überzogenes Zimmer wird oftmals noch mit Figuren von Stuk oder Gyps verziert, um dadurch dem Ganzen das Ansehen eines wirklichen Marmorzimmers oder Saals zu geben. Basreliefs von Stuk bildet der Künstler an dem bestimmten Orte aus freier Hand aus, so auch alle übrigen Verzierungen, die auf dem Gypsmarmor in einem Zimmer angeordnet werden. Figuren, die in einem solchen Zimmer aufgestellt werden sollen, werden auf folgende Weise gemacht. Die Größe einer

solchen Figur muß der Höhe angemessen seyn, in welcher sie an den Wänden des Zimmers aufgestellt wird, und daher giebt es Figuren von 4 bis 5 Fuß Höhe. Der Künstler läßt sich, nach der Größe der Figur, ein Skelett von Eisen anfertigen, und an dem Orte, wo die Figur von Stuk ihren Platz erhalten soll, an der Wand befestigen. Das Skelett von Eisen ist also die Grundlage, auf welche der Stuk aufgetragen wird. Große Theile der Figur, z. B. den Rumpf, bildet er nie massiv von Stuk aus, da die ganze massive Figur sich durch ihre eigene Schwere zerstören würde; er füllt vielmehr die gedachten Theile mit einem Körper aus, der der Fäulniß nicht unterworfen ist, z. B. mit Kohlen, und diese überkleidet er mit Stuk. Die Kunst und sein Genie leiten ihn auch hier bei der Ausführung der Figur; denn er bildet sie mit den Poussireisen aus freier Hand aus, wie der Bildhauer sein Modell von Thon. Ist der Stukkaturarbeiter nicht geübt, Figuren von Stuk auszuarbeiten, so muß er diese Arbeit einem Bildhauer überlassen; er trägt dann bloß die Masse auf, und überläßt die Ausbildung dem Bildhauer. Die Arbeit selbst muß man von einem Stukkaturer verrichten sehen, um sich einen genauen Begriff davon zu machen, da sich dieses durch die Feder nicht gut beibringen läßt; indessen wer das Modelliren kennt, wird auch hier sich leicht orientiren können, da es mit diesem fast ganz überein kommt; es ist ein Formen des nassen Stuks oder der feuchten Stukmasse zu verschiedenen Verzierungen. Es kommt hierbei vorzüglich darauf an, daß man die Masse schön ebnet, und derselben mit dem Eisen die nöthigen Eindrücke und Verzierungen giebt. Wie z. B. den Blättern die Auszähnung, das Sägeartige und die Nerven, und so alle Linien und Striche, gerade, krumme, eckige, kurz von allen Biegungen, wie es der Gegenstand erfordert.

Stukkaturarbeiter, Stukkaturer, Fr. Stucateur,

derjenige Künstler, welcher vermittelst einer nassen oder feuchten Materie, Stuk genannt (s. den vorhergehenden Artikel), allerlei Gestalten an und in den Gebäuden an den Wänden verfertiget oder sie auch schon gebildet anbringt. Kunstwerke dieser Art verfertigen, heißt nichts anderes, als in Stuk modelliren. Geschickte Künstler müssen mit der Zeichenkunst sehr vertraut seyn, und dann auch in dem Mechanischen ihres Faches, das heißt, sowohl in der Bereitung der Masse, Stuk genannt, als auch in dem Modelliren der Figuren, Ornamente rc. Ein geschickter Künstler beschränkt sich nicht bloß auf einen einzelnen Zweig seiner Kunst, sondern er sucht das Ganze zu umfassen, also nicht bloß halb-, sondern auch ganzerhabene Arbeit zu verfertigen, alle nur mögliche Verzierungen und selbst Rundfiguren. Aber nicht Alle sind in allen den angeführten Stücken geübt; denn Einige beschäftigen sich bloß in Verfertigung der Figuren, und Andere wieder mit der Ausbildung der Ornamente. Zu jedem dieser Zweige gehört Geschicklichkeit und Uebung, und wer diese Letztere nicht besitzt, wird natürlich nicht so viel leisten, als derjenige, der darin geübt ist, sie immer betreibt; daher ist es gut, sich mit dem Ganzen zu beschäftigen, und sich in Allem zu üben, damit die Leistung nicht bei dem Einen ihre Grenzen findet. Da sich die Stukkaturer zu den Künstlern zählen und auch dazu gehören, so sind weder die Lehrjahre des Lehrlings, noch andere Gebräuche durch die Gesetze festgesetzt, wie bei den andern Handwerkern, und besonders in den Landen, wo noch der Gewerbezwang herrscht; es hängt von jedem Künstler hier ab, wie er es mit den Eltern oder dem Vormunde in Hinsicht der Lehrzeit abmacht, oder mit dem Lehrlinge, wenn dieser schon erwachsen seyn sollte, ein Abkommen trifft; denn eine freie Kunst leidet hierin keinen Zwang. Die Ausgelernten müssen eigentlich reisen, um sich in ihrer Kunst zu vervollkommnen, und Italien ist für sie dasjenige Land,

worin sie ihre Kunst besonders studieren, und die Vollkommenheit darin auf einen hohen Gipfel bringen können. Ueberhaupt dienen hierzu alle großen Städte, worin viel für diese Kunst geschehen ist, und sich auch dergleichen Künstler besetzt haben und aufhalten, in Deutschland in Berlin, Wien, Dresden, München ꝛc., in Frankreich hauptsächlich in Paris ꝛc.

Stukkaturer, s. den vorhergehenden Artikel.

Stukkaturerkitt, um die Stukkaturarbeit auszubessern. Man nehme 12 Loth Kolophonium, 1½ Loth gelbes Wachs, 1 Loth Venetianischen Terpentin, ½ Loth gestoßenen Mastix, mische es zusammen, lasse es in einem kleinen Kessel über Feuer zergehen, trage dann zwei Hände voll Ziegelmehl darein, und rühre es gut durcheinander.

Stukkaturfiguren, die aus Stuk gearbeiteten Figuren, besonders aber die gegossenen. Man nehme Gyps und mache daraus eine Form, welches auf folgende Weise geschieht. Man modellirt erst die Verzierung oder die Figur, wozu eine Form gemacht werden soll, nach ihrer ganzen Größe in Thon oder in Stuk, und wenn das Modell nach Wunsch gerathen ist, so gießt man darüber die Form von Gyps mit oder ohne Kernstücke, wie es die Gestalt des Modells verlangt, und wie es schon unter Modelliren, Th. 92, gezeigt worden ist. Zuweilen läßt sich auch der Stukkaturer von einem Bildhauer Blumen, Früchte ꝛc. aus Holz schneiden, drückt sie in Thon ab, und gießt dann die Blumen oder Früchte mit Gyps in der eingeprägten Vertiefung ab. Gemeiniglich sparet er den Gyps und gießt die Verzierung von Gyps hohl.

Stulp, Stulpe, beim Orgelbauer, die Decke oder der Hut, womit die gedeckten Pfeifen gestimmt werden.

Stülpe, in einigen Gegenden Stulpe, von dem Zeitworte stülpen. 1. Ein Deckel, beim Töpfer, doch am häufigsten nur ein beweglicher, erhabener, hohler Deckel, welcher auf einen Topf, Gefäß ꝛc. gestülpt wird,

in welchem Verstande es im Niederdeutschen am üblichsten ist, wogegen man im Hochdeutschen einen solchen Deckel eine Stürze nennt. — 2. Ein umgestülpter, das heißt, ein umgeschlagener Theil eines Dinges, im Hochdeutschen nur in einigen Fällen. So wird der aufgeschlagene Rand eines Huts, beim Hutmacher die Krämpe, in einigen Gegenden auch die Stülpe oder Hutstülpe genannt. — Das steife Kniestück an einem Stiefel, welches gleichsam umgeschlagen ist, führt gleichfalls den Namen der Stülpe, s. Stiefelstulpe, Th. 174, S. 61, und daselbst Stiefel (Stulp-), S. 47. — Beim Schlösser ist an den Thürschlössern die Stülpe, eine dünne eiserne Stange, die so breit ist, als das Seitenblech des Schlosses, aber etwas länger, und an das Schloßblech des Kastens angenietet ist, und mit den Seitenblechen oder dem ganzen Umfange des Kastens das Schloß einschließt. — An den Gewehrschlössern, bei dem Büchsenmacher, ist es ein viereckiges, vorspringendes Stück auf der einen Fläche des Schloßbleches, welches das Schloß in der gehörigen Entfernung von dem Holze hält; entweder auch, indem es anfangs ein bloßer umgeschlagener Theil war, oder auch von Stülp, in sofern es von Stolle, Studel ꝛc. nur im Suffixo verschieden ist, und auch eine kleine Säule bedeuten kann. — Im Bergwerke, ist die Stulpe bei den Schwengelpumpen, und überhaupt allen Pumpen der lederne Ring um die Kolben. Er ist $2\frac{1}{4}$ Zoll hoch, von Büffelsleder, und mit Nägeln, die einer bei dem andern stecken, angeschlagen. Er ist wie ein abgekürzter Kegel gestaltet, der oben weiter, als unten ist, so wie es die Bildung der Kolben erfordert. — Der obere Querriegel eines Thürgerüstes, erhält auch den Namen Stulpe oder Kappe.

Stülpe, im Bergwerke, s. oben.

—, beim Büchsenmacher, s. daselbst.

—, beim Hutmacher, s. das.

Stülpe, beim Orgelbauer, s. oben, S. 280.
—, beim Schlösser, s. das., S. 281.
—, beim Schuhmacher oder Stiefelmacher, s. daselbst.
—, in der Sprachkunst, s. oben, S. 280 u. f.
—, an der Thür, s. das., S. 281.
—, beim Töpfer, s. das., S. 280.

Stülpen, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, welches nur in den gemeinen Sprecharten, besonders Niederdeutschlands, üblich ist. 1. Einen hohlen hohen Deckel auf etwas legen, besonders in den Zusammensetzungen zustülpen, aufstülpen, abstülpen, im Hoch- und Oberdeutschen stürzen. — 2. Umkehren, zwei Gefäße oder andere Körper mit beiden hohlen Flächen, im Hoch- und Oberdeutschen stürzen. Einen Topf, einen Scheffel umstülpen. Ein Butterbrod zusammenstülpen, daß die obern bestrichenen Flächen auf einander zu liegen kommen. — 3. Umschlagen, aufschlagen, besonders in dem Zusammengesetzten aufstülpen, abstülpen. So auch das Stülpen. Nach Adelung soll es allem Ansehen nach ein Onomatopöie sowohl des Bedeckens eines hohlen Raumes mit einem hohlen Deckel, als auch der Umkehrung eines hohlen Gefäßes seyn.

Stülphandschuh, beim Handschuhmacher, gelblederne Handschuhe von Kalb-, Rind-, Schaf- und anderm Leder. Sie werden wie andere Handschuhe verfertiget, sind auswendig gemeiniglich gelascht, und dann wird eine starke Stulpe von weißgarem Rindsleder doppelt angelascht. S. unter Handschuh, Th 21, S. 463.

Stumm, Bei- und Nebenwort, der Sprache beraubt, sprachlos. Stumm seyn, aus einem natürlichen Fehler nicht sprechen können. Stumm werden, ein Stummer. Stumm wie ein Fisch. Figürlich, theils aus Vorsatz, theils aus Schüchternheit nicht reden wollen.

Stax ist in allen Gesellschaften stumm. Theils keinen Laut von sich geben, sich durch keinen Laut offenbaren. Eine stumme Bewegung, stumme Buchstaben, diejenigen Mitlauter, welche ohne Hülfe eines Selbstlauters nicht ausgesprochen werden können, zum Unterschiede von den flüssigen. Mein Herz war stumm und thränenlos. Stumme Seufzer, stumme Blicke, stumme Thränen. Wird dein Auge beständig gegen mich stumm seyn, und mir niemals die Worte ins Herz reden, die ich dir mit jedem Blicke begreiflich zu machen suche? (Kom. Theat. von S. nach einer noch weitern Figur.) — Stumme Sünden, in der Theologie, welche ohne Zuziehung einer andern Person begangen werden; besonders Sünden der Unreinigkeit. Weish. 14, 26. Im Niedersächsischen nennt man auch den Wein stumm, wenn er so geschwefelt ist, daß er darüber den Geschmack verloren hat. In Hinsicht der Sprache sind stumm und dumm genau verwandt, und ein Stummer ist im eigentlichen Verstande dumm, nach Adelung. Indessen ist dieser Ausdruck wohl nur in sofern zu verstehen, daß dem Stummen durch Unterricht nichts beigebracht worden, oder derselbe keinen Unterricht genossen hat, und also in seiner Dummheit aufgewachsen ist, das heißt, in der Unkultur seines Verstandes, ohne daß sich sein geistiges Prinzip hat entfalten, sein Geist mit Wissenschaften nähren können. Aber auch dieses möchte bei einer strengen Prüfung scheitern; denn wenn der Mensch mit Geisteskräften begabt geboren wird, so entwickeln sich auch diese auf irgend eine Art im Menschen, und dieses schon durch die äußeren Eindrücke, die das Auge aufnimmt; weniger würde es geschehen können, wenn der Mensch taubstumm geboren, und dabei noch des Gesichts oder des Augenlichts entbehren müßte; hier würde er sein Leben in einem bloßen Hinbrüten, von Allem, was ihn geistig an die Außenwelt

knüpft, abgezogen, hinbringen müssen, und dieser Zustand könnte dann an Dummheit grenzen; könnte daran grenzen, da man nichts Besonderes von seinem Geiste erführe, und nicht erfahren könnte, da ihm die Sprache mangelt, und auch der Unterricht, sich auszudrücken, verständliche Zeichen von seinen Gedanken zu geben. In wiefern nun stumm und dumm weiter verwandte Aehnlichkeiten in Hinsicht der Sprache mit einander haben, indem das st in d, oder so umgekehrt verwandelt worden, läßt sich nicht leicht entscheiden, auch sind die Sprachforscher darüber nicht im Klaren. Nach Adelung ist stumm allem Ansehen nach ein Onomatopöie des einem m ähnlichen Lautes, welchen stumme Personen gemeiniglich von sich zu geben pflegen, daher es im eigentlichen Verstande auch nur von natürlich Stummen gebraucht wird. Der Form nach ist es wegen des doppelten m ein Intensivum von einem veralteten stum oder stüm, von welchem noch ungestüm herstammt. Beim Ottfried stumm; im Niedersächsischen gleichfalls stumm; im Holl. stom; im Schwed. stumm; bei dem Ulphilas ohne Zischlaut dumbs; im Angelsächsischen dumb, dumba; im Engl. dumb, mute; im Dänischen dum; im Walisischen mud, welches mit dem Lateinischen mutus verwandt ist. So viel von dem Worte stumm in sprachlicher Hinsicht. — Jetzt nun von dem Stummseyn oder Taubstummseyn, als eine Naturerscheinung, als ein körperlicher Fehler, der durch den Mangel am Gehöre hervorgebracht oder erzeugt worden, und welches Uebel schon mit der Geburt entsteht, oder erst nach der Geburt, jedoch in einem so zarten Alter, oder in so früher Jugend, daß das Kind der Sprache noch nicht mächtig war, als es das Gehör verlor, und mit demselben auch die Fähigkeit zu sprechen, nicht aus einem Fehler des Sprachorgans, sondern nur aus dem Fehler des mangelnden Gehörs, wodurch also kein Sprachton zu ihm dringen kann, es keinen artikulirten,

ja gar keinen Ton vernimmt. Das Stummseyn rührt also bei Taubstummen nur von dem Mangel am Gehöre her, weil sie keinen Laut vernehmen können, um ihn nachzusprechen, sie also ihr Töne bildendes Sprachorgan nicht in Thätigkeit setzen können, welches man auch sehr deutlich wahrnimmt, wenn sie einzelne leichte Worte nachsprechen lernen, welches sie am Munde des Andern, beim Vorbilden durch die Bewegung des Mundes, absehen oder bemerken, wie hohl und monoton sie diese einzelne Wörter abstoßen, ohne allen Klang, als wenn ein guter Resonanzboden bei einem Saiteninstrumente fehlt; der Ton ist hart, und wird noch härter dadurch, daß sie die einzelnen Sylben scharf abstoßen, also gleichsam das Wort nach den Sylben hart aussprechen. — Dieser Artikel hätte eigentlich unter T., Taubstumm, einen Platz erhalten sollen, da aber Taub und das Taubseyn doch einen besondern Artikel unter T. abgeben, und Taubstumm davon verschieden ist, so scheint es wohl besser zu seyn, diesen letztern Artikel unter Stumm hier abzuhandeln, um beide nicht zusammen zu bringen, da man taub seyn kann, ohne stumm zu seyn, und es wiederum Stumme giebt, die hören können, nicht taub sind, und nur durch einen Zufall, z. B. durch einen heftigen Schreck oder sonst einen auf das Gemüth tief einwirkenden Vorfall plötzlich die Sprache verloren haben, aber dabei Alles hören können, was mit ihnen gesprochen wird; hierher könnte man auch die Starrsüchtigen rechnen, obgleich dieser Zustand nicht so lange anhält und ganz anderer Art ist; denn die Starrsucht ist eine wirkliche Krankheit, aber das Stummseyn und das Taubseyn sind nur Fehler der Organe 2c.

Das Unglück taubstumm geboren zu werden, oder erst taubstumm nach der Geburt vor der gänzlichen Entwickelung der Sprache zu werden, hat schon längst die Gelehrten beschäftiget, nicht um zu untersu-

chen, worin dieses Taubstummseyn eigentlich besteht; denn hierin ist man einig, daß es bloß in dem Mangel am Gehöre liegt, also in der Lähmung der Gehörnerven, in deren Unthätigkeit, da die Sprachorgane ganz in der Ordnung und thätig sind, nur ihre Thatkraft nicht äußern können, da ihnen hierzu das Gehör mangelt, sie aller Töne darauf beraubt sind, die nur auf die Sprachorgane einwirken können, wie auch schon oben bemerkt worden, sondern um diese Unglücklichen doch fähig zu machen, mit der Welt zu verkehren, sich eben so nützlich und thatkräftig zu beweisen, als ihre mit der Sprache beglückten Brüder. Der Gegenstand selbst ist nichts weniger, als leicht; denn wenn man annimmt, daß tönende Worte Zeichen der Gedanken sind, wodurch der hörende Mensch seine Begriffe erhält und erweitert, so wird man es gewiß nicht leicht finden, einem taubgebornen Menschen eine schriftliche Sprache so beizubringen, daß er durch sichtbare Zeichen geschriebener Worte eben sowohl, als durch tönende, Begriffe erlangen und laut lesen und sprechen lernen kann. Geht man dem Stufengange des Verstandes nach, so wird man viele Schwierigkeiten in der Möglichkeit einer solchen Unternehmung antreffen, obgleich sie sich auch nicht unwahrscheinlich darstellt, wenn man annimmt, daß bei einem Taubgeborenen, Statt seiner Ohren seine Augen, und Statt seiner Sprachorgane, seine Hand und Schreibmaterialien in Thätigkeit gesetzt werden können, um ihm die Begriffe in die Seele zu bringen; sie dienen also als Hülfsmittel zu Begriffen und zur Erweiterung derselben, wenn eine Methode erfunden worden, nach welcher dieses möglich gemacht werden kann. Es kommt also nur darauf an, Methoden zu erfinden, wie man durch Analogie aus anschauenden, abgezogene Begriffe bilde, und sie dem Stummen beibringe, da die Materialien dazu nicht fehlen; man kann dadurch zugleich bei ihm die schriftliche Sprache kultiviren. Dieses ist aber nicht allein hinrei-

chend zum Zwecke, daß man im Unterrichte das Subjekt vor dem Prädikate, und die einfachsten Subjekte vor den zusammengesetzten, was da thut und handelt vor dem, was es handelt, das Wesentliche und Gewisse vor dem Ungewissen und Zufälligen, anreihe; sondern die Kunst besteht eigentlich in der richtigen Wahl zur Anreihung der Begriffe, wozu die Methoden in den Vorstellungen für die Stummen, mit Rücksicht auf das Vorhergehende, passen müssen; dann fallen aber auch alle Schwierigkeiten im Unterrichte von selbst weg. Zu welcher Zeit man eigentlich zuerst sich mit dem Unterrichte der Taubstummen beschäftiget hat, ist nicht genau bekannt, doch soll den Spaniern dieses Verdienst zugeschrieben werden, und solches schon im sechzehnten Jahrhunderte, wo ein Benediktiner Mönch, Namens Ponce oder Pontius, in dem Kloster Ona in Spanien, welcher im Jahre 1584 starb, zuerst Taubstumme unterrichtet haben soll, nur ist seine Methode verloren gegangen. Auf ihn folgte Juan Paolo Bonnet, welcher im Jahre 1620 ein Werk bekannt machte, in welchem er die Grundsätze entwickelt, die ihn bei dem Unterrichte des Constables von Castilien, welcher vom vierten Jahre seines Alters an taub geworden, leiteten, und der durch den Unterricht Bonnets seine Muttersprache vorzüglich schön sprechen lernte. Auch Emanuel Ramirez de Carion, welcher den taubstummgeborenen Savoyischen Prinzen Emanuel Philibert von Carignan sprechen lehrte, möchte wohl Ansprüche auf den Ruhm einer glücklichen Ausübung dieses Unterrichts machen, wenn man darüber in den davon zerstreueten Nachrichten etwas Gewisses finden könnte; gewisser soll es dagegen seyn, daß William Holder, ein Englischer Theolog, gestorben im Jahre 1696, im Jahre 1659 einen jungen taub- und stummgeborenen Edelmann, Alexander Popham, sprechen lehrte, obgleich ihm Johann Wallis, Professor der Mathematik zu Ox-

ford, gestorben 1703, diese Ehre streitig zu machen gesucht hat. Diese Nacheiferer, wie so viele andere, hat besonders der oben erwähnte Bonnet hervorgebracht; dieser Taubstummenlehrer fand durch das herausgegebene Werk diese Nachahmer im siebzehnten Jahrhunderte in mehreren Ländern Europas, besonders in England, Holland und Frankreich (s. auch Sprache (Zeichen-), Th. 161, S. 444 u. f.); allein alle diese Versuche aus jenem Jahrhunderte, wie man auf verschiedene Art und Weise solchen unglücklichen Personen zur Aufklärung ihres Verstandes behülflich sein könne, sind zwar ein Anleit geworden, und gewiß nicht ohne Wirkung auf den Verstand der Taubstummen gewesen; jedoch gründliche Plane und zuverlässige Methoden zu Individualbegriffen in ihrem Unterrichte, die sich wirklich auf einen sichern Erfolg basiren, findet man in den hinterlassenen Schriften dieser Männer nicht; noch weniger findet man aber darin nützliche Beobachtungen und umständliche Nachrichten vom Stufengange der Erkenntniß solcher Taubgebornen, und eben so wenig, wie sie zu den höheren Begriffen einen verfeinerten und aufgeklärten Verstand erlangt haben. Einige dieser Lehrer sind sogar mit erstaunender Mühe ohne Plan in ihrem Unterrichte widernatürlich zu Werke gegangen, indem sie Taubstumme gleich anfangs zum Sprechen angehalten haben. Man kann zwar einem Stummen einzelne Wörter und Formeln zu anschauenden Begriffen durch eine Sprache einflößen; allein ohne eine kultivirte Sprache kann man zu keinen Abstraktionen in höheren Wissenschaften gelangen, daher sind alle Lehrarten, z. B. diejenigen, welche man seit einiger Zeit in Frankreich gebraucht hat, für einen Stummen, der nicht vorher eine schriftliche Sprache in seiner Gewalt hat, und darin nicht vernünftig oder verständig über verschiedene Materien fertig dialogisiren kann, widernatürlich und unzulänglich, weil ein Stummer, ohne vorher eine schriftliche

Sprache zu wissen, nur ein vernunftloses staarmäßiges Geschwätz hervorzubringen vermögend ist; dagegen ist es dann sehr leicht, ihn durch eine schriftliche Sprache oder Schriftsprache in kurzer Zeit laut lesen und sprechen zu lehren. Eine solche Art des Unterrichts gehört nun dem achtzehnten Jahrhunderte an, wo sich Männer mit vereinten Kräften ganz diesem Unterrichte widmeten, und Alles aufboten, um zum Zwecke zu gelangen. Besonders bemühete sich der Abbé de l'Epée in Frankreich, 1712 zu Paris geboren und 1790 daselbst gestorben, um den Unterricht der Taubstummen zu vervollkommnen, und man will ihm die Erfindung des Handalphabets zueignen; allein andere Schriftsteller geben das einfache Handalphabet für eine Spanische Erfindung aus, und wollen, daß der genannte Abt dasselbe von Antonio Pareires erhalten habe, welcher sich ums Jahr 1735 zu Paris niederließ. Nach diesem haben noch mehrere auf die Erfindung des Unterrichts mit dem Handalphabete Ansprüche gemacht, sowohl in Frankreich, als auch in Deutschland, worüber man das Nöthige unter Sprache (Zeichen-), Th. 161, S. 445 u. f., angeführt findet, auch über die Anwendung des Handalphabets, wobei man auch zur Erläuterung einige Abbildungen dieses Alphabets, Fig. 8883, 8884 und 8885 findet. — Wenn man nun gleich einräumen muß, da die Akademie der Wissenschaften es eingeräumt hat, daß Antonio Pareires und Ernaud die Erfinder des Unterrichts der Taubstummen mit dem Handalphabete gewesen sind, so verdient doch der Abbé de l'Epée, der die Methode, mit dem Handalphabete zu unterrichten, aus einem Spanischen Buche geschöpft zu haben vorgiebt, welches ihm ein Fremder eingehändiget habe, die Anerkennung den Unterricht nach dieser Methode zur größeren Vollkommenheit in Frankreich bei unermüdlichem Fleiße gebracht zu haben. In Deutschland gebührt die Ehre, den Unterricht der Taubstum-

men zu einer großen Vollkommenheit gebracht zu haben, dem Cantor Heinicke, welcher im verwichenen Jahrhunderte, zu Ende der 1760ger Jahre, diese Stelle in Eppendorf bei Hamburg bekleidete, und damit anfing, Taubstumme zu unterrichten. Er brachte seine Zöglinge dahin, daß sie von Gott, der Welt und der christlichen Religion hinlängliche Begriffe erhielten, und über alle Materien vernünftig dialogiren konnten. Seine Methode, oder vielmehr der glückliche Erfolg derselben, fand solchen Beifall, daß er dadurch einen großen Ruf erlangte und man ihm aus verschiedenen Gegenden dergleichen Unglückliche zuschickte; auch erhielt er im Jahre 1778 einen Ruf von dem damaligen Churfürsten von Sachsen, eine Taubstummen-Anstalt in Leipzig zu errichten, der er auch bis an seinen Tod, 1790, vorstand, und die dessen Wittwe mit ihrem Adjunkten, Hrn. Petschke, und mit dem Magister Rosenmüller noch im Jahre 1815 fortsetzte, und welches Institut noch jetzt in Flor ist. Dieses Institut wurde auf Landesherrliche Kosten erweitert, und nicht ausschließlich für Stumme, sondern auch für andere mit Sprachgebrechen behaftete Personen, die theils Königliche Pensionairs sind, theils auf Kosten ihrer Eltern sich dort befinden, und im Sprechen, Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Religion, Geschichte, Erdbeschreibung ꝛc. unterrichtet werden; auch gegen eine besondere Vergütigung im Zeichnen und neueren Sprachen Unterricht erhalten. Das vielfach bewegte Leben des Begründers und Direktors dieser Anstalt, der, 1725 zu Nautschitz bei Weißenfels geboren wurde, und Landwirth, Soldat, Student, Hofmeister in Hamburg, dann Cantor in Eppendorf, und zuletzt Direktor der von ihm begründeten Taubstummen-Anstalt in Leipzig gewesen, ist eben so interessant, als sein Wirken als Lehrer. Der Professor Eschke, welcher im Jahre 1788 ein dergleichen Institut in Berlin errichtete, welches zehn Jahre darauf, 1798, von dem verewigten Könige

Friedrich Wilhelm dem Dritten zum Staats-Institute erhoben, und der Privatunternehmer desselben, Herr Eschke, zum Direktor davon ernannt wurde, ist ein Schüler Heinickes, dessen Tochter er zur Gattin hatte, die gleichfalls sehr viel zur Aufnahme des Instituts beigetragen. Von diesem Institute, welches jetzt unter der Direktion des Professors Graßhoff steht, wird unten noch Einiges gesagt werden. — Von dem Charakter der Taubstummen. Man hat die Gemüthsart der Taubstummen immer für ungestüm, heftig, ja sie selbst für jähzornig verschrieen; allein dieses ist kein Charakterzug, der sich bei ihnen befestiget hat, oder eine angeborene Neigung, sondern sie ist erst durch die Erziehung hervorgebracht worden. Da die Sprache der Taubstummen nur hauptsächlich in Zeichen besteht, so ist ihr Umgang von Jugend auf mit den übrigen Kindern ihres Alters in der ersten Zeit immer mit einigen Schwierigkeiten verbunden, ehe sie sich zusammen verständigen können. Hieraus entstehen nun so manche Reibungen untereinander, die unvermeidlich sind, und um so mehr auf der Seite der Taubstummen, weil diese durch Zeichen sich oft den übrigen Knaben und Mädchen nicht verständlich genug machen können, wodurch diese dann veranlaßt werden, entweder auf ihr Begehren in Zeichen gar nicht zu achten, oder darüber zu lachen, weil sie beim Nichtverstandenwerden um so mehr grimassiren oder Gesichter schneiden, welches die Lachlust bei der unbefangenen Jugend erregen muß. Hierdurch reitzt man die Taubstummen zum Zorne, weil sie sich gleichsam verhöhnt sehen, und dadurch entsteht es, daß sie empfindlich oder reitzbar werden, wenn sie es auch nicht sind; denn man hat Beispiele genug, daß sie entfernt von dergleichen Neckereyen, nie Jähzorn haben blicken lassen, sondern gut und umgänglich geblieben sind; denn nur durch das Aufziehen von Andern, durch das Uebel, nicht verstanden zu werden, bei allen Bemühungen der

Zeichenkunst und Geberdensprache, entsteht die Heftigkeit, der Jähzorn, und besonders noch bei cholerischen Temperamenten. Man kann es ja leicht an sich selbst abnehmen, wenn man sich verhöhnt oder gekränkt glaubt, daß das Gemüth nicht immer seine Ruhe behält, und daß die Vernunft oft mit der Aufwallung davon läuft, wie viel mehr muß dieses nun nicht bei einem Taubstummen der Fall seyn, der von Allem, was um ihn laut wird, nichts versteht, und bei jedem Lächeln, jedem Mienenspiele Anderer, wo er handelnd eintritt, leicht glauben muß, es gelte ihm, man spotte über ihn, mache sich über ihn lustig, und auch schon in dem Nichtverstehen seiner Zeichen, wenn er etwas zu haben wünscht, was außer seiner Macht, es zu erhalten, liegt, schon mit sich selbst unzufrieden wird, daß er sich nicht deutlich genug machen kann, um seine Wünsche beseitiget zu sehen. Aus diesen einzelnen Charakterzügen hat man nun folgern wollen, daß der Unterricht bei ihnen, außer der Schwierigkeit, die es schon hat, Taubstumme zu unterrichten, sehr anstrengend für den Lehrer, und wenig lohnend für ihn, wie für den Schüler selbst, seyn würde; allein in der Beziehung auf seinen Charakter wird dem Unterrichte wenig geschadet, wohl aber in der mehr oder wenigern Kraft des Fassungsvermögens. Der ehemalige Ober-Schulrath und Direktor der Taubstummenanstalt in Berlin, Eschke, sagt in den Galvanischen Versuchen mit Taubstummen (Berlin, 1803), S. 7.: „Niemand, der sich nicht selbst mit dem Unterrichte der Taubstummen beschäftigte, kann eine Idee von den Schwierigkeiten haben, welche dem Lehrer bei demselben begegnen. Dieser ist wirklich übel daran. Manche Leute meinen: mit Gewalt ließe sich bei Taubstummen alles ausrichten, weil sie etwa durch Schläge Untugenden und Laster unterließen. Allein Lernen und Unterlassen sind zwei verschiedene Dinge: zum Letzten gehört wenig oder gar kein Verstand. Andere glauben: in einem Paar Jah-

ren könnte ein Taubstummer alles begreifen, besonders wenn er alt ist; denn sie wähnen, der Verstand wächst mit dem Körper. „„Er ist ja alt und groß genug, sagen sie, also kann er auch lernen: er hat ja Verstand, guten Willen, hohlt Kaffeekannen und Tassen, folglich, wenn er nur fein scharf angehalten wird, so muß er heute über's Jahr e numero discentium in numerum docentium steigen, oder der taubstumme Schulmeister versteht sein Handwerk nicht!“ — Man gewahrt hieraus das Verlangen, welches auch oft Eltern an den Lehrer stellen, und wie sie dessen Bemühungen verkennen, welche schon groß bei den mit der Sprache begabten Schülern sind, wie viel mehr noch bei stummen und taubstummen Knaben, denen erst Begriffe beigebracht werden sollen, und dieses durch eine neue Sprache; und dann hat der Lehrer auch noch mit ihren Unarten zu kämpfen, die aus der häuslichen Erziehung, bei ihren Eltern, hervorgehen, indem man ihnen, als der Sprache und des Gehörs beraubten Unglücklichen, zu viel nachsah, ihre Vergehen nicht rügte, wodurch sie dann um so hartnäckiger bei allen ihren Handlungen sich betragen, und so dem Lehrer und Erzieher viele Unannehmlichkeiten bereiten, wobei die Belohnungen des Lehrers wohl nicht in Anschlag gebracht werden können. Uebrigens ist es nöthig, daß der Erzieher und Lehrer bei solchen Taubstummen die größte Strenge anwende, jedoch immer mit Berücksichtigung ihres Zustandes als Unglückliche, die nicht die Freuden empfinden können, die die Sprache und das Gehör geben; denn sie erlangen höchstens hiervon nur Vorstellungen, aber nie die Empfindung, die nur bei denen seyn kann, die wirklich schon etwas empfunden haben, also schon die mancherlei Genüsse des Lebens kennen, wovon ihnen aber wichtige Genüsse, wie die der Deklamation und der Musik abgehen, so entbehren sie schon viel, und können die ihnen davon beigebrachten Vorstellungen des Entzückens nicht fühlen, nichts davon

empfinden, weil sie nie diesen Reitz empfunden haben; denn von Allem, was ich schon hörte, habe ich auch eine Vorstellung, oder kann ich mir eine solche machen, wenn mir davon eine Beschreibung gegeben wird, ich empfinde gleichsam das schon Gehörte aus dieser Beschreibung. Dieses ist aber nicht der Fall bei Taubstummen, die z. B. nie eine Musik hörten, sich also auch davon keine Vorstellung machen können, wenn sie gleich die Instrumente sehen und auch diejenigen, welche sie gebrauchen, entweder darauf blasen oder sie handhaben, mit den Händen die Töne entlocken; denn sie kennen die Töne nicht, also auch nicht deren Wirkung auf das Gefühl, mithin bleiben sie auch bei der ihnen davon beigebrachten Vorstellung kalt; sie empfinden dadurch nichts. Aus diesen Betrachtungen über sie, hat sich auch die Unterrichtsmethode bei ihnen entwickelt, da man wirklichen Taubstummen weder durch mündlichen Vortrag, noch mit Hülfe der Tonsprache Unterricht ertheilen kann. Es ist daher nöthig, durch andere Sinne Empfindungen bei ihnen zu erregen, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln oder wenigstens anzuhalten. Hierzu gehört hauptsächlich das Gesicht, welches auch bei ihnen sehr scharf ausgebildet ist, wodurch sie sehr genau die Gemüthsbewegungen anderer Menschen unterscheiden; es ersetzt zum Theil bei ihnen das Gehör, und wenn sie erst einigen Unterricht genossen haben, so, daß sie ihre Gedanken ordnen, und über äußere Gegenstände sich eine vernünftige Vorstellung machen können, so weit sie solche durch Zeichen oder die Schrift darlegen, so wird man auch bemerken, daß sie mit größerer Aufmerksamkeit, als gewöhnlich, ein jedes Gesicht zu studieren suchen, welches bei den Hörenden gar nicht der Fall ist; sie merken auf das Mienenspiel sehr genau, wissen jeden Ausdruck der Gesichtszüge zu deuten, und deuten ihn auch sehr richtig, ja sie können im Sprechen, bei den Bewegungen der Lippen, den verschiedenen Richtungen des Mundes im Abstoßen der Wörter Vieles von dem

verstehen, was man spricht, und besonders, wenn man etwas ihnen begreiflich machen will, und sie dann um so mehr auf den Mund und die Gesichtszüge merken. Das erste Mittel, dessen man sich beim Taubstummenunterrichte bediente, und welches schon im sechzehnten Jahrhunderte Anwendung fand, war die Stabmethode, welche darin bestand, daß man einen hölzernen oder eisernen Stab gebrauchte, von dem der Taubstumme das eine Ende zwischen die Vorderzähne des Mundes nahm, ohne es jedoch mit den Lippen zu berühren, wodurch es an Resonanz verloren hätte, und das andere Ende des Stabes nahm derjenige zwischen die Vorderzähne, der mit ihm sprechen wollte, und hielt es gleichfalls damit fest, und nun sprach er zu dem Taubstummen, der nun dasjenige, was er sprach, durch die Erschütterung des Stabes, gleichsam wie bei der Elektricität, vernehmen sollte, und eben so wollte man ihm auch die Töne eines musikalischen Instruments hörbar zu machen suchen, indem man das eine Ende des Stabes, welches der Taubstumme am andern Ende zwischen den Vorzähnen hielt, an den Resonanzboden des Instruments stellte; allein mehrere Taubstummenlehrer wollen davon keine Wirkung auf den Taubstummen bemerkt haben, obgleich diese Methode bei schwerhörenden oder taubgewordenen erwachsenen, auch bei stummgewordenen und dabei das Gehör verloren habenden Menschen nicht ohne Wirkung seyn soll; indessen hat man doch gefunden, daß das Empfindungsvermögen bei Taubstummen weit stärker ist, als bei Hörenden. So schrieb Arnoldi schon vor mehr denn sechzig Jahren in seiner praktischen Unterweisung taubstumme Personen reden und schreiben zu lehren (Giessen, 1777), S. 6 bis 8: „Der Unterschied zwischen empfinden und hören ist gar zu merkwürdig, als daß ich ihn hier nicht berühren sollte. Die Empfindung, die bei Taubgeborenen ungleich stärker zu seyn scheint, als bei wirklich Hörenden, und

welche Anwesende bisweilen so sehr täuscht, daß sie sich überreden, der Taube müsse gehört haben, kommt bei ihnen nicht, wie bei den Hörenden, durchs Ohr, sondern auf eine andere Art, wie mir in der Folge, da ich mich einmal dem Geschäfte, sie zu unterrichten und auf jede ihrer Bewegungen genauer zu achten, unterzogen, immer begreiflicher wurde. Ihre Gefühlnerven sind feiner und reizbarer, als die unsrigen. Zum Beispiel, es fährt ein Wagen an dem Hause, wo sie sich aufhalten, vorbei; so empfinden sie auch die leiseste Erschütterung, die derselbe verursacht. Ihre Neugierde treibt sie ans Fenster, und sie geben deutlich zu erkennen, daß es geschieht, sie durch einen ankommenden Wagen zu befriedigen. Da ich der Poststraße nahe wohne, habe ich fast täglich Gelegenheit, diese Bemerkung zu machen; eben so, wenn der Wind sich erhebt, wenn es donnert, bei der geringsten Erschütterung des Hauses, beim Klappern der Mühle ꝛc., bin ich in meiner Wahrnehmung bestärkt worden." Aehnliche Bemerkungen haben auch andere Taubstummenlehrer gemacht. So z. B. hat der schon oben erwähnte Ober-Schulrath Eschke bemerkt, daß sogar das Schlagen der Kirchenuhr auf Taubstumme einwirkt, welches doch keine so starke Erschütterung giebt, als ein Wagen, ein Schuß, oder sonst ein Getöse, welches mehr nach dem Erdboden zu wirkt, also auch eine größere Erschütterung hervorbringt. Eschke unterhielt sich nämlich mit einem Taubstummen in Schönhausen bei Berlin (wohin er sein Institut, als eine Privatanstalt, ökonomischer Rücksichten wegen im Jahre 1792 verlegte, und woselbst es bis 1798 blieb, wo es dann wieder nach Berlin verlegt und zum Königlichen Institute erhoben wurde, wie auch schon oben angemerkt worden) vermittelst der Zeichensprache, und dieser bemerkte jedesmal das Schlagen der Kirchuhr, behauptete aber, daß er dies nicht mit den Ohren empfinde, sondern bei jedem Schlage eine zitternde Bewegung der Erde spüre,

welche sich durch seine Füße über den ganzen Körper verbreite. So fühlte ein Taubstummer von dem Anschlagen der Becken ein Erschüttern im ganzen Körper, aber nichts in den Ohren; ein Anderer empfand es besonders in der Gegend des Magens und sagte: „es wäre ihm dabei, als ob er sich übergeben sollte"; ein Dritter sprach: „es ist immer, als ob ich Seide anfühle"; ein Vierter fühlte es in den Achseln; ein Fünfter in den Hüften; ein Sechster unter den Füßen ꝛc. Ließ man diesen niedersetzen und die Füße in die Höhe heben, so spürte er es in dem Hintern. So empfindet der Taubstumme das Stoßen im Mörser in den Apotheken und Materialhandlungen, so alle Stöße, die eine Erschütterung bewirken, geschehen sie nun durch Instrumente, oder durch den Druck der Luft, aber nicht durch das Gehör, sondern durch das Gefühl der Erschütterung, besonders unter den Füßen und an den Hüften. Zwei Taubstumme haben ihre Gedanken über das Gefühl dem Herrn Eschke mitgetheilt, sie sagen: „Es sey uns erlaubt, über das Gefühl unsere Empfindungen auszusprechen oder zu urtheilen; denn urtheilen ist empfinden. — Der Klang der Janitscharen-Becken wirkt auf uns Taubstumme anders, als auf Hörende, ungefähr wie die Farbe, die man roth nennt, auf unsere Augen anders wirkt, als diejenige Farbe, die man blau nennt. Die Idee von dieser Verschiedenheit ist ein Urtheil. — Die Begriffe von Gehör, Klang, Schall und Tönen sind dem Taubstummen Gemälde, die in seiner Einbildung oder in seinem Gedächtnisse ihren Platz haben. Der Ton pflanzt sich durch die Luft fort, wie uns gelehrt worden ist. Die Erschütterung pflanzt sich auch in dem luftvollen Raume auf uns fort, und wirkt in uns ein Gefühl. Der Raum darf nicht zu weit seyn, wenn wir Gefühl von etwas bekommen sollen. Auch wissen wir, daß der Raum nicht unendlich seyn darf, sollen die Hörenden hören einen Ton. Der Raum ist das Nichts, das Leere und, wenn man ihn zugleich

mit den Körpern betrachtet, die **Weite. Unendlich** heißt nicht seyn einiger Gränzen. Zum **Hören fehlt** uns alles Talent. Das Talent ist **Geschicklichkeit zu** einer Sache. — Der Verstand kann sich leicht überzeugen, daß man auf unser Gehör nicht wirken kann. **Der Verstand ist** die Erfindung der Begriffe. — **Auf unser Gefühl** kann man wirken. Je feiner wir fühlen, je **stärker ist** unsere **Einbildungskraft.** Die **Einbildungskraft ist** die Erfindung der Bilder. — **Wir** sind voll **Dankbarkeit** gegen Gott, daß wir fein fühlen; die **Dankbarkeit ist** das Gedächtniß des Herzens. Was ist Gott? dieses gehörig zu beantworten, sey man Gott! — **Wir sind damit** zufrieden, daß wir fein fühlen. Nicht alle **können** alles. Nicht alle können alles lernen. **Um etwas recht** zu lernen, muß man gleich anfangs überzeugt seyn, man könne nicht in vielen Fächern sich hervorthun. **Kant** wird nicht unter die Dichter, **Klopstock** nicht unter die Philosophen, **Kästner** nicht unter die Romanenschreiber, und **Meissner** nicht unter die Mathematiker gerechnet. — Der Taubstumme begnügt sich, daß er nicht unter die Hörenden gerechnet werden kann." — Dieses ist nun das Urtheil über das Gefühl, welches bei Taubstummen in die Stelle des Gehörs tritt, von Taubstummen selbst bekannt gemacht, und dennoch sollen nicht alle Taubstummen des Gehörs ganz entbehren; denn wie große Physiologen behaupten, sollen bei ihnen die Gehörorgane für den starken schneidenden Schall noch eine hinlängliche Reitzbarkeit haben; aber nicht für leisere Töne, dergleichen die Sprachlaute sind. Dieses nun widerspricht den von Taubstummen selbst angeführten Empfindungen des Schalles durch das Gefühl. Hier könnte also nur angenommen werden, daß sie nicht die Unterscheidung des Schalles nach Gefühl und Gehör genau zu bestimmen im Stande seyen, da sie noch niemals gehört hätten, also hier vielleicht auch unrichtig fühlten. Indessen ist dieses nicht anzunehmen,

da ein Hörender selbst den Versuch mit sich machen kann; er darf nur den innern fleischigen Theil seiner beiden Hände, nächst dem Daumen (Maus), ganz dicht an die Ohröffnungen anpressen, so wird er nichts hören, jedoch beim Fahren eines Wagens oder sonst eines starken Geräusches in seiner Nähe, einen dumpfen Schall empfinden, der sich, wie von Ferne kommend, anhören läßt; läßt man nun die Hände los, so empfindet man den ganzen Schall durch das Gehör in der Nähe; man erkennt also die Wirkung, empfindet aber zugleich, daß man den dumpfen fernen Schall durch das Gehör erhielt, und eben so müßte ihn auch der Taubstumme empfinden, vielleicht noch schwächer, wenn der Gehörnerv noch für einen starken Schall, wie oben angeführt worden, Reitzbarkeit hat; allein die Taubstummen beschreiben selbst, daß sie durch das Gehör nichts empfinden, nichts am Kopfe, wohl aber von unten durch die Füße eine Erschütterung, die sich auch den Hüften &c. mittheilt, mithin empfinden sie auch nichts durch das Gehör, und Eschke sagt in dieser Beziehung: „Ob die bei Taubstummen sich äußernde Empfindung des Schalles wahres Gehör oder bloßes Gefühl sey, darüber kann man wohl nur dann für jenes entscheiden, wenn sie richtig bestimmen können, wie viele Töne sie zugleich vernommen haben, wenn man bald einen, bald mehrere starke Töne zusammen erschallen läßt, und sorgfältig verhütet, daß sie von den dabei nöthigen Bewegungen nichts sehen." — Es wird hier noch nöthig seyn, dasjenige anzuführen, was der Professor Pfaff in Folge des Galvanismus bei Taubstummen darüber in seinem und Scheel's Nordischem Archive, Bd. 2, St. 5, S. 731 — 741, anführt. Es heißt hier:

Nirgends sind so leicht Täuschungen möglich, als bei Taubstummen. Sind sie nicht unterrichtet, so kön-

nen sie gewöhnlich nicht gehörige Rechenschaft von ihren neuen Empfindungen geben, und selbst die Unterrichteten können, wenn der Lehrer nicht zu Hülfe kommt, leicht mißverstanden werden. Hierzu kommen öfters absichtliche Täuschungen von Seiten der Taubstummen selbst, wie wir uns in einigen Fällen überzeugt haben. Es ist also die größte Vorsicht in Bestimmung der Fortschritte, welche etwa dieselben in ihrer Gehörsfähigkeit gemacht haben, und in der Auswahl der dazu tauglichen Mittel nöthig. Ehe man die Voltaische Säule (auch alle andere Mittel; denn mit der Voltaischen Säule oder dem Galvanisiren machte man damals Versuche bei Taubstummen) an Taubstumme versucht, ist es ein wichtiges Erforderniß, erst den Grad ihrer Taubheit genau zu erforschen. Es giebt wohl keine so vollkommene Taubheit, daß nicht wenigstens noch einige Empfänglichkeit für Sensationen durch die Einwirkung heftiger schallender Körper übrig wäre. Freilich ist dies bei Taubstummen nicht eigentliches Gehör, sondern Gemeingefühl, aber es finden doch hierin merkwürdige Verschiedenheiten zwischen ihnen Statt, und in manchen Fällen scheint dieses Gefühl doch nahe ans Gehör zu gränzen. Bei den Versuchen, die Herr Pfingsten*) in dieser Hinsicht an den sämmtlichen Taubstummen seines Instituts anstellte, zeigte sich, daß auch nicht ein Einziger war, der nicht Schläge mit einem kleinen Stabe auf eine Schachtel, die in einer Entfernung von einem bis zwei Schritten hinter seinem Rücken geschahen, vernommen hätte. Sollten hierin die Taubstummen, von denen Herr Wolke**) berichtet (Gilberts Annalen der Physik, 1802. Bd. 10, S. 384), die durch das Hören von Schlägen, die man hinter ihrem Rücken auf eine Schachtel that, und das sie dem ersten Galvanismus verdankten, Freudenthränen dem

---

*) Vieljährige Beobachtungen und Erfahrungen über die Gehörfehler der Taubstummen, als Winke beim Galvanisiren zu gebrauchen, von G. W. Pfingsten. Kiel, 1802.

**) Der Hofrath Wolke hat auch eine Anweisung, wie Kinder und Stumme zum Verstehen und Sprechen, zum Lesen und Schreiben oder zur Sprachkenntniß zu bringen sind (mit Kupfern; Leipzig, 1804) herausgegeben; auch einen Gehörmesser.

Vater und allen Umstehenden auspreßten! wirklich eine Ausnahme gemacht haben? Ich möchte beinahe zweifeln, besonders nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Herrn Pfingsten, daß keiner von allen Taubstummen, die er je in der Lehre gehabt, für solche Schachtelschläge ganz unempfänglich gewesen sey. Aus einer Nachricht von Versuchen, die im Taubstummen-Institute zu Paris zur Prüfung der Grade der Taubheit der Zöglinge desselben angestellt wurden, erhellt ebenfalls, daß keiner von allen war, der nicht von den schneidentsten Glastönen afficirt oder ergriffen worden wäre, mit Ausnahme eines jungen Mädchens, das dagegen von den schwächern Tönen einer Nägel- oder Stahlharmonika auf eine angenehme Art afficirt wurde. Die meisten von den Zöglingen des Herrn Pfingsten hörten das sehr laut hinter ihrem Rücken ausgesprochene A, und einige auch noch andere Selbstlauter, da sie dagegen sämmtlich eine kleine Handglocke, die in derselben Entfernung hinter ihnen angeschlagen wurde, eben so wenig, als die laut, aber rein, ohne Verbindung mit Selbstlautern, ausgesprochenen Mitlauter hörten. Tiefe Flötentöne hörte nur ein Einziger, dagegen drei die hohen Flötentöne. Die Töne, die auf den Saiten einer Geige mit den Fingern wie auf einer Harfe hervorgebracht wurden, hörten die Meisten, Einer von ihnen alle Saiten, Einer bloß die tiefen Töne, und Einer nur die Quinte. Um den Grad und Umfang der noch etwa in schwachen Spuren vorhandenen Gehörfähigkeit, so wie die Fortschritte in der Besserung und Erweiterung derselben genau zu messen, scheinen ohne Zweifel die einzelnen Buchstabentöne den tauglichsten Gradmesser abzugeben. Manche bedienen sich des Pickerns einer Taschenuhr*) und der Entfernung, in welcher dasselbe noch vernommen wird. Aber hier finden leicht Täuschungen Statt. Da dieses Pickern vom Hörenden überhaupt nur angedeutet, aber nicht nachgesprochen wird, so hat man nie die volle Ueberzeugung, daß er gerade auch dieses gehört, und nicht etwa selbst durch ein inneres Sausen 2c getäuscht worden sey.

*) Hellwag an mehreren Stellen seiner Schrift: Erfahrungen über die Heilkräfte des Galvanismus (1802).

Durch angestrengte Aufmerksamkeit glaubt man auch in größerer Entfernung dieses Pickern noch zu hören, wenn es vielleicht alsdann noch ein bloßes Nachtönen ist. Taubstumme werden ferner gar leicht durch das Vergnügen, das ihre Versicherung, die Taschenuhr zu hören, bei Umstehenden verbreitet, in Versuchung geführt, ein falsches Zeugniß zu geben Der kleine Marx Hammer, als er in Herrn Pfingsten's Institut als ein Stummer mit hergestelltem Gehör, der nur im Sprechen unterrichtet werden sollte, gebracht wurde, wollte die Taschenuhr in einer Entfernung von mehreren Zollen von seinem Ohre noch pickern hören, und folgte, wie man dieselbe von ihm weiter entfernte, in jener Entfernung ihr nach. Dasselbe that er aber auch, als man eine stillstehende Taschenuhr nahm, die er auf gleiche Art pickern zu hören vorgab, und er zeigte sich überhaupt nach allen Proben sehr taub. Das Nachsprechen der Buchstaben hebt aber alle Ungewißheit. Indessen ist auch hier noch eine Vorsicht zu beobachten. Manche Buchstaben verrathen sich durch einen besondern Luftstoß, der, wenn der Buchstab stark ins Ohr gesprochen wird, leicht gefühlt, und woran der eine Buchstabe vom andern durchs Gefühl unterschieden werden kann. Solche Taube nun, die im Aussprechen der Buchstaben und Wörter schon vorher geübt worden sind, wie dieses bei den sämmtlichen Taubstummen des Pfingstenschen Instituts der Fall ist, erkennen, wenn man ihnen erst einige Male den ausgesprochenen und nicht gehörten Buchstaben vorgesagt hat, an dem gleichen Luftstoße durch das Gefühl denselben wieder, und sprechen ihn richtig nach. Dieses kann sich sogar auf ganze Wörter ausdehnen. So war von allen Taubstummen des besagten Institutes kein Einziger, der nicht Mama, Papa hätte nachsprechen können, wenn er erst durch mehrmaliges lautes Hineinsprechen beider Wörter ins Ohr denselben an dem eigenthümlichen, damit verbundenen Luftstoße durchs Gefühl kennen zu lernen, sich geübt hätte. Man muß also die Buchstaben und Wörter so aussprechen, daß der Luftstoß, der von der Erzitterung der Luft selbst wohl zu unterscheiden ist, neben dem Ohre hingeht, und nicht auf das Organ wirken kann. Was

nun die nähere Beschaffenheit dieses Gradmessers der Gehörsfähigkeit selbst betrifft, so kann man denjenigen Buchstaben, der zuerst deutlich gehört und nachgesprochen, und auch ohne vorhergängiges Galvanisiren von den meisten Taubstummen vernommen wird, als den ersten niedrigsten Grad dieser Scala ansehen, so wie derjenige Buchstab, der zuletzt, wie die Gehörsfähigkeit durch die wohlthätige Einwirkung des Reitzmittels allmählig an Umfang und Schärfe gewonnen hat, deutlich vernommen und nachgesprochen wird, gleichsam den höchsten Grad dieser Scala einnimmt und repräsentirt. Von allen Buchstaben ist nun das A, wie schon bemerkt worden ist, derjenige Selbstlauter, der bei allmähliger Wiederherstellung des Gehörs zuerst vernommen und deutlich nachgesprochen wird; dann folgen die übrigen Selbstlauter in der Ordnung E, I, O, U, das O und U werden oft lange und selbst dann noch verwechselt, da der Taubstumme die ersten Mitlauter schon deutlich unterscheiden und nachsprechen konnte. Die Mitlauter folgen sich ungefähr in dieser Ordnung: R, St, Sch, T, P, K, S, C, Z, D, M, N, G, L, F, H. Das H, gleichsam der bloße Hauch, wird am allerletzten deutlich unterschieden, und lange Zeit verwechselte ein von mir galvanisirtes taubstummes Mädchen, nachdem sie schon die meisten Mitlauter und viele Wörter richtig nach dem Gehöre nachzusprechen wußte, noch z. B. beständig Haus mit aus, und sprach beides auf gleiche Art aus. Daß diese Stufenfolge der Buchstaben nicht für Alle constant ist, daß auch hierin einzelne Ausnahmen und Anomalien Statt finden mögen, wie dies in Hinsicht auf die Fähigkeit, musikalische Töne zu vernehmen, der Fall ist, von denen einige nur die sehr hohen, andere dagegen die tiefen Töne vernehmen, versteht sich von selbst. Man begreift übrigens sehr, wie in der Natur und Bildung der Buchstaben selbst dieser Unterschied ihrer Einwirkung auf das Gehörorgan liegt. Wer Kinder genau beobachtet hat, wie allmählich die Sprache sich bei ihnen entwickelt, wird etwas Aehnliches von demjenigen, was die Tauben im Fortgange ihrer Besserung durch die Anwendung der Voltaischen Säule zeigen, wahrgenommen haben. Taubstumme, denen wirk-

lich auf eine merkliche Art dadurch geholfen wird, sind gleichsam Kinder, deren Gehör eben so allmählich, wie das jener Letzteren an Umfang und Schärfe zunimmt, und deren Sprachfähigkeit sich in gleichem Verhältnisse entwickelt. Bereits unterrichtete erwachsene Taubstumme, vollends wenn sie das Mechanische der Sprache durch Uebung ihrer Sprachorgane im Nachsprechen nach dem Gesichte schon in ihrer Gewalt haben, werden freilich viel schnellere Fortschritte machen, aber auch der weniger Unterrichtete wird, wie mich eigene Erfahrung belehrt hat, sehr bald, wenigstens die einfacheren Laute nachsprechen können. Ich setze daher großes Mißtrauen in die Besserung aller derjenigen, die zwar das Pickern einer Taschenuhr in großer Entfernung hören sollen, aber keinen Laut der menschlichen Stimme nachsprechen können. So muß es sehr auffallen, wenn der Hofrath Hellwag einen Taubstummen, der von dem ersten Tage des Septembers bis zum 29sten November galvanisirt worden war, der folglich, wenn sein Gehör sich allmählich verbessert hätte, in dieser langen Zeit wenigstens die leichteren Buchstaben hätte müssen nachsprechen lernen, um so mehr, da er als ein Zögling des Instituts des Herrn Pfingsten in dem Mechanischen der Aussprache unterrichtet worden war, als geheilt entlassen konnte; ungeachtet er nichts von der hörbaren Menschensprache nachsprechen konnte. Einen solchen würde ich nach meiner Erfahrung noch für harthörig im höchsten, an die Taubheit gränzenden Grade erklären, wenn auch gleich der Hofrath Hellwag bei der großen Entfernung, in welcher er das Pickern einer Taschenuhr vernahm, bei ihm selbst nicht einmal Harthörigkeit zugeben will. Dasselbe möchte wohl mit der von Herrn Wolke so pomphaft angekündigten Wiederherstellung von Taubstummen aus Osten und Westen, die von dem wunderthätigen Herrn Apotheker Sprenger bewirkt wurden, der Fall seyn. Wenigstens möchte die leidige Versicherung, womit Herr Wolke seinen Bericht von diesen Kuren schließt, daß die Taubgewesenen bis jetzt leider noch nicht das Vergnügen haben, die menschliche Stimme zu hören, oder den zusammengesetzten Laut eines Wortes zu vernehmen, ein gegründetes Mißtrauen in diese Wiederherstellungen

veranlassen, wie sehr auch Herr Wolke mit prophetischem Geiste hinzugesetzt, daß dies erst nach einigen Tagen zu erwarten sey. Wahrlich ein solcher übertriebener Ton und solcher Lärmen müssen der guten Sache mehr hinderlich, als förderlich seyn. Geht man mit so großen Erwartungen, als die Wolkeschen Berichte erwecken, an die Anwendung des Mittels, und bleibt sein Nutzen in den meisten Fällen soweit hinter diesen Erwartungen zurück, so ist man nur zu geneigt, es ganz zu verwerfen, und selbst in denjenigen Fällen nicht anzuwenden, in denen es nützlich seyn könnte. Dieses Wundergeschrei hat schon ehemals der medizinischen Anwendung der Elektricität so vielen Eintrag gethan, und es ist also die Pflicht jedes Wahrheit und Menschenwohl liebenden Mannes, solchem Geschrei zu steuern, und alles dazu beizutragen, daß die Sache in ihrem wahren Werthe erscheine, und sich ohne geborgten Schimmer empfehlen könne.

Den Galvanismus hatte der Ober-Schulrath Eschke in seinem ihm als Direktor untergebenen Königlichen Taubstummen-Institute auch auf die Taubstummen anwenden lassen; allein ohne Erfolg, ja man wollte auch schon in andern Instituten dieser Art, so wie bei einzelnen taubstummen Personen nach der Anwendung des Galvanismus die Erfahrung gemacht haben, daß er eher schädlich auf die Galvanisirten gewirkt, als ihnen Nutzen gebracht habe, und dieses Letztere bestätigte auch der eben genannte Schulrath durch die Versuche, die in dem seiner Leitung anvertraueten Institute, sowohl mit den Voltaischen Säulen und dem Dusch- oder Touschebade, als auch mit dem stillen Galvanismus gemacht worden sind. Gewirkt haben diese Versuche, dieses ist unleugbar, da äußere sichtbare Zufälle dieses zeigten, wie schlimme Ohren, Ohrenschmerzen, das Laufen einer Flüssigkeit aus den Ohren, Anschwellung der Drüsen, heftiger Schwindel, Veränderung der Stimme, beim weiblichen mannbaren

Geschlechte der Verlust des Monatlichen ꝛc. So erhielt z. B. ein Schüler, der von der Geburt an taubstumm war, nach dem Galvanisiren eine ganz veränderte Stimme; denn diese war vorher lieblich und angenehm, wie Alle bezeugen, die ihn sprechen gehört, und nach dem galvanischen Versuche war seine Stimme kaum einer menschlichen ähnlich; denn wenn das l an einen andern Consonanten anstieß, so klang es aus seinem Munde gräßlich; den Buchstaben m brüllte er kuhmäßig, das q quackte er, und wenn eine Sylbe mit b und p, d und t sich endigte, so waren diese Mitlauter in seiner Aussprache rauh und klanglos, und dabei thaten ihm auch die Ohren wehe. Von den achtzehn taubstummen Zöglingen des Berliner Instituts für Taubstumme hatte kein Einziger eine Erleichterung bei seiner Taubheit nach dem Galvanisiren verspürt, wohl aber waren andere, vorher nicht dagewesene Uebel daraus entsprungen. Die Wirkungen waren also eben so erfolglos, wie früher bei der Anwendung der Elektricität. Daß das Zusammenschlagen der Janitscharen-Becken Eindruck auf sie machte, war nicht Folge des Gehörs, sondern des Gefühls, wie auch schon oben bemerkt worden; denn so wie manche Blinde vermittelst des Gefühls die Farben zu unterscheiden wissen, so können auch Taubstumme den Unterschied der Töne vermittelst des Gefühls bemerken, obgleich sie dabei dieselben Empfindungen und Vorstellungen nicht haben können, welche sie uns Hörenden gewähren. Dieser Satz läßt sich auch aus der Erfahrung beweisen; denn Jeder wird bei einiger Aufmerksamkeit starke Töne eines Violons, wo die einzelnen, minder schnellen, aber stärkern Schwingungen der Saiten deutlich zu unterscheiden sind, und tiefe Baßtöne einer nahen Orgel durch das Gefühl eben so gut bemerken, als durch das Gehör, aber nicht als Töne, sondern bloß als ein Zittern der berührten Körper. In dem Rahnschen Archive gemeinnütziger physischen und

medizinischen Kenntnisse befindet sich ein Brief, der von dem feinen Gefühle eines taubstummen Mädchens spricht; eben so ist es bekannt, was der Bischof Burnet (Itinera p. 415.) von einem taubstummen blinden Mädchen zu Genf erzählt, daß es Alles verstanden habe, was seine Schwester sagte, sobald diese die Hand auf seinen Mund legte. Hierher gehört auch dasjenige, was Haller in seiner Physiologie, Th. 3, S. 479, und Gottlieb Steeb über die Naturanlage und Fähigkeiten der Menschen schreiben. Auch Eschke hat Jedem, der das Taubstummen-Institut in Berlin besuchte, Beweise von dem feinen Gefühle der Taubstummen gegeben. Es wird dem Hörenden schwer zu sagen, was man ihm auf den Rücken schreibt, welches der Taubstumme aber sogleich weiß, und hierdurch bewies Eschke gleichsam das doppelte Gefühl der Taubstummen, wonach sie auch die Verschiedenheit der Schwingungen, wovon wahrscheinlich die Höhe und Tiefe der Töne abhängt, genau genug zu unterscheiden wissen, wozu auch noch kommt, daß der Gefühlssinn eines Taubstummen bei dem Schalle stärker wirken muß, weil er nicht, wie bei uns, durch das empfänglichere und wirksamere Gehör übertäubt oder wohl ganz unterdrückt wird. — In dem 2ten Bande des Werks: „Wunder der Natur ꝛc.,“ Leipzig, 1783, wird S. 291 u. f., ein merkwürdiger Fall von einem stummen Mädchen erzählt, welches trotz des Stummseyns sehr gut habe singen können, oder sehr deutlich und verständlich gesungen habe. Dieses Mädchen besaß beim Mangel der Sprache aber das Gehör. Schäffer, dessen entschiedene Verdienste und Wahrheitsliebe unter den Gelehrten nicht unbekannt sind, erzählt diesen Fall, der natürlich an das Unglaubliche zu grenzen scheint, wenigstens bei dem ersten Eindrucke; denn alle Physiologen stimmen darin mit einander überein, daß die nämlichen Werkzeuge zum Singen erfordert werden, welche zum Sprechen die-

nen, da man zu beiden dieselben Organe hat; auch muß man die nämlichen Buchstaben beim Reden, wie beim Singen aussprechen, es geschehe dieses nun in der Muttersprache, oder in einer fremden, und so scheint es unglaublich, daß dieselbe Person eine dieser Eigenschaften habe ausführen können, und die andern entbehren müssen, und gesetzt, dieses wäre möglich, so scheint es doch den Gesetzen der Natur gemäßer zu seyn, wenigstens bei dem Menschen, daß er eher sprechen, als singen könne, oder daß eine Person nicht singen könne, ungeachtet sie im Stande sey zu sprechen. Wer den Bau des menschlichen Körpers genau kennt, wird wissen, daß es leichter ist zu sprechen, als zu singen, da es gewisse Werkzeuge giebt, welche während des Redens keiner Bewegung unterworfen sind, und diejenigen, welche man sowohl zum Singen, als zum Sprechen gebraucht, sind beim Erstern in einer künstlichern Bewegung, als beim Andern; indessen scheint der gegenwärtige Fall diese Theorie umzustoßen. Schäffer erzählt nun den angeführten Fall auf folgende Weise:

Ich erfuhr, daß zu Regensburg ein armes stummes Mädchen wohnte, welches doch sehr gut singen könne. Ich ließ sie kommen, und fragte sie über verschiedene Gegenstände, erhielt aber keine Antwort. Ich bat sie zu singen, worauf sie sogleich mit einem Gesange anfing, den sie vom Anfange bis zu Ende sehr gut ausführte. Ich fragte sie hierauf von neuem, allein die Sprache fehlte ihr, und sie blieb stumm, wobei ich jedoch deutlich bemerkte, daß sie mir gern antworten wollte; denn sie strengte sich vergebens an, zitterte am ganzen Leibe, und schwitzte über und über. Alles dieses gab mir ihre Unruhe zu erkennen; indessen konnte sie nicht das kleinste Wort aussprechen. Ich bat sie von neuem um einen Beweis ihres Gesanges, und sie that es wieder ohne die geringste Anstrengung, wobei sie eine sehr angenehme und sanfte Stimme besaß. Nach geendigtem Gesange redete ich sie nochmals an, konnte aber eben so wenig, als vorher, etwas aus ihr her-

ausbringen. Man versicherte mir, daß dieses Mädchen lesen konnte; ich gab ihr eine Sammlung von Gesängen, und bat sie, mir einen derselben, welcher auf Noten gesetzt war, zu lesen, allein auch dieses war ihr unmöglich, so sehr sie sich auch anstrengte und unruhig über die fruchtlosen Versuche war. Ich bat sie daher, daß sie denselben singen möchte, welches sie auch sogleich mit vieler Anmuth, und ohne eine einzige Note auszulassen, that. — Ich machte einen neuen Versuch, und ersuchte sie, zwei oder drei aus dem eben geendeten Gesange genommene Wörter auszusprechen. Ihre Versuche waren eben so eifrig, aber auch eben so fruchtlos, als die vorhergehenden. Indessen glaubte ich doch einen sehr schwachen Ton zu vernehmen, welcher einige Aehnlichkeit mit den angegebenen Wörtern hatte; allein das Mädchen war hierdurch sehr ermüdet; dessenungeachtet wiederholte sie ihre Versuche und erhielt nach und nach durch die öftere Wiederholung der nämlichen Wörter so viel, daß sie dieselben leicht und deutlich auszusprechen vermochte. Dieses Mädchen konnte damals ungefähr dreizehn Jahre alt seyn, und war aus Salzburg. Ich untersuchte ihre Stimmwerkzeuge, und fand, so viel ich davon urtheilen konnte, daß kein Fehler daran befindlich war. Sie war sehr wohl gebildet, und den Hals ausgenommen, welcher etwas zu lang war, hatten die Theile ihres Körpers ein sehr gutes Verhältniß. Der allzu lange Hals schien erblich zu seyn; auch schien sie mir etwas schwach am Verstande zu seyn, welches daher rühren mochte, weil sie bloß zum Wollespinnen angehalten worden war, indem sie wenig Geschicklichkeit in der Haushaltung zeigte. Folgender Umstand verdient noch bemerkt zu werden: Das Mädchen hatte zwei Schwestern, davon die älteste, welche noch lebte, sehr gut redete, die jüngste aber, welche sehr jung starb, ganz und gar stumm war. Meine Meinung über diese sonderbare Naturerscheinung ist kürzlich folgende. Die mit vieler Aufmerksamkeit von mir gemachten Versuche und mehrere andere Gründe erlauben mir nicht zu vermuthen, daß ein Betrug hierbei Statt finde. Es würde indessen lächerlich seyn, wenn man diese Sprachlosigkeit einer übernatürlichen Ursache beilegen wollte. Eben so über-

zeugt bin ich auch, daß sich kein Fehler in den Sprachwerkzeugen befinde; sowohl die gute Bildung dieser Theile, als die übrigen ihres Körpers bürgt mir für diese Meinung; auch bin ich im Gegentheile davon überzeugt, daß dieser Fehler bloß vom vernachläßigten Gebrauche und der wenigen Uebung der dazu erforderlichen Werkzeuge herrühre. Die oben angeführten Versuche bestätigen diese Meinung, und sollte ja noch irgend ein Zweifel übrig seyn, so werden folgende Beobachtungen denselben heben können. Ohnstreitig hat dieses Mädchen in den ersten Jahren ihres Lebens viele Schwierigkeiten im Reden gefunden, und ihre Eltern, welche arm waren, vernachläßigten sie und überließen sie der Natur. Mit den Jahren nahm dieser Sprachfehler immer mehr und mehr zu, und Furcht und eine unzeitige Scham haben sie bei reiferem Alter gewiß noch mehr verhindert, Versuche mit ihrer Sprachfähigkeit zu machen. Die Schwierigkeiten, welche sie bei Ausdrückung ihrer Gedanken empfand, hat unstreitig das Gelächter ihrer Gespielen erregt, und die Lust zu sprechen ganz unterdrückt, wodurch ihr Unvermögen von Tage zu Tage größer wurde. Was diese Meinung noch mehr bestätiget, war der Umstand, daß man nach den nämlichen Grundsätzen die Leichtigkeit, mit welcher dieses Mädchen sang, zu erklären im Stande ist. Ich glaube, daß jene Hindernisse alsdann verschwunden seyn müssen; denn wenn mehrere Personen mit einander singen, so ist man nicht im Stande, diejenige zu unterscheiden, welche stottert. Unter den Einwohnern von Salzburg soll es gebräuchlich seyn, daß sie bei ihren Zusammenkünften mehr singen, als reden. Dieser Umstand kann nun das Mädchen zum Singen ermuntert, und ihr das Vermögen dazu erleichtert haben; vielleicht kann auch der Gesang ihr gefallen haben, welches dann eine Aufmunterung mehr für sie war, um die Hindernisse, welche sie bei der Aussprache empfand, zu überwinden. Aus allen diesem erhellt nun zur Genüge, daß die Sprachlosigkeit mehr ein moralisches, als ein physikalisches Uebel war, und wenn ja die Ursache mit in dem Körper lag, so war sie doch so geringe, daß eine oft wiederholte und lange Zeit fortgesetzte Uebung sie zu heben im Stande war.

So weit die Nachrichten über dieses stumme Mädchen von dem zu seiner Zeit berühmten Arzte Schäffer, der die Absicht noch dabei ausgesprochen: dieses Mädchen reden zu lehren, wovon jedoch der Erfolg nicht veröffentlicht worden. Der Herausgeber des oben genannten Werks, welches aus dem Französischen größtentheils übersetzt und mit Zusätzen vermehrt worden ist, hegt hierbei einige Zweifel. Er sagt: „Das Mädchen und ihre Eltern waren sehr arm, sollte daher diese Stummheit nicht vielleicht ein von ihnen erdachtes Mittel gewesen seyn, um die Freigebigkeit reicher, und auf dergleichen Besonderheiten aufmerksamer Personen zu benutzen? wozu folgende Gründe eine Vermuthung geben. Dieses Mädchen hörte Alles, was man ihr sagte, weil sie sogleich folgte, wenn man sie zu singen bat; sie war also nicht von Natur stumm, weil dergleichen Personen gewöhnlich stumm und taub zugleich sind. Nach Schäffers Behauptung soll sie bloß durch die Nachläßigkeit ihrer Eltern stumm geworden seyn, jedoch befriediget diese Ursache nicht ganz; denn das Mädchen kannte die Bedeutung der Wörter, weil sie zu antworten suchte. Man hatte ihr folglich dieselbe gelehrt; überdies konnte das Mädchen lesen, und wie war es möglich, ihr dieses beizubringen, wenn sie unfähig war, eine Sylbe auszusprechen. Diese Schwierigkeit scheint in der Schäferschen Erklärung nicht gehoben zu seyn; und wenn endlich dieses Mädchen bloß dadurch hätte singen lernen können, daß sie Andere hörte und verstand, so würde sie auch um so eher haben reden lernen müssen, weil zum Singen mehr Mühe erfordert wird, als zum Sprechen, und so gewöhnlich auch der Gesang bei den Salzburgern ist, so singen sie doch nicht beständig, sondern reden öfter, und da dieses Mädchen blödsinnig gewesen, und sich mit Spinnen ernährt haben soll, so war sie ohne Zweifel immer in der Gesellschaft ihrer Eltern und anderer Mädchen ihres Alters, von welchen sie hätte spre-

chen lernen können." — Die Sache mit diesem Mädchen läßt sich sehr leicht, wie es scheint, erklären; denn ohne dabei einen Betrug zu vermuthen, geht aus allen Anzeigen, die der Doktor Schäffer angiebt, hervor, daß das Mädchen nicht zu den Stummen, sondern zu den Stammelnden oder Stotternden gehörte, welches Stottern sie sich in ihrer frühesten Jugend, bei den Sprachversuchen, durch Vernachläßigung und Blödigkeit angewöhnt hat, und das entweder durch Einsamkeit, oder durch Einschüchterung von Seiten ihrer Umgebung, ihrer Gespielen, diesen hohen an Stummheit grenzenden Grad erreicht hat. Man muß hier diesen Zustand nicht von dem Stammeln annehmen, sondern vom Stottern, weil beide in ihrer Aeußerung verschieden sind. Das Stottern besteht in einem Verhalten des Lauts, in dem momentanen Unvermögen ein Wort oder eine Sylbe auszusprechen, oder sie mit der folgenden zu verbinden; beim Stammeln kann man dagegen einzelne Laute gar nicht, oder doch nicht richtig artikulirt hervorbringen. Alle Symptome, welche dieses Mädchen bemerkbar machte, um Worte hervorzubringen, besonders das Zittern am ganzen Körper und das Ausbrechen des Schweißes, gleichsam durch eine innere Unruhe hervorgebracht, um Worte von sich zu geben oder zu sprechen, sind die sichersten Beweise, daß dieses Mädchen früher gestottert hat, wozu auch kommt, daß sie mit dem vollkommensten Gehör begabt gewesen. Das scharfe Anschauen dergleichen Personen bringt sie gleich außer aller Fassung, und welches gewöhnlich und noch mehr geschieht, wenn man eine solche Person in der Absicht kommen läßt, um sich von ihrem Zustande zu unterrichten, man heftet dann um so mehr den Blick auf sie, wodurch sie ganz außer Stande gesetzt werden zu sprechen oder Worte hervorzubringen, welches ihnen schon schwer wird, wenn es in dieser Absicht nicht geschieht, und man so mit ihnen zu sprechen kommt. Dieses ist schon der Fall beim männ-

lichen Geschlechte, welches doch von Natur weit dreister ist, wie viel mehr muß dieses nun nicht bei dem weiblichen der Fall seyn, das schon mehr Aengstlichkeit bei einem solchen natürlichen oder zur Gewohnheit gewordenen Fehler äußert. Bei einem Zweigespräche mit einem Stotternden muß man so viel, als möglich, wenn er spricht, das Gesicht von ihm abzuwenden suchen, und bei Worten, die er nicht gleich vermögend ist herauszubringen, schnell einfallen und das Wort nehmen, wodurch ihm gleich das Sprechen erleichtert wird. Da nun dieses Mädchen aus natürlicher Blödigkeit, auch wohl aus Indolenz oder Gleichgültigkeit, nicht viel gesprochen hat, auch mit Andern, wegen des Stotterns, nicht gewagt hat zu sprechen, so ist sie um so mehr unvermögend geworden, ihre Gedanken schnell zur Rede zu sammeln, und dann die Worte hervor zu bringen. Der Gesang erklärt sich ganz natürlich daraus, daß sie sich, vielleicht als Liebhaberin der Musik und des Gesanges, wie man dieses besonders bei vielen jungen Mädchen findet, vorzüglich in der Einsamkeit damit beschäftiget, und die verschiedenen Arien oder Lieder auswendig gelernt hat, und mit ihnen auch die Melodien. Die Stimme zum Gesange findet man bei Stotternden eben so gut, als bei Andern, mithin kann das Uebel zu stottern auch nicht in einer krampfhaften Affektion der Stimmritze liegen; denn wenn man Stotternde singen hört, so bemerkt man bei ihnen gar kein Anstoßen der Wörter und der Stimme, also ein sicherer Beweis, daß die Stimmritze frei ist, und es nur in einer ängstlichen Angewohnheit liegt, die Wörter aufzuhalten oder sie abgebrochen herauszustoßen. Da nun das Mädchen beim Singen auf den Arzt zu blicken nicht nöthig hatte, auch sich der Kopf dabei mehr erhebt, und die Augen in die Höhe richten, so war es auch möglich, daß sie dasjenige singen konnte, was sie auswendig gelernt hatte, und wozu sie nicht nöthig hatte, erst ihre

Gedanken zu ordnen, und so war es derselben auch möglich, da sie lesen konnte, vom Blatte fort zu singen, weil sie hier auch nur ihre Aufmerksamkeit auf die Schrift zu richten hatte, und Niemanden anzusehen brauchte. Nur der Blick eines Andern auf den Stotternden gerichtet, verwirrt ihn, macht ihn ängstlich, so daß ihm das Heraussagen der Wörter noch mehr Mühe macht, als es schon der Fall ist. Dieses Mädchen ist stumm geworden aus zu großer Eingezogenheit und Einschüchterung beim stotternden Sprechen; bei einer liebevollen Behandlung, bei der Bemühung sie dreister zu machen, um kleine Sätze in einem Buche laut zu lesen, wobei sie nicht aufzublicken nöthig hat, würde ihr gewiß wieder zur Sprache verholfen haben, und der Doktor Schäffer wird sich dieses Mittels gewiß zu ihrer Heilung bedient haben; denn hier liegt nur in der Behandlung und Aufmunterung die Heilung des Uebels. — Ein zweiter Fall, als Nachsatz des erzählten Falls in demselben oben angeführten Werke lautet: Heinrich Axford, welcher von Jugend auf mit Zuckungen geplagt war, verlor im achten Jahre seines Alters die Sprache; er machte darauf im zwölften Jahre eine Reise zu Pferde, betrank sich auf dieser Reise zum ersten Male in seinem Leben, träumte in einen Bierbottich voll gährenden Biers gefallen zu sein, schrie vor Schreck aus allen Kräften im Schlafe, und hatte beim Erwachen seine Sprache wieder. — Man wird sich hierbei auch eines ähnlichen Falles in der alten Geschichte mit dem Prinzen des Lydischen Königs Krösus erinnern, dessen taubstummgeborener Sohn bei der Eroberung von Sardes, als seinen Vater ein Persischer Soldat niederhauen wollte, plötzlich die Sprache erhielt und ausrief: „tödtet nicht den Krösus!“ Mit diesem Prinzen scheint es eine gleiche Bewandniß zu haben, als mit dem vorher erwähnten Mädchen. Auch er war wohl nicht taubstumm geboren, sondern nur ein Stotterer, der hören konnte, und der aus

dem eben angegebenen Fehler die Sprache zurückhielt, und dem die Angst und der Schmerz, seinen Vater in Lebensgefahr zu sehen, plötzlich die Sprache gab, ihm gleichsam die Wörter herauspreßte; denn sonst wäre es ein Wunder gewesen, als wirklicher Taubstummer hier plötzlich bei der Gefahr seines Vaters die Sprache zu erhalten.

Nach dem Stabunterrichte oder der Stabmethode, wodurch gleichsam dem Taubstummen durch das Gefühl, durch die Erschütterung, die Sprache mitgetheilt werden sollte, erschienen im achtzehnten Jahrhunderte, hauptsächlich in der letzten Hälfte desselben, zwei Methoden, den Taubstummen durch Zeichen, und dann durch Worte zu unterrichten. Die erstere Methode wurde in Frankreich, und die letztere in Deutschland zuerst ausgeübt, das heißt, nach einem wissenschaftlichen Systeme, oder nach bestimmteren Grundsätzen. Sowohl Franzosen, als Deutsche, wurden besonders wieder durch die Schriften des Freiherrn van Helmont aus den Niederlanden, der 1699 zu Berlin starb, und Johann Konrad Ammons, eines Arztes aus Schaffhausen, zu Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts darauf aufmerksam, die zwar nicht den ganzen und hauptsächlichsten Unterricht, sondern nur den physiologischen Theil desselben berührten; auch wurde der Unterricht der Taubstummen bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mehr mechanisch betrieben, weil man kein anderes Mittel einsah, diesen des Unterrichts Bedürftigen denselben beizubringen. Nur erst als der Abbé de l'Epée in Frankreich, und Samuel Heinicke in Deutschland mit ihren oben angeführten Methoden hervortraten, verbreitete sich mehr Licht über diesen Unterricht. Man wollte den Abbé de l'Epée für den eigentlichen Begründer des Taubstummenunterrichts, wie er in neuester Zeit betrieben wird, erkennen; allein dieses mag in Frankreich der Fall

seyn, kann aber nicht auf Deutschland angewendet werden; denn hier machte schon der oben erwähnte Heinicke im Jahre 1773, also drei Jahre früher, ehe der genannte Abt in Frankreich von seiner Unterrichtsmethode öffentliche Nachricht gab, die seine in dem 61sten Stücke des Beitrags zum Reichspostreuter bekannt, und erregte mit seiner Methode zu Epperdorf ein solches Aufsehen, daß der Pfarrer daselbst gegen diese neue Lehrart predigte, und um so mehr wurde sein Ruf durch das Werk: „Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache (Hamburg, 1778)" begründet, von dem jedoch nur der erste Theil erschienen ist; auch weichen beide Methoden, wie schon erwähnt worden, von einander ab. Auch der Kaiser Joseph der Zweite, welcher in Paris des Abbé de l'Epée Taubstummen-Institut besucht hatte, sandte den Abt Friedrich Stork auf seine Kosten nach Paris, um die Methode des Unterrichts bei dem Abbé de l'Epée zu erlernen, und nachdem dieses geschehen war, kehrte er nach Wien zurück, und errichtete daselbst ein solches Institut, welches im Jahre 1779 eröffnet wurde. Im September 1783 waren in diesem Institute achtundzwanzig Taubstumme beiderlei Geschlechts von achtzehn bis sechsunddreißig Jahre alt, wovon neunzehn auf Kosten des Staats versorgt wurden, und neun auf eigene Kosten lebten. In Berlin wurde das erste Privat-Taubstummen-Institut im Jahre 1788 durch Eschke errichtet, wie oben angeführt worden, und dabei die Heinickesche Methode befolgt. — Nach den wichtigen Entdeckungen und Beiträgen zur Seelenlehre und zur Menschensprache von Heinicke, kann der Taubstumme, wenn derselbe keine Schriftsprache vor Augen hat, in den zurückgerufenen Schriftwörtern gar nicht denken, und dieses gilt auch von den Hörenden; denn auch wir Hörende denken niemals mit abwesender Schriftsprache, und wenn wir es glauben,

so werden wir von uns selbst oder von Andern, welche für uns denken, betrogen; denn geschriebene oder gedruckte abwesende Wörter sind in unserer Einbildungskraft nicht vorstellbar; denn wir empfinden sie nur im Denken durch das Bewußtseyn der Artikulation der Tonsprache. Die Seele gebraucht zum Denken das kürzeste Mittel, die Artikulirung; denn einzelne abwesende Buchstaben können wir uns wohl noch innerlich schwach vorstellen, aber nicht ganze Wörter. Nur einzelne Buchstaben haben eine Figur, Wörter aber bestehen aus mehreren, also aus zusammengesetzten Figuren, welche zwar im Ganzen genommen eine Hauptfigur, aber keine faßliche ausmachen. Wenn wir uns daher einzelne abwesende, schriftliche Buchstaben nur innerlich schwach vorstellen können, wie sollen wir uns eine kleinere und größere Reihe von zusammengesetzten einzelnen Buchstaben, oder abwesenden schriftlichen Formeln vorstellen können? Man wähle sich z. B. ein drei- oder mehrsylbiges Wort, z. B. das Wort Konstantinopel oder Sittenprediger, und zähle, ohne es geschrieben oder gedruckt zu sehen, in Gedanken die dazu gehörigen Buchstaben, so wird man sehen, welche Mühe man sich bei der strengsten Aufmerksamkeit geben muß, wenn man nur die Buchstaben eines einzigen Wortes nach der Reihe richtig zählen will, geschweige, daß man sie schnell und deutlich im Zusammenhange denken könnte; und jetzt schließe man von uns Hörenden auf die Taubgeborenen, welche die nämlichen Schwierigkeiten beim Buchstabenzählen abwesender Wörter vor sich finden. Haben die Tauben durch Kunst die Tonsprache erlernt, das heißt, hat man sie entstummt, so müssen sie die Buchstaben eines abwesenden schriftlichen Wortes eben so langsam, und eben so durch die Artikulationen zählen, wie ein Hörender. Hat aber der Taube die Tonsprache nicht gelernt, so kann er die Buchstaben eines abwesenden Schriftwortes entweder gar nicht, wie sie im Worte

auf einander folgen, zählen, oder er muß dabei alles nur Mögliche mit zu Hülfe nehmen. Sowohl der Hörende, als der Entstummte und der Taubstumme, welcher bloß Schrift- und keine Tonsprache gelernt hat, zählen alle die auf dem Papiere stehende oder abwesende Wörter, Einer so geschwind, als der Andere; aber im Auswendigzählen der Buchstaben abwesender Schriften ist der Taubstumme, der nicht sprechen kann, sehr langsam; denn seine ohne Tonsprache erlernte Schriftsprache hat keine empfindsame Artikulirungen zu Merkmalen für die Seele, um Buchstaben auswendig zu zählen. Er kann sich also das abwesende Schriftwort gar nicht vorstellen, weil es keine faßliche Figur ist. Der Taubstumme kann die Buchstaben nicht nennen, das Buchstabiren und Sylbiren hat er nicht gelernt, und Wörter kann er gar nicht lesen, daher muß er sich die Buchstaben und deren Folge in den Wörtern ganz anders denken; er wird sie nach seinen Begriffen von deren Form mit einem Feuerhaken, einem Schämel, einem Dreifuß, einem Teller, einer Latte, einer Zange &c. bezeichnen, oder wohl noch auf eine andere Weise, wie seine Einbildungskraft sie sich vormalt oder vorstellt. Mit den Gegenständen, die er in der Folge durch Schriften ausdrücken soll, verbindet er die ihm bekannt gewordenen Pantomimen oder Geberdensprache; z. B. er verlangt eine Tabaksprise, so macht er mit den Händen eine Pantomime, wie man gewöhnlich aus der Dose eine Prise zu nehmen pflegt, oder das Zeichen, wie man sie einschnupft. Verlangt man von ihm, daß er dieses durchs Niederschreiben erklären soll, so besinnt er sich auf seine pantomimische Gestikulation, und dann erst auf das Schriftwort, und er denkt oder muß ungefähr denken, wie hier folgt: erst der und dann der und der Buchstabe &c., in sofern sein Gedächtniß nicht irrt, bis das Wort Schnupftabak, also die Wortzeichnung, erscheint, die freilich mit dem Tabakspulver keine Aehnlichkeit hat, und durch

verschiedene Figuren bezeichnet wird, die eigentlich in den mannigfaltigsten Schnörkeln und Strichen bestehen, die er Schriftzeichen oder Schriftzüge nennt, und auf die er sich alle besinnen muß, um sie in die richtige Reihenfolge zu stellen. Er kann hier bald einen Zug mit dem andern verwechseln, da er sie alle ohne Artikulirung, ohne dabei heimlich bei sich zu buchstabiren, wie wir Hörende es machen müssen, bloß in seinem Gedächtnisse durch die Rückerinnerung herbeiziehen und zeichnen muß. Daß er hierin, wie man nicht glauben sollte, da er von äußeren Gegenständen durch das Gehör nicht abgezogen wird, wie der Hörende, oft fehlt, hat sich nur zu oft gezeigt, indem er den Mittelbuchstaben oder Endbuchstaben vorn ansetzt, wie Bierf statt Brief, weil es unmöglich ist, jede Sache durch Aehnlichkeitszeichen oder Analogiebuchstaben zu kopiren. Der einzige mögliche Fall wäre eine Universalsprache, die Jedem gleich verständlich wäre, von welcher Nation er auch sey, oder eine Bildersprache, Wortsprache, wie die Hieroglisphische, Chinesische und andere analogische und mit der Sache zusammenpassende Figurensprachen, aber nicht unsere Buchstabensprache, weil deren Figuren unverständlich sind, und bloß in Stangen, Haken, Hellebarden, Stufen, Raketen und andern Zeichen bestehen, die nur durch die Betonung, durch die Aussprache, gleich den musikalischen Noten, ihren Werth, als Wortbilder und Gedächtnißzeichen erhalten, also nur dem Hörenden die Gegenstände und Klänge verwirklichen, welches aber bei dem Taubstummen nicht der Fall ist und seyn kann, weil er nie einen Ton vernommen hat, und wenn er selbst einen Ton ausstößt, es nicht weiß, weil er ihn nicht hören kann; er hat also keinen Begriff von Tönen, noch von einer Tonsprache; denn sein Aushauchen der Töne ist ihm unbewußt, auch ist sein Abstoßen der Töne nur rauh, weil er nicht artikulirt, und den Laut nicht in einen wirklichen Ton umwandeln, ihm also we-

der Stärke noch Schwäche geben und ihn daher nicht moduliren kann. Die Schriftsprache wird dem Stummen nicht nur mühsam zu erlernen, sondern er vergißt sie auch leicht wieder. Diese Sprache kann ihm nur dadurch da erleichtert werden, wo sie sich auf sichtbare Gegenstände bezieht, die man ihm gleich dabei zeigen kann, aber nicht auf unsichtbare Gegenstände, die nur durch den Verstand erkannt werden, also bloß Gegenstände oder Bilder der Phantasie oder Einbildungskraft sind, welche die Vernunft nach der Erkenntniß regelt; daher werden ihm nur diejenigen Gegenstände faßlich, die er sieht, oder die ihm durch die Anschauung begreiflich gemacht werden können, und doch soll er auch hier Mühe haben, sie fest halten zu können, weil bei ihm durch den Mangel am Gehöre Alles monoton, Alles nur eintönig und einförmig ist; er bedient sich daher lieber des Pantomimenspieles oder der Geberdensprache, weil er diese leichter anwenden kann, und auch gewahrt, daß sie leichter von denen verstanden wird, zu denen er dadurch sprechen will. Bei der Schriftsprache, ohne daß er Töne kennen lernt, denkt er nicht viel, und Schriftzüge von so vielen tausend Wörtern kann er nicht lange ohne einige Uebung in der Registratur seines Gedächtnisses an einerlei Stelle wiederfinden, und wieder in das alte Analogiefach zurückschieben. Daher nimmt der Stumme seine Schreibtafel nicht leicht eher in die Hand, als bis er nach langen vergeblichen Handpantomimen durchaus von der Gesellschaft nicht verstanden werden kann. So vergessen ja hörende Manns- und Frauenspersonen, welche in der Kindheit schreiben gelernt hatten, aber späterhin keine Gelegenheit fanden, diese Kunst zu üben, Alles wieder, ob sie gleich jeden Namen der Buchstaben nennen, und nach dem Laute heimlich das Schriftwort syllabiren können, indem sie im Begriffe stehen, dasselbe schreiben zu wollen; sie müssen sich wieder auf die Zeichen im Schreiben besinnen, und

können dann doch nicht mit denselben fertig werden; denn ihre Handschrift wird unleserlich und ganz unkorrect erscheinen, da sie sich erst auf die Buchstabenzeichen im Schreiben besinnen müssen, weil sie solche vergessen haben, und auch auf das richtige Schreiben und Setzen der Wörter im Sprechen. Der Hörenden Merkmal in der Rückerinnerung an Sylben und Wörter ist die Artikulirung, und vermittelst dieser Wortgelenke erinnert man sich, wie man jedes Wort in der Buchstabenfolge, dem eingeführten Sprachgebrauche gemäß, in Rücksicht auf den Gehörlaut schreiben müsse. Eben diesen Vortheil genießt auch der Entstummte; denn auch bei ihm ist die Artikulirung das Merkmal zum Empfinden, Bewußtseyn und Denken durch die Sprachorgane; deshalb können sich auch bald seine Buchstabenordnungen verwirren, und das Andenken daran bald wieder aufhören. Der Stumme malt daher die Buchstaben seines Wortes so auf dem Papiere in Reihe und Glieder hin, wie sie ihm sein stotterndes Gedächtniß diktirt, indem er sie nach der Figurenfolge aus seinem Gedächtnisse neben einander stellt; und so wie sich nun die Figur mit der Zeit, wenn die beständige Uebung des Aufrufs aufhört, im Gedächtnisse verwirrt, und unter einander im Auskramen geworfen wird, so verwirrt sich auch der Begriff von der geschriebenen Sache selbst mit der Zeit, besonders von abstrahirten Dingen, welche oft zweifache Behaltzeichen erfordern. Auf den Einwurf, den man Heinicke machte: daß auch Hörende oft das Schreiben wieder verlernten; allein sie wüßten doch Gedrucktes und Geschriebenes zu lesen, auch wäre ihnen bekannt, was sie lesen, ob sie gleich die Buchstaben im Niederschreiben falsch und versetzt hinzeichneten; also könne ja auch der Taubstumme, ob er gleich das Rechtschreiben vergessen hätte, so gut als der Hörende es nachlesen und sein Gelesenes verstehen; erwiederte derselbe: „Das Auge und der Verstand eines Hörenden oder Entstummten wird bei der Wiederer-

blickung der Wörter zu sehr von den Artikulationen in seinen Sprachorganen unterstützt, als daß er dieselben zu bald vergessen und nicht lesen können sollte. Er denkt ja Wachend und Träumend durch Artikulationen. Er erinnert sich also, Kraft der Artikulationen, was der vergessene Irrbuchstab für eine Figur hat, und er verbessert durch das Erinnern an den Ton den Schriftfehler. Aber ein Taubstummer, welcher keine Tonsprache erlernt hat, wird von keiner Behelfskrücke unterstützt, er wird auf sein treuloses Gedächtniß unwillig, daß er weder lesen, noch verstehen könne, was die unlesbare Buchstaben bedeuten; er greift also wieder nach seiner Puppe, der Pantomimensprache. Daher rührt die öftere Klage, daß die Stummen die Schriftsprache so leicht wieder vergessen; folglich ist eine Lehrart immer dauerhafter und eindringender, wenn man sie in der Tonsprache unterrichtet, die in ihren Artikulationen sehr kurz, kraftvoll, merkbar, und sowohl wachend, als träumend, empfindsam ist. Dieses ist aber die Schriftsprache an sich nicht; und wie wäre es den Taubstummen möglich, auch nur den tausendsten Theil der Schriftsprache im Gedächtnisse zu behalten, da solche aus lauter unfigürlichen Zeichen besteht, die ihm ganz unverständlich sind; enthielte sie Bilderschrift, so könnte sie das Gedächtniß an ihrer Bekleidung leicht wiederfinden und herbeirufen." — Um nun zu beweisen, daß abwesende schriftliche Wörter in der Einbildung unvorstellbare Bilder sind, giebt Heinicke folgenden Versuch an. Man schreibe ein Wort von drei, vier oder mehr Sylben, z. B. Konstantinopel, auf das Papier nieder, ohne daß es zwei Personen, welche den Versuch machen sollen, vorher wissen. Es stehe die Eine mit dem Rücken gegen das beschriebene Papier hingekehrt, und die Andere bekomme das Wort in dem Augenblicke zu sehen, da man die bedeckende Hand von dem Papiere abzieht, und das Wort zu gleicher Zeit ausspricht. Man befehle zugleich beiden Personen, die Buch-

staben des Worts zusammen zu zählen. Diejenige Person, welche dem Papiere den Rücken zugekehrt hat, zähle die Buchstaben im Kopfe, die andere hingegen auf dem Papiere; so wird die Person, welche die Buchstaben auf dem Papiere zählt, nicht den zehnten Theil der Zeit zum Buchstabensammeln, als der Addirer im Kopfe gebrauchen; denn es kann sich kein Mensch ein gedrucktes oder geschriebenes abwesendes Wort in seiner Einbildungskraft vorstellen. Der Auswendigzähler muß mit Hülfe der Artikulationen einen Buchstaben nach dem andern, ins Geheim sylbirend, aus seinem Gedächtnißfache herbeirufen, während der andere sie bereits vor sich stehen sieht, und er darf sie nur ohne Gelenke, unsylbirt, ohne sie durchzubuchstabiren, sogleich zählen. Könnte sich nur der Auswendigzähler das Wort erinnerlich, wie der Augenzähler in der Einbildung, aufgestellt vorstellen, so würde er sich die Buchstaben eben so schnell vorstellen. Hier hegen nun Einige die Vermuthung, daß der Unterschied wohl darin liege, daß der, so mit den Augen zählt, nicht das Wort Konstantinopel in fünf Sylben zerspalten, jede Sylbe erst zusammenketten, und die eine mit der andern zusammen addiren darf, da ein Leser sie sogleich, so wie die Reihe schon aufgeschrieben vor ihm steht, bloß mit eins, zwei, drei rc. folglich geschwinde und unsylbirt überzählen darf, obgleich der Hörende oder der Entstummte außerdem noch den Vortheil hat, daß er sich bei dem Buchstabenzählen durch die Namen der Buchstaben helfen kann, aber dieses Hülfsmittel fehlt dem Stummen. Auch Heinikes Schluß: „Man wird durch eine geschlossene Idee getäuscht, wenn man glaubt, abwesende Worte zu sehen, da man doch dieselben tönend denkt, und der Taubstumme kann diese geschlossene Idee gar nicht haben, weil er nicht hört, und vom Laute keinen Begriff hat;“ wird von Andern auch berichtiget. Man läßt sich bei der Sache dadurch hintergehen, daß man das Bewußtseyn für Vorstellung ansieht. Die Triebfedern

der Artikulationen bewegen durch ihre Kürze nicht bloß die Ideenwerkzeuge so schnell, als der Blitz auflodert, sondern sie halten diese auch, sobald es die Seele will, mit verschiedenen damit benannten Dingen an. Diese artikulirten Namen der Gegenstände kennt die Seele nur durch innere, schon bekannte und empfundene Reize — durch innere Empfindung, durch Bewußtseyn, aber nicht durch innere Vorstellung abwesender, geschriebener Namen. Dächten wir durch abwesende Schriftsprache, so würden schriftliche Wörter, Formeln, Perioden und ganz geschriebene Blattseiten vor unserer Einbildung schweben, und wie in einem optischen Bilderkasten hin und her geschoben werden; man verschließe aber die Augen wie man will, es wird sich kein schriftliches oder gedrucktes Wort in unserer Einbildung, wie auf das Papier, idealisch hinzeichnen. Man empfindet zwar die Wörter vermittelst der Artikulationen; allein Empfinden ist noch lange keine Vorstellung. Denkt man sich einen Gegenstand, z. B. ein Pferd, so denkt man sich nicht eine aus P und f und e ꝛc. zusammengezeichnete, figurirende Ziffergruppe für ein Individuum, welches abwesend ist. Ganze Wörter sind keine Individua mehr, keine einzelnen Zifferzeichen, sondern ein zusammenverkettetes Ganze, ein Gepäck von Einzelnheiten, jede von einer andern Figur und von einzelnen Namen, welche man sich als einzeln vorstellen kann. Hier ist aber von einem Worte von mehreren Buchstaben die Rede, die man sämmtlich als einen Namen für ein Individuum abwesend denkt. Der Taubstumme kann aber ohne Tonsprache weder dieser Zusammenverkettung, noch den einzelnen schriftlichen Individuen Namen beilegen. Ein Taubstummer, der also vorher keine Tonsprache erlernt hat, und eine zahllose Menge von krummen, langen, kurzen ꝛc. Schriftwörtern im Kopfe behalten soll, kann sie ohne Namen nicht abwesend denken, und damit abstrakte Begriffe verbinden. — Nach der gemeinsten Lehrart legt man dem Taub-

stummen Bilder vor, schreibt die Namen unter diese Bilder, macht ihnen Handlungen vor, welche man ihnen durch Schriftzüge andeutet, aber alles dieses vergißt der Lehrling geschwinder wieder, als man es denken sollte. In ein Paar Jahren lernt der taubstumme Schüler viele Wörter auf die Schreibtafel und auf Papier schreiben, aber nach einem halben Jahre findet man ihn wieder so unwissend, als vorher, und dennoch gehört eine feste Leibesbeschaffenheit dazu, wenn er in dem unermüdeten Geschäfte des Wortschreibens nicht krank oder blödsinnig werden soll. — Der Entstummte bedarf gegen einen Taubstummen nicht den zehnten Theil Zeit um schreiben zu lernen, weil er seinen Zeichen artikulirte Namen geben, durch solche denken, solche denkend immer ohne Mühe durch den Anblick wiederholen, und sich darin beständig üben kann. Alle diese Vortheile muß der Taubstumme entbehren; denn er hat zu seinen Schriftzeichen kein anderes Merkmal, als ihre komische Arabeskenform, welche er, ihres äußeren schlechten Ansehens wegen, um so mehr unbeachtet läßt, weil er solche mit keiner Analogie vergleichen, noch sie mit einem Namenslaute belegen kann; ja könnte er das Letztere, könnte man ihm genau beibringen, daß die Buchstaben Töne haben, und wie sie zusammen tönen, indem nur einige (Selbstlauter) wahre Tonzeichen sind, und die andern (Mitlauter) nur mittönen, so würden sie mit den Zeichen bald zufrieden seyn, indem sie den wahren Nutzen derselben einsehen, obgleich sie bei ihnen keinen wesentlichen Nutzen haben, da sie keinen Ton vernehmen können, also die Wirkung auf ihr Gefühl abgeht. Der Entstummte hat dagegen durch die Artikulationen alle diejenigen Vortheile, welche ein Hörender zu seiner Begriffsentwickelung und zum Denken daraus zieht. — Es ist sehr natürlich, daß man beim Unterrichte der Taubstummen zuerst auf die Schriftsprache verfallen mußte, weil ein Taubstummer nicht hört, und die ihm vorgesagten Sylben und Wör-

ter weder nachahmen, noch Namen geben kann, und daher glaubt man auch, daß es wohl einerlei seyn könne, ob ein Taubstummer schreiben oder sprechen könne. Man überdachte aber dabei nicht, daß die Schriftzeichen auch schon für sich eine Benennung haben, wie so eben oben angeführt worden, und also abwesend vorstellbar seyn müssen, wenn man sie zu abstrakten Begriffen aller Arten bei Taubstummen anwenden wollte. Diese Täuschung kann leicht noch dadurch vermehrt werden, wenn man Bücher über den Unterricht der Taubstummen von Wallis, Raphel, Bonnet und Andern lieset, und die Sache nicht weiter untersucht, ob sie bei ihren Angaben Recht haben, oder nicht. In Wien hat man die Methode des Abbé de l'Epée beim Unterrichte der Taubstummen eingeführt, nach welcher die Taubstummen nach bestimmten Zeichen reden. Man hat hier dreierlei Zeichen: 1) für die Buchstaben, um die Worte zusammen setzen zu können; 2) für die Worte, und für die dadurch angezeigten Begriffe; 3) für die grammatische Beschaffenheit der Worte, z. B. für die verschiedenen Fälle oder Casus, Numerus, die Zeiten der Zeitwörter rc. So wird z. B. die Beugung des Casus durch die Junkturen der Finger angezeigt; die Vielheit durch mehrere Finger; die vergangene Zeit, indem man mit der Hand über die Schulter weiset; die zukünftige Zeit, indem man mit der Hand vor sich weiset; das männliche Geschlecht, indem man den Hut abnimmt; das weibliche, indem man das Haar hinter dem Ohre zupft rc. Die Zeichen der Begriffe, sind so viel, als möglich, nachahmend, und werden durch malerische Stellungen gegeben, z. B. ich knie — es wird dabei gekniet, und jeder Knabe zeigt auf sich; wir knien — beim Knien die Hand auf Alle herum bewegt; er kniet — es wird Einer in eine kniende Stellung gebracht und den Andern gezeigt rc. Die Taubstummen haben eine besondere Fertigkeit, geschriebene Schrift zu lesen, das

heißt, die den Schriftzeichen entsprechenden pantomimischen Zeichen mit allen grammatischen Bestimmungen zu machen; dann auch wieder die Zeichen, die ein Anderer mit allen grammatischen Bestimmungen macht, mit Schriftzeichen zu schreiben. Man bedient sich hierbei des Handalphabets oder Fingeralphabets nach der Französischen Taubstummenschule, nur ist es nach den Deutschen Schriftzeichen gemodelt; s. Th. 161, S. 455 u. f. und die dazu gegebene Abbildung 8885. Bei den Prüfungen der Taubstummen in dem Kaiserlich-Königlichen Taubstummen-Institute zu Wien, welche oft geschehen, kann Jedermann einer Prüfung beiwohnen, die sowohl in der Religion, als auch in andern Gegenständen abgehalten wird. Es werden z. B. Sprüche aus dem Katechismus an die Wandtafel geschrieben, und die Taubstummen machen die entsprechenden Zeichen sehr fertig nach, wenigstens müssen es sich die Zuschauer denken, da wohl die wenigsten Zuschauer sowohl mit den Zeichen, als auch mit den bei jedem Zeichen geschwind wiederkehrenden grammatischen Bestimmungen bekannt seyn oder sie verstehen werden, nur die große Fertigkeit soll es wahrscheinlich machen, daß sie richtig lesen. Einleuchtender für den Zuschauer soll die umgekehrte Art seyn, indem nämlich ein Taubstummer den Katechismus in die Hand nimmt, und einen Spruch, den ihm Einer der Zuschauer zeigt, liest, das heißt, er macht die entsprechenden Zeichen bis zu einem Komma. Ein anderer Taubstummer sieht ihn unverwandt an, und schreibt einen Satz nach dem andern deutlich und richtig an die Tafel. Hieraus wird wahrscheinlich, daß die Kinder zu jedem pantomimischen Zeichen das entsprechende Schriftzeichen zu wählen wissen, und daß sie den pantomimischen Zeichen der grammatischen Bestimmungen zufolge, auch die Wörter umzubilden wissen, und umgekehrt. Es folgt aber daraus noch keinesweges, daß sie auch die Begriffe der Wörter verstehen. Diese

zusammengesetzten pantomimischen Zeichen sind ungefähr eben das, als wenn in gewöhnlichen Lateinischen Schulen analysirt wird: castra ist accusativus casus, pluralis numeri etc. Die Zeichen der Bestimmungen waren auch da ganz richtig, aber die Begriffe deshalb noch nicht. Der Knabe kann das Wort Castra oder irgend ein anderes richtig analysiren, und doch nur einen sehr mangelhaften Begriff von allen Bedeutungen dieses Wortes haben. Daß man aber bei dem Unterrichte der Taubstummen in dem oben erwähnten Institute keinen Zweifel hegen sollte, daß die Taubstummen nicht auch die Wörter begriffen hätten, so wurde von dem Aufseher und Lehrer dieses Instituts den Besuchern der Anstalt ein Buch voller Wörter überreicht, davon sie, die Taubstummen, die Begriffe gelernt hatten. Aus diesen wurde nun ein Wort gewählt, zur Ueberzeugung, daß die Taubstummen auch mit dem Unterrichte die Begriffe der Wörter, wie schon bemerkt worden, verbinden. Es wurde das Wort Messe gewählt. Der Lehrer schrieb an die Tafel: Was ist die Messe? und ließ ein taubstummes junges Mädchen dieses in Zeichen ablesen, und darauf schrieb er ein A. darunter, welches nämlich Antwort bedeutet. Jetzt schrieb das junge Mädchen, ohne weitere Anleitung, die ganze Definition, wie sie im Katechismus steht, wörtlich darunter, nämlich: „die heilige Messe ist das unblutige Opfer des neuen Testaments, das immerwährende Denkmal des blutigen Opfers, welches Jesus Christus am Kreuze vollbracht hat.“ Um nun zu zeigen, daß das Mädchen die Begriffe gefaßt hatte, wurden nun alle einzelnen Wörter, oder alle einzelnen Begriffe, nach dem Ausdrucke des Lehrers, von dem Mädchen durch Zeichen einzeln angedeutet. So wurde z. B. die Messe dadurch angezeigt oder bezeichnet, daß die Hände am Leibe herunterfuhren, um das Meßgewand

anzudeuten, und darauf die Knie gebeugt, der Körper umgedreht, und beide Hände empor gehoben, um das Aufheben der Hostie auszudrücken. Eben dieses Aufheben der Hände bedeutete auch Opfer. Das unblutige ward durch Zeigen auf die Lippen und Schütteln mit dem Kopfe, gleichsam nicht blutig, angezeigt, 2c. 2c. Dieses Alles gab nun einen Beweis, daß das Mädchen richtig behalten hatte, welche pantomimische Zeichen den Schriftzeichen dieses Satzes als entsprechend ihm beigebracht worden waren; auch giebt es den Beweis eines scharfen Gedächtnisses, daß es sich beim Ansehen der Schriftzeichen der Frage, auch sogleich der Schriftzeichen der Antwort in ihrer Ordnung erinnerte, und sie ohne Irrthum hinschrieb; allein es war immer noch kein sicherer Beweis, daß das Mädchen jeden Begriff, deren in dem ziemlich langen Satze viele vorkommen, und die so abstrakt sind, auch deutlich erkenne. Zweckmäßiger sollen die Uebungen erschienen seyn, Handlungen, welche in die Sinne fallen, sowohl vermittelst pantomimischer Zeichen, als vermittelst der Schriftzeichen verrichten zu lassen. Ein junges Mädchen von ungefähr funfzehn bis siebzehn Jahren, eine der besten Schülerinnen des Instituts, that Alles, was man ihr aufschrieb. Verschiedene kleine Umstände, die dabei vorfielen, schienen zu beweisen, daß die Kinder zwar durch die Zeichensprache die sinnlichen Begriffe wirklich richtig fassen, daß aber diese Zeichensprache noch nicht ganz vervollkommnet ist. Vielleicht könnte dieses auf eine Untersuchung leiten, ob nicht gewisse Unvollkommenheiten und Zweideutigkeiten der Zeichensprache immer ankleben werden. Dem eben erwähnten jungen Mädchen wurde etwas aufgeschrieben, und so wie sie das Aufgeschriebene in Zeichen nachlas, nahm sie Einem der Anwesenden eine Dose, die er in der Hand hatte, weg, und gab daraus Jemanden Schnupftabak 2c. Es ward nun angeschrieben:

und Gedruckte laut lesen lernen. Man lehrte sie erst unzusammenhängende Sylben aussprechen, wie ba, be, bi, wa, we, wi ꝛc. ꝛc., und dann Wörter. Nach der Methode, die man in Wien nach dem Abbé de l'Epée einführte, fängt man mit der Religion selbst bei jungen Kindern an, indem man den Katechismus zum Grunde legt, und mit der Frage anfängt: Was heißt Katechismus? Worauf die Antwort erfolgt: Es heißt der Unterricht in der christlichen Lehre in der katholischen Kirche. Was heißt glauben? und die Antwort ist: Glauben heißt Alles für wahr halten, was Gott geoffenbaret hat, und das die Kirche zu glauben vorstellt, es sey geschehen, oder nicht ꝛc. Auf gleiche Weise verfuhr auch der Abbé de l'Epée in Frankreich; denn in seiner: **Institution des Sourds et Muets par la voie des signes methodiques (Paris, 1776. 12.)** findet man in dem zweiten Theile, S. 99, eben dergleichen Uebungen oder öffentliche Prüfungen der Taubstummen über die Sakramente. Der Anfang ist: „La Definition du mot de Sacrement (die Erklärung des Wortes Sakrament).“ Ferner: „Les rapports de convenance et de dissemblance entre les Sacremens durant la Loi de nature, sous la Loi écrite, et depuis la Loi de grace (die Uebereinstimmung der Gleichheit und Ungleichheit zwischen den Sakramenten während des Naturgesetzes, unter dem geschriebenen Gesetze, und seit dem Gesetze der Gnade)“; und dann Fragen, wie: „Pourquoi le Baptême est-il appellé la porte des Sacremens? Quel rang la Confirmation tient-elle entre ces signes sensibles? Comment le Mystère d'amour et de miséricorde s'opere-t-il en nous dans le Sacrement de l'Eucharistie? Que pouvons nous dire alors avec S. Paul? (Warum wird die Taufe die Pforte der Sakramente genannt? Welchen Rang erhält die Firmelung unter diesen fühlbaren Zeichen? Wie wirkt das Geheimniß der Liebe

und der Barmherzigkeit in uns in dem Sakramente des heiligen Abendmahls? Was können wir dann mit St. Paul sagen?)." Alle diese Sätze sollen aber nach vielen Taubstummenlehrern und Gelehrten sich nicht für die ersten Begriffe, die man dem Stummen mit der Sprache beibringen will, eignen, indem sie ihm schwer begreiflich zu machen sind; denn erst müssen richtige und leichte Begriffe demselben beigebracht worden seyn, um zu den schwereren zu schreiten. Daher will man auch die Methode von Heinicke der des Abbé de l'Epée vorziehen, weil sie weit einfacher ist, und mehr auf Begriffe geht, die aus der sinnlichen Welt anschaulich gemacht werden können. In seinem ABC-Buche für Taubstumme (Leipzig, 1780) sind seine ersten Wörter, womit er anfängt, die Kinder lesen zu lassen: „Gute Kinder gehen in die Schule, und lernen gern. Wenn die Kinder gehorsam und fleißig sind, so werden sie von allen Leuten geliebt und gelobt. Ordentliche Kinder halten ihre Glieder, Kleider und Bücher reinlich ꝛc. ꝛc." Dieses Alles sind Gegenstände, die sich dem Taubstummen leicht erklären lassen; er weiß dann also, was er liest; nicht so ist es mit abstrakten Gegenständen, wozu ihm die Begriffe beigebracht werden sollen, die sich nicht mit wenigen Worten anschaulich machen lassen, und worein man schon tief eindringen muß, um ihm einen richtigen Begriff davon zu machen. Auch soll es nicht gut seyn, die Taubstummen dazu anzuhalten, viel abzuschreiben, so daß sie oft ganze Stöße voll aufschreiben und nachschreiben müssen, weil sie sich dadurch zu sehr verwirren, und zum Denken nicht gelangen. Die Prüfung besteht nun in dem Wiener Institute noch in der Naturlehre, Erdbeschreibung, dem Schreiben, Rechnen ꝛc., und auch hierin sollen die Zöglinge eine ziemliche Fertigkeit gezeigt haben, so daß sich auch diese Methode gut anwenden läßt, besonders wenn man sie mit der andern verbindet. — Auch ist bei der Prüfung der Taubstum-

men leicht Täuschung durch die Zeichen- oder Fingersprache möglich, wodurch man in Erstaunen und Bewunderung gerathen kann. Man darf nur einen Fremden bei der Prüfung von Taubstummen ersuchen, an diese Fragen zu thun, über welche Materie derselbe wünscht, oder ob er, der Fremde, einen Brief bei sich habe, den ein Taubstummer erklären, zergliedern, beantworten oder übersetzen solle. Der Fremde mag nun wählen, was er will, so wird ihm dies gewillfahrt werden; denn der Lehrer läßt seinen Stummen schreiben oder antworten, was der Fremde wünscht, und der Klügste kann hierdurch betrogen werden, indem er glaubt, der Stumme verstehe hiervon etwas, aber dieser versteht davon gar nichts, als das Schreiben. Dieses bewirkt nun das Zeichenalphabet entweder mittelst der Finger, oder durch Geberden; auch die Ordnung der Buchstaben des Alphabets, worin man den Taubstummen unterrichtet hat. Der Lehrer und der Zögling wissen also nur die Zeichen, deren jedes einen Buchstaben im Alphabet bedeutet, wie solches unter Zeichensprache, Th. 161, S. 444 u. f., gezeigt worden. Die Erlernung der Zeichen ist eine an sich leichte Sache. Wenn nun der Stumme schreiben gelernt hat, so kann man demselben vermittelst dieser Zeichen alle Wörter und über Alles, was in der Welt vorhanden und möglich ist, in die Feder diktiren, oder denselben schreiben, antworten oder übersetzen lassen; allein der Taubstumme versteht von dem, was er hingeschrieben hat, nichts; denn er hat nur die ihm vorgemachten Worte nachgeschrieben. Dergleichen Täuschungen kann man auch vermittelst allerlei Zeichen durch die Zeichensprache, welches bloß ein konventionelles Dialogirmittel zwischen dem Lehrer und Lehrling ist, an dem Taubstummen hervorbringen; und auch hier steht der Zuschauer, der die Sache nicht kennt, voller Verwunderung; allein der Taubstumme, der die Zeichen schnell als Schrift kopirt, versteht von dem, was

was er niederzuschreiben hat, nichts. Ferner kann man dem Entstummten Sachen mündlich diktiren, ihn Fragen beantworten oder Briefe übersetzen lassen, über Materien, welche man immer dazu erwählen will, weil der Entstummte die Artikulationen nach ihrer Form vermittelst der Sprachorgane, am Munde dessen, welcher mit ihm spricht, wahrnimmt. Er weiß den Inhalt des Worttons von den zischenden und schmetternden Artikulationen aufs Genauste zu kopiren, und man gebraucht dazu weiter kein Zeichen, als wenn er einen großen Buchstaben zum Anfange des Wortes hinzeichnen, ein Wort endigen, und ein anderes anfangen soll. Der Entstummte versteht nichts von dem, was er nach der Mundbewegung des Diktirers abschreibt, es sey denn, daß er von der Sache selbst vorher schon Begriffe erlangt hätte, welche man ihm in die Feder sagt. Die letztere Methode kann daher gemißbraucht werden, wenn Jemand nicht auf den Grund der Sache sieht, und den Entstummten über das, was man ihm vorsagt, noch besonders examinirt. An und für sich selbst ist das mündliche Diktiren von Nutzen, weil der Entstummte dadurch geübt wird, sich mit andern Leuten über Gegenstände, welche derselbe versteht, in ein mündliches Gespräch, und nicht bloß in ein pantomimisches einzulassen. Es kann aber auch ein Entstummter dem andern Entstummten etwas, entweder aus einem Buche, oder aus dem Kopfe, in die Feder diktiren, und doch kann der Fall entstehen, daß beide davon nicht eine Sylbe verstehen. Bloß das Prüfen oder Untersuchen entscheidet, ob sie die Materie der Unterhaltung begriffen haben, oder nicht. Zwei Entstummte vermögen mit einander laut zu sprechen; sie müssen aber dann nicht weit von einander stehen, um die gegenseitigen Bewegungen ihrer Sprachorgane, welche sie zur Augensprache anstrengen, indem sie bloß sehend dialogiren, und wir Hörende bloß hörend, deutlich sehen zu können. Dieses wird Jedem bekannt seyn, welcher

die Form der Artikulation, den Inhalt und Werth der Töne, und die Denkart der Taubgeborenen studiert hat. Hierzu werden vier bis fünf Lehrjahre erfordert, ehe ein Erstummter darin eine Fertigkeit erlangt, um sich mit einem Andern in ein Gespräch einzulassen; denn auf diese Art lernt er seine Bedürfnisse oder Tonformeln leicht von dem Munde des Andern kopiren, so wie unser Ohr von Andern die Tonsprache kopirt, besonders wenn unter Beiden die Worte langsam artikulirt ausgesprochen werden, indem Einer des Andern Mundzüge mit dem Scharfblicke auszuspähen bemühet ist. Auf diese Weise kann auch das Wahre und Nützliche, so bei Taubstummen und Entstummten oft zur Täuschung gegen den Prüfenden gebraucht wird, gemißbraucht werden. Das bewährteste Mittel zur Prüfung eines Taubstummen und Entstummten ist dieses, wenn man ihnen schriftliche Fragen über die ganze Sache, welche sie gelernt haben sollen, zur Beantwortung vorlegt; denn über Sachen, welche jenseits ihrer Begriffssphäre liegen, muß man sie nicht befragen; denn nur der Lehrer weiß, wie lange sie gelernt haben, und was sie wissen, und nicht wissen können; dann zergliedere man ihre Begriffe und kehre die Fragen um, und dann müssen sie nach Bewandniß der Sache solche bejahen, verneinen, oder hypothetisch beantworten; man fordere von ihnen Beweise durch Beispiele oder Sprüche; denn die Pantominensprache verstehen bloß der Lehrer und Lernende durch Uebereinkunft, und Zuschauer, welche in diesen Gestikulirungen oder Grimassen ohne Uebung sind, müssen Alles, wie von einem Buschmanne, glauben und Beifall schenken. — Die beste Lehre oder der beste Unterricht für Taubstumme soll seyn, die Tonsprache zum Grunde ihrer Lehrbegriffe zu legen, weil ihnen dadurch die Erlernung leichter und angenehmer wird, das Gedächtniß die Gegenstände besser faßt und behält; nur geht der Unterricht hier nicht so rasch von Statten,

selbst hörende Kinder, wenn sie zu sprechen anfangen, lallen lange, und es vergehen zwei, drei und mehrere Jahre, ehe sie recht deutlich laut lesen und das Schreiben erlernen. Sie lernen bald vernehmlich sprechen, allein zur Deutlichkeit und Fertigkeit ihrer Sprechart wird Zeit erfordert, dieses geht nur langsam. Die Schriftsprache war der erste elementarische Anfangsschritt in der Erfindung, Taubstumme zu unterrichten, aber jetzt ist die Schriftsprache nicht mehr von der Wichtigkeit. In dieser Letztern kann man einen Blindgebornen leichter unterrichten, als einen Taubgebornen, welcher vorher keine Tonsprache erlernt hat. Des Blindgebornen Unterricht gründet sich auf die Artikulationen, allein der Taubstumme hat keine andere Hülfsquelle, als nur die Reihenfolge der Buchstaben. Blindgeborne lernen geometrische Figuren zeichnen, Wörter und Noten schreiben, Geographie, Musik und Mathematik, Uhren und Kunstsachen schnitzen, und dieses Alles vermittelst des Tastens; denn ihre Idee von der Dichtheit und von allen Graden der Rauhigkeit der Körper und ihrer Oberflächenform ist sehr lebhaft und genau. Saunderson, ein Engländer, war ohne Augen geboren, und dessenungeachtet doch ein großer Gelehrter und Professor der Mathematik. Anfangs gab man den Blindgebornen geometrische Figuren von Pappe oder Blech zu betasten, um ihren Umriß zu erlernen; dann ließ man sie auf einer Schiefertafel mit dem Steingriffel, um die ausgeschnittenen Figuren Umrißlinien herumziehen, so lange, bis sie durch den Gefühlssinn, welcher mit der Zeit und durch die immerwährende Anstrengung zu ihrem Hauptorgane des Denkens wird, vermittelst der Nervenwärzchen der Fingerspitzen, gerade und krumme Züge von Flächen und der Körperlichkeit unterscheiden, und sie aus freier Hand nachziehen lernen, welches eine Sache von acht bis vierzehn Tagen ist. Kann nun ein solcher verschiedene Figuren aus freier Hand entwerfen, so lehrt

man ihn die aus solchen Figuren entstehenden Lateinischen Buchstaben hinschreiben oder besser hinzeichnen, und wenn er das Lateinische Alphabet in seiner Gewalt hat, so lernt er auch Wörter schreiben; hier verbindet sich schon das Artikuliren mit dem Figurenzeichnen der Hand, und beide Krücken sind seine ewigen Wegweiser, und unvergeßlichen Merkmale, dergleichen ein Taubstummer ohne Tonsprache nicht haben kann. Die ganze Denkart der Blindgebornen besteht im Tasten, und durch die Fingerspitzen, die gleichsam ihre einzige Zirbeldrüse ausmachen, erklären und verdolmetschen sie sich und Andern alle übrigen Sinnlichkeiten. Sobald sie etwas schmecken, riechen oder hören, sobald suchen sie sich auch mit der Hand von der Form, Farbe und Weichheit des Körpers eine tastende Kenntniß, das ist, einen Gefühlgedanken herauszumodeln. Die rechte Hand des Blindgebornen ist das Archiv aller seiner Ideen zur Erkenntniß, zum Beurtheilen und zum Schließen. So denkt ein Sehender anders, ein Taubgeborner wieder anders, und jeder Naturfehler eines Sinnes verschafft sich durch die Einbildungskraft ein anderes Denkorgan. So verstehen Blindgeborne unsere Sprache kaum halb, und sie verbinden mit den Worten, Einbildung, Vorstellung, Licht und Schatten, bildbare, untastbare, und andern abstrakten Begriffen ganz undeutliche und fremde Begriffe. Um also den Gang und die Association ihrer Ideen zu erfahren, muß man ihnen vorher die, ihrer Denkungsart gemäße Begriffsbilder erklären, um darüber etwas Bestimmtes aus ihnen zu erforschen. Man spähe vorher ihre leidenschaftlichen Gemüthsneigungen aus, und suche sich ihr Vertrauen zu erwerben. Sie sind ausserdem sehr neugierig und gelehrig, hauptsächlich in dem Umkreise der Materien ihres mangelnden Gesichtssinnes; denn der Blindgeborne fühlt den Verlust seines Gesichts weit schmerzhafter, als sich der Taubgeborne über den Gehörsinn beklagt. So glaubte ein Blindgeborner, mit

welchem sich Heinicke in ein Gespräch über die Denkart der Blindgebornen einließ, zuversichtlich fest, er denke bloß mit der rechten Hand, er empfinde zwar auch sonst mit den andern Gliedern, aber doch entscheide seine Rechte über Alles, Alles hänge unfreiwillig von ihrem Willen ab, er sey sich ganz und gar nicht einiges Bewußtseyns im Kopfe bewußt. Die beaugten Menschen hätten einmal die wunderliche Gewohnheitsgrille, Alles mit den beiden Augen zu ergreifen, diese Bilder der Vorstellung durch die beiden Augen am Kopfe in den Gedankenkasten hineinzuwerfen und darin einzuregistriren; so wie er seine Bedürfnisse im Tischkasten untereinander werfe, und dennoch wieder zu seiner Zeit heraus zu finden wisse. Er erinnere sich an Alles, an Geschichte, Begebenheiten, Handlungen, von ihrem Entstehen an bis zu ihrer Beendigung, bloß vermittelst seiner rechten Hand. Mit der Linken könne er zwar, als mit einem Hülfswerkzeuge, Brod essen, doch aber nicht denken, und Vernunftschlüsse zu machen vermöge er nur mit der Rechten. Selbst der Drang oder die Begierden, und der Hang und die Wahl für eine betastete Sache bewege sich bloß in der rechten Hand, und diese ziehe jederzeit zu der bestbefundenen Sache seine Willenskraft herüber, und der Kopf trage zum Ueberreden und Bestimmen des Willens gar nichts mit bei. Kurz, Blindgeborene scheinen für die Körperausdehnung ganz und gar eingenommen zu seyn, und die lange Gewohnheit hat ihnen das Vorurtheil beigebracht, daß sie mit der rechten Hand, wie wir mit dem Vorderkopfe oder mit der Stirn zu denken glauben. Manche Blindgeborene besitzen ein scharfes Gefühl, so daß sie unter einem Haufen Louisd'or die leichtesten durch den Druck herausfinden können; auch Farben können sie durch das Betasten fühlen, und gemeiniglich vergleichen sie die Farben mit Tönen von allerlei Werthe. — Diese kleine Episode der Blindgebornen dient nur hier, um zu zeigen, wie sich ein fehlen-

der Hauptsinn Begriffe verschafft, sich diese bei ihm bilden, und daß sich ein solcher Unglücklicher ganz andere Vorstellungen von dem ihm fehlenden Sinne macht, und von der Stärke und Wirkung dieses Sinnes. Denn der Blindgeborene sah nie einen Menschen mit Augen, also ist seine Vorstellung von denselben oder von diesem Sinne auch ganz anders, und es wird ihm nicht so leicht begreiflich, daß die Augen an dem Sitze, wo man sie ihn fühlen läßt, so große Wirkungen thun können, als man ihm davon begreiflich zu machen sucht, weil er nie sah, und also auch nicht die Werkzeuge sehen konnte, wodurch das Sehen möglich wird, wodurch innere Begriffe der äußern Gegenstände geschehen, und diese auf die Seele wirken, und so geht es auch mit dem Taubstummgeborenen. Jener hört die Töne und lernt darnach sprechen, wie der Sehende; dieser, der Taubstumme, sieht Alles um sich her, sieht die Handlungen der Menschen, hat aber keine richtigen Begriffe von denselben, weil ihm das Gehör fehlt, er also keine Sprachtöne vernehmen kann. Töne sind also ein sehr bequemes, dauerhaftes und schnelles Hülfsmittel, um Gegenstände zu benennen, und sie lassen sich noch überdies wegen ihrer unendlichen Modifikationen, Inhalt, Werth und Formenschwingungen, zu allerlei angenehmen Empfindungen anwenden. — Unsere einmal eingeführten Namen der Selbstlauter, Mitlauter, Doppellauter wollen Einige nicht gelten lassen, weil ein jeder Ton aus der Luft besteht, welche einen Körper erschüttert oder aus Schwingungen, welche durch ein gewalsames Pressen, Stoßen und Wirbeln der Luft einen Laut von sich geben; er ist hoch oder tief, fein oder grob, stark oder schwach, nachdem die Verhältnisse des Körpers und der Luft ihre Formen, ihren Inhalt und Werth bestimmen. Man will daher für die oben genannten Namen andere angemessenere eingeführt wissen, die Buchstaben in reine und zusammengesetzte Töne abtheilen, damit sie dem Leser brauchba-

rer würden. Reine Töne wären hiernach die sogenannten Selbstlauter a, e, i, o, u, ä, ö und ü, und die andern, die unreinen Töne, wären dann die Mitlauter; allein dieses läuft wohl auf Eins hinaus, ob sie sich so oder so nennen; denn beide Bezeichnungen sind sinnvoll, oder bezeichnen richtig den Gegenstand. — Genaue Beobachtungen zeigen, daß keiner von den Selbstlautern ohne Mitlaut ist, ob man gleich von diesen Selbstlautern glaubt, daß sich ihre Schwingungen in der Aussprache nicht verändern, sondern ohne Zusatz bleiben. Nein, ihre Schwingungen nehmen immer mit ihrer Hervorbringung einen Mitlaut vom Körper oder Instrumente, von der erschütterten Saite, Pfeife, vom Glase der geriebenen Harmonika ꝛc. an, indessen daß sie ihre Form, ihren Inhalt und ihren Werth erlangen. Die Schwingungsformen in den Tönen müssen allerlei Figurensprünge oder aufhüpfende Bebungen annehmen; es giebt darunter elliptische, runde, viereckige, ovale, kegelförmige, und tausenderlei daraus erwachsende Modifikationen der Tonschwingungen und Bebungslaute, welche aber, ihrem Inhalte unbeschadet, mehr oder weniger am Werthe durch die Form gewinnen oder verlieren. Ein philosophischer Sprachdenker soll sich also von den gewöhnlichen Schulbenennungen der Selbst-, Mit- und Doppellauter losmachen, und ihnen zu Gefallen nicht auf Irrwege gerathen. Man muß also nach dieser Methode die Laute in der Tonsprache in reine oder einfache, und in zusammengesetzte abtheilen, und ihre Formschwingung, ihren Inhalt und ihren Werth untersuchen. Die Form der Mitlauter besteht aus gemischten Schwingungen, von reinen, schmetternden oder zischenden Tönen, welche von den Sprachorganen lang oder kurz, schwach oder stark, mit mehr oder weniger Zusatz gemischt werden. Gemeiniglich sind die Mitlauter ein Gemisch von zischenden oder schmetternden Vibrationen oder Sprachschwingungen. Man studiere besonders den Werth und Inhalt der einfachen Töne. Trifft man in einem Worte

zwei sogenannte Mitlauter beisammen an, als bb, tt, ll, mm rc., so glaube man nicht, daß man solche doppelt aussprechen müsse, wie man sie in der Schrift gewahrt, sondern man stößt nur diesen Mitlauter geschwinder von dem vorhergehenden Selbstlauter ab; denn wenn man z. B. das Wort Bett ausspricht, so ist der sogenannte Selbstlauter e kurz, spricht man aber das Wort beten aus, so dehnt man das nämliche e in die Länge aus. Ehemals glaubte man, daß in manchen Wörtern Doppellauter wären, und aus diesem Grunde schrieb man auch für sie zwei Buchstaben hin; allein man hätte dafür lieber ein willkührliches Zeichen machen sollen, um die Langsamkeit oder Schnelligkeit des Consonanten auszudrücken. Man beobachte nur mit Aufmerksamkeit die Aussprache der Wörter Bitte, Himmel, Rappe, Kappe rc., so wird man bald bemerken, daß man keine Mitlauter zweimal, das heißt, doppelt ausspricht, sondern man zieht bloß den einen schnell vom Vokale fort, und ein Doppellaut müßte eigentlich eine Wiederholung eben derselben Sylbe seyn, und man müßte Bettbett, allall, sprechen. Indessen gilt die obige Anmerkung, daß die erste Sylbe bei Doppellautern kurz abgerissen werde, da doch das Gegentheil Statt findet; denn man sylbirt eigentlich Bett-te, indessen man das Wort Bete als Bäte ausspricht, und so sind vielmehr alle ersten Sylben im Doppellaute lang, als Himm-mel, immmer, Schimm-mell, da doch immer die erste Sylbenaussprache lang, und die zweite an sich kurz ist, ob man gleich im Worte Bete eigentlich Bät-te sylbirt. Die Töne Ei, Ey, ai, eu, äu werden gemeiniglich einer wie der andere ausgesprochen; sie sind aber keine Doppeltöne oder Doppellauter, nur daß man dergleichen, z. B. Ey, May, Eimer, in einigen Deutschen Provinzen mit gemischten Schwingungen von a, e, i, wie das Wort Eimer, als Ay, Aymer ausspricht. — Alles dieses kommt nun bei dem Unterrichet der Taubstummen in Anwendung; denn Taub-

stumme müssen Einsicht von der Sprache erlangen, wofern ihre Stimme nicht rauh klingen, sondern durch die Erklärung des Tons und der Sprachmaschinen der Reinlichkeit, Annehmlichkeit und Fertigkeit näher gebracht werden soll. Die ersten anfänglichen Sprachmaschinen zur Tonsprache sind sehr einfach und von Pappe. Die eine stellt die Sprachorgane im Munde, und die andere eine künstliche Kehle vor. Beide dienen während des Unterrichts zum Anschauen für den Taubstummen, und zur Erklärung von Seiten des Lehrers. Die übrigen Sprachmaschinen, welche die lehrende Erklärung unterstützen, gehören schon für Entstummte, wenn man denselben Zeit gestattet, den Unterricht vollständig zu benutzen. Die Haupttheile einer Sprachmaschine sind: das Mundstück oder Stimmrohr, welches die menschliche Stimmspalte vorstellt, die Windlade mit ihren Klappen, der Blasebalg oder die Lunge, der Mund mit seinen Nebentheilen, die Nasenlöcher; s. den Art. Sprachmaschine, Th. 161, S. 575 u. f., wo auch die Buchstabenbetonung und Aussprache ꝛc. vorkommt, kurz Alles, was zur Tonsprache gehört, um sie auch Taubstummen zu lehren. Die Hauptsache ist bei dem Unterrichte in der Ton- oder Wortsprache das Gesicht, weil der Taubstumme bei der Erlernung der Wortsprache statt des Gehörs, welches ihm mangelt, das Gesicht nöthig hat, indem er die ihm vorgesprochenen Wörter an der Bewegung des Mundes und der Lage der Zunge anzusehen, und die ihm still und ohne Laut vorgesprochenen Wörter mit der Kreide nachzuschreiben und zu beantworten hat. Daher muß er seine Aufmerksamkeit nur mit den Augen zeigen, und also auch ein scharfes Gesicht haben, welches gewöhnlich auch der Fall ist, wenn sie sonst nicht Augenleiden oder Augenübel besitzen. Sie sehen daher immer scharf auf den Mund des Sprechenden, um an den kleinen Bewegungen der Lippen und den Verrichtungen der übrigen Sprachorgane, des Sprechenden

Rede zu erfahren oder zu entziffern. Dann gehört noch hauptsächlich dazu, daß ein Taubstummer, den man zum Unterrichte bestimmt, gesund sey, und nicht mit ihm eine Menge Versuche, ihn zu entstummen, gemacht worden sind, die seine Heiterkeit, also auch seine Lernbegierde lähmen, und hauptsächlich bei der Wort- oder Tonsprache, auch bei der Zeichen- oder Fingersprache; denn oft hat man sie, besonders in früheren Zeiten, durch Ohrentrichter, zungenlähmende und schädliche Arzneyen und Operationen zum Unterrichte unbrauchbar gemacht; selbst durch die Elektricität und den Galvanismus, wie schon oben angeführt worden; denn auf diese zarteren Organe gehören keine starke Erschütterungen. Von hundert Taubstummen zählte ein Taubstummen-Direktor in dem unter seiner Leitung stehenden Institute nur drei, die man durch nachtheilige Heilversuche noch nicht verdorben hatte. Alle dergleichen Mittel sind widersinnige Entstummungsmethoden, die immer Nachtheil auf den Unterricht haben müssen, und besonders bei dem Wortunterrichte oder der Tonsprache. Man wendet bei diesem Unterrichte auch die Klassifikationen der Buchstaben an, wie sie sonst in der Sprache gebräuchlich sind, als die Eintheilung in Vokale oder Tonbuchstaben (Selbstlauter) a, e, i, o, u; ae, aeu, eu, oi, ou; und in Consonante, Mitstimmbuchstaben oder Mitlauter, von denen es giebt: 1) Zungenlaute oder Zungenbuchstaben: d, l, n, t, z. 2) Lippenlaute: b, m, p. 3) Unterlippenlaute: f, v, w. 4) Gaumenlaute: g, k, q, r, j, ch. 5) Zischlaute: s, sch. 6) Zisch- und Lippenlaute: sp. 7) Zisch- und Zungenlaute: st, und 8) Hauchlaut: h. Wenn das a von den Vokalen der leichteste Buchstab ist, den Taubstummen zuerst auffassen und nachsprechen, und auch am richtigsten, weil der Mund dabei am weitesten geöffnet ist, so ist das i am schwersten auszusprechen; denn es berührt beim

Aussprechen die Zunge, die Zähne und den Unterkiefer, und der Zungenkanal ist dabei am engsten, daher hört es sich auch schauderhaft in der Aussprache der Stummen an, und nur erst bei langem Unterrichte und Uebung wird die Aussprache dieses Buchstaben nach und nach vernehmlicher und deutlicher. Auf das a folgt das o, wobei der Mund gespitzt wird, als ob man pfeifen wollte, dann das u, wobei die Oeffnung des Mundes am kleinsten, und der Zungenkanal am weitesten ist. Hierzu sucht man nun die passendsten Mitlauter oder Mittonbuchstaben. Dieses sind nun p, m, n, l. Der erste dieser Buchstaben, p, so auch b, wird mit geschlossenen, dann schnell geöffneten Lippen mit gleichzeitiger Verbindung des Tons ausgesprochen; das m mit erst geöffneten, und dann geschlossenen Lippen, wo der Ton durch die Nase geht, und bei l legt sich die Zunge fest an den obern Gaumen, so daß der Schall von beiden Seiten vordringen muß. Durch die genannten Selbstlauter und Mitlauter entstehen dann die ersten Worte, welche der Stumme spricht oder sich zu sprechen bemühet, als Papa, Mama, Mappa, Alma, Aal, Paul, Maul ꝛc., und hauptsächlich viele Lateinisch Wörter, aula, mola, pomum, poma, popa, pluma, malum, olla, ollula etc. Dieses sind die leichtesten Wörter, welche sich aus den genannten Vokalen und Consonanten zusammensetzen lassen, und leicht von Stummen ausgesprochen werden, weil sie am ersten dem Aushauchen des Buchstabentons zusagen, die Töne sich leichter bilden, auch leichter von den Sprachwerkzeugen abgesehen werden können. — Der e und der i Buchstabe haben, als Vokale, schon größere Schwierigkeiten; denn beim e öffnet sich die Zunge und der Mund etwas weniger, und zwar verschieden, je nachdem das e geschlossen oder offen ist, gehört oder verschlungen wird. Ueber das i ist das Nöthige schon oben angeführt worden. Der Vokal e ist leicht mit den Zungenlauten d, n, l, t,

und z zu verbinden, welches dann mit gehobener und spitzer Zunge so leicht beweglich, als möglich, geschehen muß. Das e ist schon schwieriger im Zusammensetzen der Wörter, weil es nicht bloß oft wieder kehrt, sondern auch verschiedene Betonungen erleidet. Es ist, wie das i, ein wichtiger Vokal, der sehr oft vorkommt, und zur Bildung des Klanges vieler Wörter dient. So z. B. steht er am Anfange und Schlusse vieler Wörter, und auch in der Mitte vor dem Schlußsylbenbuchstaben der ersten, und hinter dem Anfangsbuchstaben der zweiten Sylbe, wie Edel, Elbe, Elba, Emden, Emma, Ende, Abend, Abendmal, Allee, Leben, Blume, Blende, Alle, Memme, Legen, Lenden, Nennen, Pendel, Pennal. Hier ist nun nicht der Ort, tiefer in die Wortsprache der Taubstummen einzugehen, und alle einzelnen Buchstaben in Hinsicht ihres Tones zu zergliedern, da hier nur angedeutet werden soll, wie man bei dem Unterrichte der Taubstummen in der Tonsprache verfährt; auch die Aussprache der Vokale und Consonanten oder Tonlauter und Mittöner schon unter Sprache und Sprachmaschine, Th. 160 und 161, erklärt worden ist, wie man sie auch hier mit den schon angeführten Modifikationen anwendet. Es versteht sich also, daß man dem Stummen oder Taubstummen erst durch die Sprachmaschine die Sprachorgane zu erklären sucht, so weit es sich thun lassen will, indem man auf die eigenen Sprachorgane verweiset, und das Tönen der Buchstaben durch die Bewegung der Organe, die sich bei der Tonbildung bewegen oder in Thätigkeit gesetzt werden, zeigt. Zuerst werden die Vokale eingeübt, aber damit immer die dazu tönenden Mitlauter angewendet, wie es oben gezeigt worden ist, um immer einzelne leichte Wörter in Sylben theilen und aussprechen zu lernen, wenn sich nicht passende einsylbige finden sollten. Man übe dann alle Mitlauter oder Mittöner durch, von den leich-

testen bis zu den schwersten, und vereinige auch diese mit den Vokalen, wo sich leichte Sylben und dann Wörter bilden lassen, damit der Schüler diese, nachdem man sie ihm mit dem Munde vormacht, das Aushauchen zeigt, worauf er genau merken muß, lernt, und damit dieses geschieht, so soll es nach der Erfahrung vieler Taubstummenlehrer besser seyn, wenn mehrere Taubstummen den Unterricht gemeinschaftlich genießen, ungefähr zehn oder zwölf, weil der Instinkt bei diesen Gehörlosen stets scharf gespannt ist, und sie dadurch sehr lernbegierig werden, so daß der Lehrer oft genöthiget wird, sie vom Lernen abzuhalten, um ihr Gedächtniß zum Behalten der unendlichen Tonhervorbringungen, die sie nicht hören können, anzuordnen, gehörig zu bilden, und nicht zu verwirren. Auch wird die große Mühe des Lehrers dadurch in etwas erleichtert, als wenn er diese Sprache mit jedem einzeln vornimmt. Die schwersten Buchstaben, die ihnen viele Mühe machen hervorzubringen, wie das i, r, h, ch, s, sch, sp, st rc. müssen erst später durchgenommen werden, wenn sie schon die übrigen ziemlich aussprechen können. Das r wird ihnen oft sehr schwer; denn dieser Buchstab wird zwar wie das l durch Anlegung der Zunge an den untern Gaumen gebildet, aber er erfordert dabei eine sehr gespannte Zunge, um durch Erzitterung die Luft in Schwingung zu versetzen, daher wird er auch von hörenden Kindern erst sehr spät erlernt, und gewöhnlich durch l ersetzt. Auch der zischende Buchstab s macht Mühe, indem sich dieser Buchstab durch die Vorderzähne bildet, welche leicht zusammenstehen, sich aber nicht pressen dürfen; er wird dann mit schwebender Zungenspitze abgestoßen; liegt die Zunge zu locker an und senkt sich die Spitze, so bildet sich der Buchstab sch rc. Wie man hieraus schon sehen wird, gehört viel Geduld dazu, um Taubstumme in der Tonsprache zu unterrichten, da sie nur das Gesicht, als Gehör anwenden, und also die Buchstaben und Worte

am Munde absehen müssen, an dem Heraushauchen der Töne durch die Sprachwerkzeuge, worein die Luft gestoßen wird, und durch deren Oeffnen und Schließen er sich bildet und alle Modulationen annimmt. Sanfte und klangvolle Töne sind selten ein Eigenthum der Taubstummen, und hieraus kann man abnehmen, wie sehr die Gehörorgane mit den Sprachorganen korrespondiren, und wo die Ersteren fehlerhaft oder mangelhaft sind, da hat auch die Sprache immer etwas Rauhes und Hohles, bei aller Mühe, die sich der Taubstumme giebt, sie nach der Vorbildung zu verbessern; es ist immer, als wenn ihm der klangvolle Resonanzboden fehlt, der den Schwingungen der Töne den Silberklang giebt, und dieser fehlt auch wirklich, es ist der Mangel am Gehöre, und der Klang der Worte ist nur durch das Gehör möglich. Aber auch ein Taubstummer, der auf irgend eine Weise sein Gehör plötzlich wieder erhielte, würde eben so wenig die um ihn herum und zu ihm sprechenden Menschen verstehen, wie er selbst des Sprechens unkundig ist, ihm würde, wie dem Blinden, sich ein neues Reich eröffnen, das Reich der Töne in allen Artikulationen, und Alles würde ihn bestürmen: Gesang, Musik, der Schall und Klang der Instrumente und Werkzeuge in den Fabriken und Werkstätten, die verschiedenen Thierlaute, der Gesang der Vögel, das Geschwirre und Gesumme der Insekten und tausenderlei andere Töne oder Klänge, die sich aus der Natur oder Kunst entwickeln; so wie Jenem, dem Blindgeborenen, sich das ganze Reich der Schöpfung und der Kunst beim plötzlichen Erhalten des Augenlichts entfalten würde, er würde sich in eine Feenwelt versetzt glauben, in die romantischen Gefilde, welche in den Morgenländischen Erzählungen so sehr anziehen. Der zum Gehöre gelangte Taubstumme müßte nun, wie ein Kind, die Tonsprache zu erlernen anfangen, und darauf eben so lange zubringen, als dieses; denn was er in der Tonsprache erlernte, als er noch taubstumm war, waren bloß

Wörter ohne Ton, gleichsam nur Zeichen für das Auge, und zum Theil auch für das Gefühl, durch eine Erschütterung, also würden ihm bei dem wirklichen Empfange der Töne durchs Gehör, auch diese Worte unverständlich seyn, weil er sie nie tönend gehört hat, also ist ihm jedes erlernte Wort gleichsam im Tönen ein anderes, und er muß es erst von Neuem erlernen; er kennt die Gegenstände nach der Ton- und Zeichensprache, aber ohne wirklichen Ton oder Klang, hört er nun diesen, so ist ihm das Wort, was er hört, fremd; z. B. die Worte Baum, Blume, Brod, Butter, Tisch, Stuhl, Haus, Stube rc. sind ihm bekannt, er weiß damit die Gegenstände zu bezeichnen, aber bloß als Zeichen, würde er plötzlich diese Worte durch das Gehör im Tone oder Klange vernehmen, so wären sie ihm ganz fremd, wie die Wörter einer fremden Sprache. Er kennt das Wort Baum als Schrift- und Fingerzeichen, auch als Mundzeichen, aber nicht als Tonzeichen oder Tonwort. — Daß die Taubstummen noch mehr in der Wortsprache lernen würden, ist gewiß, wenn sie einen längeren Unterricht hätten; allein so beschränkt sich der Unterricht nur auf einige Jahre, statt daß der hörende Knabe zur Kultur seiner Sprache und Kenntnisse einen Zeitraum von zwölf Jahren gebraucht. Oft lernt auch der Hörende seine Muttersprache bei dem täglichen Reden mit so vielen Menschen, beim Bücherlesen, Singen, besondern Studieren der Sprache rc., nie vollkommen, sowohl sein Gedächtniß, als auch sein Sprachorgan lassen vielfältige Fehler durchgehen; er glaubt gut zu artikuliren und richtig zu betonen, und doch klingt seine Rede nicht, fehlt es ihr an allem Wohlklange, sie ist und bleibt trotz allen Uebungen monoton, zeigt immer Härten, die ihm oft keine Härten sind, weil sein Gehör den Klang seiner Wörtermodulationen gut findet, und um so weniger wird man es von Taubstummen erwarten, daß ihre Wörter, die sie hervor bringen, Klang haben

sollen, da sie kein beurtheilendes Gehör haben, und nur diese Worte willkührlich abstoßen, wie sie es ungefähr an unserm Munde absehen. Auch über die von Heinicke eingeführte Methode der Wortsprache für Taubstumme, um sie zu entstummen, sind Prüfungen von Aerzten, Schulmännern und Gelehrten im Leipziger Taubstummen-Institute angestellt worden, die so befriedigend ausgefallen sind, als es der Erfinder der Methode nur wünschen konnte, der, um sich allem Verdachte zu entziehen, als korrespondiere er durch Zeichen mit seinen Zöglingen, oder gebe er dem Befragten die Antworten durch die Geberdensprache zu verstehen, während des katechetischen Dialogirens nicht anwesend war. Der geprüfte Zögling hatte die Sprache in seiner Gewalt; er las Schriften deutlich ab, und machte Aufsätze und Briefe, die meistentheils musterhaft waren; er hatte die Bibelgeschichte und Heilsordnung mit ihren Beweissprüchen inne; er las fleißig Bücher, konnte viele Verse auswendig, dichtete selbst einige, zeichnete, und malte in Oel und Wasser, schrieb eine schöne und fertige Hand, und ward Kopist in der Kanzley zu Leipzig. So wurden noch mehrere Prüfungen mit Andern angestellt, und der Erfolg war der Sache vollkommen entsprechend, nämlich, daß die Heinickesche Methode sich bewährte. In dem Berichte darüber heißt es unter andern: Der Taubstummgeborne wird bei dieser Unterrichtsmethode aufmerksam gemacht, auf die Bewegungen des Mundes an den Redenden mit allem Scharfblicke Acht zu geben, und er versteht dieselbe bloß aus den Artikulationen, ohne dabei das Schreiben zu Hülfe zu nehmen. Der Bericht schließt mit dem Urtheile: Dasjenige, was wir von der Methode des Hrn. Heinicke haben entdecken können, überzeugt uns Unterschriebene, daß dieselbe dem Gange einer Seele, deren Körper die Organe eines Sinnes fehlen, angemessen, und in der Analogie mit andern Empfindungen, zu denen der Körper die Organe vollkom-

men genug besitzt, wie die des Gefühls und Geschmacks sind, gegründet sey. Auf diese Analogie baute Heinicke, seinem eigenen Geständnisse gemäß, die Grundlage seines Unterrichts, der weit schneller, als in der Lehrart des Ammans, des Abbé de l'Epée, und sogar des Raphels von Statten geht, welcher zum Entstummen seiner eigenen Tochter mehr Zeit anwandte.— Auch in der Schweiz bei Zürich wurde diese Methode von einem Landgeistlichen, Herrn Keller, eingeführt, und zeigte sich bewährt, selbst bei acht bis zehnjährigen Kindern, welche durch die Bemühungen dieses Geistlichen so geübt worden sind, daß sie an dem Gesichte und an den Sprachorganen dasjenige sehen, was ausgesprochen wird; daß die Oeffnung des Mundes, die Bewegung der Lippen und Zunge rc. ihnen gleichsam Buchstaben sind, die sie sehen, und die für sie eben so kenntlich sind, als die Geschriebenen, und als es die Töne für Hörende sind. Ueber Alles ist das herrliche Morgenlob, welches ein neunjähriger taubstummer Schüler des Pfarrers Keller, nicht gelernt, nie gelesen, sondern aus eigener Bewegung an einem schönen Frühlingsmorgen dem Schöpfer der Sonne und des Lichtes entgegen betete. Nachdem derselbe angekleidet war, stellte er sich vor das Fenster, betrachtete die schöne Sonne, und seine warme Empfindung ergoß sich in Worten aus. Mit einer lächelnden Miene redete derselbe, und man hörte ihn vernehmlich diese Worte sprechen: Sonne! Licht! Gott! dann mit gefaltenen Händen und einer tiefen Verbeugung: ich danke Dir!— Daß sich aber auch Taubstumme ohne allen Unterricht ausbilden können, davon hat man auch Beweise. So wußte sich der taubstumme Sohn eines Bauers auf einem Dorfe in der Nähe von Koburg, sehr gut ohne irgend ein erlerntes Entstummungsmittel auszudrücken, oder sich den Personen verständlich zu machen, mit denen er zu thun hatte, und war dabei so gelehrig und geschickt, daß er nach dem

Urtheile des Berichterstatters einem jeden Taubstummen-Institute Ehre gemacht haben würde. Nicht nur seine nächsten Anverwandten und seine Frau (er war verheirathet und hatte ein Kind, welches gut sprach), sondern auch Andere verstanden ihn vollkommen, und konnten ihm Alles, was sie wollten, begreiflich machen. Er war zwar nur ein Gartenknecht, verstand aber dabei die Gärtnerey meisterhaft, und in den Wintermonaten, wo es im Garten wenig oder nichts zu thun giebt, drechselte er sehr geschickt. Für sein Kind hatte er einen Katechismus kopirt, welchen schon Viele, die ihn zu sehen bekamen, für ein gedrucktes Exemplar gehalten haben. Hier ein Probestück, wie er sich verständlich zu machen gewohnt war (da er von der Zeichensprache und dem Fingeralphabete, so auch von der Wortsprache nichts wußte), wenn er mit Personen zum ersten Male sprach. Der Berichterstatter fand ihn in dem Garten, worin er angestellt war, und er begleitete den Erzähler mit seinen Knaben in dessen Garten. Als er den Erzähler erblickte, grüßte er denselben mit freundlicher Miene, und fing die Unterredung sogleich auf folgende Weise an. Zuerst zeigte er nach der Wohnung seines Vorgesetzten, des Hofgärtners, dann auf einige Reiser von der beliebten Reine Claude, welche er eben in der Hand hielt, und nachher auf den Erzähler selbst, mit welcher Pantomime er sagen wollte: der Hofgärtner schickt dir durch mich diese Reiser. Darauf wies er auf ein Pflaumenbäumchen, und zeigte dabei an seiner aufgehobenen linken Hand, auf welche Art er dasselbe absägen und die Reiser einsetzen wolle. Zuletzt wies er wieder auf den Erzähler und dessen sämmtliche Obstbäume, indem er seine Absäge- und Aufsetzzeichen wiederholte, welches offenbar so viel heißen sollte, als: Nun zeige an, auf welche unter deinen Bäumen ich diese Reiser aufsetzen soll? Dieses geschah nun; man fand ihn schon bei demjenigen der Bäumchen, welches sich dazu vorzüglich schickte. Während der Zeit,

als ihn die Umstehenden arbeiten sahen, unterhielt er dieselben auf verschiedene Weise. Vor allen Dingen gab er von seinen Reisern deutlich genug zu verstehen, daß sie gut wären und nach Wunsch gedeihen würden. Und beides traf auch pünktlich ein; nicht ein Reis verfehlte. Hierauf machte er dem Erzähler ein Kompliment über seine mitgebrachten beiden Knaben, welche an dessen Seite die Arbeit mit Aufmerksamkeit zusahen. Er zeigte nämlich auf den Erzähler und von diesem lächelnd auf die Kinder, und nickte nochmals mit dem Kopfe, womit er sagen wollte: an den Kindern wirst du dereinst Freude erleben. Nun wurde derselbe durch Zeichen befragt: ob er nicht auch Kinder habe? Die Antwort darauf war: Ich habe zwar eins, aber es ist noch klein; denn er zeigte die Größe desselben an seinem Beine, und leider! keinen Sohn, welches er bloß durch Mienen andeutete, und zwar so deutlich, daß es unmöglich war, ihn mißzuverstehen. Das Geschlecht des Kindes zeigte er dadurch an, daß er sich mit beiden Händen ein Paar Brüste wölbte, welches er mit einem etwas verdrießlichen Gesichte begleitete. Von einigen Heckenbogen und Stauden, denen man, der herrlichen Blüten wegen, alle Aeste gelassen hatte, sagte er ganz verständlich, daß wenn man sie nicht beschnitte, sie absterben würden, was er durch Pantomimen ganz richtig ausdrückte; und so findet man mehrere Taubstumme, die nicht das Glück hatten, in Taubstummen-Institute aufgenommen zu werden, sehr gut in der Pantomime ausgebildet, um sich verständlich machen zu können, sobald sie nur unter der Aufsicht ihrer Eltern bleiben, oder sonst unter gute Menschen kommen, die sich mit ihnen abgeben, sie anhören, und ihnen darauf durch Zeichen Bescheid thun, so bildet sich auch bei ihnen der Verstand aus. — Von den angeführten Methoden ist bloß die Stabmethode außer Gebrauch gekommen, die übrigen Methoden sind im Gebrauche geblieben, und werden jetzt in allen Taubstummen-Insti-

tuten angewendet, wenigstens verbindet man die Methoden oder sucht sie zu verbinden; so, daß man den Unterricht der Schrift-, Geberden-, Finger- und Wortsprache bei den Taubstummen anwendet, damit sie in einer derselben, die sie selbst am vortheilhaftesten um sich auszudrücken finden, ihre Geschäfte und Unterhaltung führen können, und somit sind die früheren heftigen Streitigkeiten, die der Methoden wegen unter den Taubstummenlehrern geführt wurden, gänzlich beseitiget, da es hierbei auch wirklich unentschieden ist, welche Methode wohl eigentlich den Preis davon trägt, unstreitig diejenige, in welcher der Taubstumme am schnellsten den Unterricht erfaßt, um sich wieder mittheilen zu können, da es nur darauf ankommt, ihm die Gegenstände des Unterrichts so anschaulich zu machen, daß er Nutzen davon zieht, weil es hauptsächlich nur auf ihn und auf sein Wohl berechnet ist, da er gleichsam durch den Mangel am Gehöre allein, von den übrigen Umgebungen getrennt, dasteht, und von Kindheit an oft dem Gespötte Preis gegeben, und von andern Kindern, von den eigenen Geschwistern, von Vormündern ꝛc. hintergangen wird, und die weiblichen Taubstummen auch oft verführt werden. Die Menschenliebe macht es daher allen christlichen Staaten zur Pflicht, dergleichen Institute anzulegen, damit diese Stummen nicht dem Staate, ihren Angehörigen und Andern, auch sich selbst zur Last fallen mögen. Die Absicht bei der Errichtung der Taubstummen-Institute ist demnach sie zu nützlichen Staatsbürgern auszubilden, damit sie dermaleinst selbst für ihre Bedürfnisse sorgen können, wenn sie sich auch dabei noch eines Leiters oder Führers bedienen müssen. Diese Zwecke werden nun auch erreicht, indem sowohl das Berliner, wie auch das Wiener, Leipziger ꝛc. Taubstummen-Institut, seit der Entstehung dieser Institute, schon geschickte Kopisten, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Mechanici, Buchdrucker, Gärtner, Büchsenmacher und andere Künstler; dann Buch-

binder, Galanteriearbeiter, Posamentier, Seidenwirker, Drechsler, Korbmacher, Tischler, Schneider, Schuhmacher und andere Gewerbetreibende gebildet haben, und noch fort bilden. Auch giebt es viele Kaligraphen oder Schönschreiber unter ihnen, denen man jedes geheime Schriftinstrument zum Abschreiben anvertrauen kann. Man findet die Anlagen in den Künsten und Gewerben oft bei ihnen in einem hohen Grade entwickelt, wenn sie einmal eine Einsicht durch den Unterricht darin gewonnen haben, weil sie keine Zerstreuung genießen und sich jedem Geschäfte mit ganzer Anstrengung widmen können; deshalb können sie auch mehr leisten, als die Hörenden, die von so vielen äußeren Gegenständen von ihrem Geschäfte abgezogen werden, demselben nicht immer ihre ganze Aufmerksamkeit widmen; denn jedes wirkliche Geräusch, jede Bewegung in ihrer Nähe beschäftiget auch zugleich ihre Neugier, mithin gehören sie nie ganz den Geschäften an, wenn gleich die Gewohnheit hier auch viel dazu beiträgt, die Aufmerksamkeit ohne Nachtheil auf das Geschäft zu theilen, wie es derjenige natürlich nicht könnte, der plötzlich sein Gehör wieder erhielte, und jetzt bei seiner Arbeit, wie früher, fortfahren sollte; er würde, in dem ihm ganz neuen Gewühle, was um ihn vorgeht, die Aufmerksamkeit ganz verlieren und sich verwirren, weil ihm Alles neu entgegen tritt, und der Wirrwar der Töne, wovon des Hörenden Ohr gar nicht ergriffen wird, weil es ihm zur Gewohnheit geworden ist, würde den plötzlich wieder zum Hören Gelangten in die größte Bestürzung versetzen, und ihn ganz von seiner Arbeit, seinen Berufsgeschäften abziehen. — In dem schon oben erwähnten Königlichen Taubstummen-Institute in Berlin, welchem jetzt der Direktor Graßhoff vorsteht, umfaßt der ganze Unterricht bei den Taubstummen fünf Gegenstände: 1) die Sprache; 2) Kenntnisse, Sachen, die vor uns geschehen, gethan, gedacht und erfunden sind; 3) Fertigkeiten des Geistes, wobei der Körper nichts zu

lernen braucht, oder 4) solche Geistesfähigkeiten oder Fertigkeiten, wobei der Körper zugleich mit geübt werden muß, und 5) Fertigkeiten des Körpers. Der ganze Kursus dauert vier, fünf oder neun Jahre. Hat ein Taubstummer vier Jahre im Institute zugebracht, dann ist er in einer leicht verständlichen Pantomime so geübt, daß er alle seine Gedanken und Empfindungen dadurch mittheilen kann; er weiß dann über sinnliche Gegenstände sich schriftlich zu unterhalten. Bleibt er fünf Jahre im Institute, so erlangt er noch Kenntnisse von der Erdbeschreibung und Geschichte, erhält dann Religionsunterricht so viel, daß er zum Abendmahle gelassen werden kann, und ist hinlänglich mit den Wissenschaften versehen, um eine Kunst oder ein Handwerk zu erlernen. Wer den Unterricht neun Jahre lang genießt, wird noch in mehreren Wissenschaften unterrichtet, und auch in allen Methoden des Sprachunterrichts, um darin selbst wählen zu können, welche Methode ihm am vortheilhaftesten ist, um sich mit seinen Umgebungen, so wie mit Fremden verständlich zu machen. Der Hauptunterricht bei denjenigen, welche länger in dem Institute, als vier Jahre bleiben, ist Schreiben, Rechnen, die Deutsche Sprache, und besonders Deutsche Aufsätze nach gegebenen Aufgaben; dann Geschichte, Natur- und Erdbeschreibung, und zuletzt Religion. Die Deutsche Sprache wird ganz vorzüglich geübt, und darin verschiedene Ausarbeitungen gemacht. Jeder Taubstumme wird in mehreren Gegenständen allein unterrichtet, in andern genießen Mehrere den Unterricht zusammen, weil eine Aufmunterung dabei Statt findet. Die häusliche Ordnung in dem Institute ist folgende: 1) Im Sommer stehen die Zöglinge um sechs, im Winter um sieben Uhr auf; sie müssen sich dann sogleich vollständig anziehen und zum Frühstücke kommen. 2) Im Sommer gehen die Beschäftigungen um sieben und im Winter um acht Uhr an, und dauern bis halb

ein Uhr. 3) Um halb ein Uhr wird gespeist und bis zwei Uhr betreiben die Zöglinge eine Beschäftigung, welche weder Sitzen noch starke Bewegung erfordert. 4) Von zwei bis sechs Uhr sind sie wieder mit Arbeiten beschäftiget. Die Stunde von sechs bis sieben Uhr können sie sich im Garten beschäftigen, der bei dem Hause ist, oder mit gymnastischen Uebungen, da auch das Turnen zur Körperbewegung eingeführt ist. Um sieben Uhr wird zu Abend gegessen. 5) Im Sommer gehen sie um zehn, und im Winter um neun Uhr zu Bette. Diese Regel wird jedoch unterbrochen, damit sie sich nicht an Einförmigkeit gewöhnen. 6) Die männlichen Taubstummen machen auch dann und wann kleine Excursionen mit dem Direktor der Anstalt, und übernachten auf benachbarten Dörfern, zuweilen ohne alle Bequemlichkeit, indem ihnen dieses nicht allein Vergnügen macht, sondern sie auch zu einer Abhärtung des Körpers gewöhnt. 7) Bei jeder Witterung wird spazieren gegangen. 8) Bleiben die Taubstummen den ganzen Tag bis zum Schlafengehen angezogen. 9) In der Zeit des Anziehens und Ausziehens müssen die Größeren ihre ökonomischen Angelegenheiten besorgen, damit sie anzeigen können, was daran auszubessern ist, und Papiere, Bücher rc. in Ordnung bringen. 10) Müssen alle Eleven über ihr Taschengeld Rechnung führen, welche der Direktor am Ende jeden Monats durchsieht und unterschreibt. Die Unkosten, welche Eltern oder Vormünder für einen Zögling zu entrichten haben, sind billig, und richten sich nach den Vermögensumständen derselben. In dem Institute sind immer an dreißig bis vierzig Zöglinge, von denen zehn auf Königliche Kosten unterhalten werden. Einer der Lehrer dieses Instituts ist ein Taubstummer, der zum Lehrer darin ausgebildet worden ist, und ein Gehalt vom Könige erhält. Die weiblichen Zöglinge des Instituts stehen unter der Direktion oder Leitung der Gattin des Direktors. Das

Institut hat schon Schüler aus Stockholm, Basel, Frankfurt am Main ꝛc. gehabt. Die Anstalt kann Dienstags von zehn bis zwölf Uhr besucht werden. Für Schulmänner und wissenschaftliche Reisende ist der Eintritt auch Freitags von zehn bis zwölf Uhr geöffnet. Früher, unter der Direktion des Ober-Schulraths Eschke, konnte man dem Unterrichte täglich, außer dem Sonntage, des Vormittags von neun bis halb zwölf Uhr beiwohnen, wo dann der Direktor zugleich Gelegenheit nahm bei Tische mit den Zöglingen sich über den Besuch zu unterhalten. Dieses ist aber jetzt, wie oben angeführt, abgeändert worden, weil es eine zu große Störung veranlassen soll, wenn der Besuch der Anstalt den Fremden täglich erlaubt wird. — Das Berliner Taubstummen-Institut wurde nach dem Muster des Leipziger von Heinicke angelegten Instituts errichtet, wie auch schon oben angeführt worden, und dessen Methode darin befolgt, indessen hat man auch die andern Methoden für Taubstumme, so wie sie sich herausbildeten, nicht unbeachtet gelassen. Außer diesem Königlichen Institute zu Berlin findet man noch eine Taubstummen-Anstalt in Breslau, von Bürgel errichtet. Das Wiener-Institut für Taubstumme, ist, wie schon oben angeführt worden, nach dem Institute des Abbé de l'Epée in Paris errichtet, und dessen Methode: die Finger- und Geberdensprache, darin eingeführt worden; aber auch andere Methoden blieben darin nicht unbeachtet. Auch dieses Institut zählte über funfzig Zöglinge beiderlei Geschlechts, von denen neunzehn auf Kosten des Instituts unterhalten werden und von den übrigen zahlt jeder 200 Gulden, wofür sie Alles frei haben. Man findet hier aus verschiedenen Provinzialstädten des Oesterreichischen Kaiserstaats Zöglinge. Sie sind aus verschiedenen Altersklassen, das heißt, bis zum rüstigen Mannesalter; ihnen wird liebreich begegnet, die Kost ist gut, und auch an Bewegung fehlt es ihnen nicht,

daher sind die Meisten munter und aufmerksam, und ihre Leistungen sehr befriedigend. Nach dem Muster dieser Kaiserlichen Anstalt ist ein ähnliches Institut in Prag errichtet worden. Das Leipziger Institut ist schon oben angeführt worden. Auch München hat eine Taubstummenschule; dann Karlsruhe und einige andere Städte Deutschlands. In den auswärtigen Staaten treten besonders hervor: die Taubstummen-Anstalt in Paris, von dem Abbé de l'Epée in den 1770ger Jahren errichtet (s. oben, S. 315), und von Sicard fortgesetzt; das Watsonsche Taubstummen-Institut in London, das 1807 errichtete Taubstummen-Institut in Kopenhagen 2c. 2c. — Nach der Anzahl der Taubstummen zu rechnen, welche in den genannten öffentlichen Instituten erzogen und unterrichtet werden, ist die Anzahl, namentlich in Deutschland, zum Glück für die Menschheit nicht bedeutend. Man will zwar auf eine Million Menschen hundert und funfzig bis zweihundert Taubstumme rechnen, allein dieses scheint wohl zu viel zu seyn, obgleich man in einigen Staaten Europas, und namentlich in Frankreich zu Ende des verwichenen achtzehnten Jahrhunderts die Zahl auf zwölftausend angiebt, wonach auf eine Million, bei vierzig Millionen Menschen auf diesen Staat gerechnet, dreihundert Taubstumme kommen; allein hierin würde dann Frankreich eine Ausnahme machen. Uebrigens sollen die Taubstummen, wie auch schon oben bemerkt worden, nach den Beobachtungen mehrerer Taubstummen-Erzieher nicht so unglücklich seyn, als man beim ersten Anblicke glaubt. Da sie die Vortheile und das Vergnügen der mündlichen Unterhaltung nicht kennen, so ist das Entbehren derselben zwar ein Verlust für sie, aber doch kein so schmerzlicher, wie bei den Taubgewordenen und Blindgeborenen und Blindgewordenen; sie sind daher auch viel zufriedener und heiterer, und wohl auch viel gesünder, als diese, und da die Verführung

bei ihnen nicht so leicht Statt finden kann, wie bei den hörenden Knaben und Jünglingen, so sind sie auch größtentheils von den geheimen Sünden befreit, und daher kräftig und stark, und ihre Lernbegierde auch um so reger; auch sind sie im Ganzen von gutem Charakter, nur wenn man sie aufreitzt oder wiederhohlentlich in Harnisch setzt, so ist ihr Zorn oft fürchterlich, wovon die Ursache in dem schon oben Angeführten zu suchen ist; man würde dann mit Schlägen nicht viel ausrichten; mehr mit besänftigenden Mitteln, die jedem Lehrer der Taubstummen zu Gebote stehen. Daß sie empfinden und Gefühl für das zarte Geschlecht besitzen, und dieses auch diesen Neigungen entspricht, hat man in dem Wiener Institute zur Zeit des Kaisers Joseph des Zweiten gesehen, wo zwei Taubstumme verschiedenen Geschlechts eine zärtliche Neigung zu einander zu haben schienen; allein sich zusammen zu verbinden oder zu verehelichen, schlugen beide dem Kaiser ab; obgleich man weiter keinen Grund von ihnen deshalb erhalten konnte. Vielleicht der, daß sie in dem Wahne standen: die Früchte dieser Verbindung könnten auch an diesem Uebel leiden, und dieses wollten sie doch nicht. Uebrigens haben sich Stumme mit Nichtstummen verehelicht, und die Kinder aus dieser Ehe haben sehr gut sprechen können. Ob dieses auch mit zwei Stummen der Fall ist, wenn sich diese verehelichen, ist bis jetzt nicht bekannt geworden. — Das Endresultat ist nun, daß die Taubstummen eben so gut, wie alle Hörenden und Sprechenden, die Fähigkeiten besitzen, wenn ihnen nicht eine natürliche Stupidität beiwohnt, oder sie sonst aus Indolenz vom Unterrichte abgehalten werden, ausgebildet zu werden, als die Hörenden und Sprechenden, also zu gleich brauchbaren Subjekten für das bürgerliche Leben. Wozu sie besonders ausgebildet werden können, ist schon oben, S. 354, angeführt worden. Uebrigens ist die schon oben erwähnte Wort- oder Tonsprache zur

Ausbildung von Taubstummen anzuwenden, nach der Heinickeschen Methode schon zu Edinburgh in Schottland von einem Schreiblehrer oder Schreibmeister, Namens Braidwood, zu Anfange der 1760ger Jahre ausgeführt worden. Es heißt in einer Uebersetzung aus dem Londner Magazine vom Jahre 1767, S. 377, die in dem 1sten Stücke des 2ten Bds. des neuen Bremischen Magazins zur Ausbreitung der Wissenschaften, Künste und Tugend (Bremen, 1767) steht, S. 375: „Mein Herr! Sie haben vor einiger Zeit in Ihrem Magazine (Lond. Mag. 1766, p. 105) eine Nachricht von Herrn Braidwood, Schreibmeister zu Edenburg und dessen glücklichen Fortgang im Unterrichte der Tauben und Stummen gegeben, und ich glaube nicht, daß irgend eine Erfindung so sehr verdient, der Welt bekannt gemacht, und mit Dank erkannt zu werden, als diese; denn wie aus der folgenden Nachricht erhellt, so können nunmehr diejenigen, welche das Unglück haben taubstumm zu seyn, nicht allein fähig gemacht werden, die Absicht ihres Daseyns und ihre ewige Angelegenheiten kennen zu lernen, sondern auch nützliche Glieder der Gesellschaft zu werden; sie lernen durch sich selbst denken und handeln, und nehmen dadurch ihren Eltern oder Verwandten eine große Last des Kummers und der Unkosten ab. Herr Braidwood hat seinen ersten Lehrling, einen Jüngling von siebzehn Jahren, Alexander Sheriffs, Esq. zu Cragleith bei Edenburg, Sohn, welcher das Malen mit Wasserfarben lernt, vor einiger Zeit schon entlassen. Dieser liest ein jedes Englisches Buch ganz deutlich, und versteht seine Sprache vollkommen nach den grammatikalischen Regeln. Er beantwortet einen Brief eben so gut, wo nicht besser, wie die mehrsten Personen seines Alters. Er schreibt zierlich, versteht die Rechenkunst, das Buchführen, die Geographie ꝛc. gründlich, und kann eine Unterhaltung sehr wohl führen. Herr Braidwood hat

verschiedene Taubstumme aufgenommen, welche Alle bis zum Erstaunen zunehmen. Ich will zur Probe nur der Folgenden gedenken: Ein neunjähriger Knabe, welcher acht Monate seines Unterrichts genossen, liest schon langsam in jedem vorgelegten Englischen Buche, und spricht die Wörter so deutlich aus, daß ihn ein Jeder ohne Mühe verstehen kann. Er schreibt fertig, kann ein jedes Zeitwort konjugiren oder verwandeln, und etwas addiren. Zwei Töchter des Herrn Rogers, Pfarrers zu Shretton bei Blandford in Dorsetshire, die eine von neun, die andere von sieben Jahren, haben sechs Wochen seines Unterrichts genossen. Diese können alle Buchstaben, und besonders Sylben sehr deutlich aussprechen. Jungfrau Medcalfe, von zwölf Jahren, die Tochter des Herrn James Medcalfe zu Church-Stratton in Shropshire, ist vier Wochen bei ihm gewesen, und kann schon fast eben so deutlich, als die Jungfern Rogers aussprechen. Alle diese Individuen waren taubstumm geboren. Herr Braidwood meint aus der Erfahrung, die er von der Unterrichtung dieser Personen bekommen hat, versichern zu können, daß er in Zeit von etwa drei Jahren, eine jede Person von ordentlicher Fähigkeit so weit bringen könne, daß sie deutlich reden, fertig schreiben, die allgemeinen Regeln der Rechenkunst anwenden, die Englische Sprache nach der Grammatik verstehen, mithin Briefe schreiben und beantworten, und die Hauptgrundsätze der Sittenlehre und Religion begreifen könne. Er hat Zöglinge von sieben bis fünfundzwanzig Jahre alt, und hat die Bemerkung gemacht, daß sie je jünger, je besser die Aussprache lernen. Er ist auch sehr glücklich gewesen, denen die stammeln, oder andere Fehler in der Aussprache haben, zu helfen rc." — Hieraus gewahrt man nun, daß man in Schottland noch früher, als in Deutschland, die Methode, die Tonsprache zum Unterrichte anzuwen-

den angefangen hat, und gleichfalls mit Nutzen für die Unterrichteten. —

Einige der Taubstummen-Institute beschränken sich nicht bloß auf die Aufnahme von Taubstummen, sondern nehmen auch andere Stumme, Stotternde, Stammelnde und Taube auf, kurz alle am Gehöre und an Sprachgebrechen Leidende. Ob dieses aber gut ist, wenn man zu Taubstummen, auch Stotternde und Stammelnde bringt, wenn gleich der Unterricht mit ihnen besonders vorgenommen wird, ist noch nicht, wie es scheint, gehörig berücksichtiget worden. Nicht darum, daß die Stotternden und Stammelnden von ihrem Uebel nicht sollten geheilt werden können, sondern weil der Umgang mit Taubstummen sie, als Hörende, zu der Zeichensprache und Geberdensprache zu erlernen führt, um sich mit Jenen unterhalten zu können, und deshalb möchte ihr eigener Unterricht sich in die Länge ziehen, da sie sich doch eigentlich in der richtigen Tonsprache üben und die Wörter richtig artikuliren und abstoßen lernen sollen. Ihr Bestreben soll demnach seyn, diejenigen Wörter, die ihnen die meiste Mühe machen, um sie herauszustoßen, fleißig durch das Aussprechen derselben zu üben, damit sie solche ohne Anstoß rein aussprechen können, wie solches auch schon im Nachtrage zum Artikel Stottern, Th. 175, S. 729 u. f., angeführt worden ist; allein hier würden sie sich zu sehr mit dem Fingeralphabete der Taubstummen beschäftigen, und dadurch ihre eigene Uebungen zur Ausbildung ihrer Sprachfehler und ihres Sprachorgans unterlassen. Man will daher für gut finden, daß die Stummen und an Sprachfehlern leidenden Hörenden, von den Taubstummen getrennt werden, und nur die Tauben, aber Sprechenden mit ihnen zusammen bleiben können, weil man mit diesen sich auf dieselbe Weise, wie mit den Taubstummen, durch die Zeichen- und Geberdensprache verständigen, auch sich mit ihnen unterhalten kann; sie also auch die Zeichen-, Ge-

berden- und Wortsprache lernen sollen; nicht aber Jene, denen bloß ihre mangelhafte Sprache wiedergegeben werden soll, oder die man beim Gehöre entstummen will, weil sie durch irgend eine äußere Veranlassung die Sprache verloren haben. — Zu den äußern Veranlassungen die Sprache zu verlieren, gehören: das Entsetzen, der Schreck, wenn er plötzlich und unvorbereitet einwirkt, wodurch gleichsam eine Lähmung der Stimmnerven geschieht, oder sonst irgend ein Druck auf die Sprachwerkzeuge, z. B. bei einem heftigen Knalle in der Nähe eines Individuums mit reitzbaren Nerven, einem heftigen Donner, oder dem Hinabfahren eines plötzlichen Wetterstrahls, so daß dieser selbst die Augen verblendet, oder wenn ein wüthendes Thier auf Jemanden zuspringt, oder solches auch im Traume erscheint, wie es am 3ten Dezember des 1840sten Jahres in Bernburg mit einem Gymnasiasten geschehen ist, wie es auch schon die Berliner Zeitungen berichtet haben, worüber aber in der Beilage zum 114ten Stück der Magdeburgischen Zeitung vom Jahre 1841 (18ten May), etwas Ausfürliches steht, von dem hier nur die Thatsache und die Kur des Stummgewordenen angeführt werden soll. Diesem Gymnasiasten träumt nämlich, daß sich auf einem Spaziergange in einem schönen Walde in Brasilien eine Riesenschlange auf ihn losgestürzt und ihn umschlungen habe, um ihn zu zerdrücken. Beim Erwachen nahm er sogleich wahr, daß es ihm unmöglich sey, auch nur einen thierischen, vielweniger einen artikulirten menschlichen Laut hervorzubringen. Er zündete daher ein Licht an, und rüttelte seinen Freund und Stubengenossen aus dem Schlafe. Da nun dieser auf die wiederholte Frage: was willst Du, was fehlt Dir? keine Antwort bekam, so ward ihm ganz unheimlich zu Muthe, und er konnte nur seinen Freund für wahnsinnig halten. Da indessen dieser ihm den ihn betroffenen Unfall auf dem Papiere so klar und deutlich beschreibt, daß hieraus auf keine

Weise sich auf eine Geisteszerrüttung schließen ließ, so eilte der junge Mensch zum Direktor des Gymnasiums, Herrn H—g, welcher sich auch sogleich zu dem Patienten begiebt, und den Unglücklichen auf das Dringendste der Sorgfalt und Pflege eines Arztes empfiehlt. Dieser nimmt sich des Unglücklichen auch auf das Angelegentlichste an, und steht ihm mit seiner ärztlichen Hülfe bei. Nach etwa vierundzwanzig Stunden läßt der Kranke wieder einige unartikulirte Laute hören. Der Vorfall wird nun den Eltern berichtet, und nach ungefähr vierzehn Tagen der Heilversuche des Arztes zu Bernburg, begiebt sich der Kranke zu seinen Eltern nach Harzgerode, sechs Meilen von Bernburg, um in ihrer Nähe bei einer sorgfältigen Pflege von seinem Uebel zu genesen. Bis zu dieser Zeit war es ihm noch nicht möglich, nur eine Sylbe fließend hervorzubringen, die Respiration wollte nicht gehörig von Statten gehen, und die Aussprache war immer steckenbleibend oder stotternd. Nur wenige Tage blieb er bei seinen Eltern, und begab sich dann nach Ballenstädt zu dem Geheimen Medizinalrath Dr. C—, um hier Heilung seines Uebels zu finden. Dieser berühmte, wissenschaftlich gebildete Arzt, dem, so wie allen Aerzten der Umgegend, noch nie ein ähnlicher Krankheitsfall während einer vieljährigen Praxis vorgekommen war, hielt, nach seiner Ansicht, dafür, daß die im Traume erlittene Erschütterung wohl am meisten die Nerven und Muskeln im Hinterhaupte getroffen habe, und fand es daher für gut, täglich, und etwa zwanzig Tage hintereinander, zu elektrisiren, und ordnete dabei den Gebrauch der Arnica und rad. Pyrethri an. Nach einer Woche kehrte der Sohn in das elterliche Haus zurück; sein krankhafter Zustand hatte sich in Folge der geschickten ärztlichen Behandlung bedeutend gebessert. Der Patient konnte schon wieder einen Satz von etwa vier bis sechs Worte herausstoßen, jedoch kamen die letzten Sylben aus dem Munde jagend heraus, und dann

blieb die Sprache wieder gänzlich stecken. Eine bedeutende Bedenklichkeit erregte der Umstand, daß er weder pfeifen, noch singen konnte, worin er früher die gewöhnliche Fertigkeit besessen hatte. Der Vater des Patienten, ein ehemaliger Gymnasiallehrer, der sich seit mehreren Jahren mit der Heilung stotternder Personen beschäftigte, war zwar im Ganzen mit der gestellten Diagnose und Ansicht des Herrn Geheimen Medizinalraths einverstanden, meinte indessen doch, daß der Hinterkopf wohl nicht allein der leidende Theil seyn möchte, weil das Stimmorgan gar nicht fungiren wollte, und berichtigte die Diagnose dahin. Der Kehlkopf (larynx) sey das eigentliche Stimmorgan, über welchem sich der Kehldeckel (epiglottis) befinde; im gesunden, nirgends gestörten Zustande gehe die Luft durch die verengte Stimmritze (glottis), und errege im Kehlkopfe eine Vibration, ähnlich dem Mechanismus in einer Klarinette, wodurch die Stimme laut oder tönend werde. Die daselbst sich verbreitenden Nerven müßten aber bei dem Patienten durch den Traum bis zur Lähmung und so angegriffen worden seyn, daß sie ihre Vibrationskraft verloren haben müßten. Um nun die Thätigkeit der Nerven wieder herzustellen, empfiehlt der Vater seinem Sohne an jedem Tage mehrere Male einen Berg zu besteigen, und auf diesem Spaziergange die reine Gebirgsluft bis zum Kehlkopfe hin einzuathmen, und daselbst den Athem, so lange es ihm möglich sey, aufzuhalten. Zur Hebung der dem Vibriren entgegen stehenden Hindernisse wurden auch einige Male ableitende Mittel an verschiedenen Körpertheilen applicirt. Als nach einiger Zeit auf diese Weise jene Nerven den mangelnden Sensibilitätsgrad wieder erlangt zu haben schienen, wurden die von dem Geheimen Rathe Dr. C— verordneten Mittel mittelst Einreiben in den Hals und auch innerlich wieder angewendet, wodurch die Nerven auch noch an Energie gewinnen sollten. Die Natur bewies das Heilsame

dieses Mittels dadurch, daß der Patient eines Tages in der Nähe des Halses einen Absceß bekam, mittelst welcher natürlichen Fontanelle ebenfalls eine Ableitung und die Schwingkraft der zur Glottis gehenden Nerven wieder herbeigeführt wurde. Freudig kam eines Tages der Patient im Monat März von einem Spaziergange mit den Worten zurück: „Gott sey gedankt! ich bin gerettet, ich kann nun wieder pfeifen und singen, und ha, he, hi, ho, hu in einem Athemzuge ohne zu stottern aussprechen." Mit den von seinem früheren Arzte verordneten Medikamenten ward noch eine Zeitlang fortgefahren, und dabei im Pfeifen, Singen, kräftigen Aufhusten aus der Brust, Lesen und Erzählen geübt. Von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde wurde die Aussprache besser, zuletzt sogar noch wohltönender, wie in den frühern Jahren, und jetzt ist auch keine Spur mehr vom Stottern übrig geblieben. Eine mit vielen Schmerzen begleitete Zungenoperation würde hier nicht nur sehr unnütz gewesen seyn, sondern sie hätte auch noch bedeutende Folgen gehabt haben können; denn obgleich der Patient lange noch die Zungenlaute d t nicht ohne Pressen hervorbringen konnte, so befand sich die Zunge vielleicht nur in einem sympathischen, consensuellen, nicht idiopathisch-krankhaften Zustande, und nachdem das im physischen, wie im psychischen Organismus tiefer liegende Leiden beseitiget war, erlangte die Zunge wieder ihre vorige kräftig gesunde Thätigkeit. Nach den Osterferien 1841 begab sich der Gerettete wieder nach Bernburg zur Fortsetzung seiner Studien. Es wird nun in diesem Aufsatze zugleich angemerkt, daß da der Vater des von seinem Leiden Geheilten immer glücklich bei der Heilung der ihm übergebenen Stotternden verfahren sey, und dieses jetzt an seinem eigenen Sohne bewiesen habe, so könne jeder in dieser Beziehung Hülfesuchende sich nur an ihn wenden, so werde er alles nur mögliche thun, um denselben von

seinem Uebel zu befreien. Indessen sey dabei Eile nöthig, da der Helfende schon in den Jahren vorgerückt sey, schon das sechzigste Jahr übersprungen habe, und also seine helfende Hand bald ruhen lassen müßte. Er nimmt die am Stotterübel leidenden Personen jeglichen Standes und jeglicher Confession, männlichen und weiblichen Geschlechts, vom funfzehnten bis zum sechzigsten Lebensjahre auf. Diese Heilung geschieht im Vereine mit mehreren Aerzten. Den zur Heilung sich nach Harzegerode im Herzogthum Anhalt-Bernburg begebenden, an Sprachübeln leidenden Kranken, wird ein angenehmer Aufenthalt versprochen, besonders wenn sie sich zu einem solchen Heilungsunterrichte der Sommermonate bedienen. Das Honorar ist billig, und die Bedingungen, unter welchen die Gäste daselbst aufgenommen werden können, sind von dem Magistrate des Orts und von dem Doktor der Medizin und Chirurgie, und praktischen Arzte C. Frank auf dem Wege frankirter Briefe zu erfahren. Auch macht sich der Vater des Geheilten verbindlich, den Jünglingen, welche mit diesem oder einem ähnlichen Uebel befallen werden sollten, und ein Gymnasium besuchen, und aus Besorgniß wegen der längeren Abwesenheit von ihrer Lehranstalt Anstand nehmen möchten, dahin zu reisen, in den fremden Sprachen unentgeldlich so viel Unterricht zu geben, daß sie in denselben nicht zurückkommen. — Dergleichen Stummheiten sind schon mehrere vorgekommen, auch oft erst wieder durch einen Schreck kurirt worden, wie auch oben, S. 314, angeführt steht. Die Ursache dieses Stummwerdens rührt von irgend einer Lähmung in den Sprachwerkzeugen her, sey es nun in der Lähmung des Stimmnerven oder in der irgend eines Muskels, und das Uebel kann nur durch Spannung derselben wieder gehoben werden, wozu die Natur oft das Meiste beiträgt. Die Stimme leidet gleichfalls, sobald das Rückenmark verletzt worden, woraus hervorgeht, daß der Stimmnerve

mit den Nackennerven in Verbindung steht. Aus der Verbindung jenes Nerven mit dem sympathischen Nerven läßt sich auch erklären, wie Unreinigkeiten im Unterleibe der Stimme schaden; so können z. B. Bauchschmerzen oder Würmer Stummheit hervorbringen. Wo die Stummheit durch irgend einen Zufall eintritt, da wird dem feinen Gehöre nicht geschadet. Sömmering sah den Fall bei einer Frau, und Hook bei einem Manne. Man hat einen Versuch gemacht und die Stimmnerven bei Thieren unterbunden, und es ist Stummheit darauf erfolgt. Diejenigen Stummen, welche das Gehör nicht verloren haben, lassen sich schon besser in der Tonsprache unterrichten, als die Taubstummen, obgleich sie auch dabei die Zeichen- oder Fingersprache üben müssen; ihnen wird aber Alles klar, da sie hören können, und auch vor diesem Falle gesprochen haben; sie können sich also leichter über einen Gegenstand erklären, entweder schriftlich, oder durch die Zeichensprache, weil sie jeden Gegenstand richtig aufgefaßt haben, dieses ist aber nicht der Fall bei den Taubstummen, denen das Gehör fehlt, und denen also erst die Begriffe beigebracht werden müssen, um sich zu erklären, wie solches oben schon an vielen Stellen angeführt worden. Ohne Schlundzäpfchen Geborne verursachen den Taubstummenlehrern schon mehr Mühe, obgleich man auch hier, wie bei den Taubstummen zu Werke geht, indem man die oben angeführten Methoden anwendet. — Zu den andern Sprachgebrechen gehört das **Stottern** und **Stammeln**, wovon schon oben an mehreren Stellen die Rede gewesen. Man will das Stottern bei einigen damit behafteten Personen in einer Zeit von vier Wochen geheilt haben, so, daß dergleichen Personen in der kurzen Zeit deutlich und fertig haben sprechen können, indem der Fehler nur in einer einzigen Artikulation aufgefunden worden. Man soll diese einstmals in der Jugend, oft im äußersten Affekte des Streites, entweder im

angestrengten, scharf gespannten Schrachorgane übersprungen, oder auch sonst durch herbeigezogene, für eine andere Sylbenaussprache bestimmte Hülfsorgane unrichtig haben bilden wollen. Dergleichen im Reden so zu sagen übergesprungene Saiten lassen sich nicht leicht wieder in ihre alte Lage bringen, und solche Fehler sind darum oft schwer zu heben, weil die Affektsschnelligkeit jederzeit wieder an dieselben erinnert; bei vorsichtiger Schonung des Affekts ist es aber leicht zu verbessern. Beim Unterrichte der Stammler und Stotterer ist es nöthig auf die Sprachwerkzeuge oder Organe zu sehen, besonders auf die Zungenmuskeln und Muskeln des Zwergfells. Wie bekannt, verlängern und verkürzern sich die Fiebern, je nachdem sie diesem oder jenem Grade der Wärme oder Kälte einer schwereren oder leichtern Luft ausgesetzt sind. Diese Bündel von Fiebern aber, diese Muskeln, die das Zwergfell, die Luftröhre *mit ihrem Kopfe* ausmachen, müssen nothwendig dem Stimmwerkzeuge alle die Eindrücke mittheilen, die sie selbst empfinden. Da sie die Wärme erweitert, so folgt, daß in den heißen Gegenden der Luftröhrenkopf mehr hervorspringen und hierdurch das Zungenbein pressen muß, welches der Zunge zur Basis dient. Auf diese Weise kann man also weniger mit der Kehle sprechen, und man wird deshalb die Buchstaben, deren Aussprache darauf Bezug hat, zu vermeiden suchen. Daher können die meisten Bewohner der Inseln des stillen Meeres, die man zwischen den Wendekreisen entdeckt hat, die Kehlbuchstaben k, q, g nicht aussprechen, sondern sie ersetzen dieselben durch das t. Eben so brauchen die Chinesen, welche kein r in ihrer Sprache haben, dafür das l. Nächst den Kehlbuchstaben sind die Zahnbuchstaben oder Zungenlaute, welche den Bewohnern der heißen Länder am schwersten auszusprechen werden, welches eben die Ursache hat, als worin die Südsee-Insulaner das t statt der Kehlbuchstaben brauchen. Es muß ihnen sehr

unbequem fallen, die Zunge innerhalb des Mundes längs der obern Reihe Zähne zurückzubringen. Die Chinesen kennen den Gebrauch des d nicht. In den kalten Himmelsstrichen finden dagegen die weniger ausgedehnten Muskeln, auch weniger Schwierigkeiten diese Laute hervor zu bringen, die in allen Nordischen Sprachen ein sehr rauhes und barbarisches Anhören geben. So findet man, daß in denjenigen Gegenden, wo eine schwere und dicke Luft dem Athem kein freies Spiel gestattet, auch dessen Züge kürzer und beschränkter sind, deshalb findet man hier auch die Worte nicht auf starke und schneidende Consonanten ausgehend; auch dürfen hier die Wörter nicht so lang seyn, keine so beträchtliche Sylbenfolge haben. In Gegenden, wo die Lunge von einer reinen und freien Luft gefüllt wird, wo die Stimme voll, wohlklingend und zusammenhängend hervordringen kann, da liebt man sanfte und milde Laute weniger; man findet vielmehr ein Vergnügen an recht langen Worten, um die Stärke und Kraft des Sprachorganes zu versuchen. Hiernach muß nun der Unterricht der Stotternden und Stammelnden eingerichtet werden, daß man hauptsächlich auf diejenigen Buchstaben achtet, bei denen sich das Anstoßen oder Einhalten des Redeflusses einstellt, die fernere Sylbe bei einem Worte nicht tönen will, gleichsam die Luft angehalten wird, und von welchen Fiebern der Stimmwerkzeuge dieses eigentlich herrührt, ob von dem Luftröhrenkopfe, oder von der Zunge ꝛc.; denn hiernach müssen die Stotternden oder Stammelnden behandelt werden, indem man sie mit dem Mangelhaften ihres Sprachorgans vertraut macht, oder vielmehr mit dem, woran sie beim Aussprechen einiger Buchstaben und der damit gebildeten Wörter fehlen, damit sie sich noch selbst bemühen, die Aussprache dieser Wörter vor dem Spiegel zu üben. Liegt es an Kräftigung oder Stärkung der Sprachorgane, so ist es nöthig, wenn man nur irgend eine Stimme zum Gesange

hat, solche darin zu üben, weil dadurch am besten die Sprachwerkzeuge gestärkt werden. Oft ist es eine frühere Angewohnheit, bei gewissen Buchstaben die Luft anzuhalten, wodurch der stockende Sprachton entsteht. Dieses befestiget sich mit der Zeit so sehr, daß man es sich nicht wieder abgewöhnen kann, immer bei der Aussprache dieser Buchstaben zu stottern, und hauptsächlich, wenn damit eine neue Sylbe eines Wortes beginnt, besonders die zweite. Steht der Buchstab in der Mitte einer Sylbe, so daß er nur mittönt und auf ihn nicht der Accent fällt, so geht das Wort recht gut heraus, nur nicht, wenn mit dem Buchstaben eine Sylbe anfängt oder er sonst so steht, daß er gehört werden muß, hier tritt eine gewisse Aengstlichkeit ein, der Buchstab oder vielmehr die Sylbe fängt an zu tönen, aber sie tönt nicht aus, sondern es scheint sogleich, als wenn die Luft gepreßt wird, so, daß die Sylbe zur Hälfte stehen bleibt, und noch ein Paar Ansätze erleidet, ehe sie herauskommt. Hier ist es nun nöthig, erst die Buchstaben oft hintereinander auszusprechen, und dann die Sylben, worin sie stehen und stark tönen, und so muß man sich von dieser Angewohnheit zu befreien suchen, das freilich bei Erwachsenen, wo das Uebel schon von Kindheit an eingewurzelt ist, sehr schwer wird, nicht so bei Kindern und noch jungen Leuten, die leichter davon zu entwöhnen sind. Auch muß der Stotterer nie, wenn er bei einer Sylbe zu stottern anfängt, weiter fortfahren, sondern sogleich inne halten, sich sammeln, und dann von Neuem bei eingeathmeter frischer Luft das Wort noch einmal aussprechen, und so fortfahren, bis es ganz gut ohne Anstoß geht. Eine jede dergleichen Angewohnheiten läßt sich mit dem festen Vorsatze, sie durch Uebung im Aussprechen der stotternden und stammelnden Worte nach der angeführten Regel zu unterlassen, abgewöhnen; s. oben in dem angeführten Theile, worin der Art. S t o t t e r n vorkommt, das Weitere darüber nach. — Was nun die

Heilmittel bei Taubstummen und Stummen anbetrifft, um ihnen das Gehör und die Sprache wiederzugeben, so wird jeder Heilversuch bei solchen Uebeln, wenn sie sich mit der Geburt einfinden oder die Kinder damit geboren werden, von den meisten und geschicktesten Aerzten widerrathen, weil der Fehler in dem Organismus liegt, wie dieses auch schon alle Erschütterungsversuche durch die Elektricität und den Galvanismus bewiesen haben; denn dergleichen Mittel können eher da schaden, wo sie nichts zu heben finden oder nichts heben können, als etwas Heilsames hervorbringen. Daher sey es gut gar nichts anzuordnen; denn die angewandten Mittel haben, wie schon oben angeführt worden, Schmerzen und Mißmuth bei den Taubstummen erzeugt, so daß sie keine Lust zum Lernen zeigten. Nur bei denjenigen, die das Gehör nach der Geburt gehabt haben und bei denen es erst späterhin weggeblieben ist, sind Heilversuche möglich, wenn sie nämlich von geschickten Aerzten geschehen, die mit den Gehörkrankheiten umzugehen wissen; denn hier kann sich irgend etwas vor das Gehör gesetzt und die Thätigkeit der Gehörnerven dadurch unterbrochen haben, welches durch erweichende und andere Mittel, je nachdem der Arzt den Zufall beurtheilt, vielleicht gehoben werden kann, auch wohl durch eine schnelle, jedoch nicht zu scharfe oder heftige Erschütterung; obgleich auch hier oftmals der Sache geschadet, sie schlimmer gemacht wird; denn nur sanfte Mittel können hier wirken, wenn noch eine Wirkung möglich ist, aber keine erschütternde und heftige. Bei Stummen hat man sogar die Zunge gelöset, überhaupt Zungenoperationen vorgenommen, welche die Zunge ganz gelähmt und den Operirten zum Aussprechen der Wörter ganz unfähig gemacht haben. Das Einspritzen scharfer Mittel in die Ohren, der Ohrentrichter, s. unter Taub, in T., rc., haben eben so wenig Hülfe geleistet, sondern nur geschadet. Auch das

Tropfbaden, Tupfen mit Brennnesseln beim Galvanisiren hat bei Taubstummen gar nichts gefruchtet. In dem schon oben angeführten Königlichen Taubstummen-Institute in Berlin sind die galvanischen Versuche mit den Taubstummen zwei Monate und vier Tage fortgesetzt worden, ohne auch nur die geringste Veränderung zum Vortheile eines der Zöglinge dieses Instituts zu erhalten, welches doch gewiß am sichersten dafür spricht, daß alle Mittel bei Taubstummgeborenen nichts fruchten, sondern eher schaden; auch die elektrischen Versuche haben gleiche Resultate geliefert, so daß bis jetzt kein Mittel bei Taubstammen geholfen hat. Nur Stumme, aus den schon oben angeführten Ursachen in diesen Zustand versetzt, und Stotternde ꝛc. haben Hülfe erlangt, wenn diese Hülfe auch nicht bei allen angeschlagen hat. Außer den schon oben zerstreut angeführten Schriften über den Unterricht der Taubstummen ꝛc. sehe man noch nach:

Ueber die Denkart der Stummen, von S. Heinicke. Leipzig, 1780.

Versuch einer Anleitung zum Sprachunterrichte taubstummer Personen, von J. F. G. Sense, Leipzig, 1793. (Ein Werk, welches sehr empfohlen wird, und eine gründliche Anleitung zum Unterrichte taubstummer Personen giebt; indem der Verfasser selbst mehrere Jahre seines thätigen Lebens dem Unterrichte einer taubstummen Anverwandte widmete, und die sich theils durch Worte, theils durch Zeichen Andern vollkommen verständlich machen konnte, und dabei einen wissenschaftlich gebildeten Geist besaß, der Folge dieses Unterrichts war.

A-B-C-Buch für Taubstumme, von E. A. Eschke. Neue Auflage. Berlin.

A. Schwarzer, Direktor, Lehrmethode zum Unterrichte der Taubstummen in der Tonsprache, für Lehrer. Mit dem Handalphabete. Ofen, Wien, 1828.

Stümmel, Stümmelchen, ein nur in den gemeinen Sprecharten für Stumpf oder Stumpfen übliches Wort, ein kurzes abgeschnittenes, abgebrochenes oder übriggebliebenes Ende zu bezeichnen. Ein Stüm-

mel Licht, ein übrig gebliebenes Stück. Der Stümmel von einem Zahne, der Stift oder Stumpf. Der Stümmel von einem Baume ist im Forstwesen ein übriggebliebenes Ende. Ein Pfeifenstümmel, ein Stück von einer Thonpfeife, woran sich noch der Kopf befindet, und der auch Nasenwärmer wegen seiner Kürze genannt wird, weil der Kopf ziemlich dicht an die Nase reicht. In Thüringen werden auch kurze Stücke Ackers, welche am Ende oder zwischen andern inne liegen, Stümmel genannt. Die Endsylbe ist das Suffixum — el, ein Ding, ein kurzes, dickes, abgesondertes Stück zu bezeichnen.

Stummelaffe, Colobus, eine Affengattung mit schlankem Leibe, deren Schwanz länger als der Körper ist, und die an den Vorderhänden nur vier Finger hat. Am bekanntesten davon ist der Perrückenaffe, Colobus polycomos, welcher in Guinea zu Hause gehört.

Stümmeldeich, in der Deichwirthschaft, wenn bei gar zu mächtigem, herannahendem Strome Länder ausgedeicht werden müssen, so läßt man zuweilen gewisse Längen oder Enden, welche die Anschlüsse an dem alten Deiche ausmachen, schräg vor der neuen Deichlinie, wie ein Defensionswerk, zum Besten derselben hervortreten. Solche traurige Ueberreste der bei ruhigeren und glücklicheren Zeiten vormals weiter nach dem Strome hinausgegangenen Deichlinien nennt man in einigen Gegenden, z. B. zu Cuxhafen am Ausflusse der Elbe, Stümmeldeiche, und bekleidet sie als Defensionswerke auf ihren kielförmigen Enden mit grünem Rasen, Stroh oder Flächen, weiter unterwärts umwirft man sie aber mit Feld- und andern Steinen. Auch in Seeland, und besonders in der zu Südholland gehörenden Insel Goeren, werden die alten Enden der Deiche, an der dortigen gefährlichsten Seite der Seeküste, in demselben Maaße angewandt. Die Holländer nennen sie Null, und man findet daher: Ooster-Null, Wester-Null 2c.

Stümmeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, in einen Stümmel verwandeln, das heißt, ein Stück kleiner und kürzer machen, und dadurch verunstalten, der zur vollständigen Gestalt gehörigen Theile berauben; stümpfen. Jemanden die Nase, die Ohren stümmeln. Gestümmelte Glieder; die Worte stümmeln. Im Hochdeutschen ist es in dem zusammengesetzten verstümmeln, welches die Verunstaltung noch näher bezeichnet, üblich. Nach Adelung deutet die Endsylbe auf ein Intensivum, so daß das eigentliche Stammwort stummen gelautet haben muß, welches aber längst veraltet ist. Es hat entweder den dumpfen Laut nachgeahmt, welchen ein kurzer abgestumpfter Körper in manchen Fällen von sich giebt, oder auch schneiden, hauen, stechen überhaupt bedeutet. Das Schwedische stum, Griechische στυμος, ein Stümmel, sind noch Ueberbleibsel davon; im letztern Falle aber gehören unser stimmen in bestimmen, stimulus, und andere mehr zur Verwandtschaft. Stumpf und stümpfen sind ähnliche Intensiva davon, aber nach einer andern Form. Im mittlern Latein ist Estema, Extema und Stema die Verstümmelung eines Gliedes.

Stummen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches mit seyn verbunden wird, von dem Beyworte stumm, stumm seyn, wovon aber nur das Zusammengesetzte verstummen, stumm werden, üblich ist.

Stummheit, das Abstraktum des eben gedachten Zeitwortes, des Zustandes, da man stumm ist.

Stümpel, auf dem Waschherde des Pochwerks, der obere und vordere Theil des ersten Gerinne Felds, wodurch das gepochte Erz in das übrige Gerinne, als den Halbgerinne, Zehgerinne und den Sumpf abläuft.

Stümpeln, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, welches nur bei den Kohlenbrennern üblich ist, und auch ausstümpeln heißt, den fertigen und zum Anzünden

geschickten Kohlenmeiler von außen herum glatt machen, damit er mit Rasen oder Erde bedeckt werden kann.

Stümpenmacher, beim Förster; s. Holzhauer.

Stümper, derjenige, welcher das, was er gelernt hat, oder was er zu können oder zu wissen vorgiebt, nur sehr unvollkommen weiß und kann, und darnach seine Arbeit, seine Produkte liefert; aber auch oft benennt man damit denjenigen, der zwar sein Fach versteht, aber nicht die Mittel dazu hat, die Arbeiten so auszuführen, als es nöthig ist, um sie als vollendet auszugeben, also nicht fehlerfrei. Hauptsächlich gebraucht man dieses Prädikat bei den Arbeiten der Handwerker und Fabrikanten; dann auch von denen der Künstler und Wissenschafter, und nennt Alles stümperhaft, was nicht ausgeführt, sondern nur übereilt gemacht wird. Der Stümper tritt daher in zwei Verhältnissen auf, als ein ungeschickter Arbeiter, der die ihm aufgetragenen Arbeiten verdirbt, aus Mangel an Kenntniß und Geschicklichkeit im Arbeiten, oder als gewandter und geschickter Arbeiter, dem aber die Mittel fehlen, das ihm Aufgetragene gut auszuführen, oder der die Arbeit übereilt und ganz flüchtig macht, dem es also nicht an Kenntnissen fehlt, eine Arbeit gut auszuführen, wohl aber an der nöthigen Geduld und Emsigkeit, an dem nöthigen Fleiße, und daher erscheint oft eine Arbeit stümperhaft, die es nicht aus Mangel an Fähigkeiten dazu ist, sondern bloß aus den eben angeführten Ursachen. So nennt man auch die Altflicker bei den Schuhmachern, und die Flickschneider Stümper, weil sie sich nur mit dem Ausbessern alter getragener Kleider oder Kleidungsstücke abgeben, und nicht nach der Mode arbeiten können. Kurz, das Wort Stümper erleidet mannigfaltige Abänderungen, jedoch immer nur in dem Sinne einer stümperhaften oder schlechten Arbeit, mag sie nun aus wirklichem Mangel an Fähigkeiten zu deren Ausführung hervorgegangen seyn, oder aus zu großer Flüchtigkeit oder dem Man-

gel an Zuthaten ꝛc. Nach Adelung, in seiner Anmerkung zu diesem Worte, in einigen Mundarten auch Stümpler. Schwed. und Isländ. stympare, von dem Niedersächsischen stumpen, stümmeln, verstümmeln, Schwed. stympa. Auf ähnliche Art nennt man einen Stümper in einigen Gegenden auch Hümpler, von hammeln, hummeln, verstutzen, verstümmeln. Für das Wort Stümper sind auch noch die Ausdrücke: Sudler, Pfuscher ꝛc. ꝛc., und im Niedersächsischen Prülker, Prudler, Maddler ꝛc. üblich.

Stümperey, eine ungeschickte und unvollkommene Arbeit oder Fertigkeit. In einigen Gegenden auch Stümplerey; s. Stümper.

Stümpern, ein regelmäßiges und ein Zeitwort der Mittelgattung, im letzteren Falle mit dem Zeitworte haben, eine Arbeit aus Mangel der nöthigen Fertigkeit auf eine unvollkommene oder ungeschickte Art verrichten, zunächst von Dingen, welche eine Fertigkeit voraussetzen, in einigen Gegenden stümpeln, stümpen, von welchem Letzteren es das Intensivum ist, und daher oft nur sehr verstümmeln bedeutet. Von einem ungeschickten Handwerker oder Künstler sagt man, er stümpere, wenn er seine Arbeit schlecht oder fehlerhaft macht. Ich stümpere ein wenig auf dem Klaviere (Weiße).

Stumpf, Bey- und Nebenwort, von dem Zeitworte stumpfen oder stümpfen. 1. Eigentlich, gestumpft, abgekürzt, und daher seiner gehörigen Länge beraubt, in welcher Bedeutung es wenig mehr gebraucht wird, ob man gleich noch sagt: ein stumpfer Schwanz, welcher nicht die gehörige oder gewöhnliche Länge hat; ein stumpfer Besen, welcher durch das Fegen auf den Dielen abgestumpft oder abgestümpft, oder auch abgehauen worden ist. Bei den Pferden, welche englisirt worden, sagt man, daß der Schwanz abgestumpft sey. — 2. In engerer und gewöhnlicherer

Bedeutung, der Schärfe und Spitze beraubt, im Gegensatz des scharf und spitzig. (1.) Eigentlich von der körperlichen Schärfe oder Spitze, sowohl überhaupt, nicht scharf, nicht spitzig. Ein stumpfer Winkel, welcher über 90 Grade hält, im Gegensatze eines spitzigen. Als auch vornehmlich von Dingen, welche scharf oder spitzig seyn sollten. Eine stumpfe Nase, welche nicht die gewöhnliche Spitze hat. Daher sagt man zu einem jungen Mädchen mit solcher Nase, ein Stumpfnäschen. S. auch Stampfnase. Eine stumpfe Schneide, wenn an einem Messer die Schärfe gewichen ist, sich durch den Gebrauch verloren hat; eine stumpfe Spitze, die an irgend einem Instrumente abgerundet, oder abgestoßen, abgeschlagen ist. — Das Messer, die Axt, die Säge ist stumpf. Ein stumpfes Messer. Stumpf seyn, machen, werden. — (2.) Figürlich, im Gegensatze dessen, was man im figürlichen Verstande scharf und spitzig zu nennen pflegt. (a) Die Zähne werden stumpf, wenn sie von einer starken Säure, z. B. von starkem Essig, so abgestumpft werden, daß sie die gehörige Kraft zum Beißen verlieren; Lat. stupidus, blennus. Die Väter haben Herlinge gegessen, und der Kinder Zähne sind stumpf worden. Jer. 31, 29, 30. In einigen Gegenden sagt man dafür: die Zähne sind aufgestanden; in Franken braucht man für stumpf elger, wo die Zähnelger, auch die stumpfe Beschaffenheit der Zähne ist, Stupor dentium, in Meißen eilend, in Nieder-Deutschland schlehe, slee, Ital. ohne Zischlaut legato. — (b) Der Wein ist stumpf, wenn er nicht die gehörige Schärfe hat, im Niedersäsischen stumm, und im Hochdeutschen von andern Körpern, z. B. dem Salze, auch dumm. Ein stumpfer Geschmack. (c) Von den Sinnen, dem Verstande rc., der gehörigen Schärfe, Durchdringlichkeit, Lebhaftigkeit rc. beraubt. Stumpfe Sinne ha-

ben. Ihr Herz und ihre Sinne sind durch das Laster stumpf geworden. Bei jedem Gegenstande unserer Leidenschaft wird zuletzt der Kopf stumpf (Zimmerm.). Ein stumpfer Beobachtungsgeist, Verstand. Ja, sie singen, aber unser Ohr ist zu stumpf, das feine Konzert zu vernehmen (Geßn.). Die Augen werden stumpf, wenn sie nicht mehr mit der gewöhnlichen Schärfe sehen. Man sagt, es werde Jemand stumpf, wenn er vor Alter oder Schwachheit nicht mehr die gehörige Lebhaftigkeit des Körpers oder des Lebens zu seinen Geschäften hat. Ein stumpfer Witz, stumpfer Einfall. — In der Salzsiederey nennt man Stumpf (Subst.) bei den Gradirwerken den Halter oder das Gefäß, worin die Gradirwand steht. — Bei den Malern wird stumpf von einem dunklen und schwärzlichen Tone gesagt, so auch von starken Schatten, daher die stumpfe Manier. In der Jägerey sind Stümpfe, die Fährte oder das Zeichen eines alten und starken Hirsches; denn je größer, älter und stärker er ist, je mehr tritt er nach und nach die Schalen vorn hinweg, daß er sich zuletzt ganz stumpf spührt. Es ist dieses ein gutes Zeichen, den Hirsch vor dem Thiere zu erkennen. — Beim Wundarzt heißt eine stumpfe Binde, eine eingebogene. — Ein stumpfes Blatt, obtusum, beim Gärtner und in der Botanik, ein Blatt, welches sich mit einem Zirkelschnitte endiget, auch durch einen stumpfen Winkel, wie z. B. die Blätter vom Erysimum orientale, Brassica Rapa und Aristolochia Clematitis; die Narbe vom Symphytum officinale und Fragaria-Arten. Man findet nun noch gestumpfte, obtusatus, welche 1) einen stumpfen Körperwinkel bilden: acies obtusata, eine stumpfe Kante; 2) einen stumpfwinkeligen oder gerundeten Einschnitt, incisura s. excisura obtusata, gestumpfter Einschnitt oder Ausschnitte oder

Zacken (Prominentia obtusata, gestumpfter Zacken) bildend. Stumpflich, ziemlich stumpf, obtusiusculus. Stumpfkantig, mit abgerundeten oder abgestumpften Kanten versehen, obtusangulus und obtuse angulatus, z. B. bei Salvia. Stumpfer Zacken, s. Zacken, unter Z. — Nach Adelungs Anmerkung zu dem Worte Stumpf ist im Niedersächsischen auch dafür stuuf üblich, so wie im Schwedischen stufwa, stümpfen ist. Es fehlt der Deutschen Sprache ein Hauptwort von diesem Beiworte, denn Stumpfheit, welches das schicklichste wäre, ist nicht eingeführt.

Stumpf, auch wohl der Stumpfen, Diminutiv. das Stümpfchen oder Stümpflein, ein abgeschnittenes oder übrig gebliebenes Stück von einem Ganzen, für das gemeinere Stümmel. Ein Stumpfen oder Stümpfchen Licht, der Stumpfen von einem gefällten Baume, das Wurzelende, der Wurzelstock, Schwed. Stum, welcher am häufigsten der Stock, Niedersächsisch Stubbe heißt. Zuweilen auch das Ganze, von welchem ein Theil weggenommen worden, wenn es dadurch ein stumpfes Ansehen bekommen, oder verunstaltet worden. Der Stumpfen, der übrig gebliebene Theil des Vorderarmes nach der abgehauenen Hand; eben so auch bei dem Beine, nachdem der Fuß abgehauen worden. Dieser Soldat gebraucht Stelzen, weil er auf seinen im Kriege übrig gebliebenen Stumpfen nicht gehen kann. — Was die Jäger Stümpfe nennen, ist schon oben, unter Stumpf, angeführt worden. In einigen Oberdeutschen Gegenden werden auch kurze, dickgefüllte Säcke Stümpfe genannt. Ein Stumpf Wolle, ein solcher mit Wolle gefüllter Sack. Ein Stumpf oder Stümmel Silbergeld, ein solcher Beutel mit Geld. — Was nun in der Forstwirthschaft die schon oben erwähnten Stümpfe betrifft, so kommen sie hauptsächlich da vor, wo ein Wald gelichtet oder aus-

gehauen wird, um das Land zur Viehweide oder zum Acker- oder Feldbaue zu gebrauchen; oder wenn man einen zu einer Viehweide gewordenen Wald, worauf noch einzelne große Bäume stehen, wieder zur Erziehung eines neuen Waldes benutzen, wieder einen jungen Wald ziehen will. Soll nun das Letztere geschehen, so müssen die noch auf der Weide vorhandenen Bäume alle weggehauen und die Stümpfe ausgegraben werden, um den Platz wieder mit Holzsamen besäen zu können. Die Mühe, die Stümpfe herauszubringen, wird durch das Holz ersetzt, welches man davon erhält. Man hat verschiedene Vortheile, um solche Stümpfe ohne große Beschwerden aus dem Boden zu bringen; denn läßt man sie darin stecken und verfaulen, so verliert man das Holz, und es werden fünfzig und mehrere Jahre erfordert, bis sie gänzlich fort sind, unter welcher Zeit durch sie dem jungen Holze ein großes Stück Land entzogen wird; daher ist es nöthig, aus allen Waldungen, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, die Stümpfe herauszuarbeiten. Wo aber Bäume gefällt werden sollen, deren Wurzeln man auch heraushaben will, da geht es auf folgende Weise ganz leicht zu. Man darf nur vor dem Fällen die Wurzeln dieser Bäume aufgraben, und vorn stumpfen oder abhauen, in dem Gipfel oder der Spitze des Baumes ein langes und starkes Seil befestigen, an dieses ein Paar Pferde oder Ochsen spannen, und vermittelst des Antreibens derselben den Baum aus der Erde reißen. Man kann dieses auch mit Arbeitern verrichten, allein es gehört dazu eine größere Anzahl, als man gewöhnlich in der Forstwirthschaft darauf verwenden kann, und daher sind die Kräfte der Thiere vorzuziehen, weil sie hier wirksamer sind. Man lasse die Stümpfe, besonders von Eichen, nicht in der Absicht stehen, daß sie wohl noch einmal aus der Wurzel ausschlagen, oder neues Holz treiben sollen; denn eine sechzigjährige, und eine noch

ältere Eiche, wenn sie gefällt worden ist, treibt aus den Wurzeln nicht mehr, die Stümpfe würden also den Platz nutzlos einnehmen, der zu anderem Holzwuchse benutzt werden könnte. In den Gegenden, wo viele Tannen stehen, die gefällt werden, und sich Viehtriften befinden, und wo auch die Schafe einzutreiben berechtiget sind, da ist es nicht rathsam, die Stümpfe wegzuhauen oder auszuroden, weil gleichsam die einzige Hoffnung des Wiederwuchses an den hier stehenden Stöcken darauf beruhet, indem solche 1) gleichsam zum Schutze gegen das Abbeissen und Vertreten des vielen Viehes bleiben; 2) weil die Erfahrung lehrt, daß der junge Anflug öfters an den Stümpfen viel besser, als auf den bloßen Plätzen hervorkommt, indem jene Schatten geben, und, besonders bei trocknen Jahren, denselben vor der Sonnenhitze bewahren; denn Tannenholz ist ein Schattengewächs, und wenn 3) endlich die Stümpfe nach und nach verfaulen, so können solche dem jungen Anfluge noch eine Düngung geben. Nur da, wo des Viehes nicht zu viel ist, und die Oerter nicht täglich betrieben werden, oder wenigstens gewisse Jahre im Zuschlage behalten werden können, kann auch das Stümpferoden oder Stümpfeausmachen mit großem Nutzen geschehen. Bei solcher Arbeit müssen die Kosten nicht gespart und die Besamung mit der Hand sogleich, wie die Stümpfe gerodet worden, und so lange der Boden noch frisch und locker ist, vorgenommen werden. Der Vortheil hiervon ist ganz klar; denn man hat gefunden, daß man auf einem Morgen vom haubaren Tannenholze wohl mehr als 90 Malter Stümpfe erhalten kann. Wenn man das Malter nur zu 10 Sgr. rechnet, so ist der Betrag 30 Rthlr. Die Kosten der Kultivirung können, hoch gerechnet, 5 Rthlr. ausmachen, mithin gewinnt man auf den Morgen 25 Rthlr. Und wo in einer Gegend ein Holzmangel ist, da wird der Nutzen noch größer ausfallen, indem sicher dreißig Jahre vor-

über gehen, ehe man von dem zugewachsenen Holze wieder 90 Malter erhalten kann. Man muß zwar zugeben, daß diejenigen jungen Tannen, welche an den Stümpfen stehen, besser fortkommen, indessen kann doch dieser Vorzug keine zehn Jahre dauern, wenn man vorzüglich die Besamung sehr dick ausstreuet, so, daß sich die jungen Pflanzen selbst beschatten können. Hieraus ist noch ein Vortheil zu ziehen, welcher aus dem Zuwachse desjenigen stehenden Holzes kommt, das man im bedürftigen Falle eher angreifen müßte, hier aber wegen der Erhaltung der Stümpfe einige Jahre länger conserviren kann, wovon der Zuwachs auf einen Morgen jährlich wenigstens 4 Malter betragen mag. Dieses bezieht sich nur auf Stümpferoden in gewöhnlichen Schlägen. Bei einzelnen und geringen Plätzen, die von dem Winde verursacht, oder, der Trockenheit wegen, haben ausgehauen werden müssen, hat es gar keinen Anstand, die Stümpfe vor der Faust wegzunehmen, indem sich solche Oerter in vollem Holze von selbst leicht besamen, und diese Plätze wegen des beständigen Schattens, nicht so geschwind verrasen, sondern eher mit Moos bewachsen, worin der Same gut fortzukommen pflegt. In den harten Baumholzörtern muß mit dem Stümpferoden gleichfalls behutsam verfahren werden, besonders da der Ausschlag aus dem Samen erst zu erwarten, und die Bäume nicht eher, als nach dessen Erfolg, weggenommen werden können; da aber solche Oerter nicht auf einmal, sondern nach und nach abgeholzt werden, so können diejenigen Stämme bei der ersten Fällung, wo noch kein Same oder Mast vorhanden, gut mit dem Stumpfe ausgerodet werden. Da aber diese Arbeit sehr kostbar ist, so muß vorher wohl überlegt werden, ob auch dergleichen Holz wieder mit Vortheil an den Mann zu bringen ist. So möchte z. B. ein Malter Buchen von frischen und gesunden Stümpfen, nachdem guter oder steiniger Boden vorhanden ist, 16 bis 18 Gr., und von Eichen ge-

gen 12 Gr. Arbeitslohn erfordern. An Orten, welche beständig mit Vieh betrieben und keine Zuschläge gemacht werden können, sondern der Anwuchs durch Pflanzungen erhalten werden muß, können ohne Bedenken überall die Stümpfe ausgerodet werden. Bei Stangenhölzern kann man die Stümpfe ebenmäßig von dem abständigen oder überflüssigen Baumholze wegnehmen lassen, weil nahe bei denselben wenig Ausschlag zu finden ist. Eine solche Arbeit muß aber gleich im ersten Jahre der Hauung geschehen, weil nachher dem bald wieder ersetzten Anwuchs durch die Abfuhr zu viel Schaden zugefügt werden könnte, oder das Holz mit Kosten an die Wege getragen werden müßte. Die Stümpfe vom Stangenholze werden nicht weggenommen, weil hiervon der Aufschlag oder die Sommerlatten wieder zu hoffen sind; es sey denn, daß einige gar zu alt geworden, vertrocknet und zum Ausschlage oder Lohden treiben nicht mehr tüchtig wären. — Man hat schon wegen der Stümpfe früher die sonderbarsten Regeln und Grundsätze befolgt. So wollten einige Landwirthe, daß man die Stämme nicht mit der Wurzel roden, sondern lieber erwarten sollte, bis sie verfault wären, und man sie dann mit großem Nutzen zur Düngung gebrauchen könnte. Wie viel Zeit gehört aber nicht dazu, ehe ein starker Stumpf so verfault, daß er zur Düngung gebraucht werden kann, wenigstens gewiß so viel, daß während derselben Tannen-, Fichten- und Lerchenbäume aufgewachsen seyn können. Sie bedenken ferner nicht, daß sie beim Ausroden derselben durch den Verkauf, wie schon oben bemerkt worden, erstlich die Kosten der Arbeit wieder erhalten; zweitens die Erde dadurch aufgelockert wird, daß der darein gesäete Samen sich leichter bewurzeln oder Wurzel fassen kann; und drittens kann man auch aus den Stümpfen sehr gute Kohlen brennen, wenigstens aus denen von festen Holzarten. Uebrigens können

nur diejenigen Stümpfe ausgerodet werden, die keine Schößlinge aus der Wurzel treiben, und es wäre gewiß sehr unwirthschaftlich, wenn man Erlen-, Weiden-, Eichen- und Haselstämme mit den Wurzeln ausroden wollte. In manchen Ländern geht man mit dem Holze immer noch sehr unhaushälterisch um; denn statt des Klafterholzes könnte man eben so gut Stümpfe und Strauchwerk brennen, und wo dieses auf dem Herde und zur Heitzung nicht angehen sollte, da könnte man sie doch wenigstens zu großen Fabrikationszweigen und in den Gewerben gebrauchen. Benutzen könnten sie die Salz-, Salpeter- und Vitriolsieder, die Kalk- und Ziegelbrenner, die Branntweinbrenner, Bäcker, Brauer, die Schmiede, Schlösser und Klempner, und mehrere andere Handwerker. Auch könnten die Kohlen von den Stümpfen, Strauchwerken, Aesten und Wurzeln auf den Gold-, Silber-, Kupfer-, Bley-, Zinn- und Eisenwerken und in den Schmieden mit Nutzen gebraucht werden. In mehreren Gegenden geschieht solches schon längst, die Leute sind damit zufrieden, und die Wälder werden geschont. Wer nun eine solche Einrichtung treffen will, da müssen auch die Oefen darnach eingerichtet werden. — Auch eine Art Raubkäfer oder Staphelinen führt den Namen Stumpf, Staphylinus obtusis.

Stumpfdecke, Cicada aptera, eine Art Zikaden; s. Zikade, unter Z. — Auch eine Art Rüsselkäfer, Curculio incanus, führt diesen Namen.

Stümpfen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1. Der Spitze berauben, und dadurch ein stumpfes Ansehen geben, in welcher Bedeutung es im Hochdeutschen wenig gebraucht wird. Die Bäume stümpfen, in der Schweiz, wofür man im Hochdeutschen kappen, köpfen oder stutzen sagt; Niedersächsisch stumpen. — 2) Stumpf machen, Niedersächsisch stumpen, auch nur in einigen gemeinen Mundarten. Das Was-

ser stumpfen. Herbes Obst stumpft die Zähne. So auch das Stumpfen. Nach Adelungs Anmerkung zu diesem Worte, ist das pf am Ende ein Zeichen eines Intensivi, welches von einem alten stumen gebildet worden, das unter andern auch schneiden, hauen bedeutet hat, doch zunächst wohl so, daß ein Körper dadurch ein ungestaltenes stumpfes Ansehen bekommt, zu welchem Zeitworte, doch mit verändertem Suffixis, auch das Niedersächsische stuven, stuppen, Schwed. stufwa, der Spitze berauben, stutzen, Stubbe, Stock, Stoppel, Stipula, Stipes, stupidus etc. gehören. Ehemals hatte dieses Zeitwort nebst seinen Verwandten verschiedene figürliche Bedeutungen, welche aber insgesammt veraltet sind, z. B. Stumpf, für Schimpf, so wie Schande und Laster, eigentlich auch körperliche Verunstaltung bedeuten, stumpfen, stumpfieren, sticheln, spotten, wo der Begriff der Spitze der herrschende ist, wie in dem Lateinischen Stimulus, stumpf, schnell, stumpflich, eilend, unversehens ꝛc.

Stumpferde, Tellina donacina, eine Art der Tellmuscheln, s. diese, unter T.

Stumpfgras, s. unter Gras, Th. 19.

Stumpfhafer, in der Landwirthschaft, eine Art des Hafers, welcher kurze, dicke und stumpfe Körner hat, welche fast der Gerste gleichen, und der das beste und meiste Mehl giebt. S. unter Avena, Th. 2.

Stumpfhorn, Necydalis brevi cornis, eine Art Halbdecker oder Halbdeckkäfer.

Stumpfklaffer, Mya truncata, eine Art der Klaffmuscheln; s. unter Muschel, Th. 98, S. 231.

Stumpfkrabbe, Cancer mutus, s. stagnalis; s. unter Krebs, ein Thier, Th. 48, S. 320.

Stumpfmuschel, Anomia retusa, eine Art der Bastardmuscheln; s. unter Muschel, Th. 98, S. 330.

Stumpfnadel, Murex decollatus, eine Art der Sta-

chelschnecken, die unter Murex, Th. 98, übergangen worden.

Stumpfnase, Cancer graphus; s. unter Krebs, ein Thier, Th. 48. — Ferner eine stumpfe, eingedrückte Nase, welche nicht die gehörige Entfernung oder Erhöhung vom Gesichte und keine Spitze hat, indessen nicht immer dem Gesichte ein schlechtes Ansehen giebt, indem es auch hier auf die Form des Stumpfseyns ankommt; denn sehr oft kleidet ein kleines Stumpfnäschen die Mädchen sehr gut. Im verächtlichen Verstande, eine mit einer solchen Nase versehene Person; im Oberdeutschen Kumpfnase; im Niedersächsischen Stumpfnäse; daher stumpfnäsig, mit einer solchen Nase versehen.

Stumpfrechnung, in der Handlung, in den Rechnungsangelegenheiten der Anhang oder die Zugabe einer ordentlich summirten oder geschlossenen Rechnung, worin alle diejenigen Schulden und Rechnungen verzeichnet werden, welche wegen des Unvermögens der Schuldner nicht eingetrieben werden können. Eigentlich das schlechte Schuldenbuch, auch das schwarze Buch genannt, worein alle Debitoren getragen werden, welche durch einen Bankerott oder auf andere Weise ihren Saldo nicht berichtigen können, und auch nicht im Stande sind, ihn je zu berichtigen, wenigstens wozu die Aussichten ganz fehlen.

Stumpfrücken, Apis retusa, eine Bienenart; s. unter Biene, Th. 4.

Stumpfsauger, Phalaena vitis ideae, eine Art Nachtfalter, die unter diesem Artikel, Th. 100, übergangen worden.

Stumpfschloß, Anomia truncata, eine Art der Bastardmuscheln, die unter Muschel, Th. 98, übergangen worden. — Auch eine Art der Venusmuscheln, Venus edentula, führt diesen Namen; s. unter Muschel, Th. 98, S. 288.

Stumpfschnepfe, eine Benennung der Moorschnepfe,

Scolopax gallinula, s. unter Schnepfe, Th. 147, S. 469.

Stumpfschwanz, ein stumpfer oder abgestumpfter, abgestutzter Schwanz, ein Schwanz, welcher kürzer und am Ende dicker ist, als gewöhnlich. Ingleichen ein Thier mit einem solchen Schwanze. So haben die englisirten Pferde Stumpfschwänze, s. oben, S. 378. — Auch eine Art Klapperschlange, Crotalus mutus, führt diesen Namen.

Stumpfspindel, eine zum Geschlechte Murex gehörige Spindelmuschel, welche unter Murex, Th. 98, übergangen worden. Diese Spindel wird auch Bandspindel genannt, unter welchem Namen sie am bekanntesten ist, nämlich: die stumpfe, vieleckige, gestreifte, schwarzbraune Bandspindel. Sie hat eine etwas bauchige Form, eine ziemlich schwere Schale, wellenförmige Wülste, das ist, solche, über welche eine Menge Streifen und Furchen laufen, die ihr ein wellenförmiges Ansehen geben. Auch die Nase ist gestreift. Im Winkel der Windungen liegen Schnüre; die Mündung ist länglich, und der kurze Schnabel rinnenartig. Diese Furchen stehen bei manchen Beispielen weiter auseinander, bei andern näher zusammen, und sind bald schwächer, bald stärker. Einige haben einen kleinen Nabel, der den Andern fehlt. Einige haben an der Spindel Falten, die man bei Andern vergeblich sucht. Auch die Farbe ist verschieden. Es giebt daher von dieser Gattung mancherlei Abänderungen.

Stumpfwinkelig, einen stumpfen Winkel habend, im Gegensatze des spitzwinklig. Ein stumpfwinkliger Triangel.

Stunde, Diminut. Stündchen, auch Stündlein, in sprachlicher Hinsicht, ein Wort, welches nach Adelung ursprünglich einen kleinen abgesonderten Theil eines Ganzen bedeutet zu haben scheint, da es denn noch besonders in zwei Fällen üblich ist. 1. Ein kleiner Theil

eines größeren Raumes. In diesem Verstande wird bei den Markscheidern ein Zirkel statt der in der Geometrie üblichen 360 Grade in vierundzwanzig Stunden oder gleiche Theile getheilt, welche nach der unveränderlichen Mittagslinie bestimmt werden, die daher die Stundenlinie heißt, so daß man von Mitternacht durch Morgen, Mittag und Abend bis wieder zu Mitternacht zählt. Daher ist die Stunde des Ganges in Bergwerken, dessen Streichen in Ansehung der Weltgegenden, in so fern solches auf diese Weise bestimmt wird. Der Gang fällt aus seiner Stunde, wenn er von seiner bestimmten Richtung abweicht. Eine Stunde abstecken, die Richtung des Ganges am Tage mit Pfählen bemerken, welches man auch nennt: die Stunde aus der Grube zu Tage ausbringen. In dieser Bedeutung soll es Frisch ganz unrecht verstanden und erklärt haben. Bei dem Ottfried ist Stunto, ein jeder Raum oder Ort, allen ther stunton, an allen diesen Orten, welches vermuthlich auch zu dieser Bedeutung gehört. — 2. In gewöhnlicher Bedeutung ein kleiner Theil der Zeit. (1) Im weitesten Verstande ein kleiner Zeittheil von unbestimmter Dauer, eine kleine Weile, ein Augenblick, eine ehemals sehr übliche Bedeutung, die auch noch jetzt sehr gangbar ist. Bei dem Kero ist Stunthuuila, ein Augenblick, eigentlich Stundweile, sume stunt, bisweilen, Willeram, noch jetzt im gemeinen Leben unter Stunden. In churzer Stund, bei dem Horneck, kurz darauf. Im Niedersächsischen ist upstund, jetzt. Von Stunde an, im gemeinen Leben von Stunden an, von demselben Augenblicke an, sogleich, Niedersf. anstund. Theurdank von stund stündt ab zu fueß, steig sogleich ab (Theurdank). Zur Stunde, den Augenblick. Ich weiß es noch diese Stunde nicht, diesen Augenblick. Ich weiß die Stunde noch nicht, was das für ein Ding ist, für diese Stunde. Nicht eine gute Stunde bei Je-

manden haben. Keine gesunde Stunde haben, ununterbrochen krank seyn. Eine bessere Stunde, wo meine Standhaftigkeit alle diese Hindernisse überwunden hat. Eine bange, unglückliche Stunde. O, bange Stunde sey noch fern! Wo es überall einen kurzen Zeittheil von unbestimmter Dauer bedeutet. Figürlich sagt man: er ist ihrer alle Stunden werth, er sei es alle Stunden im Stande ꝛc., zu allen Zeiten, vollkommen. Ehemals war es auch für Zeit überhaupt sehr üblich, in welcher Bedeutung es bei dem Ottfried und seinen Zeitgenossen mehrmals vorkommt. Bei dem Kero heißt die Zwischenzeit Untarstuntu. Hierher gehört auch noch die im Hochdeutschen veraltete, aber noch in einigen Provinzen übliche Bedeutung für Mahl. Andrera stunt, bei dem Kero, zum andern Mahle. Trizzug Stundon zehinu, dreißig Mal zehn, Ottfried. Sibun Stundon sibinu, sieben Mal sieben, im Isidor. — (2) In engerer Bedeutung ein kurzer Zeittheil von bestimmter Dauer, das ist der vierundzwanzigste Theil eines natürlichen Tages. Tag und Nacht bestehen aus vierundzwanzig Stunden. Die Italiener zählen vom Untergange der Sonne bis wieder zum Untergange derselben vierundzwanzig Stunden, und diese Art die Stunden zu zählen, heißen Italienische Stunden; dagegen andere Europäische Völker von Mitternacht bis Mittag, zwölf Stunden, und von Mittag bis wieder Mitternacht wieder zwölf Stunden zählen. Von einer Stunde zur andern, von Stunde zu Stunde. Ich warte schon zwei Stunden. Die Uhr schlägt Stunden. Es ist noch keine Stunde her. Vor einer Stunde. Eine halbe Stunde, Viertelstunde. Es ist eine starke Stunde bis dahin. Keine Stunde Ruhe haben. Ich will ihnen manches vergnügtes Stündchen machen. Es ist um ein böses Stünd-

chen zu thun. An keine Stunde gebunden seyn. Wenn die Zahl der Stunden nach der Uhr bestimmt worden, so braucht man das Wort Stunde nicht mehr, sondern Uhr. Es ist zehn Uhr, oder es ist zehn, nicht, es ist die zehnte Stunde, welche veraltete Art des Ausdrucks indessen noch in der Deutschen Bibel vorkommt. Figürlich ist im gemeinen Leben Stunde häufig ein Unterricht, welcher Stundenweise gegeben wird. Jemanden auf dem Klaviere oder Fortepiano, auf der Harfe, Guitarre, Flöte, im Zeichnen, Tanzen, Fechten, in einer Sprache Stunde geben. Stunde bei Jemanden haben, nehmen. In die Stunde gehen, in den Unterricht, welcher nur eine Stunde dauert. Stunde halten. Die Stunde ist aus, ist zu Ende. So auch die Fechtstunde, Tanzstunde, Schreibstunde, Französische Stunde, Schwimmstunde ꝛc. Im gemeinen Leben wird nach einer andern Figur auch das Stundenglas, nur die Stunde schlechthin genannt. — Nach Adelungs Anmerkung zu Stunde, in Beziehung auf die Sprache, findet man das Wort Stunde in der engeren Beziehung schon beim Ottfried Stunta, im Niedersächsischen Stunde, im Schwedischen Stund. Da im Schwedischen noch stunt abgekürzt, gestützt, und stunta stützen, stümpfen, bedeutet, so leitet es Ihre wahrscheinlich von diesem Zeitworte her, so daß Stunde eigentlich einen abgesonderten kleinen Theil bedeuten würde. Das im Deutschen längst veraltete Stammwort stunen oder stunden, abkürzen, ist dann von stümmeln, stümpfen, stutzen, dem Niedersächsischen stuven, und andern dieser Art nur im Suffixo verschieden. Im Niedersächsischen ist Stunzel noch ein kurzer, kleiner Mensch. Uebrigens brauchen Ottfried und seine Zeitgenossen für dieses Stunde im engeren Verstande auch zito, Zeit und Wilu, Weile. Ja sint binoti zuelif

dago ziti? Hat nicht der Tag zwölf Stunden? (Ottfried).

Die Stunde, Hora, Fr. l'Heure, Engl. the Hour, Ital. l'Ora, als Zeittheil, Zeitmaaß, Tagesabschnitt, ist entweder einfach (simplex), oder zusammengesetzt (composita). Die einfache Stunde ist der vierundzwanzigste Theil eines Tages, und die zusammengesetzte war ehemals der vierte Theil sowohl des Tages, als der Nacht. Des Nachts über wurden diese Stunden Vigiliae, des Tages aber Stationes genannt. Die Nachtwachen oder Nachtstunden, Vigiliae, wurden wieder eingetheilt: in die erste Nachtwache, Caput vigiliarum, die von der ersten Stunde der Nacht anfing, und bis zur dritten währte; die zweite hieß Vigilia media, und ging von der vierten Stunde bis zur sechsten; die dritte, Gallicinium, aber währte von sechs bis neun Uhr, und die vierte, Vigilia matutina, fing mit der zehnten Stunde an, und endete mit der zwölften. Die Stationen oder Tagewachen, Stationes, theilten auch den Tag in vier Theile: die erste fing mit dem Aufgange der Sonne an, und währten bis drei Uhr oder nach unserm Zeiger im Frühling und Herbste von sechs bis neun Uhr; die andere Station oder zweite Tagwache enthielt die vierte, fünfte und sechste Stunde, nach unserm Zeiger die zehnte, eilfte und zwölfte Stunde; die dritte Station, welche von dem Anfange der siebenten Stunde bis zum Ausgange der neunten währte, und die vierte Station, welche die zehnte, eilfte und zwölfte Stunde enthielt, nach unserm Zeiger die vierte, fünfte und sechste. Die einfache Stunde (Hora simplex) wurde wieder eingetheilt: in die ungleiche Stunde, horam inaequalem, welche der zwölfte Theil des künstlichen Tages (Diei artificialis) ist, da die Sonne über dem Haupte steht, und in die gleiche Stunde, horam aequalem, welche den zwölften Theil des natürlichen Tages (Diei naturalis) ausmachte.

Das Zählen der Stunden geschah bei den alten Völkern, den Aegyptern, Chaldäern oder Babyloniern, Hebräern, Griechen 2c., nach dem Sonnenzeiger, auch bloß nach dem Laufe der Sonne, wie auch die Römer bis auf die Geburt Christi ihre Stunden zu zählen gewohnt waren, und zwar geschah der Anfang des Zählens mit dem Aufgange der Sonne, und endigte sich mit ihrem Niedergange, und eben so wurden auch die Nachtstunden gezählt, wie es noch in Nürnberg und in andern ehemaligen Fränkischen Reichsstädten der Fall ist. Die große Nürnbergische Uhr zählt die Stunden nicht beständig überein. Wenn der Tag sechzehn Stunden lang ist, so schlägt es früh, eine Stunde nach dem Aufgange der Sonne eins, und bei der Sonne Untergange sechzehn. Eine Stunde nach dem Untergange der Sonne schlägt es wieder eins, und bei dem Aufgange der Sonne acht. Wenn der Tag funfzehn Stunden lang ist, so schlägt es funfzehn beim Untergange der Sonne, und beim Aufgange derselben neun 2c., und so wechselt es immer nach dem veränderten Stande der Sonne; s. auch Nürnberger Stunde, Th. 103, S. 23. Die Zeit eines Tages ist fast von jeher durchgängig in vierundzwanzig gleiche Theile oder Stunden eingetheilt worden, die man bürgerliche Stunden nannte und noch nennt, welches nach dem bürgerlichen Tage geht, welcher bei uns die Zeit von Mitternacht zu Mitternacht ist, wobei wir uns aber, und wohl mit Recht, nach einer gleichförmig gehenden Uhr oder der mittlern Sonnenzeit, als nach der wahren, richten, oder doch zu richten pflegen. Dagegen fangen einige Völker ihren Tag mit dem Aufgange der Sonne, andere mit dem Untergange derselben an, weil dieses sinnliche Begebenheiten sind, die Zeit der Mitternacht aber nicht. Die Astronomen beginnen den Tag mit Mittag. Die Juden geben sowohl dem natürlichen Tage, vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Niedergange, als auch der Nacht zwölf gleiche Stun-

den, die also auch nach der verschiedenen Länge der Tage und Nächte veränderlich sind. Die Italiener, wie auch schon oben erwähnt worden, zählen vom Untergange der Sonne vierundzwanzig Stunden in ununterbrochener Reihe fort; eben so gehen auch die alten Babylonischen Stunden bis vierundzwanzig fort, fangen aber des Morgens um sechs Uhr an, und gehen wieder bis sechs Uhr am andern Morgen. Die Astronomen zählen von Mittage bis wieder Mittage vierundzwanzig Stunden in einem fort. Die Planetenstunde oder Jüdische Stunde ist der zwölfte Theil eines natürlichen Tages und einer natürlichen Nacht. Da nun die Juden, wie schon oben bemerkt worden, jeden Tag in zwölf Stunden theilten, er mochte lang oder kurz seyn, so waren auch ihre Stunden veränderlich oder ungleich. War also der Tag lang, so waren auch ihre Stunden lang, und war dagegen der Tag kurz, so waren auch ihre Stunden kurz. Die Jüdischen Stunden verwandelt man in Europäische, wenn man auf den gegebenen Tag die Länge desselben sucht, und diese in zwölf gleiche Theile theilt, so kommt die Größe einer Jüdischen Stunde heraus. Z. B. der Tag ist vierzehn Stunden lang, so ist die Größe einer Jüdischen Stunde eine Stunde zehn Minuten; geht die Sonne um fünf Uhr auf, so ist die sechste Jüdische Stunde nach der Europäischen gerade die zwölfte oder die Mittagsstunde. Da nun die Astrologen die Tags- und Nachtstunden auf gleiche Art eintheilten, und einem gewissen Planeten das Regiment über den Erdboden in jeder Stunde zueigneten, die auf einander so folgten: ♄ ♃ ♂ ☉ ♀ ☿ ☽, so wurden die Jüdischen Stunden auch Planetenstunden genannt, und dieses war auch der Ursprung, daß man die Tage mit den Zeichen der Planeten bemerkte, indem man dem Tage den Namen desjenigen Planeten beilegte, welcher die erste Stunde desselben beherrschte. — Bei den Mohamedanern fängt der Tag

mit Sonnenuntergange oder dem Abende an, und enthält vierundzwanzig Stunden, da sie aber keine Uhren haben, so rechnen sie gewöhnlich nach allgemeinen Bestimmungen, z. B. Sonnenuntergang, Mittag ꝛc. — Bei den Hindus enthält der Tag, der nach der Braminischen Zeitrechnung mit Sonnenaufgang anfängt, sechzig Stunden, jede von vierundzwanzig Minuten. — Die Chinesen zählen ihre Tage, die von Mitternacht anfangen, nach Minuten, und jeder wird in 10,000 Minuten getheilt. Ein Mehreres über die Stunden bei den verschiedenen Völkern kommt auch noch unter Zeitkunde und Zeitrechnung in Z. vor.

Die Canonischen Stunden, Canonicae Horae, die Stunden des Gottesdienstes oder die priesterlichen Stunden, sind eigentlich in der katholischen Kirche diejenigen Stunden, zu welchen gewisse Psalmen, Hymnen, Orationen, Lektionen ꝛc. von der Geistlichkeit entweder chorweise öffentlich gesungen, oder von Einzelnen privat gebetet und gelesen werden müssen. Gewöhnlich versteht man aber unter diesem Namen die Gebete selbst, weil sie zu den bestimmten Stunden nach dem Canon oder der Vorschrift der Kirche verrichtet werden. Man nennt sie auch das Brevier. Schon bei den Juden zu den Zeiten Moses waren täglich Morgen- und Abendopfer verordnet, bei welchen die Anwesenden ihr Gebet verrichteten. Diejenigen, welche nicht im Tempel zugegen sein konnten, beteten zu Hause, und richteten ihr Angesicht dabei nach der Gegend des Tempels. Wie die Synagogen aufkamen, verrichtete man dieses Gebet auch öffentlich in denselben, und man kam wenigstens zu Jerusalem des Tages dreimal zusammen, des Morgens, des Abends, und um die neunte Stunde. Von den Juden ging diese Gewohnheit zu den Christen über, und die Apostel beobachteten sie so lange, als sie in Jerusalem waren. Wie nun das Mönchswesen aufkam, behielt man nicht nur jene drei Betstunden bei,

sondern vermehrte sie auch noch. Der Verfasser der apostolischen Constitutionen aus dem vierten Jahrhunderte gedenkt sechs solcher Betstunden oder Tageszeiten, wie man sie auch nennt. Der gedachte Verfasser schärft den Bischöfen ein: sie sollen das Gebet verrichten des Morgens zur dritten, zur sechsten und zur neunten Stunde, des Abends, und bei dem Hahnengeschrei. In den Klöstern und bei den nachher entstandenen Canonicis wurden sieben Canonische Stunden beobachtet. In der Griechischen Kirche sind diese sieben Stunden auch noch gewöhnlich, und man fängt solche von Abend an zu zählen. Man hat dann auch noch eine achte hinzugefügt, indem man die mitternächtliche Stunde, wovon in den Constitutionen noch nichts steht, von der Stunde des Hahnengeschreies abgesondert hat. Diese acht Stunden sind: 1) die Vesper, ein wenig vor Sonnenuntergang; 2) die Nachvesper, nach der Abendmahlzeit, ehe die Mönche zu Bette gehen; 3) das Mesonycticum oder der mitternächtliche Dienst; 4) der morgentliche Dienst, kurz vor Anbruch des Tages; 5) die erste Stunde nach Sonnenaufgang; 6) die dritte; 7) die sechste; 8) die neunte Stunde, welche Zählung nach damaliger Art zu verstehen ist, da der Tag vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange zu zwölf Stunden gerechnet wurde. Aber auch hiermit begnügte man sich noch nicht, sondern setzte noch vier Stunden hinzu, zwischen die erste, dritte, sechste, neunte und Vesper, und diese nannte man Mesoria oder mittlere Stunden, so daß es ihrer zwölf wurden. Sie sind aber nicht in allen Klöstern gebräuchlich, und bei den Russen finden sie nur in der Woche vor Weihnachten Statt. Die Russischen Mönche haben, wie die Mönche im Patriarchate von Konstantinopel, in neuerer Zeit nur drei Dienste; denn es ist erstlich die neunte Stunde, die Vesper und Nachvesper; zweitens der mitternächtliche und morgendliche Dienst und die erste Stunde; drittens die

dritte und sechste Stunde zusammengezogen, und diese mit dem übrigen Gottesdienste auf die Tage, wo solcher fällt, verbunden worden. In der Abendländischen Kirche wird die erste Stunde des Morgens früh angefangen, und heißt Matutina schlechtweg, woraus das Wort Mette entstanden ist; Matutina prima, Antelucana, Manicatio von Mane, Vigilae, auch Laudes. Die erste heißt Prima, weil es die erste Stunde am Tage ist, da die vorhergehende noch vor Anbruch des Tages fällt, auch Matutina posterior; die dritte heißt Tertia, die Terz; die vierte Sexta, die Sext; die fünfte Nona, die None; die sechste Vesper, und die siebente die Complet oder Completorium. Auch werden die Canonischen Stunden eingetheilt in die großen, als Metten und Laudes, Vesper und Complet, und in die kleinern, als Prim, Terz, Sext und None. Im Wesentlichen ist kein Unterschied zwischen der Lateinischen und Griechischen Kirche; denn wenn der mitternächtige und morgendliche Dienst von den Mönchen zwar als zwei Stunden angesehen werden, so geschieht solches doch nicht überall. Auch viele Lateiner sondern die Laudes und Matutinam von einander ab, und zählen sie als zwei besondere Stunden. — Die Eintheilung der Canonischen Stunden in die Tag- und Nachtstunden ist Römisch. Vom Sonnenaufgange bis zu ihrem Niedergange zählten sie zwölf Stunde, welche sie in vier Stunden theilten, deren jede drei Stunden enthielt; daher kommen die Namen der Tageszeiten: Prima, Tertia, Sexta, Nona. So fing z. B. auf den Tag des Aequinoctiums die Hora prima des Morgens um sechs Uhr, die Tertia um neun Uhr, die Sexta um zwölf, und die Nona um drei Uhr an. Des Abends um sechs Uhr fing die Hora duodecima oder die Vespera an. Die Nacht war bei der Römischen Soldatenwache wegen des Ablösens ebenfalls in Wachstunden (Vigiliae) vertheilt, deren eine nach unserer Rechnung

immer drei Stunden enthielt; Vigilia prima, secunda, tertia, quarta, so, daß von des Abends sechs Uhr, wie wir zählen, bis des Morgens sechs ebenfalls diese vier Vigilien ablaufen. Alle diese Stunden wurden, wo es anging, zum Gebete verwendet, das heißt, in einer jeden dieser vier nächtlichen und täglichen Abtheilungen beteten die Christen, ohne daß bei Allen jedoch eine Obliegenheit daraus gemacht werden konnte. Von den größeren Tageszeiten oder allgemeinen Versammlungsstunden zum Gebete findet man schon Spuren in den ersten drei Jahrhunderten. Die Geistlichkeit leuchtete dem Volke durch ihr Beispiel vor, und erhielt dessen Eifer durch öftere Ermahnungen. Ein ausdrückliches Kirchengesetz ist darüber nicht zu finden, auch war es damals nicht nöthig, weil Gebrauch und Gewohnheit dieser Angelegenheit Dauer gaben. Von den kleinern Tageszeiten, als allgemeine Versammlungsstunden zum Gebete, finden sich in den ersten drei Jahrhunderten keine so bestimmten Merkmale; auch konnten sie wegen der Verfolgungen nicht recht Statt haben, weil sie in den Tag gefallen und dem wachsamen Auge der Ausspäher nicht entgangen wären. Es geschieht zwar von diesen, wie von den Nachtstunden, Meldung in den sogenannten Constitutionen der Apostel und bei dem Tertullian; allein die benannten Constitutionen sind kein Werk der Apostel, wofür man sie ehemals ausgab, sondern sie entstanden erst aus dem vierten, fünften oder einem noch späteren Jahrhunderte. Mit der Zeit wurde auch eine dieser dem Privatgebete gewidmeten Stunden zu einer allgemeinen Versammlungsstunde, und so blieb es, bis die in der Einöde zerstreueten Mönche sich versammelten, und auch anfingen zur dritten, sechsten und neunten Stunde am Tage gemeinschaftlich Psalmen zu singen und zu beten. — In Stiften der Chorherren wird durchgängig des Morgens um fünf Uhr die Mette angefangen, worauf die Laudes folgen, und an gewissen Tagen und Orten

auch die Prim. An andern Orten und Tagen wird auch die Prim abgesondert und gegen sieben Uhr abgesungen. Die Terz und Sext gehen gemeiniglich gegen neun Uhr vor dem Amte oder der feierlichen Messe her, worauf die None für die Morgenszeit den Schluß macht. Die Vesper wird größtentheils des Nachmittags gegen drei Uhr abgesungen, mit welcher gleich die Complet verbunden wird. In Klöstern, die ein Nachtchor haben, werden gemeiniglich um zwölf Uhr des Nachts die Metten und Laudes angefangen; des Morgens um fünf oder sechs Uhr die Prim. Kurz vor dem Amte oder der Conventismesse, wo eine gebräuchlich ist, die Terz und Sext, und zuletzt die None abgesungen. Die Vesper ist um zwei oder drei Uhr, die Complet um vier Uhr des Nachmittags oder etwas später. Die Carthäuser fangen ihren Nachtchor vor zwölf Uhr an. Haben die Klöster kein Nachtchor, so kommen sie gemeiniglich des Morgens um vier Uhr zusammen, um den Gottesdienst anzufangen. Die Benediktiner fangen noch früher an. Uebrigens ist bei allen diesen die Ordnung fast wie oben von den Stiften gesagt worden ist. Jedoch wird hier gemeiniglich die Prim von den Laudibus, wie auch die Complet von der Vesper abgesondert. Die Welt- und auch die Ordensgeistlichen, die nicht verbunden sind Chor zu halten, dergleichen die Jesuiten sind, müssen die Canonischen Stunden für sich beten, wenn sie das Subdiakonat empfangen haben. Es ist aber allgemein erlaubt worden, die Metten und die Laudes des Abends zuvor zu beten. Die Prim sollte eigentlich gleich nach Sonnenaufgang, die übrigen drei kleinen Betstunden, die Terz, Sext, None, sollten wenigstens nach dem jetzigen Gebrauche vor dem Mittagsessen, die Vesper und Complet nach demselben gebetet werden. Ueberhaupt werden bei Tageszeiten im Chor die Psalmen, Schriftstellen und Gebete laut gesungen, auch wird Einiges leise gebetet, welches das Geschäft des Chors ist. Jede Stunde oder

Hora wird mit einem Gebete, welches sich auf den Tag schickt, geschlossen. Der Chor hört in den Stiften nur in den Herbstferien auf, in welchen doch ein jeder Geistlicher das Brevier für sich beten muß. Fällt aber sonst im Jahre ein besonderes Hinderniß, z. B. wegen eines Umganges, vor, so wird das Brevier entweder zum Theil oder auch ganz im Chore zwar laut wechselsweise gebetet, jedoch ohne Gesang, welches man cursiren nennt. In einigen Stiften wird wegen Abgang hinlänglicher Sänger fast immer cursirt. — Was nun das Singen und Beten der Mönche in den angesetzten Tageszeiten betrifft, so waren sie zwar Kraft ihrer Klosterzucht dazu verbunden; allein für die Klerisey und ihre Kirchen war weder ein Gesetz dazu vorhanden, dasselbe zu thun, noch eine Gewohnheit eingeführt; denn die heiligen Väter und gleichzeitigen Schriftsteller gedenken nur alsdann der Prim, Terz, Sext und None, wenn sie von oder zu Mönchen und Klosterleuten reden und sie zur Beobachtung derselben ermahnen, reden sie aber von oder zu der Klerisey und dem Volke, so ermahnen sie nur zum Besuche der öffentlichen Morgen- und Abendbetstunden, oder erwähnen höchstens drei feierlicher Zusammenkünfte zum öffentlichen Gottesdienste. — Die Tagesstunden, Horae diei, waren vor Alters bei den Mönchen die Stunden, wo sie sich nach vollbrachten Gebeten mit dem Lesen oder Arbeiten beschäftigten. Diese Stunden waren nach Maaßgabe der längeren oder kürzeren Tage ungleich. Im Sommer von Ostern bis zum ersten Oktober arbeiteten sie von sechs bis zehn Uhr des Morgens, die folgenden zwei Stunden brachten sie mit dem Lesen bis Mittag zu. Nach dem Mittagessen, gegen halb zwei Uhr, hielten sie eine Betstunde, None genannt; dann arbeiteten sie bis des Abends. Im Winter vom ersten Oktober bis auf die vierzigtägigen Fasten wurde bis gegen acht Uhr Morgens gelesen, darauf die Terz gehalten, und dann die Handarbeit bis gegen drei Uhr

Nachmittags in einem fort vorgenommen. Nach einer Ruhezeit ging es wieder an das Lesen und Psalmen auswendig beten. In den vierzigtägigen Fasten lasen sie des Morgens bis neun Uhr, hernach arbeiteten sie bis vier Uhr des Nachmittags. Mit Anfange der Fasten bekam jeder aus der Bibliothek ein Buch zum Durchlesen. In den Lesestunden gingen von den älteren Mönchen einer oder zwei im Kloster herum, und sahen nach, ob keiner schlief oder schläfrig sich verhielt, plauderte, und die Andern störte. Am Sonntage beschäftigten sie sich Alle mit Lesen, Jene ausgenommen, die verschiedene Aemter hatten. Wer nicht lesen oder betrachten konnte, dem wurde etwas zu thun gegeben; schwache, unkräftige Individuen bekamen eine leichte Arbeit. Die Arbeiten wurden immer von dem Obern auferlegt, keiner konnte sich eine selbst wählen. Man gewahrt hieraus, daß damals die meisten Mönche Arbeitsleute und Layen waren, die wenigstens sieben Stunden am Tage arbeiteten, und zwei Stunden mit Lesen zubrachten. So viel hier über die Canonischen Stunden, was das Historische derselben betrifft, im Allgemeinen, da das Uebrige, was sich auf das Speciellere der Kirche bezieht, hier nicht hergehört.

Im bürgerlichen Geschäfts- wie im Privatleben kommen die Stunden auch in Betrachtung. So werden die öffentlichen Geschäfte in den Staasdepartements und Büreaus nach Stunden vertheilt; so auch in den Gerichten, Aemtern ꝛc.; so bei den Kaufleuten auf den Komptoiren, bei vielen Künsten und Gewerben, besonders bei den zünftigen Handwerkern. — Schon bei den ältesten Völkern findet man die Geschäftszeit, überhaupt das bürgerliche Leben und Weben nach Stunden vertheilt, wozu man sich anfangs der Wasseruhren, und dann der Sonnenuhren bediente (s. Wasseruhr, Clepsydra, unter Uhr, in U.). Bei den Griechen und Römern waren die Wasseruhren vor Ge-

richt und bei den Letzteren auch bei den Armeen im Felde gebräuchlich. Damit nämlich die Sachwalter bei den Gerichten durch keine weitschweifigen Reden die Geduld der Richter ermüden, oder sie hindern möchten, andere Geschäfte vorzunehmen, so wurden sie auf gewisse Stunden in ihren Vorträgen beschränkt. Man maß nun diese Zeit vermittelst eines Stundenglases, welches vor dem Tribunale des Richters oder Prätors stand, und das von dem unsrigen nur darin verschieden war, daß man sich dabei des Wassers, statt des Sandes bediente, und es also eine Wasseruhr war, die man späterhin aber anders construirte. Um bei dem Gebrauche dieser Uhr nicht hintergangen zu werden, war ein Gerichtsdiener bei den Atheniensern ausdrücklich bestellt, der das Wasser für beide Partheien gleich vertheilen, und auf diese Uhren Acht geben mußte; auch wurde ihm wegen dieses Amtes der Name ἐφυδωρ, Ephydor, beigelegt. Sobald nun das Glas ausgelaufen war, so durfte der Anwald nicht weiter reden, und mußte also die Defension seines Clienten auf diese Zeit beschränken, sie also nach diesem Maaßstabe einrichten, und sich so kurz fassen, als möglich. Man war daher sehr sorgfältig darauf bedacht, daß kein Tropfen Wassers verloren gehen oder übel angewendet werden möchte. Wenn die von den streitenden Partheien angeführten Gesetze gelesen wurden, oder irgend ein anderer Umstand dazwischen kam, so wurde dem Ephydor Befehl gegeben, den Lauf des Wassers so lange zu hemmen; endigte aber Jemand seine Rede eher, als die ihm zugestandene Zeit verflossen war, so erlaubte man ihm, den übrigen Theil des ihm bestimmten Wassers einem Andern, der es nöthig hatte, abzutreten. — Bei den Römern geschah es mit den Wasseruhren und Sonnenuhren auf gleiche Weise; auch hier stand eine solche Uhr vor dem Tribunale des Prätors, damit bei Prozessen der Kläger und Beklagte auf die ihnen zur Anklage und zur Vertheidigung anberaumte

Zeit achten konnten, und daher kam der Ausdruck bei den Römern: Solarium aquarium oder bloß Solarium. Eine gerichtliche Stunde (hora in judiciis), war aber bei ihnen nur eine Viertelstunde, so daß vier derselben nur erst eine gewöhnliche Stunde betrugen. Der Ankläger erhielt sechs Stunden ($1\frac{1}{2}$ Stunde), und der Beklagte neun Stunden ($2\frac{1}{4}$ Stunde) zu seiner Vertheidigung. Es wurde bei den Römern auch oft verstattet, daß der Redner die Wasseruhr während des Vortrages zwei- bis dreimal umwenden durfte (aquam sustinere, actionem aqua deficit); und Plinius sagt in dieser Absicht im zweiten Briefe des sechsten Buchs: „Equidem quoties Judico, quantum quis plurimum postulat aquae, do,“ und auch Apulejus sagt in Rücksicht auf diese Gewohnheit der Gerichte: „Accusator quidam senior exurgit et ad dicendi spatium vasculo quodam in vicem coli graciliter *fistulato* ac per hoc guttatim defluo infusa aqua, populum affatur.” Man gewahrt hieraus, daß mit dem Gefäße, woraus das Wasser nur tropfenweise rann, und welches in den Gerichten für den Ankläger und Beklagten zur Abmessung seiner Rede diente, um die Zeit nicht nutzlos damit zu verschwenden, nur die Wasseruhr gemeint war, welche die Stunden bestimmte. Da aber die Advokaten sich ungern an diese Zeit banden, so baten sie sich oft eine freie Zeit aus, die ihnen dann auch zugestanden wurde. In den Feldlägern bei den Römischen Armeen richtete man sich nach dergleichen Uhren, um die Nachtwachen darnach zu ordnen, und der Primipilus oder Hauptmann des ersten Manipels der Triarier hatte diese Uhr in seiner Verwahrung. Nach dem Vegetius waren daher die Nachtwachen nach den Wasseruhren in vier Theile getheilt, damit nicht länger, wie die nächtlichen Stundenabtheilungen zu wachen nothwendig sey (ideo in quatuor partes ad clepsydram sunt divisae vigiliae, ut non amplius, quam tribus horis

nocturnis necesse sit vigilare). Hieraus erhalten Cäsars mensurae ex aqua eine Erläuterung, welches nur Wasseruhren gewesen, deren sich dieser große Feldherr bediente, um sowohl die Stunden der Nacht, als auch die Länge der Nachtwachen bei seiner Armee darnach zu bestimmen. — Die erste Geschäftsstunde der Römer am Morgen war die öffentliche Begrüßung (Salutatio publica), in welcher die Clienten ihren Patronen die Aufwartung machten; es geschah solches oft schon sehr früh am Morgen, sobald es Tag ward, und ihr Gruß war Ave. Mit dieser Begrüßung wurde auch wohl noch die folgende Stunde hingebracht (s. den Art. Salutatio, Th. 132, S. 168 u. f.). In der dritten und vierten wurden Proceßsachen vorgenommen, wobei sich die Advokaten in Ausübung ihres Amtes fast heiser schrieen. In der fünften wurden in Rom verschiedene Geschäfte oder Arbeiten betrieben; in der sechsten sehnte man sich ermüdet nach Ruhe, und in der siebenten wurden die Geschäfte beendiget; die achte, neunte und zehnte Stunde waren bei den Römern den Vergnügungen gewidmet; denn man begab sich in die Bäder, oder besuchte die Kämpferspiele, streckte sich auf weiche Pfühle oder Polster, oder suchte sonst zu glänzen, ging zum Gastmahle oder zu Tische 2c. Martial schildert der Römer Stunden sehr gut, indem er in seinem Epigramme, Lib. IV., Epig. 8, sagt:

Prima salutantes atque altera continet hora;
Exercet raucos tertia caussidicos.
In quintam varios extendit Roma labores;
Sexta quies lassis, septima finis eris.
Sufficit in nonam nitidis octava palaestris.
Imperat exstructos frangere nona toros
Hora libellorum decima est, Eupheme, meorum.
Temperat ambrosias cum tua cura dapes.

Martial bittet hier den Euphem, der bei dem

Kaiser Domitian die Stelle eines Tafeldeckers gehabt zu haben scheint, er solle seine Verse dem Kaiser um die zehnte Stunde, das heißt, nach unserer Uhr um vier Uhr, also in der Hora medica, wie man hier und da zu sagen pflegt, zur Lektüre geben. Das Uebrige enthält mit wenigen Ausnahmen dasjenige, was oben schon von der Benutzung der Stunden bei den Römern gesagt worden. — Auch bei den neueren Völkern, und in neuerer Zeit, sind die Stunden auf eine ähnliche Weise vertheilt worden. Auch diese Eintheilung der Zeit nach Stunden in den täglichen mannigfaltigen Beschäftigungen der Menschen, ist auch den neueren Völkern bis auf die jetzige Zeit geblieben, nur durch die Erfindung der Wand- und Taschenuhren tritt diese Zeit geregelter hervor, indem die täglichen Stundenabtheilungen bis auf die Minute nach den genannten Uhren regulirt sind, also auch die verschiedenen Beschäftigungen oder Arbeiten, Vergnügungen &c. eine sichere Bestimmung in der Zeit erhielten. Beginnt man mit den Handwerkern, den Manufakturen und Fabriken, nach welchen sich auch die darunter stehenden Handarbeiter oder Tagelöhner richten, so beginnt bei dem bei weitem größten Theile die Arbeit im Sommer um fünf Uhr des Morgens, im Winter um sechs; sie müssen also schon eine Stunde früher aufstehen, um sich zu waschen, anzukleiden und ihr Frühstück zu genießen. Bei vielen Handwerkern tritt dann auch eine Frühstückstunde von sieben bis acht Uhr ein, und dann wird den Vormittag hindurch bis zum Mittage oder zwölf Uhr gearbeitet. Die Essenzeit dauert bis ein Uhr, dann beginnt die Arbeit wieder bis zur sogenannten Vesperstunde von vier bis fünf Uhr, und wird bis sieben und acht Uhr am Abende fortgesetzt und geschlossen. Die Stunden von acht bis zehn Uhr sind dem Abendessen und der Erholung bestimmt. Bei andern Gewerben und mechanischen Künsten beginnt die Arbeit von sechs oder sieben Uhr an, und dauert bis

Mittag, mit der Zwischenzeit von einer Stunde oder einer halben Stunde zum zweiten Frühstücke von neun bis zehn oder nur bis halb zehn Uhr, und des Nachmittags von zwei bis sieben Uhr, auch wohl acht Uhr, mit der Zwischenzeit von einer oder nur einer halben Stunde Vesper, die um vier, bei andern auch um fünf Uhr angeht, je nachdem die Dauer der Arbeit ist, ob bis sieben, oder acht Uhr. Bei Einigen fällt auch die Vesperstunde aus, und die Arbeit geht ununterbrochen von zwei Uhr bis sieben oder acht Uhr, welches Alles auf die getroffene Einrichtung ankommt. Die höheren Beschäftigungen in den Staatsdepartements, Gerichten, Aemtern, Handelskomptoiren 2c. 2c., beginnen des Vormittags mit den Stunden: acht, neun auch zehn Uhr, und dauern bis zwei und drei Uhr Nachmittags, mit Ausnahme einiger Büreaus und der Handelskomptoire, die schon um zwölf Uhr schließen, und um zwei Uhr des Nachmittags wieder beginnen, und dann bis sechs, sieben und auch acht Uhr fortarbeiten, und dann schließen; von jenen arbeiten die Staatsbeamten zum Theil noch von vier oder fünf Uhr, je nachdem sie die Vormittagsarbeiten um zwei oder drei Uhr geschlossen haben, bis sieben Uhr, oder auch nicht; geschieht dieses Letztere, so arbeiten sie auch wohl noch bis vier Uhr des Nachmittags, vom Vormittage an gerechnet, fort. Die Termine in den Gerichtssälen zwischen den Partheien 2c. werden von dem Richter von neun Uhr an angesetzt, und dauern bis zwei Uhr in verschiedenen Abtheilungen. Die Hauptbeschäftigungen in den bürgerlichen Gewerben werden von acht Uhr des Morgens bis ein Uhr des Mittags betrieben, Anhänge sind die Stunden von eins bis drei bei Mehreren, wo diese Statt finden, werden die Nachmittagsarbeiten später angefangen, z. B. um vier oder fünf Uhr, wie schon oben bemerkt worden, sonst gehen sie um zwei oder drei Uhr an, und dauern bis sieben auch acht Uhr. — Bei dem Protestantischen Gottesdienste beginnt in den

Kirchen des Sonntags der Frühgottesdienst in einer Stunde von sieben bis acht Uhr; dann folgt der Vormittagsgottesdienst von neun bis halb eilf Uhr; in Kirchen, die von zwei Gemeinden besucht werden oder worin zwei Parochien vereiniget sind, fängt der zweite Gottesdienst ¾ auf eilf Uhr an, und dauert bis zwölf Uhr; in einigen Kirchen ist auch Gottesdienst von zwölf bis ein Uhr des Mittags; des Nachmittags beginnt der Gottesdienst um zwei Uhr und endiget nach drei Uhr. In einigen Wochentagen sind auch noch Predigten und Betstunden. — Bei dem Katholischen Gottesdienste beginnt die Messe um sieben, auch acht Uhr des Morgens, die zweite Messe gegen neun Uhr, das hohe Amt um zehn Uhr, worauf die Predigt folgt; die Vesper geht Nachmittags um zwei Uhr an. — Bei dem Jüdischen Gottesdienste in den Synagogen gehen die eigentlichen Betstunden des Abends fünf Viertelstunden vor Sonnenuntergang an, und des Morgens nach Sonnenaufgang, welches jedoch nur im Winter geschieht; im Sommer geht das Abendgebet um sieben oder acht Uhr an. — Die Erholungsstunden sind unbestimmt, und richten sich nach den Geschäftsverhältnissen. Gewöhnlich fangen sie bei den Gebildeten um sechs bis sieben Uhr des Abends an; auch werden die Frühstunden vor acht Uhr zur Erholung benutzt, besonders für diejenigen, welche den Brunnen gebrauchen. Frühstücksstunden sind bei den Gebildeten von sieben Uhr an, im Winter von acht Uhr an; das zweite Frühstück von zehn Uhr an; das Mittagessen im gewöhnlichen Leben von zwölf Uhr an, im feinen Leben von ein Uhr an, wo dann die Stunden bis drei Uhr gewählt werden. Die Vesperzeit geht von vier Uhr an. Die Kaffeezeit ist bei Vielen gleich nach Tische, oder von drei Uhr an, bei Andern von vier Uhr an. Die Theezeit geht von fünf oder sechs Uhr an; das Abendessen von sieben und acht Uhr. Die Schlafzeit geht von zehn und eilf Uhr an, die

Handwerker gehen im Winter auch oft um neun Uhr zu Bette, im Sommer um zehn Uhr. Die Gebildeten bleiben oft bis nach Mitternacht auf, stehen aber dafür des Morgens erst um sieben, acht oder neun Uhr auf, statt der Handwerker ꝛc. schon mehrere Stunden früher, um fünf Uhr, bei der Arbeit ist. Damen schlafen oft bis zehn Uhr, auch darüber. — Beim Militair wird Alles nach Stunden berechnet: das Exercitium im Allgemeinen; bei der Cavallerie das Putzen der Pferde und Füttern derselben, auch das Ausreiten, damit sie Bewegung erhalten, wenn nicht besonders mit den Truppen oder Reitern Uebungen zu Pferde angestellt werden, die Pferde also mit geübt werden. Das Exercitium der Infanterie bei dem Preußischen Militair darf nicht länger als fünf Stunden des Tages dauern; mit den Rekruten wird nur 3½ bis 4 Stunden exercirt, und solches in zwei Abschnitten, durch eine Pause von zwei bis drei Stunden zum Ausruhen und Essen unterbrochen, welche der Erfahrung nach vollkommen hinreichend sind. Ein Exercitium von sechs bis acht Stunden des Tages soll sogar nachtheilig wirken. Eine Wache dauert vierundzwanzig Stunden, von einem Mittage bis zu dem andern, ein einzelner Posten eine und zwei Stunden, wo dann der Postenstehende abgelöset wird. Der Zapfenstreich wird um die neunte Stunde am Abende geschlagen oder geblasen, und die Reveille die Stunde mit Tagesanbruch. Die Patrouillen gehen des Nachts von Stunde zu Stunde in den Hauptstädten durch die Straßen; sie fangen im Winter mit neun Uhr an, im Sommer geschieht es mit der zehnten und eilften Stunde, und dauern im Winter bis des Morgens um fünf, und im Sommer bis der Tag zu grauen anfängt. — Die Nachtwächter beginnen im Winter ihren Dienst mit der zehnten Stunde in der Nacht, im Sommer mit der eilften, und danken im Winter des Morgens um fünf Uhr, und im Sommer mit Tagesanbruch ab, also vor drei Uhr.

Alle öffentlichen Vergnügungen werden nach Stunden bestimmt. Das Theater beginnt seine Vorstellungen um fünf und sechs Uhr Nachmittags, und beendiget sie, nach Maaßgabe der Stücke oder Vorstellungen, um acht, neun und zehn Uhr des Abends. Konzerte beginnen um sechs und sieben Uhr gegen Abend, und endigen gegen neun Uhr; die öffentlichen Gartenkonzerte von den Musikchören der Regimenter ausgeführt, beginnen um vier und fünf Uhr Nachmittags. Die Frühkonzerte beginnen des Morgens um fünf Uhr, und endigen gegen sieben Uhr. Oeffentliche deklamatorische Mittagsunterhaltungen beginnen gegen eilf Uhr des Vormittags, und endigen gegen zwei Uhr des Nachmittags. Vorstellungen der Reitkunst beginnen gegen sieben Uhr; die Feuerwerke im Frühjahre und Herbste gegen und nach acht Uhr. Die Redouten, Bälle und Pickenicks im Winter beginnen um dieselbe vorher angeführte Zeit, und dauern bis gegen drei und vier Uhr des Morgens. Alle übrigen Vergnügungen und Sehenswürdigkeiten beginnen gewöhnlich in den Nachmittagsstunden von vier bis fünf Uhr an. Die Gemäldeausstellungen der Akademien fangen des Vormittags um zehn Uhr an, und dauern ununterbrochen fort bis vier und fünf Uhr des Nachmittags. — Die Eisenbahnfahrten werden wie die ordinairen Schnell- und Extra-Posten nach Stunden berechnet, sowohl die Abgang- wie die Ankunftzeit. Auf die Deutsche Meile werden zwei Stunden im Gehen gerechnet; auf die Englische noch keine halbe Stunde, auf die Französische kleine etwas über eine Stunde, auf die große nahe an anderthalb Stunden, auf die Italienische eine halbe Stunde; auf die Holländische nahe an anderthalb Stunden oder $\frac{2}{3}$ einer Deutschen Meile; auf eine Spanische Meile über anderthalb Stunden, auf eine Schwedische nahe an vier Stunden; auf eine Russische Werste etwas über eine Viertelstunde 2c. 2c. — In den Schulen: Stadtschulen, Gymnasien, Lyceen,

und auf den Universitäten oder Hochschulen, wird sowohl der Unterricht, als die Vorlesungen nach Stunden gehalten. In den Elementarschulen beginnt der Unterricht mit der achten und neunten Stunde des Morgens, und endiget mit der zehnten, eilften und zwölften Stunde des Vormittags, je nachdem die Kinder noch jung, oder schon im Alter vorgerückt sind, und nachdem es Winter oder Sommer ist. Auf den Gymnasien und Lyceen beginnt der Unterricht im Sommer um sieben Uhr des Morgens, und endiget um eilf Uhr Vormittags, und im Winter um acht Uhr, und endiget um zwölf Uhr derselben Tageszeit. Des Nachmittags dauert der Unterricht von ein und zwei Uhr bis drei und vier Uhr. Auf den Hochschulen oder Universitäten beginnen die Vorlesungen oft von sechs Uhr des Morgens an, und endigen des Nachmittags um ein Uhr, jedoch in Auswählung der Stunden nach den Bedürfnissen eines jeden Studierenden, so daß auf denselben nur höchstens bei dem größten Fleiße vier Stunden fallen, und des Nachmittags von vier Uhr an bis sieben Uhr, im Winter bis acht Uhr, so daß hier nur zwei Stunden auf den fleißigsten Hörer kommen, im Ganzen kann man jedoch nur vier Stunden den Tag über annehmen; denn nur bei denjenigen Studierenden, die viel hospitiren und mehrere Publika annehmen, kommt die oben angeführte Zeit von sechs Stunden heraus, die aber zu einem angestrengten Studium gehört; dann geht diese Stundenzahl auch nicht durch alle Tage in der Woche, sondern nur durch vier Tage, auf zwei Tage in derselben kommen nur wenige Vorlesungen. Mehrere Vorlesungen fangen auch des Nachmittags um drei Uhr schon an, so daß im Sommer von des Morgens um sechs Uhr, und im Winter von sieben, bis des Abends um sieben, und im Winter um acht Uhr in jeder Stunde Vorlesungen gehalten werden; jedoch fallen die Stunden größtentheils zum Vortheile des Hörenden, daß er auch bei dem Studieren nicht

den Magen und die so nöthige Bewegung zu vergessen braucht, auch die Wahl der Stunden ihm vorbehalten bleibt.

Stunden-Bestimmungen. Die Bestimmung der Stunden oder der Tageszeit, wenn man keine Uhr bei sich haben sollte, besonders bei Reisenden, entfernt von Dörfern und Städten, in großen Einöden, Waldungen, Steppen oder Wüsten, auf dem Felde ꝛc. ꝛc., ist gewiß sehr schwierig, aber nicht so schwierig für denjenigen, der sich zu fassen und gleich an der Sonne zu orientiren weiß. Wenn z. B. Jemand sich zwei, drei, vier oder mehrere Stunden auf dem Felde ohne Uhr befinden sollte, und nur des Sonnenscheins nicht entbehrt, so kann er sich gleich mit seiner Hand helfen. Er darf nur beim Sonnenscheine oder während desselben die flache Hand auf die Erde legen, so, daß der Daumen gerade über sich gen Himmel stehe. Nach der Höhe des Aeußersten des Daumens stecke man ein Hölzchen oder einen andern Stift in die Erde, mache zu Ende des Schattens, welchen die Sonne von dem Hölzchen wirft, um den Stift einen Zirkel, mit einem Faden oder womit es sich thun lassen will; messe von dem Schatten stets zwei Querfinger auf dem Zirkel herum, und mache zu Ende der Finger ein Merkmal, so werden immer zwei Finger breit eine Stunde machen. Damit man aber der Sache um so gewisser sey, so probiere man es zu Hause nach einer Uhr, so kann es im Felde nicht fehlen, jedoch muß man ungefähr bei einerley Höhe des Pols verbleiben. — Auch vermittelst eines Strohhalmes kann man die Stunden an der Hand beim Sonnenscheine erkennen. Man halte einen Strohhalm oder etwas Aehnliches in der Länge des Zeigefingers gerade zu Ende der Zwiesel zwischen dem Daumen und Zeiger oder Zeigefinger der linken Hand, strecke dann eine solche Hand umgekehrt aus, stelle sich mit dem Rükken gegen die Sonne, wende sich so lange, bis die Sonne, des Ballens Schatten unter dem Daumen in die Linie

des Lebens werfe, so wird der Schatten des Strohhalms die Stunde nahe zeigen, wenn man sechs Uhr gelten läßt, die Spitze des Mittelfingers; sieben Uhr des Morgens und fünf Uhr des Abends die Spitze des Goldfingers; acht Uhr des Morgens und vier Uhr des Abends die Spitze des kleinen Fingers; neun und drei Uhr in dem ersten Gelenke von oben herab dieses Fingers; zehn und zwei Uhr in dem andern, eilf und ein Uhr in dem dritten; zwölf Uhr in der folgenden Linie, welche auf die Spitze des Zeigefingers fällt. — Auch durch einen Spiegel im Zimmer kann man die Sonnenstunden erfahren. Man öffne in einem Zimmer, welches gegen eine Sonnenuhr liegt, die an einer dem Zimmerfenster entgegengesetzten Wand angebracht worden, wenn die Sonne scheint, ein Fenster, hänge einen Spiegel dagegen auf, darin man die Uhr sehen kann, so wird man auch in dem Spiegel sehen, welche Stunde der Schatten trifft. Auf diese Weise kann man sich der angemachten Sonnenuhr an des Nachbars Hause zum eigenen Nutzen bedienen, da der Nachbar selbst dieses Vortheils beraubt ist. — Man kann auch die Stunden in einem Spiegel sehen, ohne andere Sonnenuhren, durch den bloßen Schein der Sonne. Ehemals gab es Spiegel, welche anstatt der Sonnenuhren gebraucht wurden, so, daß wenn man um die erste Stunde in den Spiegel sah, nur ein Bild erschien, um die zweite, zwei, um die dritte drei, und so fort, bis auf zwölf oder sechzehn. Dieses geschieht durch Hülfe des Wassers, vermittelst einer Wasseruhr, indem hier das Wasser langsam aus einem Gefäße tröpfelt, und bald einen, bald zwei, bald drei Spiegel zeigt, um so viele Gesichter vorzustellen, so viel Stunden nach dem Wasser verlaufen sind. — Um die Stunden mit Spiegelringen abzubilden, mache man zwei Ringe, von einer Spiegelsäule oder Spiegelkugel geschnitten, und füge sie so ineinander, daß der hochaufgestellte die Mittags-

linie, der andere den Horizont vorstellt. Diese müssen so genau auf einander treffen, als wenn sie aus einer gläsernen Kugel ausgeschnitten worden wären, jedoch so, daß man sie auf einem Stifte oder Achse, so in dem Fuße steckt, umdrehen kann; so wird der Spiegelring, der den Horizont vorstellt, einen hellen Glanz von sich geben, der andere aber eine Linie, welche den Glanz durchkreuzen und so die Stunden zeigen wird, welche mit verborgenen Zahlen auf einer Fläche gezeichnet stehen. So schwer nun dieses zu bewerkstelligen ist, so angenehm ist es anzusehen. — Die Stunde durch eine Syrene oder anderes Bild in dem Wasser zu zeigen. Man lasse sich ein Gefäß machen, und zeichne in die Seiten desselben eine Uhr, nach der Höhe des in dem Grunde liegenden Spiegels. Der Syrene gebe man in der Hand einen runden und in der Mitte durchlöcherten Spiegel, so wird vermittelst der Wiederstrahlung und der Durchstrahlung die Stunde zu sehen seyn. Man wendet dann das Gefäß durch einen Magnet. Man kann dieses auch mit einem Schiffchen, dessen Ruder die Stunden zeigt, ins Werk setzen. S. auch Stundenautomat, weiter unten. — Um die Stunden bei einem brennenden Lichte oder einer Lunte zu erfahren, macht man es auf folgende Weise. Wenn Jemand gleiche, und in einer Form gegossene Kerzen oder Lichte von Wachs oder Talg hat, so kann man mit einem Lichte den Anfang zur Probe machen, indem man dasselbe ansteckt und brennen läßt, und sieht wie lange es brennt oder wie weit es in jeder Stunde abbrennt. Wenn nun ein ganzes Licht abgebrennt ist, und man genau den Raum bemerkt hat, den eine Stunde des Lichtes einnimmt, wenn man es ruhig und geschützt vor dem Winde oder jeder Zugluft hinstellt, auch bei einer hinlänglichen Abkühlung des Zimmers, weil sonst die Zimmerwärme auf ein schnelleres Verbrennen oder Abschmelzen des Talges oder

des Wachses wirken würde, so kann man leicht wissen, wie viel die Zeit ist, wenn man das Licht zu einer bestimmten ansteckt. Man kann dann auch den Leuchter an einen gewissen Ort setzen, und an dem Schatten die Stunden erkennen, und wenn ein Licht verbrennt ist, ein anderes an dessen Stelle thun. Um nun dieses Kunststück, welches zur Gaukeltasche gehört, noch mehr zu verdecken, so lasse man sich einen Kompaß machen, in der Mitte mit einem geraden aufrechtstehenden Stiftchen, setze ein Wachslicht in gewisser Distanz von dem Kompasse, lasse es, wenn das Zünglein innen steht, brennen, bemerke die ganzen und halben Stunden auf dem Kompasse mit Pünktchen, verzeichne dazu die Zahlen, darneben auch wie hoch das Licht jeder Zeit gewesen. Wenn nun das Licht des andern Tages wieder zu der Zeit, wie des vorigen Tages geschehen, angezündet wird, und einige Stunden gebrannt hat, so kann man in der vorigen Distanz den Kompaß aufrichten, damit das Magnetzünglein wieder inne steht, und dann sehen, welchen Punkt der Stift trifft, und daher sagen, wie viele Stunden das Licht gebrannt hat. Eben so kann man auch die Stunden mit einer Lunte erfahren. Wenn z. B. ein Soldat Schildwache stehen soll, und daselbst keine Uhr vorhanden ist, oder wenn Einer die ganze Nacht durch die Stunden mit einer Lunte messen sollte, so darf er nur eine Lunte anzünden, eine Stunde brennen lassen, und dabei anmerken, wie viel das Feuer von der Lunte in einer Stunde verzehrt; eben so lang darf er nun einen Faden um diese Lunte, die noch übrig bleibt, binden, und in derselben Distanz einen zweiten Faden, und so fort. Wenn nun eine solche Lunte angezündet wird, so brennt sie jede Stunde von einem Faden zum andern. Diese Methode, um die Stunden zu erfahren, ist auch gut in den Minen zu gebrauchen, wenn eine Mine in einer gewissen Zeit angehen soll. — Zu wissen, welche von denen auf dem Tische

gezeichneten zwölf Stunden in der Gestalt eines Zifferblattes sich der Andere in den Sinn genommen. Man nehme eine willkührliche Stunde, z. B. die dritte an, und setze diese zu allen zwölf Stunden, oder zu der höchsten Zahl des Zifferblattes, also zwölf, so kommen funfzehn heraus; jetzt lasse man den Andern, der die Stunde in den Sinn genommen hat, diese funfzehn so vor sich abzählen, daß er bei drei mit der Zahl derjenigen Stunde, welche er im Sinne hatte, anfängt; dann, versteht es sich, rückwärts stets um 1 weiter fortzählen, so werden die funfzehn eben da aufhören, wo seine im Sinne habende Stunde verzeichnet steht. Zum Beispiel, er hätte die Stunde sieben erwählt, so muß er bei drei, als der angenommenen willkührlichen Stunde zu zählen anfangen 7, bei 2 8, bei 1 9, bei 12 10, bei 11 auch 11, bei 10 12, bei 9 13, bei 8 14, und bei 7, als seiner im Sinne habenden Stunde gehen die 15 aus. — Die verhängnißvollen Stunden sind: 1, 3, 5, 7, 9 und 12, die erste und zuletzt genannte Stunde besonders in der Nacht. — Ueber die Stellung der Geburtsstunden nach den Planeten, s. auch Stundenstellung, weiter unten.

In den Bergwerken ist die Stunde, Fr. l'Heure de la Boussole des Mineurs, ein Maaß, welches den zwölften Theil eines halben als horizontalliegenden Zirkels beträgt. Durch die mit der Magnetnadel abgenommenen Stunden werden die vier Arten streichender Gänge bestimmt; wenn nun die Nadel auf 1, 2, 3 einspielt, wird der Gang ein stehender Gang; auf 4, 5, 6 ein Morgengang; auf 7, 8, 9 ein Spatgang; auf 10, 11 und 12 ein flacher Gang genannt, wobei zu bemerken ist, daß mit dem Kompasse bei Abnehmung der Stunden unter der Erde auf der Horizontallinie des Streichens jedesmal der Punkt Septentrio vorausgekehrt, und auf dem Kompasse die Weltgegenden, Morgen und Abend, verwechselt seyn müssen. — Beim

Markscheider heißt Stunde, wie auch schon oben, S. 390, bemerkt worden, einen Ort nach derselben betreiben, daher die Stunde des Stollens, der Strecke oder des Orts angeben, wenn nämlich einer von diesen Oertern nach einer gegebenen Stunde getrieben werden soll. Die Stunde abnehmen, heißt das Streichen der Gänge durch den Kompaß bemerken. Die Stunde angeben, eine bestimmte Lage einer geraden Linie eines Orts in den Bergwerken gegen die Mittagslinie abstecken. Die Stunde aus der Grube an den Tag bringen oder abstecken, Fr. Marquer le cours d'un filon par des pieux fiches, eine Verrichtung des Markscheiders, da er das Streichen des Ganges, welches er in der Grube hat, über Tage mit eingeschlagenen Pfählen bemerkt.

In der Götterlehre der Griechen und Römer wurden die Stunden oder Tageszeiten für Göttinnen und Töchter des Jupiters und der Themis, auch für Töchter der Sonne angesehen, die man auch für Göttinnen der Jahreszeiten ausgiebt, und dann wieder für Göttinnen der Gerechtigkeit. Es waren ihrer drei, die Hesiodus zuerst namentlich erwähnt; sie heißen Irene, Eunomia und Dice, wenigstens führt sie der eben genannte Schriftsteller zuerst namentlich so auf; sie sind unter dem Gesammtnamen der Horen, Ωραι, Horae, bekannt: Pausanias nennt sie Karpo und Thallo, und nach der Versicherung dieses Schriftstellers habe man im Anfange nur zwei gebildet, wie es auch bei den Grazien der Fall war. Andere gehen von Beiden in der Zahl und in den Namen ab, und nennen sie bald Auro, Eunomia, Pherusa, Karia, Odice (wenn dieses nicht ein Schreibfehler statt Dice ist), Euporie, Irene, Ortesie und Thallo; bald Auge, Anatole, Musia, Gymnasium, Nymphe, Mesembria, Sponde, Elete, Akte und Hekypris; indessen

sind alle diese Namen bei ihnen nicht gangbar geworden, und nur die zuerst genannten des Hesiodus geblieben. Sie waren Begleiterinnen der Grazien, auch wohl der Parzen, und bewachten die Pforten des Himmels, als ihre vornehmste Beschäftigung; und daß sie den Stunden vorstanden, geht auch aus ihrer Abbildung hervor: mit Schmetterlingsflügeln und Sonnenuhren oder Stundengläsern in den Händen, und auch aus der Benennung Horae. — Schon Homer erwähnt ihrer in der Iliad. E. 749 sq., wo es nach der Uebersetzung der Griechischen Stelle heißt: „Freiwillig öffneten sich die Thore des Himmels, welche die Horen bewachten; ihnen ist der große Himmel, und der Olymp vertraut, daß sie die dichte Wolke entweder entfernen oder vorwälzen.“ — Homer legt ihnen daher in dieser Stelle die Aufsicht über den Himmel, und das Geschäft die Wolken zu sammeln und zu zerstreuen bei. Ein neuerer Schriftsteller will unter Homers Anführung die zwei Hauptabschnitte oder Jahreszeiten des warmen Orients verstehen, wo man schon in den frühesten Zeiten nur zwei merkwürdige Wetterveränderungen, die feuchte, und die trockne, anerkannt habe, worin ihm jedoch Andere nicht beipflichten wollen, indem der Homerische Ausdruck nur ein Bild der Phantasie, nur Dichtersprache ist, die nichts mehr, und nichts weniger sagt, als: die Horen bringen Regen und heiteres Wetter, also die verschiedenen Jahreszeiten hervor; sie sind ihm daher die personificirten Jahres- oder Tageszeiten, eine Mythe aus der Kosmogonie. Ein Schriftsteller sagt in den Horen, Zeitschrift, herausgegeben von Fr. Schiller: „In den Göttergestalten der drei schwesterlichen Horen, Eunomia, Dice und Irene, verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendes Sinnbild findet. Die Fabel machte sie zu Töchtern des

Zeus und der Themis, der Macht und des Gesetzes, desselben Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahreszeiten waltet, und die Harmonie in der Geisterwelt erhält. Es waren die Horen, welche die neugeborene Venus bei ihrer ersten Erscheinung in Cypern empfingen, sie mit göttlichen Gewändern bekleideten, und so, von ihren Händen geschmückt, in den Kreis der Unsterblichen führten; eine reizende Dichtung, durch welche angedeutet wird, daß das Schöne schon in seiner Geburt sich unter Regeln fügen muß, und nur durch Gesetzmäßigkeit würdig werden kann, einen Platz im Olymp, Unsterblichkeit und einen moralischen Werth zu erhalten. In leichten Tänzen umkreisen diese Göttinnen die Welt, öffnen und schließen den Olymp, und schirren die Sonnenpferde an, das lebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinen und in dem Dienste der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind." — An einer andern Stelle im Homer (Il. V., 433), als die oben schon angeführte, spannen sie den Streitwagen der Juno ab, bringen ihn unter das Schauer, und die Pferde in den Stall, und nach dem Hesiodus sollen sie den Sterblichen die Früchte zur Reife bringen, und auf Befehl des Jupiters die Pandora bekränzt haben. Die Vieldeutigkeit des Wortes ὥρα, da es bald Frühling, Jugend des Lebens, bald Schönheit bezeichnet, hat Veranlassung gegeben, daß die Horen als Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen angesehen werden. Schönheit ist mit Ordnung und Regelmäßigkeit so innig verbunden, daß es wohl nicht schwer werden konnte, sich die Horen als Beschützerinnen der Gesetze, der Gerechtigkeit und des Friedens zu denken, und so sagt Hesiodus von ihnen: „Dice, die eine von diesen drei Schwestern, sey den Göttern besonders ehrwürdig, und wer sie durch Unrecht beleidige, den klage sie bei ihrem Vater, dem Ju-

piter, an, zu dessen Seite sie sitze, und Strafen treffen den, der gegen sie frevelt.“ Jonien scheint der Geburtsort der Horen zu seyn, und von dort ging die Verehrung der Horen ins Europäische Griechenland über. In Athen bezeigte man ihnen schon sehr früh göttliche Ehre. Ihre Geburt setzen die Dichter in den Frühling; sie geben ihnen weiche Füße, lassen sie unter allen Gottheiten die langsamsten seyn, aber immer etwas Neues mitbringend. Einigen machen sie zu der Juno Amme, auf deren Krone sie auch nebst den Grazien standen, obgleich sie auch mit den Parzen selbst dem Jupiter auf den Kopf gesetzt werden. Zu Argos hatten sie ihren besonderen Tempel, und die Athenienser feierten ihnen zu Ehren die Horäa; auch hatten sie an den Panopsien und Thargelien Theil. Als Göttinnen der Jahreszeiten bildete man sie in kurzen, nur bis an das Knie reichenden, bunten geschürzten Kleidern ab, wie sie im Kreise herumtanzen, und gleichsam die Drehung des Jahres bezeichnen; ihr Haupt ist mit emporstehenden Palmenblättern bekränzt, so wie man sie an den Denkmalen Winkelmanns auf einer dreiseitigen Vase der Villa Albani abgebildet findet; auch findet man sie mit flatternden Haaren und heftig vom Tanze gerötheten Wangen nach der Beschreibung abgebildet. Da man in den frühern Zeiten nur drei Jahreszeiten annahm, so hatte man auch nur drei Horen, als man aber vier Jahreszeiten, indem man noch den Sommer einschaltete, festsetzte, wurden auch in der Kunst vier Horen aufgeführt, wie man in den oben angeführten Denkmälern auf eine Begräbnißurne der gedachten Villa sieht. Hier sind sie aber in verschiedenem Alter, in langer Kleidung und ohne Palmenkränze abgebildet, so daß der Frühling einem unschuldigen Mädchen gleicht, in demjenigen Alter, welches eine Sinnschrift (Anthol. L. 7, p. 474, I. 10) das Gewächs der Frühlings Horä nennt, und die andern drei Geschwister steigen stufenweis

im Alter. Wenn aber, wie in dem bekannten erhobenen Werke in der Villa Borghese, mehr Figuren im Tanze erscheinen, so sind es die Horen in Gesellschaft der Grazien; denn die Künstler des Alterthums haben sie in ihren Werken oft mit ihren Gefährtinnen, den Grazien, verbunden. Zu Amyclä war ein von Bathykles verfertigter Thron des Apollo, den vorn zwei Grazien und hinten zwei Horen trugen. In dem prachtvollen Tempel des Jupiters zu Elis, nach des Pausanias Beschreibung, hatte Phidias oben am Throne unter der Bildsäule auf einer Seite drei Grazien, und auf der andern drei Horen angebracht. Zu Megara standen auf dem Haupte des Jupiters ebenfalls die Horen, welches wahrscheinlich andeuten sollte, daß durch sie Jupiter die Welt regiert. Auf einem alten Monumente in der Villa Albani findet man auch drei Horen abgebildet, die um oder gegen einen flammenden Altar tanzen. Die Eine derselben hält einen Korb mit Früchten in der Hand, die Andern tragen aber nichts, sondern heben die Hände zur Bewegung im Tanzen auf. Alle haben Kronen auf dem Haupte, aus Palmenblättern geflochten. Eine dieser Horen will man auch auf einem geschnittenen Steine finden, die in tanzender Stellung einen Gürtel in beiden Händen hält, der ihr über dem Kopfe fliegt, und über welchem drei Sterne zu sehen sind; auch sollen auf einer andern sehr schön geschnittenen Gemme zwei dieser Horen den Wagen des Bacchus ziehen, auf welchem er mit der Ariadne sitzt. Die Horäa, die aus Früchten bestehenden feierlichen Opfer, die im Frühlinge, Sommer, Herbste und Winter in der Absicht gebracht wurden, um sich vom Himmel eine gelinde oder gemäßigte Witterung zu erbitten, sollen nach der Versicherung des Meursius den Horen gebracht worden seyn. — Da die alten Völker nach der Sonne und nach Wasseruhren ihre Zeit des Tages eintheilten, so war es auch sehr natürlich, daß die Horen nur die Jahreszeiten repräsenti-

ren konnten, als man aber späterhin die Tagesstunden besser zu bestimmen und abzusondern anfing, da mußten doch auch diese so wichtigen Tagesabtheilungen ihre Vorsteher haben, und dazu dienten dann auch die Horen, wie auch aus den schon oben beschriebenen Abbildungen hervorgeht, wo die Zeichen auf solche deuten.

Stunde (Abend-), Abendstunden werden im Sommer die Stunden von sieben bis neun Uhr genannt, im Winter fangen sie an, wenn der Tag sich neigt oder es dunkel wird, von vier Uhr an, daher hat der Winter noch drei Abendstunden mehr, als der Sommer. In dem Letztern werden die Abendstunden größten Theils mit der Erholung im Freien hingebracht, im Winter dagegen zum Theil auch mit der Arbeit, und theils auch mit der Unterhaltung, mit Lesen, Spielen und anderen Erholungen im Zimmer am warmen Ofen; auch zu mancherlei rauschenden Vergnügen, zu Bällen, Pickenicks, Vermummungen oder Maskeraden (Redouten), in Tabagien, auf Kaffeehäusern, in Ressourceen, im Theater, in Konzerten, Schmausereyen, Trinkgelagen rc.; auch ist das Abendessen hier zu berücksichtigen.

— (Arbeits-), Arbeitsstunden, diejenigen Stunden des Tages, an welchen gearbeitet wird, jeder Staatsbürger ohne Unterschied seine Geschäfte oder Arbeiten verrichtet; s. auch oben, S. 402 u. f.

— (astronomische), s. oben, unter Stunde, S. 395.

— (Babylonische), s. daselbst.

—, im Bergwerke, s. das., S. 390, und S. 416.

— (Bet-), s. das., S. 396 u. f.

— (bürgerliche), s. das., S. 494.

— (Canonische), s. das., S. 396 u. f.

— (Chinesische), s. daselbst.

— (einfache), s. das., S. 393.

— (Erholungs-), s. Stunde (Ruhe-).

— (Eß-), die Mittagsstunde, in welcher das Mittagsmahl eingenommen wird; auch die Abendstunde, in wel-

cher man zu Abend speiset. Hier ist indessen keine bestimmte Stunde festgesetzt worden, sondern nur die Zeit, in welcher man ißt oder zu essen pflegt, sey es um zwölf, ein, zwei oder drei Uhr, und des Abends um sieben, acht oder neun Uhr, wie es die Gewohnheit in einer Haushaltung mit sich bringt, oder es die Geschäfte des Hausvaters oder Familienvaters erlauben.

Stunde (Europäische), s. oben, unter Stunde, S. 391, 395.

— (Fecht-), s. daselbst, S. 392.

— (Frühstücks-), sowohl die Stunde des ersten Frühstücks, als auch des zweiten. Das erste Frühstück wird nach den Verhältnissen der Familien, sowohl in Hinsicht ihres Ranges, Reichthums, oder ihrer sonstigen Verhältnisse, oder wegen ihrer Armuth und der zu verrichtenden Arbeit, um fünf, sechs, sieben, acht und neun Uhr genossen; das zweite von zehn bis eilf Uhr, auch etwas früher, welches sich nach dem Mittagsessen richtet.

—, in der Gaukeltasche, in der Magie, s. oben, S. 412 u. f.

— (Geburts-), die Stunde der Geburt eines Menschen; der wichtigste Moment, wo das Kind zuerst das Licht der Welt erblickt, und sich von der Einschaft mit der Mutter, von dem Verbundenseyn mit derselben trennt, und ein für sich bestehendes Wesen ausmacht. Die Geburtsstunde ist in der Astrologie sehr wichtig, indem die Astrologen daraus das Schicksal des künftigen Weltbürgers bestimmen zu wollen vorgaben, indem sie demselben die Nativität stellten. Aus der Angabe der Stunde und Minute der Geburt wollte der Astrolog das Temperament, die Geistesfähigkeiten, die Schicksale, die Krankheiten, die Art des Todes, und auch sogar den Tag und die Stunde desselben prophezeyen. S. auch den Art. Stundenstellung, weiter unten. So viel ist indessen gewiß, daß die Geburtsstunde eines Kindes der Familie sehr wichtig ist, indem dabei oft das Le-

ben der Mutter in Gefahr ist, und mancher junge Weltbürger oft mit seinem ersten Lebenszeichen der Mutter Tod besiegelt, und dann auch wegen der Nachkommenschaft, wegen der Fortpflanzung mancher Geschlechter, woran sich Reichthum, Güter und Würden knüpfen, die auf die Söhne über- oder fortgehen ꝛc.

Stunde (Geister-), s. Stunde (Mitternachts-).

— (Gerichts-), die Stunden, in welchen die Termine der Kläger und Verklagten abgehalten werden; auch die Stunden, in welchen Sitzungen gehalten, und das Urtheil gesprochen wird.

— (Geschäfts-), Geschäftsstunden, s. oben, S. 402 u. f.

— (gleiche), s. daselbst, S. 393.

—, des Gottesdienstes, s. das., S. 407 u. f.

— (Indische), s. das., S. 396.

— (Italienische), s. das., S. 391, 393.

— (Jüdische), s. das., S. 394, 395.

— (Kaffee-), die Stunde, in welcher der Kaffee genossen wird, zwischen zwei und drei Uhr, oder eine Stunde später, welches sich nach dem Mittagsessen richtet.

— (Kloster-), Klosterstunden, diejenigen Stunden in den Mönchs- und Nonnenklöstern, an oder zu welchen die Gebete gehalten werden; s. auch oben, den Art. Canonische Stunde, S. 397 u. f. Bei dem Franziskaner Orden müssen die Mönche taglich achtmal beten, nur sind die Priester, welche die sieben Weihen, septem ordines, empfangen haben, davon ausgenommen, sie dürfen täglich nur einmal nach der Römischen Liturgie Messe lesen. Die achtmalige Wiederholung gewisser Formeln geschieht 1) zur Frühmette, vor drei Uhr des Morgens vierundzwanzig Pater noster, das Credo und die Gloria Patri. Unter dem Credo versteht man hier das apostolische oder ein anderes Symbolum. — 2) In den Laudes, zwischen drei und vier Uhr, fünf Pater noster. — 3) Zur Prim, um sechs

Uhr, sieben Pater noster und das Gloria Patri. — 4) Zur Terz, um neun Uhr, sieben Pater noster und das Gloria. — 5) Zur Sext, um zwölf Uhr, sieben Pater noster und das Gloria. — 6) Zur None, um drei Uhr, sieben Pater noster und das Gloria. — 7) Zur Vesper, um sechs Uhr, zwölf Pater noster. — 8) Zur Complet, um neun Uhr, sieben Pater noster, das Credo in Deum, und das Gloria patri. So wie das Jahr nach dem alten Kalender mit dem März, Frühlings Anfang, beginnt, so zählt man bei dem Officium Precum von Sonnenaufgang, früh sechs Uhr, an. Frühmette heißt eigentlich bald nach Mitternacht (post mediam noctem). Die Complet, das Completorium, bezeichnet die Vollendung des Tagesdienstes. Mit jedem Pater noster ist eine Anzahl Ave Maria verbunden, welches nicht besonders genannt wird, sondern sich von selbst versteht, und durch das Rosarium (den Rosenkranz) bestimmt wird. Die Gebete sollen eigentlich in der Kirche eines jeden Klosters verrichtet werden, allein es werden auch Dispensationen gestattet. Ursprünglich soll jedes Officium von einander getrennt, in den angegebenen Intervallen gehalten werden. Es werden aber die Terz und Sext, auch andere mit einander verbunden, damit der Bruder, welcher terminiren muß, sich etwas weiter vom Kloster entfernen kann. Auch die Franziskanerinnen (Klarissinnen, Minoritinnen oder Damianerinnen) müssen auf gleiche Weise ihre Gebete im Kloster verrichten.

Stunde (kritische), bei den Aerzten, diejenige Stunde, in welcher man eine Veränderung der Krankheit erwartet, theils nach dem Krankheitsverlaufe, theils nach der Wirkung der gegebenen Arzneyen.

— (Lehr-), s. Th. 70, S. 366.

—, in der Magie, s. Stunde, in der Gaukeltasche.

Stunde, in der Markscheidekunst, s. oben, S. 390, und S. 417.

—, in der Medizin, diejenigen Stunden, in welchen die Arzneyen von den Kranken genommen werden müssen. Die von den Aerzten festgesetzte Zeit des Einnehmens der Heilmittel von den Kranken, welche Zeit sowohl auf dem Rezepte vermerkt steht, als auch auf den Etiquetten an den Flaschen, Näpfchen, Schachteln, Kapseln ꝛc., worin sich die Arzneyen befinden. Das Einnehmen geschieht alle Stunden, zwei Stunden ꝛc. ꝛc., je nachdem es von dem Arzte vorgeschrieben worden ist.

— (Mittags=), die Stunde von zwölf bis ein Uhr, auch die Eßstunde, weil in derselben gewöhnlich bei allen Gewerbetreibenden, namentlich Handwerkern, gegessen wird, um dann nach ein Uhr wieder an die Arbeit zu gehen, weil dieses auch bei den Gesellen und Tagelöhnern so eingeführt ist, daß sie um zwölf Uhr mit der Arbeit aufhören, und um ein Uhr mit derselben wieder anfangen. S. auch Th. 92, S. 70.

— (Mitternachts=), die Stunde von eilf bis zwölf, auch von zwölf bis ein Uhr in der Nacht, die Geisterstunde, welche letztere Benennung sie daher erhalten hat, weil man gerade in dieser, dem betrachtenden und forschenden, so wie auch dem regen und geweckten Geiste des Menschen so zusagende Zeit, wegen der tiefen Stille, die in der Natur herrscht, so manche Erscheinungen von unkörperlichen Wesen bemerkbar geworden sind, die theils Bezug auf den sie betreffenden Sterblichen selbst hatten, auf ihn, dem sie begegneten, theils auch auf die Begebenheiten Anderer, ja selbst auf Regenten und Staaten. Daß dergleichen Erscheinungen unkörperlicher Wesen Statt gefunden haben und Statt finden, ist außer Zweifel, eben so, daß sich warnende und beruhigende Stimmen in Worten haben vernehmen lassen, doch nicht gerade immer um die genannte Zeit, auch oftmals am Tage im einsamen Zimmer. Woher diese Erscheinun-

gen kommen, und nur bei einigen (wenigen) Menschen in der großen Wesenkette des Universums, ist freilich nicht zu erklären, eben so wenig die sich daraus sichtbar entwickelnden Begebenheiten in der Natur, wie in dem Wirkungskreise der Geschäftsthätigkeit, in Herausstellung merkwürdiger Thatsachen, um auch des Schicksals Walten bei den Handlungen der Menschen außer Zweifel zu ziehen, dessen Einwirkung auf den Menschen auch am sichtbarsten hervortritt, wenn man sich die Mühe nimmt, das Leben einzelner merkwürdiger Menschen von ihrem ersten Auftreten an durchzugehen oder zu studieren. Entfernen muß man hiervon aber Alles, was Aberglaube, List und Betrug schon so lange in der Welt auf Rechnung der genannten Erscheinungen aus dem Geisterreiche oder der unkörperlichen Welt getrieben haben, ja nicht das Göttliche mit dem Menschlichen verwechseln; denn dort leitet eine unsichtbare Hand die Erscheinung, und lenkt so den Menschen auf den Himmel, nur auf den Einfluß des Weltregierers in die Begebenheiten der Erdbewohner, und hier eine sichtbare, um den Menschen zu verführen und zu betriegen. Mehr hier zu sagen, erlaubt nicht dieser Artikel, der sich nur auf die **Mitternachtstunde** beschränkt, die allerdings etwas Eigenthümliches, nicht Erklärbares in ihrem Bereiche hat, auch selbst dann, abgesehen von den übernatürlichen Begebenheiten, für den Beobachter, wenn sich in ihr nur die feierliche Stille der Natur offenbart, die Ruhe der durch den Schlaf bis zum neuen Tage Abgeschiedenen, die nur noch eine Mahnung von ihrem Daseyn durch den Wächterruf, Schlag der Thurmuhren, das Gepfeife und Gezische der Nachtvögel rc. haben. S. auch Th. 92, S. 205.

Stunde (Morgen=), sowohl die Stunde, in welcher der Tag anbricht oder die Sonne aufgeht, als auch die erste Stunde nach Mitternacht. Eigentlich versteht man unter Morgenstunden die Stunden des Morgens früh vo

drei Uhr an bis acht Uhr im Sommer; im Winter von sechs Uhr an bis neun Uhr, von da ab bis Mittag sind die Vormittagsstunden. Daß die Morgenstunden nicht nur die angenehmsten zum Arbeiten sind, sondern auch die Arbeit am kräftigsten befördert wird, weil der durch den Schlaf gestärkte Körper und der rege Geist gleich stark darauf einwirken, beweiset der Spruch: „Die Morgenstunde hat Gold im Munde!"

Stunde (Musik=), der Musikunterricht, der stundenweise ertheilt wird; s. auch oben, S. 392.

—, in der Mythologie oder Götterlehre; s. oben, S. 417 u. f.

— (Nachmittags=), Nachmittagsstunden, werden im Sommer die Stunden von ein Uhr an bis sieben Uhr genannt; im Winter nur bis vier Uhr. Von fünf Uhr an sind sie die angenehmsten, sowohl zur Arbeit, als auch zur Erholung, im Sommer, weil dann die große Hitze nachgelassen hat, die oft von ein Uhr an bis vier Uhr dauert. Die Nachmittagsstunden werden außer dem Mittagsschlafe, der Mittagsfestlichkeiten oder dem Tafelschmause, zur Arbeit und zur Erholung angewendet.

— (Nacht=), Nachtstunden, werden diejenigen Stunden genannt, in welchen die Sonne den entgegengesetzten Theil der Erde bescheint oder beleuchtet. Im Sommer fangen sie um zehn Uhr an, und dauern bis zwei Uhr des Morgens; im Winter gehen sie von vier Uhr des Nachmittags an und währen bis sieben Uhr des Morgens, welches sich jedoch nach der Lage der Länder richtet, und nicht überall gleich ist. Wenn man daher im Sommer in der schönsten Jahreszeit nur vier Stunden Nacht hat, so hat man dagegen im Winter nur neun Stunden Tag und funfzehn Stunden Nacht. Die Stunden des Schlafes bleiben dieselben, nur müssen die Arbeitsstunden künstlich erleuchtet werden, entweder durch brennende Talg= oder Wachslichter, oder durch Lampenlicht oder Schein. S. auch Th. 100, S. 303.

Stunde (Nürnbergische), s. oben, S. 394 u. f.

— (**Planeten=**), s. daselbst, S. 395, und Th. 113, S. 294.

— (**Reit=**), der Reitunterricht, der stundenweise gegeben wird.

— (**Ruhe=**), diejenige Stunde, in welcher man von der Arbeit ausruht. So haben die meisten Handwerker, Tagelöhner ꝛc. drei Ruhestunden des Tages, des Morgens zwischen sieben und acht Uhr, des Mittags zwischen zwölf und eins, und zur Vesperzeit, zwischen vier und fünf Uhr des Nachmittags. Auch die Stunden des Schlafes werden oft Ruhestunden genannt.

— (**Schäfer=**), diejenige Stunde, in welcher die Liebe ihren höchsten Triumph feiert, sie ein Pärchen in ihren Netzen verstrickt, einem Paar Liebenden oft des Genusses Seligkeiten und der Reue Dornen bereitet. S. auch Th. 139, S. 580.

— (**Schlaf=**), die Stunden, welche dem Schlafe gewidmet sind, und die nach den erfahrendsten Aerzten auf wenigstens sechs oder sieben bestimmt werden, und die um zehn Uhr vor Mitternacht anfangen sollen, weil man zwei Stunden Schlaf vor Mitternacht für den Körper sehr zuträglich und stärkend hält. Kinder und alte Leute bedürfen eines längeren Schlafes; man kann bei ihnen immer ein Paar Stunden des Schlafes zurechnen; sie müssen also acht Stunden schlafen, wenn sie sich völlig restauriren wollen, besonders die Letzteren; die Ersteren bedürfen eines solchen langen Schlafes zum Wachsthume ihres Körpers, und damit sich derselbe kräftige und stärke. Daß man gehörig die Schlafstunden beobachten müsse, um den Körper gesund zu erhalten, lehrt folgender Spruch; „Früh zu Bette und früh wieder auf, macht den Menschen gesund, weise und reich."

— (**Schreibe=**), s. oben, S. 392.

— (**Schul=**), s. Lehrstunde, Th. 70, S. 366, und oben, S. 410 u. f.

Stunde (Schwimm-), s. oben, S. 392.

—, bei den Soldaten, s. oben, S. 409.

— (Sprach-), s. daselbst.

— (Sterbe-), s. Stunde (Todes-).

— (Tages-), Tagesstunden, diejenigen Stunden, in welchen man beim Sonnenlichte arbeiten kann; die Stunden des Tages, welche denen der Nacht entgegengesetzt werden, und den Sommer über von drei Uhr des Morgens bis des Abends um neun Uhr und darüber währen, und des Winters von sieben bis vier Uhr, welches sich jedoch nach der Lage der Länder richtet, und sehr verschieden ist. S. auch oben, S. 401.

— (Tanz-), s. oben, S. 392, und unter Tanz.

— (Thee-), die Stunde zwischen sechs bis sieben Uhr des Nachmittags, in welcher Theefremden angenommen und mit Thee und Butterbrod oder Zwieback bedient werden.

— (Todes-), die Stunde des Ausscheidens aus diesem Leben, in welcher der letzte Athemzug vergeht, das Blut zu rinnen, also das Herz zu schlagen aufhört.

— (ungleiche), s. oben, S. 393.

— (Vergnügungs-), Vergnügungsstunden werden diejenigen Stunden genannt, welche dem öffentlichen Vergnügen sowohl im Sommer, als im Winter gewidmet sind; dem Theater, den Konzerten, Bällen, Pickenicks, Gartenvergnügungen 2c. 2c.; s. auch oben, S. 410.

— (verhängnißvolle), eine Stunde, in welcher bange Ahndungen in Erfüllung gehen, oder unerwartete Verluste eintreffen, Einem etwas Widriges begegnet, sich traurige Zufälle ereignen 2c. 2c.

— (Versammlungs-), diejenige Stunde, in welcher sich die Mitglieder eines Kollegiums, einer Korporation oder sonst eines Vereins, gewisser Zwecke wegen, versammeln, um sich darüber auszusprechen, oder um über einen Gegenstand gemeinschaftlich zu berathen, ihn der

Beurtheilung zu unterwerfen, um dann geläutert, als Gesetz oder Regel zu gelten ꝛc.

— (Vesper-), Vesperzeit, die Nachmittagszeit zwischen vier und fünf Uhr, wo man etwas zu genießen pflegt, gewöhnlich ein Butterbrod mit etwas Obst ꝛc. Tagelöhner trinken ein Glas Branntwein, und essen etwas Brod dazu.

Stunde (Vormittags-), Vormittagsstunden, die Stunden von acht oder neun Uhr bis gegen Mittag, oder bis zur zwölften Stunde. Sie sind den Geschäften, der Arbeit gewidmet, und machen die Hauptstunden des Tages aus, da fast alle wichtigen Geschäfte und Arbeiten in dieser Tageszeit, des Vormittags, verrichtet werden.

— (Wach-), Wachstunden, die Stunden, welche die Soldaten auf der Wache zubringen, gewöhnlich zweiundzwanzig oder vierundzwanzig Stunden, von einem Mittage bis zum andern; s. oben, S. 409.

— (Wahl-), diejenige Stunde, welche zur Wahl eines Reichs- oder Landstandes, eines städtischen Beamten, Stadtverordneten ꝛc. angesetzt worden. Auch in jeder andern Beziehung, wo die Wahl eines Mitgliedes irgend einer Korporation, Loge, Ressource ꝛc. Statt findet.

— (Wege-), Meile, s. oben, S. 410.

— (Zeichen-), s. oben, S. 392.

— (zusammengesetzte), s. daselbst, S. 393.

Stundenautomat, ein von dem Ritter Pinetti de Mercy, welcher im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts als belustigender Physiker in Europa umherreisete, um seine Kunststücke öffentlich sehen zu lassen, erfundenes Kunststück. Es steht nämlich eine kleine Figur auf einem vertikal gestellten Spiegel, um den ein Zifferblatt gezogen ist, und zeigt die Stunden an, welche ihm Einer der Zuschauer nennt. Die Zusammenstellung dieses Kunststücks ist folgende. Man nehme ein nicht zu dickes und rundes Spiegelglas, welches ungefähr 1½

Fuß im Durchschnitte hat; leime auf die eine Seite desselben einen Zirkelstreif von Papier, auf welches die Stundenzahlen geschrieben worden, so wie sie auf der Zifferplatte der Uhren gezeichnet stehen. Man lasse hierauf das Glas auf eben dieser Seite, doch nur an derjenigen Stelle mit Stanniol belegen, wo die Stunden nicht stehen. Man setze dasselbe in einen Rahmen, der aber hinten nicht über das Glas hervor, sondern mit demselben in gleicher Linie steht, und bedecke den Spiegel auf derjenigen Seite, wo derselbe belegt worden ist, mit starkem Papiere, welches nur hinten auf den Rahmen geleimt worden, damit das Glas dadurch gehalten und die Folie des Spiegels nicht verdorben werde. Man mache ferner in eine Wand ein zirkelrundes Loch von der Größe dieses Spiegels, und bedecke solches sowohl, als den übrigen Theil der Wand mit einem leichten Zeuge. In diesem Loche bringe man einen gut bewaffneten, auf einem hölzernen Lineale befestigten Magnet so an, daß ihn die Zuschauer nicht gewahren. An das andere Ende des Magnets wird ein Stück Bley gesteckt, welches ein wenig schwerer, als der Magnet seyn muß, damit wenn Alles auf dem Zapfen frei steht, der Magnet gerade hinter der Mittagsstunde stehen bleibt, welche auf dem Zifferblatte angezeigt ist. Hierbei ist zu bemerken, daß der genannte Zapfen gerade auf den Mittelpunkt des auf den Spiegel gezeichneten Zifferblattes treffen muß, wenn derselbe an die Wand gehängt wird, deren Loch er auf das genaueste bedecken muß, und macht, daß die Pole dieses Magnets auch so nahe, als möglich, an den Spiegel gerückt werden, jedoch ohne ihn zu berühren, das ist, daß sich gleichsam nichts anderes zwischen ihnen, als die Tapete befinde. Man befestige an diesen Zapfen oder an diese Achse eine doppelte Rolle von $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser, und mache daran eine Schnur, welche mit einigen Haken an einen von dem Spiegel entfernten

Ort des Zimmes geführt werden kann. An eben diese Rolle binde man auch die Schnur mit ihrem Gewichte. Da, wo diese Schnur hingeführt worden ist, bringe man einen verborgenen Fußtritt an, wodurch man unbemerkt diese Schnur mit einem Fuße in Bewegung setzen, und so, daß die oben genannte Rolle dadurch einen ganzen Umfang machen kann. Man gebraucht nun eine kleine Figur von drei bis vier Zoll Länge, die auf ein sehr feines Kartenpapier gemalt worden, z. B. einen kleinen Liebesgott, Amor, welcher einen Pfeil in der Hand hält, in welchen man ein kleines, sehr dünnes stählernes, und gut magnetisirtes Blech steckt. Man gebe nun diesem Magnete eine solche Richtung, daß der Pfeil, welchen diese kleine Figur in der Hand hält, sich gegen die Stunden des Zifferblattes hinwendet. Wenn diese Figur auf den Spiegel oder die vertikale Fläche, und zwar an den Ort, hinter welchem sich der Magnet befindet, hingesetzt wird, so wird sie daselbst hängen bleiben, und wenn dann der Magnet durch die Schnur leise umgedrehet wird, so folgt auch die Figur nach der Richtung desselben, und wird sich auf eben den Platz stellen, wo sich der Magnet befindet. Man wird also hierdurch in den Stand gesetzt, diese Figur eine Stunde auf dem Zifferblatte anzeigen zu lassen, welche man bestimmen will. Wenn man nun in dem Zimmer an demjenigen Orte steht, wo diese Schnur heimlich in Bewegung gesetzt werden kann, so schlägt man einer andern Person vor, der Figur zu befehlen, ihr eine Stunde anzuzeigen, welche sie verlange, worauf die Schnur angezogen wird, wodurch man die Figur bis zu der verlangten Stunde hingehen läßt. Setzt man unter den Spiegel andere runde Scheiben, so kann man noch verschiedene andere Belustigungen machen, welche denjenigen ähnlich sind, die man mit andern dergleichen Figuren macht. Man muß sich aber dabei sehr in Acht nehmen, daß der Magnet nur langsam bewegt werde, weil sonst die Figur nicht

an dem Spiegel hängen bleiben würde. Ein weißes sehr dünnes Glas würde noch besser dazu seyn, als ein Spiegel, da es nothwendig ist, daß sich der Magnet sehr nahe an der Figur befindet. Den Gang einer Taschenuhr, die man von Einem der Anwesenden sich erbeten hat, hält man dadurch auf, wenn man sie auf den vorbereiteten Tisch dergestalt legt, daß ihre Unruhe gerade über die Spitze eines starken Magnetstabes, welcher in diesem Tische verborgen ist, zu stehen kommt, wodurch der Gang der Uhr augenblicklich angehalten wird, wofern die Unruhe von Stahl ist. Dieser Stillstand der Uhr hört, ohne alle üble Folgen für dieselbe, sogleich wieder auf, wenn man sie von der Stelle des Magnets entfernt.

Stundenblume, eine Benennung der Ketmia vesicaria Linn., s. Ketmie, Nr. 15, Th. 37.

Stundenbrett, Uhrboord, in der Schifffahrt, eine hölzerne Scheibe, worauf die zwei und dreißig Windstriche gezeichnet sind. Zu jedem derselben sind sechs Löcher hintereinander gebohrt, welche die sechs Gläser des Quartiers vorstellen. Dieses Stundenbrett hat der Steuermann am Maste, nahe an seinem Nachthause befestiget, und bedient sich desselben auf folgende Weise. Er steckt nämlich, so wie der Windstrich jedes Glases läuft, einen Nagel in ein Loch weiter; wenn z. B. der Strich vier Gläser hintereinander Nordwest zu Westen gewesen ist, so steckt er in den Strich des Stundenbrettes dieses Namens den Nagel in das vierte Loch rc. rc.

Stundengebet, ein Gebet, welches zu gewissen oder bestimmten Stunden gebetet wird, in der Römischen Kirche die sogenannten Horae canonicae; s. oben, S. 396 u. f.

Stundenglas, Stunde, Fr. Heure, ein dazu eingerichtetes, mit Sand zur Hälfte gefülltes Glas, welches die Stunden dadurch anzeigt, daß der Sand aus der einen Hälfte in die andere läuft, welches eine Stunde ist, und kehrt man dann das Glas wieder um, so läuft er

wieder in die frühere Abtheilung zurück, und dieses ist dann die zweite Stunde, und so kann man nun fortfahren, um jedesmal die Zeit von einer Stunde zu wissen. Fängt man nun mit diesem Glase den Mittag um zwölf Uhr an, so kann man, wenn man genau Acht darauf gibt, bis die Stunde abgelaufen ist, um sogleich das Glas wieder umzukehren, vom Mittage ab alle Stunden bis zum Abendessen, also im Sommer von zwölf Uhr des Mittags an bis zehn Uhr des Abends, wissen, und stellt man sie des Morgens früh, wenn man aufsteht, und eine Uhr eine bestimmte Zeit voll schlagen hört, wieder, indem man das Glas umkehrt, so daß der Sand oben kommt, und durch das Löchlein rinnt, so kann man sie wieder bis Mittag benutzen, wenn man das Umwenden des Glases nicht vergißt; ja man kann selbst halbe und Viertelstunden daran erkennen, wenn man das Auge geübt hat, nach dem Ausrinnen des Sandes die Zeit zu beurtheilen, also wenn ungefähr $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ oder $\frac{3}{4}$ davon durchgelaufen ist, auch es so viel in der Zeit ist, und besonders wenn man sich ein kleines Papier täglich bei der Sanduhr oder dem Stundenglase hinlegt, und darauf die Stunden des Tages vermerkt, und jedesmal dabei einen Strich macht, wenn man die Uhr oder das Stundenglas umkehrt, also eine Stunde abgelaufen ist, man irrt dann auch nicht in der Zeit. Dieses sind nur Vorkehrungen da, wo man keine andere Uhren hat; da aber diese, besonders die Wanduhren, jetzt wohlfeil genug sind, so bedarf man eines Stundenglases nicht mehr oder doch nur selten im Zimmer, es müßte denn geschehen, um sich von dem richtigen Ablaufen einer Stunde zu überzeugen, gegen Wand- oder Taschenuhren, die immer nach ein Paar Tagen in der Zeit, um funfzehn, zwanzig und mehrere Minuten von einander differiren oder abweichen. Da nun dieses bei einem Stundenglase, wenn man den dazu brauchbaren Sand gefunden hat, vielleicht nicht der Fall ist, so würde man die übrigen

Uhren nach demselben stellen können. Man müßte freilich auch hier den Sand nach einigen Wochen erneuern, da er durch das immerwährende Durchlaufen seine Consistenz oder seinen Körnergehalt verlieren, und dann, als Staub, weit schneller durchlaufen würde. Auf ähnliche Art hat man auch Wasserstundengläser.

Stundenknecht, bei den Römern, s. Th. 41, S. 337.

Stundenkraut, eine Art des Lotusklee, Lotus Linn.

Stundenkreis, sowohl der Kreis mit den verzeichneten Stunden auf den Wand- und Taschenuhren, das Zifferblatt, als auch die einen Kreis oder Reif von Messing bildenden Nürnberger Sonnenuhren.

Stundenkreuz, in der Gnomonik, eine Sonnenuhr in Gestalt eines Kreuzes, welches durch den eigenen Schatten, ohne Hülfe eines Zeigers, die Stunden anzeigt. Dergleichen Sonnenuhren sind bequem in einem Garten auf der Sonnenseite aufzustellen.

Stundenlang, Bei- und Nebenwort, in der vertraulichen Sprechart, eine oder mehrere Stunden dauernd. Stundenlang auf etwas warten. Ein stundenlanges Gebet 2c.

Stundenlinie, in der Gnomonik, eine Linie, welche den Schatten des Zeigers in einer Sonnenuhr zu einer gegebenen Stunde erreichen muß. Das vornehmste Stück bei der Verfertigung einer Sonnenuhr ist: die Stundenlinien recht einzutragen wissen. — In der Markscheidekunst wird die Mittagslinie die Stundenlinie genannt, weil die Stunden oder Theile des Zirkels von derselben an gezählt werden.

Stundenlehrer, ein Lehrer, welcher seinen Unterricht nach Stunden bezahlt bekommt, wie alle Privatlehrer, welche den Unterricht im Hause der zu Unterrichtenden geben, als Sprach-, Musik- und andere Lehrer. Ein Mehreres hierüber, s. unter Volkserziehung und Volksunterricht, in V.

Stundenrad, beim Uhrmacher, dasjenige Rad, wel-

ches den Stundenzeiger herumführt, und in zwölf Stunden einmal herumkommt. Es hat zweiundsiebzig Zähne und wird durch ein Getriebe von sechs Stöcken in Bewegung gesetzt, so daß allemal bei dem sechsten Zahne der Stundenweiser eine Stunde anzeigt. S. Stundenzeiger.

Stundenring, Stundenzirkel, an einer Erd- oder Himmelskugel (Circulus horarius), s. Th. 54, S. 550. — Beim Uhrmacher, der Ring oder Kreis auf einem Zifferblatte; s. oben, Stundenkreis.

Stundenrufer, derjenige, welcher die Stunden der Nacht ausruft, der Nachtwächter; auch der Thurmwächter hat diese Verrichtung. In den Mohamedanischen Ländern müssen die Muessins oder öffentlichen Ausrufer alle vier und zwanzig Stunden fünfmal die Minarets bei den Moscheen besteigen, und das Volk zum Gebete rufen, weil bei den Mohamedanern keine Glocken gebräuchlich sind.

Stundensand, Uhrsand, der Sand, wie er in den Stunden- oder Sanduhren gebräuchlich ist.

Stundensäule, eine Sonnenuhr in Gestalt eines Cylinders, von welcher man zweierlei Arten hat, einige stehen aufgerichtet, die andern sind aber gegen den Horizont gebogen.

Stundenscheibe, Eisenscheibe, s. Th. 10, S. 691, und unter Markscheidekunst, Th. 84, S. 538 u. f.

Stundenschuh, der dritte Theil von der Länge eines Penduls, welches seine Oscillation in einer Sekunde zu Ende bringt. Hugenius hat die Länge desselben zuerst bestimmt und gefunden, daß er sich zum Pariser Fuß verhält wie 881 zu 864. Er schätzt nämlich die Länge des Penduls drei Pariser Fuß und acht und eine halbe Linie. Er glaubt, durch Bestimmung dieses Fußes ein allgemeines Maaß gefunden zu haben, dessen eigentliche Größe an allen Orten leicht bestimmt werden kann. Da man aber nach der Zeit erfahren hat, daß die

Schwere nicht an allen Orten der Erde gleich groß ist, und also ein Pendul von gewisser Länge nicht an allen Orten gleich geschwinde oscilliren kann, so fällt der angegebene Nutzen des Stundesschuhes weg.

Stundenschlag, der Schlag der an den Wand- und Thurm- ꝛc. Uhren angebrachten Glocke, wenn eine Stunde voll ist, auch zugleich die Zahl der Glockenschläge; s. unter Glocke, Th. 19.

Stundenseiger, s. Stundenzeiger.

Stundenstab, wird derjenige Stab genannt, worauf eine Sonnenuhr verzeichnet ist.

Stundenstaffel, an den Schlaguhren, beim Uhrmacher, eine in zwölf Theile oder Staffeln nach Schneckenzügen ausgeschnittene Scheibe, durch welche die zwölf Uhrschläge abgemessen werden. S. auch den Art. Stundenrad.

Stundenstellung, Nativitätstellung, s. unter Leichtgläubigkeit, Th. 74.

Stundentafel, in der Astronomie oder Schifffahrt, berechnete Tafeln aus der beobachteten Sonnenhöhe die Stunde jedes Tages zu finden.

Stundentransporteur, beim Markscheider, ein Instrument, welches man zu dem Zulegen der Linien, welche man durch die Stundenscheiben abgenommen hat, gebraucht. Es besteht aus einem messingenen um das Centrum ausgeschnittenen Zirkel, welcher vier Zoll im Diameter hat, und wie die erste und zweite Art der Stundenscheibe, folglich wie der Setzkompaß in Stunden eingetheilt ist. Zuweilen macht man einen solchen Stundentransporteur nur aus einem halben Zirkel; da aber darauf nicht alle vier Weltgegenden befindlich sind, so kann man leicht Mitternacht für Mittag nehmen, deshalb macht man lieber einen ganzen Zirkel; s. auch unter Markscheidekunst, Th. 84, S. 540 u. f. den Art. Catageolabium.

Stundenthierchen, Ephemera horaria, s. Tagesthierchen, unter T.

Stundenuhr, s. unter Uhr.

Stundenweiser, s. Stundenzeiger.

Stundenwerme, bei den Schweizern, ein feistes Mus, welches die Sennen auf dem Alpengebirge zuzurichten wissen, wenn sie sich, oder ihren Gästen, die sie besuchen, etwas zu Gute thun wollen. Es wird aus Nidel, Mehl und Eyern, wenn sie deren einige bei der Hand haben, bereitet; Andere nehmen Butter, Mehl und Ziger.

Stundenzeiger, Stundenweiser, Stundenseiger, beim Uhrmacher, der Zeiger, der an einer Uhr auf dem Zifferblatte die Stunden anzeigt. Er ist nach Beschaffenheit der Uhr von Stahl, Messing, Gold oder Silber verfertiget, und dabei einfach oder zierlich gearbeitet. Es ist ein nach einem Herzen künstlich durchbrochenes Blech, das vorn eine Spitze hat, welche die Stunden zeigt. Dieser Zeiger geht in zwölf Stunden um die ganze Uhrscheibe oder das Zifferblatt einmal herum, und wird von dem Wechsel durch das daran befindliche Stundenrad bewegt. Es greift nämlich ein Getriebe, welches mit dem Wechsel auf einem Zapfen sitzt, in die Zähne des Stundenrades, und auf der Spitze des Rohrs des Stundenrades steckt der Stundenzeiger. Wenn das Getriebe, welches wie der Wechsel in einer Stunde umläuft, sechs Triebstöcke hat, so muß man dem Stundenrade zwei und siebzig Zähne geben, denn $6 \times 12 = 72$, weil der Stundenzeiger in zwölf Stunden nur einmal herumkommt. Der Reibungen wegen berührt sich das Stundenrad und ein anderer angebrachter Wechsel nicht unmittelbar, sondern sie sind durch einen Kloben von einander abgesondert. Das Rohr dieses Wechsels durchbohrt den Kloben; man könnte zwar, wie oft bei schlechten Uhren geschieht, das Rohr des Stundenrades, worauf dieses sitzt, auf das Rohr des Wechsels unmittelbar stecken, da aber der Letzte schnell, das Stundenrad

aber langsam umläuft, und da die Bewegung dieser beiden Räder eine entgegengesetzte Richtung hat, so verursacht dieses eine starke Reibung; daher wird in den Kloben ein besonderes Rohr eingezapft, in welchem das Rohr des Stundenrades wechselsweise läuft. Dagegen schiebt man das Rohr des Stundenrades ohne weitere Befestigung auf das Rohr des Klobens. Auf diese Art sondert man das Rohr des Wechsels und des Stundenrades ab. Da nun vermöge der oben gedachten Eintheilung der Stöcke des Getriebes und der Zähne des Rades dieses in zwölf Stunden einmal herungeht, so führt es auch den Zeiger mit herum, und dieser trifft bei dem Umgange des Rades allemal bei dem sechsten Zahne auf eine auf dem Zifferblatte bemerkte Stundenzahl, und zeigt solche an. Man kann den Stundenzeiger, wie den Minutenzeiger, ohne sonderlichen Schaden rückwärts oder vorwärts drehen, um die Uhr damit nach Gefallen zu stellen. In den Taschenuhren ist dieses im Kleinen eben so eingerichtet, und das Weiserwerk verrichtet hierselbst den Mechanismus, und beide, der Stunden- und Minutenzeiger, thun ihre Wirkung nach einerlei Grundsätzen der mechanischen Einrichtung der großen Uhren. — Der Stundenzeiger, Horoscopium, ist in der Mathematik auch ein Instrument in der Gestalt einer runden Scheibe, auf deren einen Seite die Länge des Tages und der Nacht an jedem Orte erkannt wird, auf der andern sind dagegen die Zirkel beschrieben, die man sich an der Himmelskugel vorstellt, nebst andern, die zur Erkenntniß der Stunden dienen.

Stundenzirkel, Circuli horarii, in der mathematischen Geographie und Astronomie zwölf Zirkel, welche durch die beiden Weltpole gehen und den Aequator in vierundzwanzig gleiche Theile theilen, und zugleich die astronomischen Stunden bezeichnen. — Auch eine Sonnenuhr, welche einen runden Kreis oder Zirkel von Messing bilden, führt den Namen Stundenzirkel.

Stündig und **Stündlich**, sind Bei- und Nebenwörter, wovon das Erste eine Stunde dauernd, und das Andere zu allen Stunden bezeichnet, ingleichen von Stunde zu Stunde. Wir erwarten ihn stündlich, das stündliche Gebet.

Stunk, Viverra putorius, s. unter Zibetthier, in Z.; auch der Iltis, Mustela putorius, s. Th. 29, S. 465, führt diesen Namen.

Stunt, s. den Art. Wallfisch, in W.

Stunze, ein nur in einigen Gegenden übliches Wort, eine Art eines Gefäßes zu bezeichnen, welches wahrscheinlich dasselbe ist, welches unter dem Namen einer Stande am bekanntesten ist.

Stupfen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches im Hochdeutschen unbekannt, und nur im Oberdeutschen gangbar ist, mit einer stumpfen Spitze stoßen, ingleichen mit einer jeden Spitze stechen. Er stupfte den König, 3. Macc. 5, 12, er stieß ihn mit dem Finger oder der Hand an, ihn aufzuwecken, im Griechischen ἐνύξε. Ein Pferd mit der Spießgerte stupfen. Einen Ochsen stupfen, mit der Stachel anstoßen. Mit Nadeln stupfen, stechen, lauter Redensarten, welche im Oberdeutschen üblich sind. Der Stupfel, ein Treibestachel, Stimulus. Es ist mit dem Niedersächsischen stippen, und dem Hochdeutschen dupfen, tippen, genau verwandt, und ahmet zunächst den Laut des Stoßens oder Stechens mit einer stumpfen Spitze nach.

Sturm, in Hinsicht der Sprache, nach Adelung, ein Wort, welches ein heftiges, mit Gewalt verbundenes Getöse durch seinen Laut nachahmet, und daher auch ehemals von jedem heftigen Getöse, ja von einer jeden heftigen Bewegung gebraucht wurde, wie es noch in den Monseeischen Glossen durch motus und strepitus gegeben wird. Auch noch jetzt ist es in dieser Bedeutung gangbar, ein mit heftiger Gewalt verbundenes oder von

derselben verursachtes Getöse zu bezeichnen. Die Herde Säue stürzte sich mit einem Sturme in das Meer. Matth. 8, 32. Ein Hagelsturm, Wassersturm. Es. 28, 2, brausender Hagel, tobendes Wasser. Mit einem Sturme gelaufen kommen, besonders von mehreren Individuen oder Personen. Sie zogen im Sturme daher, die Kriegesvölker. Die stürmende Schaar. Aus heiliger Stille auf die Stürme der niedrigen Erde heruntersehen. 1. Ein hoher Grad des Windes, dessen höchster Grad ein Orkan genannt wird; ein Sturmwind, in einigen Gegenden auch Windsturm, obgleich dieses nur einen heftigen Anfall, Stoß oder Sturz des Sturmes bedeutet. Ein großer Sturm, ein heftiger Sturm. Es entstand ein Sturm; es erhob sich ein Sturm. Die Stürme wüthen, toben. Ingleichen figürlich. Der auffahrende Sturm einer Leidenschaft. Ein Herz, welches von dem Sturme einer getheilten Liebe hin und her getrieben wird. Wodurch wollen sie den Sturm abwenden, dem Sturme gebieten, der uns bedrohet. Wenn es Niemand wagen will, sich dem Sturme Preis zu geben, so will ich es thun (Gell.). Was für ein finstrer Sturm droht meiner Zärtlichkeit! (Weiße.) — 2. Das Getümmel mehrerer in heftiger und gewaltsamer Bewegung befindlicher Personen. Da sich aber ein Sturm erhob der Heiden und der Jüden. Apost. 14, 5. Sturm läuten, mit einer Glocke das Zeichen eines entstehenden Feuers geben, um Alles zur eilfertigen Löschung dadurch aufzufordern, stürmen. Der Haufe rannte mit einem Sturme daher, stürmte daher. Mit einem Sturme an die Mauer laufen, in der Deutschen Bibel. In einigen Oberdeutschen Gegenden sagt man auch ein Sturm Leute, Buben, ein Haufe in hef-

tiger Bewegung befindlicher Personen, wohin ohne Zischlaut auch die Lat. Turba und Turma gehören. Eben daselbst ist ein Sturm Vögel, ein Flug oder Strich, soviel als ihrer zugleich Auffliegen. Besonders, der mit einem solchen Getöse verbundene gewaltsame Angriff Mehrerer; daher war Sturm auch ehemals soviel als der Krieg, ingleichen ein Gefecht, Treffen. Zu Sturme reiten, in das Feld, in den Krieg. Jetzt braucht man es nur noch von dem gewaltsamen Eindringen in einen festen und vertheidigten Ort. Sturm laufen, stürmen, einen festen Ort oder einen Theil desselben gewaltsam zu ersteigen und zu erobern suchen. Im mittlern Lat. Turmatus, Ital. Stormo. Eine Stadt mit Sturm einnehmen oder erobern, mit stürmender Hand. Die Belagerten schlagen den Sturm ab, wenn sie die Stürmenden zwingen abzulassen. Sturm schlagen, blasen, oder zum Sturme schlagen, blasen, das Zeichen zum Sturme mit der Trommel oder Trompete geben. Die biblische Redensart: den Sturm anlaufen, ist nicht üblich. Ingleichen figürlich: Was für einen Sturm haben sie auf meine Seele gethan? Was für einen heftigen Angriff?

Der Sturm, Procella, Tempestas; Fr. la Tempête, l'Orage; Engl. the Storm, in der Physik oder Naturlehre, eine sehr heftige Bewegung der Luft. Wie bekannt, ist die Luft leicht, und wenn sie nicht ungewöhnlich bewegt wird, so gelinde, daß sie dem schwächsten Körper, worauf sie stößt, einem Grashalme, selbst einer Feder ausweicht, und Letztere sanft zur Erde sich senken läßt, wenn sie irgend einem Vogel aus dem Gefieder entschlüpft ist. Seifenblasen senken sich nieder, wenn sie aus einer Tabakspfeife geblasen werden. Sie ist ferner so fein, und hat so wenig Consistenz, daß sie auch dem schärfsten Auge unsichtbar ist, das heißt, in dessen Nähe, in der Entfernung und gegen den Himmel

gerichtet, erscheint sie bei hellem heitern Wetter blau. Wir können uns frei durch dieselbe bewegen, ohne ihren Druck, den sie von allen Seiten auf uns thut, noch ihren Widerstand, wenn wir sie bei der Bewegung unseres Körpers, oder seiner Gliedmaßen, durchschneiden, zu empfinden, wozu freilich auch die Form unseres Körpers, so wie der Körper der Thiere, beiträgt; denn die gerundete säulen- oder walzenartige Form läßt sie immer von den Seiten wieder abstreifen, und sie würde bei jeder Bewegung noch weniger auf uns einwirken, wenn dieses unsere Bekleidung zuließe, besonders die Mäntel 2c., worein sich der Wind leicht setzen und so unsere Bewegung aufhalten kann (S. auch den Art. Luft, Th. 87, S. 250, und 254 u. f.). So fein, unsichtbar und unmerklich nun auch die Luft ist, so daß sie auch dem schwächsten Körper fast unfühlbar wird, ein Grashalm sich nicht in derselben bewegt, so fühlbar kann sie aber auch werden und eine solche Kraft oder Stärke annehmen, wenn sie bis zum Sturme bewegt wird, daß nichts vermögend ist, ihrer Gewalt zu widerstehen; denn sie wirft dann Alles, was ihr in den Weg kommt, oder worauf sie stößt, zu Boden, oder reißt es mit sich fort, und selbst der Mensch würde ihrer Kraft nicht widerstehen können und mit derselben fortgerissen werden, wenn ihn nicht der Bau seines Körpers einigermaßen schützte, so daß er sich nur immer nach dem heftigen Winde oder Sturme schräge zu drehen hat, damit sein Körper eine scharfe Linie bildet oder macht, woran der Sturm abgleitet, und er in demselben, wenn gleich mühsam und mit Kraftanstrengung, seinen Weg fortsetzen kann, dagegen die stärksten Bäume vom Sturme entwurzelt oder zerbrochen, Dächer der Gebäude abgedeckt, oder sie wohl selbst in Trümmer gestürzt werden; Mühlen, aufgeschichtetes Brennholz, kurz Alles, was er auf seinem Wege findet, reißt er mit sich fort, und eben so wüthet er auch auf der See oder auf dem Meere. Er zerbricht

die Masten der Schiffe, und zerreißt Taue und Segel, ja er versenkt die Schiffe selbst mit Menschen und Gütern in den Abgrund, oder zerschellt sie an den Klippen oder Gestaden des Meeres, treibt sie auf Sandbänke rc. Zum Sturme erhoben thürmt die Luft Welle auf Welle an den Ufern hinan, bricht durch die Seedämme oder treibt die Fluthen darüber hin, und überschwemmt Dörfer und Städte, die dahinter liegen, gleich einer Sündfluth; sie hält die größten und schnellsten Ströme in ihrem Laufe auf, und macht, daß sie aus ihren Ufern treten und ganze Gegenden verwüsten, die fruchtbarsten Landstriche versanden, die erst nach langer Zeit wieder urbar gemacht werden können. Da sich nun die Winde nicht immer gleich sind, sondern zuweilen eine gleichförmige, zuweilen auch eine ungleichförmige Bewegung haben, so gehen sie oft in einer Sekunde kaum zwölf Fuß fort, dagegen können Stürme an achtzig und hundert Fuß in einer Sekunde zurücklegen. Um nämlich die Stärke und Geschwindigkeit des Windes zu messen, hat man verschiedene Werkzeuge erfunden, die man Anemometer oder Anemoscop nennt, die aber noch nicht den gehörigen Grad der Vollkommenheit erreicht haben. Hier entsteht nun die Frage: Woher erhält die im ruhigen Zustande kaum fühlbare Luft eine solche Kraft oder Gewalt? Was macht, daß sie sich in einem engen Kreise herumdrehet und einen Wirbel bildet, oder einen geraden Strich fortzieht, der bisweilen nur eine geringe Breite hat, oft aber auch über ganze Länder und Meere sich erstreckt? Was ist ferner die Ursache, daß der Sturm oft vom Anfange bis zu Ende gleich stark und ohne Absätze fortbläset, und bald nur Stoßweise tobt? Bis jetzt ist man in der Naturkunde noch nicht so weit gekommen, um einen sichern unbezweifelbaren Aufschluß darüber geben zu können, obgleich wir der Sache schon um Vieles näher gerückt sind, das heißt, in der Theorie der Winde schon

Manches gethan haben, obgleich sie noch immer entfernt von ihrer Vollkommenheit ist, da man leicht gewahrt, daß die Ursachen der Winde vielfach seyn müssen, indem jeder Umstand, der nur immer das Gleichgewicht der Luftsäule stört, hierher gerechnet werden kann, worunter jedoch Erwärmung und Erkältung die vornehmsten sind, und auch von Allen, die über die Theorie der Winde geschrieben haben, als solche betrachtet werden. Aber schon diese Ursachen wirken auf eine überaus mannigfaltige Art, und dann giebt es außer ihnen noch so viele andere, welche zur Erzeugung und Abänderung der Winde beitragen. — Mehrere Physiker nehmen folgende Ursachen zur Hervorbringung oder Erzeugung der Winde und Stürme an: 1) eine starke Verdünnung der Luft; 2) eine Verdickung oder Zusammenpressung derselben; 3) einen heftigen Druck der Wolken, ein Erweitern und Zusammenpressen derselben durch die Elektricität, wozu auch der Blitz gehört, und 4) durch Aufsteigen der Dünste und Herabfallen des Regens. Was die erste Ursache der Sturmwinde betrifft, so wird man leicht einsehen, daß eine verdünnte Luft einen weit größern Raum, als sie vorher einnahm, nöthig hat; um sich einen solchen zu verschaffen, stößt sie die angrenzende Luft entweder von allen Seiten oder nur von der Seite, wohin sie ihre Richtung aus unerklärlichen Ursachen nimmt, vor sich weg, und die weggedrängte oder weggestoßene Luft treibt nun auch diejenige, welche sie vor sich findet, oder die ihr im Wege steht, weiter. Je größer und anhaltender also die Rarefaktion oder Verdünnung der Luft ist, um so heftiger und anhaltender ist auch dieses Fortstoßen der Luft, wodurch der Sturm verursacht wird. Die Verdünnung der Luft geschieht durch die Hitze, nicht nur der Sonne, sondern auch der Blitze und anderer elektrischer Materien, welche sich in der obern Luft entwickeln. Auch bemerkt man solches bei anhaltend heißen Tagen im Som-

mer, daß immer nach mehreren Tagen großer Hitze sich ein Sturm erhebt, und stets eine gewisse Zeit anhält, also von der zu großen Ausdehnung oder Verdünnung der Luft herrührt. Die Sonnenhitze ist zwischen den beiden Wendezirkeln und den zunächst angrenzenden Ländern am stärksten, daher erregt sie daselbst auch die heftigsten Stürme von Seiten des Aequators her. So giebt es in Aegypten oft so heiße Südwinde, daß man fast keine Luft schöpfen kann, wozu der Samum und Harmattan, auch wohl der Chamsin, gehören. Sie erregen schädliche Wirbelwinde, die so viel Sand in die Höhe treiben, daß der Himmel mit Wolken bedeckt zu seyn scheint, und der alle Versuche, das rothe Meer mit dem Nilflusse und dem Mittelländischen Meere durch einen Kanal zu vereinigen, jedesmal vereitelt hat; ja in der Sahara oder der Wüste Afrikas thürmt der Sturm oft den Flugsand zu Bergen auf, worunter Alles begraben wird. Wie aus der Geschichte bekannt, erfuhr dieses in Aethiopien der Persische Cambyses, welcher daselbst ein Heer von 50,000 Mann verlor, das er nach der Eroberung von Aegypten, um die Ammonier zu bekriegen und ihren berüchtigten Götzentempel zu zerstören, dahin abschickte; denn nach einigen Tagereisen in der Wüste erhob sich ein Sturm von Mittag her, welcher das ganze Heer mit heißem Sande überschüttete und darunter begrub; ein Schicksal, welches vielen Reisenden in den Afrikanischen Wüsten widerfährt. Auch die herrlichen Denkmäler Aegyptischer Vorzeit, die Pyramiden mit der Sphinx, liegen zum Theil im Sande begraben, welchen die Stürme rund herum aufgethürmt haben, das uns Pococke, und auch in neuester Zeit Denon in ihren Reisebeschreibungen berichten. Diesen schädlichen Sturmwind, Samum genannt, findet man auch in Asien, und hier besonders in Persien, Afghanistan und Kabul; zuweilen weht er auf der Ebene von Peschawer, in Badschaur, und in dem Thale des Kabul-

flusses des zuletzt erwähnten Reiches mit solcher Heftigkeit, daß derjenige, der von ihm ergriffen wird, nach Mountstuart Elphinstone*), welcher diese Länder im Jahre 1808 als Englischer Gesandter an den König von Kabul besuchte, einen augenblicklichen Tod findet. Der Unglückliche soll sinnlos niederfallen und ihm Blut aus Nase, Mund und Ohren brechen. Dieser Sturm soll nur in nackten Gegenden wehen, und nie mehr, als fünf Minuten zu gleicher Zeit dauern. Seine Annäherung soll sich durch einen eigenthümlichen Geruch verrathen, der dem, der damit bekannt ist, eine hinreichende Warnung giebt, sich in Sicherheit zu setzen, bis dieser Sturm vorüber ist. Das Leben der Unglücklichen, die von diesem Winde ergriffen werden, soll man zuweilen retten, wenn man starken Essig anwendet, oder den Körper in Wasser taucht. Die Leute in den Oertern, wo der Samum häufig ist, essen Knoblauch und reiben ihre Nasen und Lippen mit demselben ein, wenn sie in der Sonnenhitze ausgehen, um sich vor der Gefahr des Samums zu schützen. Dieser Sturm stürzt Bäume auf seinem Zuge um, und man will ihm auch die Wasserscheu zuschreiben, von der die Wölfe, Schakale und Hunde in einigen Theilen des Landes befallen werden. Nach Thevenot soll er zu Balsora im Jahre 1665 viertausend Menschen getödtet haben. Texeira traf ihn zwischen Balsora und Alkaisar noch am siebenten September so heiß an, daß er und seine Reisegefährten kaum Athem schöpfen konnten, und mehrere Kameele vor Hitze und Durst umfielen. In Arabien und auf dem rothen Meere stürmt er eben so sehr, und führt so viel Sand mit sich, daß Viele die Meinung hegen, daß das Meer mit der Zeit von solchem häufigen

*) Geschichte der Englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul im Jahre 1808 rc., von Mountstuart Elphinstone. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich Rühs. Bd. I. Weimar, 1817. S. 221, 222.

Sande werde angefüllt und ganz versandet werden, weil es unmöglich ist, ihn wieder wegzuspülen, so stark auch die Fluth sey. Ueberhaupt erstreckt sich der Samum, den die Türken Samyel nennen, in Asien über die Wüsteneyen zwischen Basra, Bagdad, Haleb und Mekka, über das steinige Arabien längs der Küste des Persischen Meerbusens, auch in die Gegenden des Tigris; er dringt ferner in Indien bis nach Surate ein. Viel seltener ist er im glücklichen Arabien, obgleich er auch da zuweilen seine traurigen Wirkungen zu äußern pflegt. Palästina ist ihm am wenigsten ausgesetzt, weil es alle Morgen von einem westlichen Seewinde erfrischt wird, und dennoch sollen sich einmal an 30,000 Einwohner jener Gegend vor ihm in die Höhle von Adullam bei Thekon geflüchtet haben. Dieser heftige Wind oder Sturm herrscht nur in diesen Ländern in den Monaten Junius, Julius und August, wenn die Hitze am größten ist. Er erhebt sich zu Zeiten auch des Nachts, allein am Tage ist er am heftigsten und gefährlichsten, jedoch nur auf dem Lande ist er tödlich, nicht auf der See, selbst nicht, wenn er über einen Fluß streicht; denn hier hat er gänzlich seine Bösartigkeit verloren, wahrscheinlich, weil das Wasser (die aus dem Wasser aufsteigenden Dünste) ihm die verzehrende Hitze gleich benimmt. Wenn sich dieser Sturm plötzlich und unversehens erhöbe, so würde Alles, was ihm in den Weg käme, unvermeidlich ein Opfer seiner tödtenden Kraft werden; so hat aber die wohlthätige Vorsehung dafür gesorgt, daß er stets durch gewisse Vorboten angekündiget wird. Der Himmel röthet sich nämlich an der Seite, wo er herkommen will; auch bemerkt man eine gewisse Bewegung in der Luft; man hört in der Entfernung ein heftiges Brausen, auf welches er sich bald nachher einstellt. Die Eingebornen sind daher mit diesen Anzeigen seiner Ankunft vertraut. Nach der Versicherung von einigen Personen, will man bei diesem Winde Feuerstrahlen, wie Haarbü-

schel, bemerkt haben, und daß derjenige, welcher dergleichen einathme oder verschlucke, immer verloren sey. Der Gang dieses Sturmes ist wirbelartig; er dauert nie über eine Viertelstunde, und verstattet daher Jedem vor seiner Ankunft sich in Sicherheit zu setzen. Man hüllt den Kopf schnell in ein leinenes Tuch, legt sich der Länge nach auf die Erde, und versteckt das Gesicht in den Staub, bis er vorüber ist. In dieser Lage verursacht das gehinderte Athmen die größte Beschwerlichkeit. Das Uebel geht aber noch weiter; denn bei einem sehr heftigen und etwas anhaltenden Sturme scheinen auch diese Sicherungsmittel unkräftig zu seyn, weil sonst nicht zu begreifen wäre, wie so mancher Eingeborne ihm erliegt, da er doch sogleich das gewöhnliche Rettungsmittel anwenden könnte. Der Engländer Yve, der die Reise von Ostindien nach Europa zu Lande gemacht hat, sagt Folgendes über den Samum (s. Dr. Linds Versuch über die Krankheiten der Europäer in den heißen Ländern): „Die Samyels sind Wirbelwinde, welche die Reisenden zuweilen um die Mitte, oder gegen das Ende des Junius, öfters aber im Julius und August zu fürchten haben. Sie tödten unvorzüglich jeden Menschen und jedes Thier, das ihnen in den Weg kommt; aber glücklicher Weise wird man von ihrer Annäherung durch eine gewisse merkliche Veränderung der Luft benachrichtiget. Man kann sich auf diese Anzeige sicher verlassen, sie ist aber nur kurz. Sobald man sie wahrnimmt, muß man sich gleich mit den Kameelen oder Pferden platt auf die Erde legen, und die Füße nach dem Winde hinkehren, welches das einzige Mittel sein Leben zu retten ist; denn dieser pestilenzialische Dunst streicht schnell vorüber, auch verbreitet er sich nicht über einen großen Raum, sondern bildet einen enge zusammengepreßten Strom, so, daß mehrere nicht weit von einander entfernte Reisende von verschiedenen dieser Luftströmungen geplagt werden können. Man kann sich auch vor ihnen

dadurch schützen, daß man zu den Zeiten, da sie wehen, des Nachts reiset. Nach Linds Versicherung soll ihre Wirkung sehr schwach seyn, wenn sie über pflanzenreiche Gegenden wehen." — Die Zufälle, welche dieser Sturmwind auch hier erregt, sind schrecklich; er tödtet so schnell, daß die Getödteten kaum noch Zeit haben zu sagen: daß in ihrem Innern ein Feuer wüthet, welches sie verzehrt. Alle innern Theile des Körpers sind, besonders bei sehr ermüdeten Personen, fast im Augenblicke zerlegt oder aufgelöset. Der unsägliche Schmerz, den dieses verzehrende Feuer erregt, macht, daß die Kranken den Mund offen halten, und in einer Raserey sterben müssen. Zuweilen fließt ihnen nach Verlauf einiger Stunden das Blut aus Nasen und Ohren; die Leichen bleiben lange warm, und werden braun und blau. Man weiß eigentlich noch nicht, wie weit sich seine Wirkung auf die Thiere erstreckt. Es ist möglich, daß ihnen der Schöpfer als vernunftlos, ein Vorgefühl gegeben hat, um sich in Sicherheit zu setzen. Einige behaupten, daß nur die behaarten Thiere wegen der starken Bedeckung ihres Körpers vor ihm gesichert wären; man darf aber glauben, daß die Thiere deswegen weniger von ihm leiden, weil sie seine Annäherung früher empfinden, und sich durch diesen lebhaften Instinkt zeitig genug vor ihm in Sicherheit setzen können. So sollen die Pferde und Kameele den Kopf gegen die Erde hängen lassen, wenn sich der Samum einstellen will, durch welche Vorsicht er dann weiter keinen Einfluß auf sie hat, als daß er ihnen ein heftiges Zittern verursacht, einen starken Schweiß austreibt, und sie äußerst ermüdet. Es ist daher wohl möglich, daß sie, ohne diese Vorsicht, auch von ihm zu Grunde gerichtet werden können. Man hat noch nicht die Einflüsse untersuchen können, die dieser Wind auf die Gewächse hat, indem er die Karavanen gewöhnlich in ganz dürren und sandigen Wüsteneyen überrascht; Indessen hat man Grund genug zu vermuthen, daß er

auch ihnen nachtheilig seyn wird. Man weiß wenigstens, daß der Sirocco, der die größte Aehnlichkeit mit dem Samum hat, Gras und Kräuter dergestalt zusammen welken macht, daß sie sich zu Pulver reiben lassen, wenn sie kurz vorher noch ganz frisch und saftig waren. Auch über das Wesen dieses Windes, seine tödtende Eigenschaft, ist man nicht gehörig unterrichtet, oder kennt man den Ursprung nicht, obgleich auch hier viele Vermuthungen umgehen. Es giebt z. B. in Persien mehrere giftige Gewächse, so ist z. B. die Lorbeerrose (Rhododendron nerium) daselbst sehr gemein, und man will behaupten, daß der Samum einen Theil seines ätzenden Wesens von den flüchtigen Bestandtheilen jenes Gewächses, die er bei sich führt, erhalten habe. Indessen scheint dieses wohl zu weit hergeholt zu seyn; denn diese Pflanzentheile können eine solche auflösende Wirkung auf den Körper nicht äußern. Diese Frage scheint aber wichtiger: wo jene Flammen herkommen, die man bei diesem Winde bemerkt haben will, und die eine wahre Entzündung voraussetzen? Wollte man hier auch annehmen, daß sich schweflichte Ausdünstungen durch warme Winde entzünden könnten, so scheint es wieder nicht recht wahrscheinlich, daß eine bloße feuchte Luft hinlänglich seyn sollte, ein wirklich flammendes Feuer auszulöschen, und gleichwohl ist schon oben angemerkt worden, daß man von diesem Winde über dem Wasser nichts zu befürchten habe. Man hält es deshalb für weit glaublicher, daß jenes bei dem Winde sich zeigende Feuer von elektrischer Natur sey; denn so viel weiß man gewiß, daß der Schwefel in den Gegenden, wo der Samum seinen Ursprung hat, sehr häufig ist. Wenn also ein erhitzter Wirbelwind über solche Ebenen und Küsten wegstreicht, wo sich viel Schwefel findet, so kann er ganze Ladungen davon mit sich nehmen, und diese schweflichten Theile verursachen einen mehr oder weniger schädlichen Samum, je größer, oder geringer ihre Anhäufung ist. Es ist

nun ferner bekannt, daß der Schwefel zu denjenigen Substanzen gehört, die sich nicht allein durchs Reiben, sondern auch durchs Erhitzen elektrisiren, und so lassen auch die übrigen bei diesem Winde sich zeigenden Erscheinungen keinen Zweifel übrig, daß er von elektrischer Natur sey. Die elektrische Flüssigkeit leuchtet im Dunkeln, und wenn sie genugsam angehäuft ist, so zeigt sie sich auch selbst am Tage als ein sichtbares Feuer. Auch dieses Feuer erregt, so wie jedes andere, ein Geräusch, das mit seiner Stärke im Verhältnisse steht; es verursacht Hitze, riecht nach Schwefel, und wird durch die Feuchtigkeit vernichtet. Alles dieses bemerkt man auch beim Samum, und da die Wirkungen der Elektricität auf den menschlichen Körper so mannigfaltig sind, so darf man sich auch nicht wundern, daß dieser Wind so sonderbare Eindrücke auf die von ihm getödteten Personen macht; Eindrücke, die nicht mit denen übereinstimmen, welche der Blitz hervorbringt, unter dessen Gestalt sich die Elektricität am gewöhnlichsten zu offenbaren pflegt. Es kann aber auch seyn, daß der erhitzte, und heißen Sand mit sich führende Sturmwind gleich durch das Einathmen zerstörend auf die Lungen wirkt, und so dem Körper tödlich wird.

In dem Indianischen Meere zwischen Afrika und Indien bis an die Molukken, verursacht die Verdünnung der Luft im Junius, Julius und August auch heftige Stürme, aber diese kommen nicht, wie in Persien, Arabien und Aegypten, welche Länder diesseits des nördlichen Wendezirkels liegen, aus Süden, sondern aus Norden, weil die Sonne in solchen Monaten die Zeichen durchläuft, welche im Norden von Ostindien sind. Die nördlichen Länder von Amerika, deren Atmosphäre nicht so sehr erhitzt werden kann, haben nicht so starke Stürme. In Grönland sind sie am seltensten und schwächsten, und wenn sich daselbst welche ereignen, so kommen sie aus wärmern südlichen Ländern. Die Nord-

Ostwinde, welche hier vorkommen und über Eisfelder streichen, machen das Land sehr kalt. Die südlichen Provinzen Carolina, Georgien ꝛc. sind aber den Stürmen desto stärker unterworfen; am stärksten wüthen sie auf den Westindischen Inseln, die der Sonnenbahn noch näher liegen, und hauptsächlich in den heißesten Monaten, wo die Luft am meisten erhitzt und verdünnt ist. — Eine plötzlichere und heftigere Verdünnung der Luft geschieht durch Blitze und Entzündungen der Dünste im Luftkreise, wodurch also auch heftige Sturmwinde erregt werden. Man weiß ja, daß angezündetes Schießpulver die Luft heftig durchstößt, und eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Blitze, welches auch schon der Jesuit Dechales erzählt (Dechales l'Art de naviger I. 7, proposit. 21); denn als er 1644 kurz vor Weihnachten von der Insel Naxus nach Scio gefahren, und die Schiffsgesellschaft nicht weit von der Insel Nicaria in Ost-Nord-Ost einen Wetterstrahl wahrgenommen, so habe der Steuermann daraus einen starken Wind von der Seite her prophezeiet, der sich auch in weniger als einer Stunde Zeit eingestellt, und auf drei Wochen gedauert habe, und so sind auch die häufigen Stürme auf den Westindischen Inseln, wo es in den Sommermonaten fast jede Nacht blitzt, Folgen von Gewittern. Daher sind auch im Sommer die Stürme heftiger, als im Winter, weil im Sommer die Luft mehr Leiter ist, und also den Wolken den Weg erleichtert, sich zu entladen, oder weil die wässerigen Dünste der Wolken von der Sonne durch das Reiben an der Luft so lange idioelektrisch werden, und zu leiten aufhören, folglich sich zum Gewitter hinneigen, so lange die Luft von der heftigen Sonnenhitze verdünnt oder zu sehr ausgedehnt wird, und die ebenfalls sehr verdünnten, elektrischen Strömungen weder beherbergen noch überwältigen kann, die sich im Sommer gegen die kälteren Erdstriche hinziehen. Im Winter ziehen sich die Zwischenräume der Luft und aller

Körper von der Kälte dichter zusammen, folglich kann sich auch die elektrische Materie länger, ohne Ausladung, in den dichten Wasserwolken erhalten und im Schnee herabfallen; daher sind die Gewitter im Winter eine Seltenheit, aber wenn sie vorkommen, auch desto heftiger. Daß Gewitter heftige Stürme erzeugen, gewahrt man auch daraus, daß einem Ungewitter immer ein Sturm vorangeht, also die Luft gewaltsam vor demselben weggedrängt wird, und oft mit solcher Heftigkeit, daß der aus ihr erzeugte Sturm Bäume niederreißt und Dächer abdeckt. Die meisten und stärksten Stürme kommen von dem Meere her, da dort die elektrischen Niederschlagungen, besonders über den kalten Meeren, häufiger sind, als über dem festen Lande; daher sind auch im Mitteleuropa die heftigsten Stürme von Westen herkommend. Einer der fürchterlichsten Stürme war derjenige, der das Thal Lanzo, fünfundzwanzig Meilen von Turin, am 1sten Juny Vormittags gegen neun Uhr im Jahre 1789 traf, und die Thalbewohner von Forno di Groscavallo, Groscavallo, Bonzo, Mottera und Chialamberto in die traurigste Lage versetzte. Um die erwähnte Zeit, nach dem Grafen Amad. Ponsillon, als Berichterstatter, ließ sich zuerst der Donner in Begleitung eines sehr sanften Regens hören, und fuhr fort zu rollen, so daß die Zwischenzeiten etwa eine Minute betrugen. Wie dieses geschah, überzog sich der Himmel mit den dunkelsten und schwärzesten Wolken, und der Focus des Sturmes schien an der Seite der Gebirge Ongiassa und Pessetto zu seyn; auch kam der mit größter Heftigkeit wehende Wind von Mitternacht. Um zwei Uhr hallte das Thal von den schrecklichsten Donnerschlägen wieder, die immer mehr zunahmen, bis um zehn Uhr, und jetzt glaubten die armen Bewohner des Thals, daß der jüngste Tag wirklich vor der Thür sey. Blitz und Donner folgten jetzt mit solcher Heftigkeit, Stärke und Schnelligkeit auf einander, daß man fast gar keine Ab-

säße mehr unterscheiden konnte. Der Wind änderte seine Richtung mit jedem Augenblicke oder er hatte eigentlich gar keine Richtung mehr, sondern er machte Wirbel auf Wirbel. Der Regen verdoppelte sich mit der Finsterniß, und um eilf Uhr Morgens den 2ten Juny fingen ungeheure Felsenmassen an sich von den Gipfeln der Berge herab in die Thäler zu stürzen. Die oben erwähnten beiden Berge waren die Ersten, die auf solche Art erschüttert wurden, worauf ihnen die Berge Boscairola, Crosetto und Turrione sogleich nachfolgten. So wie diese Einsenkungen anfingen, bekam der Regen, der mit etwas Hagel gemischt, wie ein Strom herabschoß, eine röthliche Farbe. Ein Einwohner von Groscavallo hatte mitten im größten Schrecken noch die Fassung, eine beträchtliche Menge von diesem Wasser in einem Kruge aufzufangen. In diesem fand man am andern Morgen auf dem Boden eine ziemliche Portion Erde von eben der Farbe, wie man sie an den Gebirgsschichten bemerkte, von welchen die Ruinen herabgestürzt waren. Blitz, Donner, Regen, Sturm und Herabstürzung der Felsen dauerten mit gleicher Heftigkeit bis um zwei Uhr Nachmittags fort; dann erst ließ der Wirbelwind nach, und machte einem Mittagswinde Platz, der in Zeit von einer halben Stunde den Himmel von den schwarzen Wolken, die ihn bisher bedeckt hatten, reinigte, und sie nach der Seite der Gebirge Ongiassa und Pesetto hintrieb, von welcher sie hergekommen waren. Um halb vier Uhr war der ganze Horizont rein, und die Sonne ließ nun die Thalbewohner alle Verwüstungen in ihrer ganzen Schrecklichkeit sehen. Während des ganzen Sturmes, das heißt, seit dem ersten Juny von neun Uhr bis um drei Uhr des folgenden Tages hatte es in einem fort auf dem Gebirge Alvana, welches die Gegend von Turin von Moriana scheidet, und das Thal an der Westseite schließt, geschneiet. Die Einwohner von Forno di Groskavallo betrachte-

ten dieses als ein großes Glück, weil sie überzeugt waren, daß wenn statt des Schnees Regen gefallen wäre, ihre am Fuße dieser Gebirge liegenden Häuser der Macht des Wassers unmöglich hätten Widerstand leisten können, so wie auch überhaupt die Verwüstungen im Thale noch größer geworden seyn würden. Am zweiten Juni war die ganze Nacht der Frost sehr stark, selbst in den Dörfern; es fror sogar noch in den Nächten des dritten und vierten Juni, obgleich nicht so heftig. Ein Umstand verdient hierbei noch bemerkt zu werden, daß nämlich am letzten Mai die Kühe viel heftiger, als sonst, brüllten, und daß dieses bis zur völligen Beendigung des Ungewitters fortdauerte. Es befanden sich in diesen Tagen sehr wenige Maulesel in den Ställen, weil die mehrsten auf dem Markte von Lanzo waren; allein diejenigen, die sich zu Hause befanden, wieherten ebenfalls viel häufiger, als gewöhnlich. An den Hunden konnte man deshalb keine ähnlichen Beobachtungen machen, weil sich in dieser Gegend kein einziger befindet. Nach der Vermuthung des Grafen Ponsillon könne die Ursache jener Einsenkungen entweder in der großen Gewalt der Wasserströme, die sich mitten durch die Steinschichten einen Weg gebahnt und die dazwischen gleichsam eingeklammerten Felsen fortgerollt hätten, oder in der Zersetzung einiger Schwefelkiese wohl gelegen haben. Die ganze Gegend wurde durch diese herabgestürzten Trümmer so bedeckt, daß man keine Spur mehr von Aeckern oder Wiesen sah. Die Wege wurden dadurch so verdorben, daß sie ohne die größten Kosten nicht wieder hergestellt werden können. Der Fluß Stura, welcher in den benachbarten Gletschern des Berges Alvana entspringt, führte fast alle Brücken, mehrere Getreidemühlen und zwei Eisenhämmer fort. Ein Haus zu Mottera, und ein anderes zu Groscavallo wurden von Felsen zerschmettert, die vier bis fünf Klaftern ins Gevierte hatten, und zwei Menschen kamen dabei ums

Leben, die unter den Trümmern begraben wurden, wobei noch das Traurigste war, daß diejenigen Häuser, die noch stehen geblieben waren, alle Augenblicke von den fürchterlichen Massen, die ohne alle Unterstützung über ihnen schwebten, und nur noch einen geringen Zusammenhang mit dem Berge hatten, bedrohet wurden.

Auch die unterirdischen Winde, die aus den sogenannten Aeolshöhlen hervordringen, müssen hier wohl beachtet werden. Als Ursachen derselben lassen sich ungleiche Erwärmung und Erkältung in communicirenden Gängen, Wind, durch einen Fall des Wassers veranlaßt, unterirdisches Feuer, Erdbeben, Durchstreichen des äußern Windes durch Gänge unter der Erde ꝛc. angeben. Dergleichen Winde brechen zuweilen aus dem Grunde des Meeres hervor, und verursachen ein Wallen und Brausen des Wassers; auch gehen den Erdbeben die größten Stürme voran oder sind damit gesellschaftet, wie man dieses bei mehreren großen Erdbeben wahrgenommen hat, so auch bei dem Erdbeben in Lissabon. Ob feuerspeiende Berge einen Einfluß auf die Stürme haben, oder solche auch erzeugen, möchte wohl bezweifelt werden, wenigstens das Letztere, weil der Druck, oder vielmehr die Ausdehnung oder Verdünnung der Luft bei ihrem Theilen, nicht weit reichen würde, also zu dem Fortströmen des Sturmes in einer gewissen Richtung nicht viel beitragen könne. Einige ältere Physiker haben dieses freilich angenommen. Sie führen nämlich an: da die in den inneren Höhlen der Erde verschlossene dicke Luft durch unterirdische Entzündungen verdünnt und hervorgetrieben würde, so müsse sie auch die Atmosphäre nothwendigerweise erschüttern und Stürme verursachen. Aus den feuerspeienden Bergen steige, wenn sie auch keine Flamme auswürfen, dennoch ein beständiger Dampf auf, der in der äußeren Luft eine Veränderung bewirke. Sey der Brand in denselben heftig, so sey die Gewalt der mit der Flamme heraus-

brechenden erhitzten Luft so stark, daß sie Steine von großer Schwere mit herausschleudere, und die Lava einige Meilen weit hinwerfe. Sie müßte daher auch die äußere Luft mit Gewalt fortjagen, und einen Sturmwind erregen. Ein Berg auf der Insel St. Christoph habe oben auf seiner Spitze eine sehr tiefe Höhle, die beinahe eine Viertelmeile im Umfange habe, und eine Menge Schwefel enthalte, wovon ein beständiger Dampf aufsteige. In dieser Höhle seyen zwei bis drei tiefe Löcher, jedes ungefähr drei Fuß im Durchschnitte, gemeiniglich die Teufelskessel genannt, welche bisweilen heftiger als ein Kessel über dem Feuer kochten. Hieraus sey nun die Vermuthung zu ziehen, daß der erhitzte Schwefeldampf seinen Antheil mit an den häufigen Stürmen auf diesem und den benachbarten Eilanden habe. — Auch die Verdickung der Luft kann zweitens heftige Winde verursachen, da sie in einem solchen Zustande nicht mehr so viel Raum einnimmt, so dringt die übrige Luft gleich von allen Seiten hinzu, das entstandene Leere wieder auszufüllen. — Ferner ist der Druck der Wolken eine dritte Ursache der Stürme, wenn nämlich eine obere Wolke auf die unter ihr schwebende schwer auffällt, und also die Luft dazwischen mit Gewalt wegtreibt. Auch selbst die in den Wolken eingeschlossene Luft und die Dünste können durch ihre Bewegung so erhitzt werden, daß sie die Hülle der Wolken durchbrechen, mit Ungestüm aus den gemachten Oeffnungen herausfahren, und Alles, worauf sie stoßen, darnieder werfen. — Wenn endlich viertens die aus dem Meere in Menge aufsteigenden Dünste einen Theil der Atmosphäre einnehmen, und die Luft vor sich her wegstoßen, wenn sie in Wolken versammelt daherziehen, und die Luft ihnen Platz machen muß, so kann beides so schnell und heftig geschehen, daß solche Bewegung einen Sturm erzeugt. Stoßt die Wolke eine eben so große Masse von Luft, als sie selbst ausmacht, vor sich weg, und rückt in ihren Platz, so

tritt die Luft dahinter und zu beiden Seiten der Wolken wieder in die Stelle, welche die fortziehende Wolke verläßt, wodurch sie einen neuen Stoß erhält, der die Geschwindigkeit ihres Zuges befördert. Dieses ist auch die schon oben angeführte Ursache, daß der Zug finsterer Wolkengruppen, wie gemeiniglich die Gewitterwolken sind, fast immer mit heftigem Winde oder Sturme begleitet sind. Ist der Zug der Wolken nicht schnell, und senken sie sich mehr, als daß sie fortziehen, so weicht durch ihren Druck die Luft, von welcher sie getragen werden, bald zu der einen, bald zu der andern Seite aus. Man bemerkt daher zuweilen, besonders bei stürmischem Wetter, daß die Windfahne in wenigen Minuten fast im Zirkel herumgeht, bis der Wind eine gewisse Richtung erhält. — Wenn der Horizont ganz mit dickem Gewölke überzogen ist, so ist die Luft am leichtesten; denn alle wässrigen Theile, welche vorhin mit der Luft vereiniget waren, und sie schwer machten, sind dann von derselben abgesondert und in den Wolken enthalten. Die Wolken finden dann weniger Widerstand an der leichten Luft; denn sie stoßen sie um so schneller fort, und verursachen dadurch einen Sturm, wenn sie sich nicht zeitig ihrer Last durch Regengüsse entledigen. Hieraus gewahrt man auch, daß beim Fallen des Quecksilbers im Wetterglase oder dem Barometer, wenn der Himmel mit Wolken überzogen ist, man entweder Regen oder Sturm zu erwarten habe; fallen dagegen die Dünste, welche der Luft den Platz beengt hatten, in Regengüssen wieder zur Erde, so nimmt solche die ledigen Räume wieder ein, und wenn solches mit Heftigkeit geschieht, so ist Regen und Sturm mit einander verbunden. — Die Stürme, welche von der durch die Sonnenstrahlen zu sehr erhitzten Luft herrühren, sind in unserer nördlichen Halbkugel in den letzten Sommermonaten, gewöhnlich bei heiterem Wetter, und kommen gemeiniglich aus Osten und Süden; dagegen haben die

Stürme, welche von Wolken herrühren, diejenigen, welche Gewitter zu begleiten pflegen, ausgenommen, ihre Regierung im Herbste, auch bei gelindem Wetter im Winter, wenn unser Horizont stark mit Wolken überzogen ist, welche aus der Nordsee, dem Atlantischen und Mittelländischen Meere aufsteigen. Sie kommen deswegen aus Nordwest, Westen und Süden; sie sind aber in solcher Jahreszeit in unserer Zone um deswillen so häufig, weil die Sonnenstrahlen dann zu schwach sind, solche Dünste zu zertheilen. In den alten Zeiten wagte man sich daher in solchen stürmischen Monaten nicht auf die See. Die Schiffe wurden im Herbste auf das Trockne gebracht, und nach dem Horaz erst dann, wenn der Winter im Wechsel des Frühlings und der sanften Westwinde seinen Abschied nahm, durch Maschinen und Walzen wieder ins Wasser gelassen. „Aber leider, sagt ein Schriftsteller, verstattet uns unsere übertriebene Gewinnsucht solches nicht, und daher werden wir auch mit so vielen Schiffbrüchen bestraft, weil wir den Winden zu trotzen suchen.“ — Fast jedes Land oder Meer hat seinen eigenen Wind, der darin stürmt, und so ist auch ein Meer stürmischer, als das andere. Das Atlantische Meer, das Japanische, das Magellanische oder die Magellanische Straße, nebst dem Meere an der westlichen Küste von Afrika bis über die Kanarischen Inseln hinaus, das rothe Meer, sind Stürmen und Ungewittern sehr unterworfen. Das Atlantische Meer ist überhaupt stürmischer, als der Ocean zwischen Asien und Amerika, welcher deshalb das stille Meer genannt wird; solches ist jedoch nur zwischen den beiden Wendezirkeln bis auf den vierten Theil des gemäßigten Erdgürtels ruhig. Die Kraft oder Stärke des stürmenden Windes richtet sich nicht blos nach seiner Schnelligkeit, sondern auch nach der Dichtigkeit der Luft, und zuweilen stürzt ein Sturm Häuser und Bäume um, dem sie sonst Widerstand thun würden, wenn die durch

ihn fortgejagte Luft weniger Dichtigkeit hätte. Der Wind nimmt aber immer mehr Stärke an, wenn er keine freie Ebene vor sich hat, sondern zwischen Gebirgen und Engpässen fortgetrieben wird; denn so wie die Wasserströme schneller fließen, wenn der Weg, wodurch sie gehen, immer enger wird, so gewinnt auch der Stoß oder Drang des Windes mehr Kraft, wenn er zwischen Gebirgen und hohen Gebäuden durch muß. Nicht weniger ist der Sturmwind heftiger, wenn er zurückprallt, weil die getriebene Luft sich gegen das Gebäude oder Gebirge zusammendrückt, und nicht nur mit der Geschwindigkeit, mit welcher sie dagegen fährt, sondern mit noch größerer Last zurückprallt, wodurch ihre Wirkung heftiger wird. Daher stürmt es auch in den Meerengen auf allen hervorragenden Küsten, auf den äußersten Enden der Vorgebirge, Halbinseln, Landspitzen und engen Meerbusen öfters und heftiger, als wo der Wind weite Ebenen vor sich findet. Daß der Sturm gemeiniglich Stoßweise bläset, daran scheint die wellenförmige Bewegung, welche dieses Fluidum mit dem Wasser gemein hat, die Ursache zu seyn. Das Meer thürmt sich durch die ihm beigebrachte Bewegung nicht in eine einzige Welle auf, sondern es wälzt sich in verschiedenen in gewisser Weite auf einander folgenden Wogen fort. Einige suchen das Stoßmäßige der Stürme durch das Absatzweise aus einer umgekehrten Bouteille herausstürzende Wasser, wenn man der äußern Luft nicht durch ein allmähliges Ausgießen, einen Raum in dem Halse der Bouteille läßt, wodurch sie hineindringen kann, begreiflich zu machen; Andere erklären es aus der Wirkung eines Blasebalges, aus dessen Mündung die zusammengedrückte Luft mit einer zitternden Bewegung herausfährt. Es stürmt aber mehr mit abwechselnden Stößen bei Südwinden, als bei Nordwinden. Die Ursache davon will man angeben, daß der Südwind durch seine Wärme zugleich die Luft aus der Erde entbinde,

und daraus eine neue Kraft erhalte; der Nordwind aber solche durch seine Kälte verschließe. — Der stärkste beobachtete Sturmwind von 123 Fuß Geschwindigkeit, geht ungefähr $5\frac{1}{8}$ Mal schneller, wird also 26 Mal stärker wirken, und auf einen Quadratschuh Fläche mit einer Kraft von $26 \times 1\frac{1}{20}$, das ist, etwa 27 Pfund stoßen. Hieraus läßt sich nun überschlagen, daß er auf einen 58 Fuß hohen Baum, mit einer Krone von 50 Fuß Breite, und einem Stamme von 10 Fuß Höhe, eine Kraft von 4,200,000 Pfund, und auf einen Thurm, der 150 Fuß hoch, und auf jeder Seite 30 Fuß breit ist, eine von mehr als 9 Millionen Pfund ausüben muß. — Verschieden von diesen Stürmen sind die Orkane (Th. 105, S. 445 u. f.), die man auch Ouragans nennt. Vor diesen geht gemeiniglich eine Windstille her, und das Meer ist glatt, wie ein Spiegel. Dann brechen die Winde plötzlich von allen vier Seiten los, und stürmen mit solcher Gewalt gegen einander, daß sie, gleich als vom Himmel herabfallend, die Wellen dergestalt niederdrücken, daß die See ganz eben wird, bald darauf solche wieder bis an die Wolken erheben. Sie halten keinen Strich, sondern laufen die ganze Windrose durch, bis endlich einer von diesen einander im Kreise herumtreibenden Winden an einer Seite durchbricht, und die andern mit fortreißt, welches die Schiffer den Schwanz des Orkans nennen, da sie dann mit solcher Gewalt toben, daß sie nicht nur die Segel, sondern auch das stärkste Tauwerk zerreißen, auch Masten und Segelstangen zerbrechen. An den Griechischen Küsten sind dergleichen Orkane oft drei bis vier an einem Tage. Es ist ein kleines schwarzes Gewölk, welches sie andeutet; der übrige Himmel ist heiter, und das Meer stille. Auch das Vorgebirge der guten Hoffnung ist wegen der Orkane bekannt. Nach dem Berichte mehrerer Reisebeschreiber sieht die Wolke, die sich zum Orkane umbildet, anfangs wie ein runder Flecken aus, welchen die Schif-

ser Ochsenauge nennen. Sie ziehen sich langsam und ohne besondere Bewegung zusammen, und bestehen aus kleinen Theilchen, welche durch die Ostwinde an die östlichen Berge des Kaps getrieben, und durch die hohen Gebirge aufgehalten werden, sich häufen, immer sichtbarer werden, und kleine Wolken bilden, die der Wind von den Spitzen der Berge erhebt. Dann werden sie fortgedrängt, und senken sich zwischen den vor ihnen liegenden Hügeln nieder, wo sie, wie in einer Röhre zusammengedrückt und gepreßt werden. Der Wind drängt sie von unten auf, und zur linken und rechten Seite hält sie das Gebirge zusammen; bald aber jagen neue Wolken, welche hinterher kommen, sie mit vielem Ungestüme auf die höchsten Gebirge des Kaps, auf den Wind- und Tafelberg. Auf solchen herrscht nun ein heftiger Gegenwind, wodurch eine gefährliche Reibung entsteht; sie werden von hinten vorwärts, und von vorn zurück gestoßen, welches schreckliche Wirbelwinde erzeugt, sowohl auf dem Berge, als in dem Thale des Tafelbergs, in welches die Wolken sich herabzustürzen suchen. Zuletzt bricht das Ungewitter mit Sturmwinden los, die alle Schiffe, besonders mit aufgespannten Segeln, in des Meeres Abgrund hinabstürzen. Auch auf den Westindischen Inseln richten diese Orkane die furchtbarsten Verwüstungen an, und die Einwohner feiern verschiedene Gedächtnißtage wegen ausgestandener Stürme und Erdbeben. So verwandelte auf Jamaika einer der schrecklichsten Orkane im Jahre 1722 die vormalige Hauptstadt Port-Royal, die vorher schon einmal durch ein Erdbeben, und dann durch eine Feuersbrunst verwüstet worden, in einen Steinhaufen. Noch verwüstender war ein Orkan, wodurch die Insel Barbados den letzten August 1675 heimgesucht wurde, und der weder Häuser, noch Bäume stehen ließ, einige wenige ausgenommen, die durch einen benachbarten Berg oder Felsen geschützt waren. Einige Stunden vor dem Or-

kane überzog sich der Himmel mit dicken schwarzen Wolken, die Luft war still und schwül, und je mehr sie ihre ausdehnende Kraft verlor, um so mehr zogen sich die Wolken zusammen, und um so schwärzer wurden sie. Wie der Orkan des Nachmittags heftig zu wüthen anfing, so veränderte er sich fast in jedem Augenblicke durch alle Striche des Kompasses, bis der Nordwind die Oberhand behielt, und war mit starken Regengüssen, Donner und Blitzen begleitet. Die Nacht brach mit unaufhörlichem knitternden Geräusche der Luft an, Winde, Regen, Blitz und Donner wurden stärker, und den folgenden Morgen gab die ganze Insel, wie die Beschreibung dieses Orkans lautet, ein lebhaftes und schreckliches Bild der zehnten Aegyptischen Plage; denn es gab kein Haus, worin nicht Todte beweint wurden. Viele Familien waren ganz unter dem Schutte ihrer Häuser begraben, und nur wenige kamen bloß mit dem Verluste eines Verwandten, Freundes oder Bekannten ab. Diese Inseln würden die glücklichsten von der Welt seyn, wenn sie dergleichen Verwüstungen durch die Orkane nicht unterworfen wären, die immer wiederkehren, wenn auch nicht mit solcher Kraft oder Gewalt, wie der oben angeführte Orkan. — Die Stürme, die sich in Wirbel drehen, oder die Wirbelwinde, Tourbillons, entstehen, wenn widrige Winde auf eine Stelle, einen Punkt zusammenstoßen, eben so, wie auf dem Wasser durch gegen einander laufende Ströme ein Meerstrudel oder Wasserwirbel entsteht. Ein Schiff, welches in einen solchen Meerstrudel geräth, ist verloren, und Alles, was ein solcher Wirbelwind erfaßt, wird, wenn er Kraft genug besitzt, zu Boden gerissen oder gestürzt, oder mit fortgeführt. Ein Sturmwirbel oder Wirbelwind ist eine mit Heftigkeit um ihre Achse gedrehete Luftsäule, welche zugleich eine fortgehende Bewegung zeigt. Ihre Wirkungen sind oft gewaltsam, und die meisten hängen mit einer dichten und schwarzen Wolke zusammen, mit der sie sich fortbe-

wegen. Dieses ist wenigstens der Zustand eines Wirbelwindes, von welcher Beschaffenheit oder Entstehung er auch sey, da man noch nicht genau die Art, wie er entsteht, angeben kann, daß mechanische Ursachen oft Antheil haben, ist gewiß, z. B. das Zusammenstoßen entgegengesetzter Luftströme, aus dem Stoße des Windes gegen Hindernisse rc. rc., daß nämlich die Luft gegen Berge, Felsen rc. stößt, und zurückgeworfen wird oder abprallt, und so auf die nachdringende Luft zurückstößt, wodurch eine Kreisbewegung veranlaßt werden kann, die um so heftiger ist, je heftiger die Ausdehnung der Luft an und für sich ist. Daß auf diese Weise Wirbelwinde entstehen, bemerkt man im Kleinen in den Städten auf Plätzen, die mit Häusern umgeben sind, wo aber Straßen durchlaufen, in welchen bei einem heftigen Winde oder Sturme, durch diese Straßen der Wind auf die Häuser geworfen wird, und von diesen abprallt oder zurückfährt, und so auf dem Platze einen Kräusel bildet. — Es giebt Gegenden auf dem Meere, wo es wechselsweise Orkane und Stillen giebt; die bedeutendsten sind bei Guinea unter dem zweiten oder dritten Grade nördlicher Breite, und erstreckten sich auf dreihundert Meilen in die Länge und Breite. — Ankündigung oder Vorzeichen von Stürmen, nach den Erfahrungen der Fischer, Lotsen und anderer Seeleute am Strande der Ostsee. Geräusch und Schwärze der Ostsee kündigen ein bevorstehendes Ungewitter an; auch wenn die Seekälber und Seehunde unruhig werden und oft aus dem Wasser heraufkommen. So lange die See abläuft, hat man schönes Wetter zu erwarten; sobald sie aber wieder zu steigen anfängt, so folgt jederzeit Sturm und Regen, oder eines von beiden; steigt die Fluth hoch, so befürchtet man viel Sturm und langes Regenwetter. Bettet die Sonne unter sich, das heißt, geht sie auf Wolken zur Ruhe, so wird es bald schlechtes Wetter und Sturm; auch wenn bei einer Windstille

die See zu tönen anfängt, so erwarten die Strandleute Sturm; ferner entsteht Sturm, wenn sich am Abende vorher lauter Lämmerschwänzchen am Himmel blicken lassen, das heißt, die kleinen Wölkchen eine solche Gestalt annehmen, oder die Gestalt der Regenbogenschenkel; auch wenn die Sonne trübe untergeht und sich gleich nach dem Untergange ein leichtes gelbes, und von den matten Strahlen der Sonne noch erleuchtetes Gewölk blicken läßt. Sturm entsteht, wenn die See viel weißen Schaum treibt. Der Hof um die Sonne oder den Mond deutet auf Sturm. Wenn sich Wolken hernieder lassen und in der Ecke Wind ist, so bedeutet es Sturm; eben so, große Röthe vor dem Aufgange der Sonne. Wenn beim stillen Wasser die See abläuft, und kurz darauf wieder abläuft, so erfolgt Sturm, ebenso, wenn ein Nebel die Berge umzieht, und er von der Seeseite kommt; gemeiniglich kommt dann der Sturm von der See aus Westen und nicht vom Lande. Auf Südwind mit Regen folgt westlicher Sturm rc. — Oft stellen sich aber auch Stürme und Gewitter ohne die geringsten Anzeichen ein, bei schönem und hellem Wetter, und oft so schnell, daß man ihnen kaum entrinnen kann, wenn man sich im Freien befindet, der schöne Tag zum Ausgehen lockt. Woher diese kommen, läßt sich gewiß schwer bestimmen, so wie jede plötzliche Verdunkelung des Himmels, bei dem hellsten und klarsten Wetter. — Stürme durchstreichen alle Weltgegenden, alle Länder und Provinzen, wenn auch nicht in gleichem Grade; sie sind im Frühjahre, besonders aber im Herbste herrschend, kommen aber auch im Sommer und Winter vor, und wenn sie dann eintreffen, oft mit um so fürchterlicher Gewalt, besonders wenn sie mit Gewitter verbunden sind, wo dann ihr Brausen rc. der Annäherung des geschilderten jüngsten Tages gleicht, wenn dabei der Regen oder Hagel herabströmt, welches oftmals in heißen Tagen des Sommers geschieht, aber auch im Winter in der streng-

sten Kälte. — Bei den Alten, den Griechen, Römern rc., wurden die Winde und Stürme zu Gottheiten erhoben; sie glaubten sich denselben durch Opfer gefällig machen zu können. Hesiodus macht in seiner Theogonie den Zephyr oder Westwind, den Boreas oder Nordwind, den Notus oder Südwind, zu Söhnen der Aurora. Apollonius von Rhodus läßt die Medea, als sie mit dem Jason zu Schiffe davon flüchten will, den Winden ein Opfer bringen, und in der Aeneis des Virgils schlachtet Anchises bei der Abfahrt aus der Insel Delos nach Creta dem Zephyr ein weißes, und dem stürmischen Wetter ein schwarzes Schaf; und ehe Aeneas aus Sicilien absegelt, läßt er den Winden und dem Wetter ein Lamm opfern. Boreas hatte nach der Fabel ehemals eine Athenienfische Prinzessin entführt und zur Gemahlin genommen, und nach dem Herodot befahl das Orakel den Atheniensern bei dem Boreas, ihrem Schwiegersohne, wider den Xerxes, der Griechenland mit einer ungeheuren Flotte anfallen wollte, Hülfe zu suchen. Boreas ließ sich erbitten, und richtete durch seine Stürme die Persische Flotte zu Grunde. Bei den Römern war es aus den frühesten Zeiten her eingeführt, daß ihre Feldherren, ehe sie unter Segel gingen, den Stürmen ein Opfer schlachteten. Die von den Römern zur Abgötterey verleiteten Gallier hielten den Nordwestwind, der durch seine Stürme oft Verwüstungen in ihrem Lande anrichtete, ebenfalls für eine Gottheit, und August ging so weit, daß er diesem Winde einen Tempel in Gallien bauen ließ. Die Griechen übergaben die Winde und Stürme der Herrschaft Aeolus; sie hatten ihm die Residenz auf einer der Aeolischen, jetzt Liparischen, Inseln, deren feuerspeiende Berge einen unaufhörlichen Dampf und beständige Winde verursachen im Norden von Sicilien angewiesen. Sie ist, nach dem Homer, in seiner Odyssee, mit einer undurchdringlichen ehernen Mauer auf allen Seiten umschlossen. Mitten

auf der Insel erhebt sich ein glatter Fels, in dessen Höhlen er die verschiedenen Winde, als in einem Kerker, verschlossen hält, ihr Toben und ihren Grimm mäßiget, nach Gefallen bald den einen, bald den andern heftig oder schwach wehen läßt, sie auch wieder zurückruft und aufs Neue einsperrt. Hier landete, nach eben diesem Dichter, Ulysses nach vielen Abentheuern, die ihm auf seiner Heimfahrt von Troja begegnet waren, an. Er machte sich dem Aeolus so geneigt, daß er nicht nur den Westwind, der ihn nach seinem Vaterlande zurückbringen sollte, wehen ließ, sondern ihm auch noch überdieß einen ledernen Schlauch, mit Winden angefüllt, auf den Weg gab. Nach einer glücklichen Fahrt von neun Tagen und eben so vielen Nächten erblickte Ulysses schon sein geliebtes Ithaka von fern. Unglücklicher Weise mußte ihn, ehe sie das Ufer erreichten, der Schlaf überfallen, während welcher Zeit einer seiner Gefährten die Uebrigen überredete, daß der schlafende Held nicht nur seine herrliche Beute von Troja mit nach Hause brächte, sondern auch noch von dem Aeolus einen ganzen Sack voll Gold und Silber zum Geschenke erhalten hätte; sie Alle aber mit leeren Händen zurückkehren müßten. Diese Rede fruchtete bei den Uebrigen, und man kam überein, den Sack zu öffnen, um die Schätze zu untersuchen; sogleich stürzten die Winde mit Ungestüm heraus, und trieben das Schiff wieder an die Insel des Aeolus. Vergebens wandte sich hier Ulysses zum zweiten Male an diesen Beherrscher der Winde, die Treulosigkeit seiner Gefährten anklagend; allein dieser wies ihn drohend, als einen Menschen zurück, den das Schicksal selbst verfolge, und überließ ihn seinem fernern Unstern. Virgil läßt auch die Juno ihre Zuflucht zu dem Aeolus nehmen, als Aeneas mit dem Ueberreste der ihr verhaßten Trojaner über das Tyrrhenische Meer den Küsten Italiens zusegelte. Sie bat ihn, unter dem Versprechen, daß sie ihm die schönste von ihren vierzehn Nymphen zur Frau

geben wolle, diese Flüchtlinge durch Sturm in der Tiefe des Meeres zu begraben, oder ihre Schiffe zu zerstreuen. Aeolus konnte der Gemahlin des Jupiters, der ihn zum Herren über Winde und Stürme gemacht hatte, nichts abschlagen, und um so weniger hätte er es thun können, da er zu dem Besitze einer Schönheit gelangen sollte, die wenige ihres Gleichen hat. Aeolus stieß daher seinen umgekehrten Zepter in die hohle Seite des Berges hinein, und die Stürme stürzten sich da, wo ihnen der Ausgang aus ihrem Gefängnisse geöffnet wurde, mit Ungestüm heraus. Nachdem sie das feste Land durchstürmt hatten, breiteten sie sich auf dem Meere aus. Der Ostwind und der Westwind, und der immer stürmende Südwest bewegten das Meer bis in seine unterste Tiefe, und trieben es in ungeheuren Wellen an das Gestade. Das Schiffsvolk erhob plötzlich ein Geschrei, und das Tauwerk machte ein fürchterliches Getöse: Düstere Wolken entzogen plötzlich den Augen der Teucrer den Himmel und den Tag, und eine schwarze Nacht verbreitete sich über das Meer. Häufige Blitze von heftigen Donnerschlägen begleitet, vermehrten die Schrecken und Gefahr, und Jeder sah seinen nahen Tod vor Augen. Hier malt nun weiter Virgil den Schiffbruch, den dieser Sturm verursachte, und welcher dem ganzen Geschwader des Aeneas den Untergang drohete, und es auch zu Grunde gerichtet haben würde, wenn nicht Neptun, erzürnt über die Keckheit des Windgottes, einen Einfall in sein Wasserreich zu versuchen, und große Unordnungen darin zu erregen, es abgewendet hätte, indem er die Winde hart bedrohete, sie mit einem scharfen Verweise an ihren Herren nach ihrer Insel zurückgeschickt, und das Meer mit seinem Dreizacke wieder beruhiget hätte. — Man gewahrt hieraus, daß auch die Alten glaubten, daß die Winde und Stürme von einer höheren Macht ausgesendet würden, daß auch sie schon den Glauben hegten, daß man den überweltlichen unsicht-

baren Regierern nur diese Kraft zuschreiben könne, woher auch die ganze Götterlehre entstand, die man nachher auf einzelne Menschen angewendet hat. Aeolus soll übrigens der Erfinder der Segel bei der Schifffahrt gewesen seyn; er soll, nach dem Strabo, durch Beobachtung der Ebbe und Fluth, des Laufs der Wolken und der Dünste, die von den Vulkanischen Inseln aufsteigen, Stürme und Ungewitter haben vorhersagen können. Dieses hatte die Dichter veranlaßt, ihn zum Könige und Beherrscher der Winde zu machen; allein seine Herrschaft erstreckte sich nur über die Winde auf dem festen Lande; denn über die Winde des Meeres war seine Macht beschränkt, wie wir dieses oben durch die Eingriffe Neptuns gesehen haben. — Nach dem Aristoteles sollen vier besondere Arten der Sturmwinde sich zeigen. Die erste Art bricht aus einer trocknen, und die zweite, welche mit Regengüssen begleitet ist, aus einer Regenwolke hervor; die dritte, welche ebenfalls aus einer Wolke kommt, soll zuerst im Zirkel herumfahren, sich entzünden, und das, was sie ergreift, entzünden und verbrennen, und die vierte Art führt den Namen Typhon von dem Gewaltigsten unter den Riesen in der Fabel. Er ist der fürchterlichste von allen Stürmen. Hierher pflegt man die stürmenden Ungewitter zu rechnen, die man in neuerer Zeit Orkane nennt. — Welchen Einfluß die Stürme auch in neuerer Zeit auf die Schifffahrt und die Seekriege ausgeübt haben, und noch ausüben, ist bekannt genug, und bedarf hier weiter keiner Erwähnung; denn auch hier hängt die Entscheidung eines Sieges zur See oft von Stürmen und Ungewittern ab. Die andern Ursachen, welche man zur Entstehung der regelmäßigen Winde angiebt, als der Umlauf der Sonne und des Mondes, die Umwälzung der Erde um ihre Achse, so wie eine Menge anderer Einflüsse, werden unter Wind, in W., vorkommen. — Was die verschiedenen Schriften angeht, welche den Sturm und

Orkan zu erklären und zu beschreiben suchen, wenn sie nicht schon oben angeführt worden sind, werden unter Wind, in W., mit vorkommen.

In der Kriegskunst ist der Sturm, der gewaltsame Angriff einer Festung, eines Werks, einer Schanze mit dem Bajonnette, indem zugleich die Brustwehren oder Mauern von den Angreifenden erstiegen werden. Dieses geschieht entweder durch einen Ueberfall, oder durch einen offenbaren Angriff, oder bei einer förmlichen Belagerung, nachdem man Bresche gelegt hat. Hier werden indessen auch einzelne äußere und Außenwerke gestürmt, ehe die Bresche in den Hauptwall gelegt ist, um sich diesem ungehindert nähern zu können. Ehe man den Entwurf zu einem Sturme machen kann, muß man sich von der Beschaffenheit des anzugreifenden Werks, von den Hindernissen, auf welche man etwa stoßen könnte, von der Stärke und dem Zustande der Vertheidiger, mit einem Worte, von allen Dingen so genau, als möglich, unterrichten, die einigen Einfluß auf das Gelingen des Unternehmens haben können. Nur im Verfolge dieser Untersuchung lassen sich die Anstalten zum Sturme treffen, die nach der verschiedenen Art und Einrichtung der Werke auch nothwendig mancherlei Abänderungen erleiden. Im Allgemeinen kann man von dem Sturme auf Festungswerke Folgendes anführen. Auf den bedeckten Weg läßt sich kein Sturm mit gegründeter Aussicht eines glücklichen Erfolges unternehmen, wenn er eine doppelte Pallisadirung hat, wenn sich ein sicheres, nicht leicht zu nehmendes Reduit im Waffenplatze des eingehenden Winkels befindet; auch bloße Tambours, oder bei einer sich flach verlaufenden Contreskarpe, eine krenelirte Mauer hinter der Künette, werden ein solches Unternehmen sehr erschweren. Gegen andere Werke ist zu untersuchen: Ob man bei einem trocknen Graben denselben in einer hinlänglichen breiten Front, wenigstens 15 Fuß, passiren kann, und ob die Brustwehr hoch und

stark genug zur Deckung gegen Flankenschüsse ist. Bei einem Wassergraben muß die Brücke oder der Damm wenigstens 12 Fuß breit, eine hinlängliche Stärke haben, und mit einer schußfreien Brustwehr versehen seyn. Eine Bresche muß hinlänglich ersteiglich seyn, steht oben noch ein Stück von der Brustwehr, so muß es durch Stückkugeln und Granaten abgekämmt werden. Die äußere Böschung der Brustwehr ist genau zu besichtigen, ob man keine Spuren eines Abschnittes entdeckt, und vielleicht deshalb die Brustwehr durchbrochen ist, damit der Abschnitt von den Belagerern nicht umgangen werden könne. Auch muß man eine geschossene Bresche, wenn sie irgend anwendbar ist, schleunigst zu benutzen suchen, weil die Belagerten nur darauf bedacht sind, die gemachte Bresche wieder auszufüllen oder andere Befestigungsanstalten vor derselben aufzurichten, damit sie die Belagerer von jedem Sturme abhalten und leichter zurückschlagen können. — Durch Ueberläufer oder Gefangene sucht man sich von der Gestalt und Größe der Abschnitte zu unterrichten, auch zu erfahren, ob und wo sich Minen befinden. Auch aus der Haltung und Vertheidigungsweise des Feindes kann man auf seine Stärke und Standhaftigkeit schließen, und darauf seinen Angriffsentwurf begründen. Gewöhnlich greift man doppelt so stark an, als die Besatzung des Werkes ist, und behält noch eine gleiche Anzahl zur Reserve. Wenn ein Sturm geschehen soll, so geschieht er gewöhnlich in der Nacht oder des Morgens sehr früh, vor Tagesanbruch, und ganz heimlich. Das Angriffskorps wird in fünf bis sechs Abtheilungen getheilt, deren jede aus fünfzig bis sechzig Freiwillige, aus zwölf bis funfzehn Mann mit Aexten, zwanzig Mann mit Leitern und dreißig Mann mit Brettern besteht; darauf folgen einige Batallions mit Geschütz, und zuletzt die Kavallerie. Eine jede solcher Angriffsabtheilungen wird in zwei Divisionen getheilt, damit sie nicht in Unordnung gera-

then. Der Angriff oder Sturm geschieht nun allenthalben zu gleicher Zeit. Niemand schießt. Die Leute werfen die Bretter über die Wolfsgruben, die Zimmerleute hauen die Pallisaden um, und die Leute mit den Leitern setzen solche an, oder binden zwei zusammen, wenn sie zu kurz seyn sollten, und die Freiwilligen ersteigen den Wall oder die Mauern zuerst. Während dieser Zeit wird an andern nicht angegriffenen Orten mit Kanonen und kleinem Gewehre gefeuert, um den Feind irre zu leiten, auch die Aufmerksamkeit der Befehlshaber in der Festung zu theilen. Man sucht die Thore einzuschießen und wirft Granaten in die Stadt, um den Schrecken und die Unordnung zu vermehren, auch benutzt man die Bresche, wenn eine eröffnet worden, mit der größten Schnelligkeit; denn die Bataillons folgen den Freiwilligen; Alles läuft mit dem Feinde zugleich in die Werke. Sobald man eingedrungen ist, werden die Leute wieder formirt, wenn solches sich nämlich thun lassen will, und der Kampf mit der Besatzung nicht allgemein wird. Ist man in die Stadt eingedrungen, also glücklich beim Stürmen gewesen, so hört das Schießen von außen auf; man öffnet die Thore von innen, und verschafft so auch der Kavallerie den Eingang. Die stürmende Kolonne muß dabei in mögligst breiter Front den Wall ersteigen. Die zur Anfertigung eines Logements auf dem eroberten Werke nöthigen Arbeiten muß man vorher genau berechnen, und darnach die Zahl der Arbeiter bestimmen; der Sturm selbst geschieht jedesmal ohne einen Schuß zu thun. Bei dem Sturme muß überhaupt sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden; denn nicht oft gelingen die Stürme; sie werden meistentheils abgeschlagen, besonders bei gut construirten, hinlänglich mit kraftvoller Besatzung und hinreichender Munition versehenen, auch gut verproviantirten Festungen, deren Kommandant sehr wachsam und thätig ist, und zu gleicher Wachsamkeit und Tapferkeit auch

die Besatzung anfeuert, und also nichts unversucht läßt, den Platz seinem Fürsten oder dem Staate zu erhalten. — Geschieht ein Sturm mit Gewalt der Waffen im Angesichte der Besatzung, welches gewöhnlich geschieht, wenn die Belagerer Kunde von den schlechten Werken und von einer schlechten und wenig wachsamen Besatzung erhalten haben, und hier durch einen schnellen unerwarteten Angriff Alles erwarten, so rückt das Belagerungskorps schnell und unerwartet vor, schießt mit dem Geschütze dabei die Thore, die aufgezogenen Brücken, und alle diejenigen Hindernisse ein, durch welche die Zugänge zu den Festungen gesperrt sind, wozu man sich der Zwölfpfünder (zwölfpfündiger Kanonen) bedient, weil die Sechspfünder nicht immer mit der hinreichenden Gewalt wirken, und die Granaten theils in zu hohen Bogen gehen, theils auch die Wahrscheinlichkeit des Treffens bei ihnen sehr verändert ist. Wenn der Angriff gelungen ist, so muß man sogleich alle zerstörten Vertheidungsmittel wieder in Stand setzen, werden aber die Truppen zurückgeschlagen, so muß der Rückzug mit der größten Ordnung geschehen, damit man den Feind verhindere zu folgen, wozu die Artillerie am zweckmäßigsten ist, wenn man sie gut postirt. Die schweren Geschütze werden weiter rückwärts gebracht; die leichten beschießen aber so lange, als möglich, die Orte, aus welchen der Feind hervordringen kann, während die übrigen Truppen sich sammeln. Nachdem sich nun die Sturmkolonnen auf den schon früher ausgesuchten gedecktesten Punkten des Terrains festgesetzt und so viele Truppen zurückgelassen haben, als zur Deckung der Arbeiter nöthig sind, so fangen diese sogleich an, sich auf dem Glacis einzuschneiden, welches um so eher geschehen kann, wenn man den Sturm kurz vor Sonnenuntergang unternommen hatte, da nun schon die Finsterniß eingetreten ist. In der Nacht sucht man die Erdarbeiten zu vervollkommnen, und mit dem grauenden Morgen führt die

Artillerie die Breschbatterien darin auf. Alle bisher freigestandenen Truppen besetzen jetzt die ausgehobenen Linien, und die Arbeiter werden abgelöset; die noch übrigen Anstalten gleichen denen beim förmlichen Angriffe, und man versucht nun zum zweiten Male den Sturm, nachdem man sich Oeffnungen in den Werken verschafft, und die Festung mit einem Bombardement heimgesucht hat. — Die Mittel, um sich gegen einen Sturm auf eine Festung ꝛc. zu schützen, sind im Allgemeinen: 1) gut verwahrte Eingänge; 2) ein Wassergraben oder eine fünf Fuß tiefe und dreißig Fuß breite Küuette; 3) genugsame hohe Futtermauern, sowohl am Hauptwalle, als an den Außenwerken; 4) Besetzung der Letzteren und des bedeckten Weges mit Nachtpickets; 5) Feldwachen, die in gehöriger Entfernung vorgeschoben und gut postirt sind; 6) Vorposten, ebenfalls in gewisser Entfernung von den Feldwachen, in gehöriger Verbindung mit diesen, und untereinander; aufmerksame und gut instruirte Leute; 7) unausgesetzte Patrouillen, sowohl von Kavallerie, als auch von Infanterie, je nachdem das Terrain und die Entfernung des Feindes es erfordert, welche Patroullen nicht nur beständig die Gegend außerhalb der Vorpostenlinien, bis an den Feind, untersuchen, um diesen immer im Auge zu behalten, sondern sie visitiren auch die Vorposten selbst, und das Terrain zwischen ihnen und den Feldwachen; 8) eine nächtliche Bereitschaft (Picket), die stark genug ist, angegriffene Posten hinreichend zu unterstützen, bis Alles unter den Waffen und zur kräftigen Gegenwehr geschickt ist; 9) vertraute Leute in den umliegenden Oertern, Kundschafter oder Spione, selbst mitten unter den Feinden. — **Sturm läuten**, beim **Aufruhr**, das Läuten der Glocken in den kleinen Städten und Dörfern, auf die Anordnung des Magistrats und des Schulzen (Schultheissen), um die Bürger und Bauern zu versammeln, der Empörung oder dem Aufruhre Einhalt zu thun, die sich empörten

Individuen wieder zur Ordnung zurückzubringen, wenn kein Militair gleich in der Nähe ist. — Oft geschieht dieses Sturmläuten auch von den Aufrührern selbst, um dadurch die Bürger und Bauern zur gemeinschaftlichen Sache zu versammeln, und sie dann durch Reden, gedruckte Schriften (Pamphlets und Flugschriften) zu ihrem Vorhaben zu ermahnen und anzufeuern, wie solches aus der älteren und neuern Geschichte hinlänglich bekannt ist. Das Sturmläuten ist daher ein Signal, sowohl zum Aufruhr, als auch um den Aufruhr zu dämpfen, je nach der Quelle, woraus er hervorgeht. — Das Sturmläuten, bei Feuersbrünsten, ein Feuerlärm, wie schon oben, S. 442 angeführt worden, dient die Spritzenleute mit den Spritzen, das Militair und die andern dabei nöthigen Leute an den Ort der Gefahr zu versammeln. S. auch unter Feueranstalten, Th. 13, S. 101 u. f.

Sturm, beim Aufruhr, das Sturmläuten mit den Glocken; s. oben, S. 476.

—, bei Feuersbrünsten, s. oben.

— (Gemüths-), ein heftiger Ausbruch des Zornes bei einem Individuum; s. das., S. 442.

— (Hagel-), ein mit Hagel vermischter Sturm; s. auch oben, unter Sturm, S. 442.

— (heftiger), ein Orkan; s. daselbst S. 442, 463 u. f.

—, in der Kriegskunst, s. das., S. 443 und 472 u. f.

— (Land-), ein Sturm, welcher nur auf dem Lande Statt hat, nur über das Festland hinfährt; s. oben, unter Sturm, an mehreren Stellen.

—, in der Physik, s. oben, S. 443 u. f.

— (See-), s. oben, unter Sturm, und Th. 151.

—, in der Sprache, s. oben, S. 441 u. f.

— (Wind-), ein gewöhnlicher Sturm, zum Unterschiede von dem Orkane; s. oben, unter Sturm.

Sturmbalken, Sturmblock, Sturmwalze,

Sprengblock, Fr. Herisson, in der Befestigungskunst, ein hohler Balken, welcher ehemals zur Vertheidigung der Bresche gegen den Sturm mit Kunstfeuersatz gefüllt, und mit heraus stehenden eisernen Spitzen und mit Mordschlägen versehen war. Zwei niedrige, an beiden Seiten befestigte Räder dienten dazu, denselben über den Wall hinab auf den Feind laufen zu lassen. Dieser Sturmbalken gehörte zu den Kriegsmaschinen der Römer, s. Th. 52, S. 705 u. f.; auch in Scharnhorst's Handbuch für Offiziere, 2, 184, wird diese Maschine angeführt.

Sturmband, bei den Soldaten, der lederne Kinnriemen, welcher öfters mit messingenen Schuppen besetzt ist, und die Kopfbedeckung der Soldaten auf dem Kopfe festhält. — Auch die Strebehölzer, welche man zur bessern Haltung der Pfeiler bei hölzernen Gerüsten anbringt, werden Sturmbänder oder Schubbänder genannt.

Sturmblock, s. Sturmbalken.

Sturmbock, Mauerbrecher, s. Th. 85, S. 529.

Sturmbocksthurm, Streitthurm, s. Th. 52, S. 693 u. f.

Sturmbohrer, eine Benennung des Mauerbrechers, s. Th. 85, S. 529.

Sturmbrett, in der Kriegskunst, ein aus zwei starken zusammengefügten Bohlen bestehendes Sturmwerkzeug, welches mit der Sturmegge einerlei Nutzen hat. Diese Bohlen haben auf ihrer Oberfläche große eiserne, auswärts stehende gespitzte Stacheln; auch sind sie mit spitzigen eisernen Nägeln beschlagen, die als ein Hinderniß gegen den Feind dienen, und in die Gräben einer Verschanzung geworfen, oder auf der Bresche befestiget werden. Man gebraucht hierzu auch starke Bretter, die man mit Nägeln benagelt, und an einander reihet, so daß die Reiterey nicht hinüber setzen kann.

Sturmbrücke, Kastenbrücke, in der Kriegskunst,

eine Art beweglicher Brücken, welche bequem von einem Orte zum andern gebracht werden, und in größter Eile über einen Stadtgraben oder Morast geworfen oder geschlagen werden können, um die Truppen ohne Verlust oder Gefahr überzusetzen, besonders beim Angriffe auf Festungen. Man verfertigte sie auf verschiedene Art, worunter einige auf Wägen, andere auf Schiffen gebauet wurden, und, ihrer Einrichtung nach, den Zugbrücken gleich kamen, nur daß sie in allen Theilen leichter gemacht waren, oder sie kamen den Fallbrücken gleich, und ließen sich über die Gräben durch Räder und Getriebe bringen, ingleichen auch durch Schrauben dahin schieben. Unter allen diesen und den noch übrigen, oft zu künstlich gemachten, Sturmbrücken, wohin auch die Sambucken gehören, behalten ihres Nutzens halber und wegen der wenigen darauf zu verwendenden Kosten die sogenannten Faß- und Binsen-Brücken den Vorzug, obgleich sie auch in neuester Zeit durch die Flöße und Faschinendämme verdrängt worden sind, denen man den Vorzug giebt; s. auch den Art. Brücke, Th. 7, S. 55 u. f. — Die alten Sturmbrücken bedient man sich deshalb nicht mehr, weil eine einzige Kugel eine ganze Brücke unbrauchbar machen kann; nur in Fällen, wo ein Detaschement leichter Truppen zu irgend einem schnellen Unternehmen über ein stilles Wasser und ohne Geschütz setzen soll, könnten sie noch angewendet werden, wenn man sie gerade bei sich führt. Man hat noch eine Art Sturmbrücken, welche in einer fliegenden Brücke besteht, an deren Bord ein langes Viereck von Balken und Brettern durch eiserne bewegliche Hespen befestiget ist, welches Viereck während des Uebersetzens aufgezogen wird, und die Truppen gegen feindliche Gewehrkugeln schützt; beim Anlanden am jenseitigen Ufer dient es zur Brücke, so daß die Mannschaft in Front hinübermarschiren kann. So giebt es auch dergleichen doppelte Sturmbrücken, welche an jeder Seite ein solches

Viereck zum Aufziehen haben. (S. auch Eosanders von Göthe „geübter Soldat" S. 74.)

Sturmdach, in der Kriegskunst, ein bewegliches Dach, unter dessen Schutz sich die Stürmenden einer Festung begaben. Die Griechen und Römer brauchten diese Maschine in ihren Kriegen; s. Th. 52, S. 690 u. f.

Sturmdeich, Binnendeich, in den Niederdeutschen Marschländern, ein Deich, das Binnenwasser bei einem entstehenden Sturmwinde abzuhalten, da er innerhalb des Hauptdeiches angelegt wird.

Sturmegge, Fr. Herse, ein Gerüst, welches aus drei langen Balken besteht, die mit verschiedenen andern Querbalken, wie eine Egge, zusammengefügt sind. In allen diesen Balken befinden sich oben weit hervorragende eiserne starke Spitzen oder Stacheln. Sie dienen dazu, daß man sowohl die Reiterey, als das Fußvolk hindert, damit sie nicht schnell durch einen Paß dringen, besonders hat sie aber ihren Nutzen, wenn man sie in die Bresche legt.

Stürmen, nach Adelung, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist. 1. Als ein Zeitwort der Mittelgattung mit dem Hülfsworte haben. 1. Ein he tiges von gewaltsamer Bewegung herrührendes Getöse machen, welches dem Laute dieses Zeitworts gleicht. An die Thür stürmen, mit Gewalt anpochen. In das Zimmer hinein stürmen, mit der größten Heftigkeit und dem stärksten Getöse. Die Treppe hinauf stürmen. Auf Jemanden hinein stürmen, ihm mit ungestümer Heftigkeit zusetzen. Alles stürmt auf ihn hinein. Eifersucht und fehlgeschlagene Liebe stürmten so auf sie hinein oder ein, daß rc. Stürmende Leidenschaften. Belinde ließ nunmehr dem Zorne freien Lauf, und Klagen stürmten hin und Thränen hörten auf (Zach.). Besonders von dem im höchsten Grade bewegten Winde. Der Wind stürmt; inglei-

chen unpersönlich, es stürmt. Wenn der Winter um unsere Hütte stürmt (Geßn.). In der dichterischen Schreibart, auch wohl in der thätigen Form. Der Ostwind stürmt ihn aus seiner Stelle. Hiob, 27, 21. — 2. Im gewöhnlichen Leben ist stürmen auch Sturm läuten, das ist, durch das Schlagen an die Glocke, das Zeichen zum Allarm geben, es sey nun in Feuersgefahr, oder bei einem eindringenden Feinde, oder bei einem Aufruhre ꝛc. S. auch Sturmglocke. — II. Als ein thätiges Zeitwort, mit ungestümer Gewalt und einem heftigen Lärm zu vernichten suchen. Die Bilder stürmen, sie auf solche Art aus den Kirchen reissen und vernichten; besonders auf solche Art zu erbrechen und einzunehmen suchen, besonders wenn es von Mehreren geschieht. Jemandes Zimmer stürmen. Ein Haus stürmen. Eine Stadt stürmen, eine Festung stürmen, Sturm laufen, mit Gewalt in dieselbe einzudringen suchen. Eine Festung mit stürmender Hand einnehmen, im Sturm, mit Sturm. Die Mauern stürmen, das Thor stürmen. So auch das Stürmen; s. auch oben. Nach einer Anmerkung von Adelung zu diesem Artikel in seinem großen Wörterbuche, ist bei dem Notker sturmon, toben, und im Tatian sich empören. Es ist eine Nachahmung des ungestümen Getöses, welches es ausdrückt, und mit stören und sterzen, stürzen ꝛc. nahe verwandt, deren abgeänderter Laut und ursprüngliche Bedeutung durch die Suffixa bestimmt wird. Mit verändertem Präfixis gehört auch Turbo, Turba, ὁρμη, ein heftiger Anfall, und so weiter, hierher.

Stürmer, eine Person, welche stürmt, wozu dann auch der stürmende Soldat gehört, wenn er auf eine Festung losgeht, und solche vermittelst der Sturmleiter zu ersteigen sucht; dann auch derjenige, der die Glocken in Be-

wegung setzt oder zieht, damit sie anschlagen und tönen oder stürmen, und so das Sturmzeichen geben, nach welchem sich die Städter und Dörfler versammeln; indessen wird es in beiden Fällen doch nur selten gebraucht, wohl aber von einem stürmischen Menschen, einem Renommisten, der überall seine Person geltend zu machen sucht, und sich mit Gewalt hervordrängt. Vier Stürmer hör ich schon nach diesem Saale steigen (Zachar.). Vier Renommisten, welche sich mit heftigem Getöse die Treppe hinauf begeben, um in einen Vergnügungssaal einzudringen. Dann kommt es auch in den Zusammensetzungen Bilderstürmer, Felsenstürmer rc. vor.

Sturmfackel, Sturmfackeln, sowohl in der Kriegskunst, als auch bei den Feuerlöschanstalten, Fakkeln, welche in der Nacht zur Erhellung oder Erleuchtung dienen, theils auch zu Signalen benutzt werden. In der Kriegskunst bestehen sie aus Enden von starken Tauen oder anderem Strickwerke, welches man in Salpeterlauge siedet und trocknen läßt; dann werden sie mit einer Masse von zerstoßenem Schwefel, grobem Pulver und Branntwein gut eingerieben, zu vier gleich langen Enden zusammengebunden, und die Zwischenräume mit einer Mischung von einem Theile ungelöschten Kalk und drei Theilen Schwefel ausgefüllt. Zuletzt überzieht man sie mit einer geschmolzenen Masse von drei Theilen Wachs, drei Theilen Pech, einem Theile Schwefel, $\frac{1}{2}$ Theile Kampfer und $\frac{1}{2}$ Theile Terpentin, und erhält so eine Fackel, welche auch der stärkste Regen nicht auszulöschen vermag. Diese Fackeln kann man zu Signalen gut gebrauchen. Zur Erhellung oder Erleuchtung der Löschanstalten bei einer Feuersbrunst in der Nacht bedient man sich der gewöhnlichen Pechfackeln, die man in den Handlungen mit Wachslichten rc. kaufen kann.

Sturmfahne, von Sturm, Gefecht, Treffen, ehemals diejenige Fahne, mit welcher die Truppen in das Ge-

fecht geführt wurden. Des Reichs Sturmfahne, welche ehemals die Grafen von Würtemberg führten.

Sturmfaß, Feuerfaß, s. unter Feuer-Anstalten, Th. 13, S. 57 u. f.

Sturmfink, s. Sturmmöve.

Sturmfisch, ein Name des Nordkapers, s. Th. 102, S. 649.

Sturmflasche, s. Sturmkanne.

Sturmflegel, in der Kriegskunst, ein Werkzeug in Gestalt eines gewöhnlichen Dreschflegels, nur mit dem Unterschiede, daß der Sturmflegel mit starken eisernen Spitzen besetzt ist. Man bedient sich desselben zur Vertheidigung der Bresche.

Sturmfluth, eine durch den Sturm höher als gewöhnlich aufgetriebene Fluth des Meeres; s. unter Meer, Th. 86 .

Sturmgatter, Fallgatter, in der Befestigungskunst, s. Fallgatter, Th. 12, S. 154. Auch ist Sturmgatter die allgemeine Benennung aller Verpallisadirungen der offnen Plätze, wodurch das Eindringen der Feinde verhindert wird.

Sturmglocke, eine Glocke, mit welcher man das Zeichen zu einem Feuerlärme zu geben pflegt, die Feuerglocke, Lärmglocke; daher die Sturmglocke anziehen, an die Sturmglocke schlagen. Es ist eine besondere in einem Thurme hängende Glocke, die nur zu diesem Zwecke gezogen wird, auch die Uhrglocke, woran der Hammer der Uhr schlägt.

Sturmgranate, nur in den frühern Kriegen, eine aus Mauerziegeln zubereitete Kugel. Es war eigentlich ein mit Pulver gefülltes Kästchen von Ziegelsteinen, mit geschmolzenem Zeuge überzogen, zu einer Kugel geformt, in einen Sack gefaßt, und so auf den stürmenden Feind geschleudert. Man nimmt dazu vier Ziegelsteine und zwei Dachplatten, und verbindet sie dergestalt, daß zwischen ihnen eine Höhlung bleibt, zu der oben und unten

kleine Oeffnungen durch die Steine gemacht werden. In diese Oeffnungen setzt man zwei Brandröhren, wodurch das in die Höhlung gefüllte Pulver angezündet werden kann. Dieses aus Ziegelsteinen gebildete Gefäß überzieht man nachher mit Thon, und bereitet daraus eine Kugel, auch überzieht man sie wohl mit Leinwand, damit man die Materie um so besser beisammen halte.

Sturmhafen, s. Sturmkanne.

Sturmhaken, ein Name der Feuerhaken, in sofern sie bei einem Sturme oder Feuerlärme zur Einreißung der brennenden Gebäude gebraucht werden. Es sind lange Haken mit eisernen Spitzen; s. unter Feueranstalten, Th. 13, S. 75.

Sturmhaspel, eine ehemalige Benennung eines auf einem sieben Fuß hohen Rade beweglichen Spanischen Reiters, um damit die Eingänge der Aussenwerke zu verschließen.

Sturmhaspelspille, der lange Balken eines Sturmhaspels oder Spanischen Reiters, welcher von Eschen- oder anderem guten Kernholze seyn soll.

Sturmhaspelspitzen, die Spitzen des Spanischen Reiters.

Sturmhaube, beim Militair, ein eiserner Helm, womit man öfters die stürmenden Soldaten versieht, oder auch die Arbeiter, welche bei einer förmlichen Belagerung sich bereits in den Gräben befinden. Eine Art Sturmhauben, welche man im Jahre 1785 in Paris erfand, war von gewichstem Leder gemacht, außerordentlich glänzend, und weit leichter, als die von Erz. Sie halten den Schuß auf und die Säbelhiebe gehen auch wegen der Elasticität des Leders nicht so leicht durch. Diese neue Einrichtung gefiel sehr, und der Prinz von Condé führte sie damals bei seinem Regimente ein. Wie sich ferner diese Hauben bewährt haben, findet man nicht angeführt, weil die Revolution dazwischen kam. — Mehrere zu dem Geschlechte Buccinum gehörende Schnek-

ken führen den Namen Sturmhaube; s. unter Turmschnecke, in T. Mehrere dieser Sturmhauben sind schon unter Schnecke, Th. 147, S. 212, 214, 215, angeführt worden.

Sturmhut, ehemals eine Bezeichnung der Sturmhaube. Figürlich wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt der Blumen, führt das blaue Eisenhütlein, Aconitum Napellus, den Namen Sturmhut; s. unter Aconitum, Th. 1, S. 367 u. f.

Stürmisch, Bei- und Nebenwort, mit einem Sturme oder ungestümen gewaltsamen Getöse oder Lärmen verbunden. Ein stürmisches Wetter. Die stürmische See; ein stürmischer oder stürmender Wind. Ein stürmischer Mensch, welcher in seinem Betragen mit einem gewaltsamen Ungestüme handelt. Eine stürmische Gemüthsart, eine stürmische Leidenschaft. Und doch kann ich, o junger Thor! dein stürmisch Herz nicht regieren (Gell.).

Sturmigel, in der Befestigungskunst, ein runder Balken, wie eine Walze, mit eisernen, etwas langen Stacheln überall versehen, den man, wie die Sturmbalken, auf die stürmenden Feinde herabfallen läßt.

Sturmkanne, Sturmhafen, Sturmkreuz, Sturmphiole, Sturmtopf, Sturmnapf, Sturmflasche, Sturmkrug, in der Kriegskunst, mit Pulver und geschmolzenem Zeuge angefüllte irdene Gefäße in einer der angeführten Gestalten, welche theils beim Sturme, theils aber auch Sachen damit anzuzünden und zu verbrennen mit Vortheil gebraucht werden. Einige sind auch schon vor Erfindung des Pulvers von den Alten gebraucht worden. In neuerer Zeit bedient man sich zweckmäßiger und mit größerem Erfolge der schweren Bomben und Granaten gegen die Stürmenden in der Bresche.

Sturmkatze, s. Th. 36, unter Katze.

Sturmkleider, gefüllte Wollsäcke, die Mauern, auch die Schiffe vor den Schüssen zu bedecken und zu verwahren.

Sturmkolben, Sturmprügel, kommt mit dem Sturmflegel überein. Dann ist es auch ein Instrument, welches aus einem langen zugespitzten Eisen besteht, dessen Spitze mit Stacheln versehen ist, daran sich Schläge schrauben lassen. Man bildet dann den Kolben von warmen geschmolzenem Feuerwerkzeuge, ladet die Schläge, und taucht dann den ganzen Körper in Pech, den man hat über Feuer in einem Gefäße zergehen lassen. Man kann dieses Instrument mit Nutzen gegen den anlaufenden Feind gebrauchen, wenn es gegen denselben geworfen wird.

Sturmkranz, ein Belagerungsfeuerwerk, welches die Belagerten unter die im Sturme Anlaufenden zu werfen pflegen. Man nennt diese Kränze wegen ihrer Figur auch Pechkränze, und vornehmlich deswegen, weil sie die Alten, in Ermangelung des Pulvers, aus Pech bereiteten. Sie werden mit Granaten versetzt und mit scharfen Spitzen versehen. S. Th. 108, S. 109.

Sturmkreuz, s. Sturmkanne.

Sturmkrug, s. den vorhergehenden Artikel.

Sturmkufe, ein mit Schlägen und Granaten versehenes Faß, welches man unter die Stürmenden zu werfen pflegt. Auch die Feuertiene erhält diesen Namen; s. Sturmfaß.

Sturmkugel, Sturmkugeln, die mit Schlägen versehene Kugeln, sonst versteht man darunter auch alle Granaten und andere Sprengkugeln.

Sturmlanze, s. unter Lanze, Th. 64, S. 705.

Sturmleiter, in der Kriegskunst, eine Leiter, welche zur Ersteigung der Mauern und Wälle einer Festung gebraucht wird. Damit sie nun so leicht als möglich werde, nimmt man zu den Sprossen bloß hartes Holz, zu den Leiterbäumen aber weiches. Diese werden unten

mit eisernen Spitzen versehen; auch werden die Leitern, damit sie sich leicht tragen lassen, so eingerichtet, daß sie sich schließen lassen, indem die Sprossen an kleine bewegliche eiserne Haken an den Bäumen befestiget sind; indessen ist diese Einrichtung mit manchen Unbequemlichkeiten beim Gebrauche verknüpft. Sie müssen nicht zu lang seyn, damit sie der Feind nicht durch Sturmhaken umwerfen kann, wenn sie über den Wall hinausragen, und solche Einrichtung haben, daß man zwei zusammensetzen kann, wenn sie nicht lang genug sind. Hierzu ist es am besten, daß die Bäume oben mit starken eisernen Ringen versehen sind, in welche die Bäume der übrigen Leitern passen. Damit die Leitern unter der Last der darauf befindlichen Soldaten nicht brechen, werden sie so nahe als möglich an die Mauer gesetzt. Von den Sturmleitern der Alten, s. Th. 52, S. 670 u. f. — Sturmleitern werden auch hinten am Schiffe ausgehängt, um vermittelst derselben ins Boot hinabsteigen zu können. Die Seiten dieser Leiter bestehen aus zwei starken Tauen, welche durch anderthalb Fuß lange hölzerne runde Sprossen mit einander verbunden sind.

Sturmlücke, Sturmöffnung, eine Bresche in der Mauer, die Sturmöffnung, der Mauerbruch, welcher durch das Geschütz gemacht worden.

Sturmmeve, s. Sturmvogel.

Sturmnapf, s. Sturmkanne.

Sturmöffnung, s. Sturmlücke.

Sturmpfahl, Sturmpfähle, Fraisen, sind in der Kriegskunst sechs bis acht, nach Andern drei bis vier, Zoll dicke und sechs bis acht Fuß lange Pfähle, wie die Pallisaden zugespitzt, die man höchstens zwei bis drei Zoll weit von einander setzt, wenn man sie an der Brustwehr bis vier Fuß tief in die Erde so legt, daß ihre mit Eisen beschlagenen Spitzen, wenn eine Berme da ist, noch zwei und einen halben bis drei Fuß hervorragen. Man soll sie am besten so in die Erde graben, daß ihre

Spitze vorn gesenkt ist, welches jedoch nicht zu viel seyn darf, höchstens, daß sie vorn einen Fuß tiefer liegen, als an der Brustwehr. Wenn man sie in die Brustwehr eingräbt, so werden sie vorn auf einen sechs Zoll starken Balken genagelt, welches auch hinten geschieht. Dieser Sturmpfähle bediente man sich früher weit häufiger, als in der neuern Zeit, hauptsächlich an den Linien- und Feldschanzen, und dieses in der Absicht, daß Niemand diesen kleinen Wall übersteigen, aber auch die damit eingeschlossene Mannschaft nicht darüber steigen und ausreißen konnte. Wenn sie nun gleich die Ersteigung eines Erdwalles verhindern, so haben sie doch den wesentlichen Nachtheil, daß nicht nur der in dem Graben befindliche Feind unter ihnen vor dem Feuer der Besatzung gedeckt ist, besonders wo eine Schanze keine Seitenvertheidigung hat, sondern daß sie auch schon von dem feindlichen Geschützfeuer hinweggeschossen werden können. Man hält daher die Pallisaden, wenn sie zweckmäßig angebracht worden, die Pfählchen ꝛc. für zweckmäßiger. (Scharnhorst's Handbuch für Offiziere, 2, 176.

Sturmpfeil, Fr. Folarique, eine Art Pfeile, die vorn eine ordentliche Pfeilspitze, hinter dieser aber einen langen ausgehöhlten Stiel hatten, welcher mit einer brennbaren und unauslöschlichen Materie angefüllt war. Wenn solche verschossen werden sollten, so wurde dieser Stiel vorher angezündet, damit er den Ort, wohin er geschossen ward, in Brand setzen konnte.

Sturmphiole, s. Sturmkanne.

Sturmprügel, s. Sturmkolben.

Sturmreif, Sturmring, Sturmkranz, ein mit Werg umwundener Tonnenreif, der vorher durch allerhand brennbare Materien gezogen worden. Er wird auch, wie die eigentlichen Pechkränze, noch mit verschiedenen brennbaren Gegenständen umgeben oder versehen.

Sturmring, s. den vorhergehenden Artikel.

Sturmsack, in der Vertheidigungskunst der Fe-

stungen, ein Sack von Leder oder Zwillich, in den ungefähr drei Pfund Pulver hineingehen. Man versieht ihn mit eisernen scharf geladenen Kugeln, und mit einem vier Zoll langen Zünder oder Brander, der einen starken Kopf hat, um den Sack fest anbinden zu können, der zuletzt in flüssiges Pech getaucht wird. Man kann zu diesen Säcken auch doppelte Leinwand nehmen, und sie mit vier bis fünf Pfund Pulver füllen. Man bedient sich dieser Säcke, wenn der Feind Sturm läuft, ihn dadurch abzuhalten.

Sturmschnecke, s. unter Schnecke, Th. 147, S. 176.

Sturmschritt, beim Militair, der Schritt in geschwinder Kadence, zu hundert und zwanzig Schritt in einer Minute, dessen man sich beim Stürmen eines Postens, einer Schanze rc., und beim Angriff der feindlichen Truppen mit dem Bajonnette, bedient. Die zum Stürmen bestimmte Kolonne rückt erst im gewöhnlichen Geschwindschritt vor; sobald: Gewehr zur Attake — rechts! kommandirt wird, nehmen die Leute den Sturmschritt an, die Tambours oder Trommelschläger geben die Kadence an; hierauf wird in der Weite von funfzig bis sechzig Schritt: fällt das Gewehr! kommandirt; jetzt laufen die Leute im Trabe, jedoch geschlossen, mit vorgestrecktem Bajonnette gegen den Feind.

Sturmschwalbe, s. Sturmvogel.

Sturmsegel, in der Schifffahrt, ein viereckiges Segel der Tartanen und Galeeren, welches sie nur im stürmischen Wetter führen.

Sturmsegler, Tringa lobata, eine Art Strandläufer, die unter Strandläufer, Th. 175, übergangen worden. S. Sumpfvogel.

Sturmsense, in der Kriegskunst, Sensen, welche man jedoch nicht unter einem Winkel, sondern gerade an eine Stange befestigte, um sich derselben bei Vertheidigung der Schanzen, Werke rc. zu bedienen.

Sturmspieß, Feuerspieß, eine Art Spieße, deren

man sich ehemals in dem Sturme auf eine Stadt bediente und die mit einer Feuerkugel und einem mit Schlägern und bleyernen Kugeln gefüllten Sack versehen waren.

Sturmtopf, s. Sturmkanne.

Sturmverkündiger, s. den folgenden Artikel.

Sturmvogel, **Procellaria**, Fr. **Pétrel**, **Oiseau de tempête.** Die Sturmvögel, **Procellariae**, sind die kühnsten Meervögel; denn sie begeben sich am weitesten auf das Meer hinaus, und nisten auf nackten Felsen und in Felsenlöchern. Sie fliegen sehr gewandt und niedrig über dem Meere, und scheinen gleichsam auf dem Wasser zu gehen, indem sie sich mit den Flügeln aufrecht erhalten; auch trotzen sie den Bewegungen der Wellen und der Wuth der Winde, indem sie sich geschickt hindurch zu winden wissen; den Bewegungen der Wellen folgen sie, um die von diesen emporgehobenen Thiere zu erhaschen. So weit sich auch die Seeleute vom Lande entfernt haben, so weit sie auch vorgedrungen sind, sowohl bei den Polen, als auch in andern Regionen, so haben sie diese Vögel gefunden, welche sie zu begleiten scheinen, und selbst die entferntesten und stürmischten Seestriche nicht scheuen, um ihnen voranzufliegen, wozu ihnen ihre langen Flügel dienen, mit denen sie behend und geschickt, wie schon bemerkt worden, auf dem Wasser dahin streifen, indem der Körper gleichsam horizontal, von den Flügeln im Gleichgewichte gehalten, von den Wellen getragen wird, indem ihre Schwimmfüße abwechselnd das Wasser schlagen, und von dieser Bewegung auf dem Wasser haben sie auch den Namen **Pétrel** erhalten. Er ist nach Büffon aus Peter, **Pierre**, oder **Petrill**, **Pierrot**, **Petit-Pierre**, von den Englischen Matrosen gebildet, und diesen Vögeln darum beigelegt worden, weil sie auf dem Wasser laufen, wie der Apostel Petrus darauf gegangen seyn soll. Ihre Körpergestalt weicht etwas von den übrigen Seevögeln ab. Sie haben einen am Ende hakenförmig

gebogenen Schnabel, dessen Ende ein besonderes mit dem übrigen durch Gelenke verbundenes Stück macht, wie beim Albatrosse. Die Nasenlöcher liegen auf dem Schnabel in einer durch eine Scheidewand getheilten Röhre. Die Füße haben statt der Hinterzehe nur einen spitzen Nagel. Die Flügel sind lang und schmal, aber stark, daher sie auch dem Ungewitter leichter trotzen können, wie andere Seevögel, nur ist ihr Flug nicht hoch über dem Wasser, sondern stets niedrig, so daß sie dem Wasser nicht fern bleiben, wenigstens haben sie die meisten Seeleute und Reisenden nur immer in der Nähe des Wassers bemerkt, und auf der hohen See, weit entfernt vom Lande. Sie nisten, wie schon bemerkt, in den Felsenspalten und Felsenlöchern, und das Weibchen soll nur ein Ey legen. Die Jungen, welche sie ziehen, füttern sie mit halbverdaueten öligen Fischen, welche ihre vorzüglichste und vielleicht einzige Nahrung ausmachen. Dem Neste darf sich Niemand nähern, ohne nicht von ihnen mit einem öligen Safte bespritzt zu werden, womit ihr Magen stets angefüllt zu seyn scheint, und der eine ätzende Eigenschaft besitzen muß; denn man findet Nachrichten in den öffentlichen Blättern der Engländer, daß dieses Entgegenspritzen des Saftes schon Manchem den Tod zugezogen hat. So z. B. wollte ein gewisser Kampbel das Nest eines Sturmvogels auf einem steilen Felsen ausnehmen, und das Oel, welches der Vogel auf ihn spritzte, traf in die Augen; er ließ sogleich die Beute fahren, stürzte aber dabei von dem Felsen, und blieb todt zu dessen Fuße liegen. Man muß daher sehr vorsichtig und mit bewaffneten Augen die Nester zu belauschen suchen. Den Namen Sturmvogel haben sie daher erhalten, weil sie dadurch die Stürme oder ein Unwetter anzeigen sollen, wenn sie sich den Schiffen nähern, und sich darauf zu verbergen suchen; auch wohl, daß sie sich dem Ungewitter aussetzen. Folgende sind die bekanntesten Arten dieser Vögel.

1) **Der Landzeiger oder Kapsche Sturmvogel, der schwarz und weißbunte Sturmvogel, die Kapsche Taube, Meertaube; Procellaria Capensis, albo fuscoque varia. Linn. Syst. Nat. Edit. XIII. p. Gmelin. I. p. 565;** Fr. **le Damier ou le Pétrel tacheté appelé vulgairement Damier. Briss. Ornith. Tom. IV. p. 146;** die Spanier nennen ihn **Pardelas** und die Portugiesen **Pintado**, welchen Namen auch die Engländer angenommen haben. Dieser Vogel hat beinahe die Größe einer gemeinen Taube, auch hat er im Fliegen das Ansehen und die Haltung derselben; denn der Kopf ist rund, der Hals kurz, und die Länge des Vogels beträgt vierzehn oder funfzehn Zoll, und die Flügelweite zwei- oder dreiunddreißig. Der Schnabel und die Füße sind schwarz, und an der Stelle der kleinen Zehe erblickt man einen kleinen anderthalb Linien langen Sporn, dessen Spitze sich nach innen richtet. Der Schnabel hat übrigens die oben angegebene Form. Das Gefieder des Bauches ist weiß, und das übrige Gefieder ist weiß mit schwarzen Flecken. Ein Reisender sagt: „Die Pintados sind bewundernswürdig schön mit Weiß und Schwarz gefleckt. Der Kopf ist beinahe schwarz, eben so die Spitze der Flügel und des Schwanzes, aber in diesem Schwarze der Flügel sind weiße Flecken, welche die Größe eines halben Thalers haben, wenn sie fliegen, zu welcher Zeit man ihre Flecken besser gewahrt. Die Flügel sind auch rund umher mit einer kleinen schwarzen Binde eingefaßt, die sich nach und nach erhellt, und sich einem dunklen Grau gegen den Rücken des Vogels nähert; der innere Rand der Flügel, und selbst der Rücken, vom Kopfe bis zur Spitze des Schwanzes, ist mit einer unendlichen Anzahl schöner runder, weißer und schwarzer Flecken von der Größe eines Rechenpfennigs ausgelegt; der Bauch, die Schenkel, die Seiten und die Unterseite der Flügel sind hellgrau. Man findet diesen Vogel auf der Süd-

see, hat ihn aber auch in der gemäßigten Zone angetroffen. Dampier und seine Reisegefährten sahen ihn, als sie ungefähr zweihundert Meilen von der Küste von Brasilien entfernt waren, und dann auch wieder in derselben Entfernung von Neuholland. Auch sah dieser Reisende ihn im Norden, vom dreißigsten Grade der südlichen Breite. Nach dem Kapitain Cook sollen diese Sturmvögel, und auch die blauen Sturmvögel, jeden Theil des südlichen Oceans in den höchsten Breiten besuchen. Viele Beobachter stimmen darin überein, daß man selten einige findet, ehe man den Wendezirkel passirt ist; am zahlreichsten soll man sie in den Meeren am Vorgebirge der guten Hoffnung finden, und auch gegen die Küste von Amerika in übereinstimmender Breite; denn der Kapitain Byron sah sie in großer Anzahl auf der Reise von Rio de Janeiro bis Port Desiré gegen den fünf- oder sechsunddreißigsten Grad der südlichen Breite; auch in der Breite von dreiundvierzig Graden und dreißig Minuten, an den Küsten von Brasilien, und an der vom Kap blanc, von sechsundvierzig Graden sah man sie in Menge. Sie erscheinen oft in so großer Menge, daß man von ihnen über sieben hundert in einer Nacht auf Naso Fuero gefangen hat. Englische Reisende trafen sie in Neuseeland, auf den Falklandsinseln. Diese Vögel scheinen in beständiger Bewegung auf dem Meere zu seyn; denn selbst zu allen Stunden der Nacht hört man sie um die Schiffe fliegen. Des Abends sollen sie sich unter dem Spiegel des Schiffes versammeln, mit Leichtigkeit herumschwimmen und sich dem Fahrzeuge nähern, wobei sie ihre unangenehme heisere Stimme hören lassen, deren letzte Töne etwas vom Geschrei der Meven haben. Von den Schiffen aus fängt man diese Vögel mit einer Angel, woran ein Stück Fleisch gebunden ist. Die Angeln müssen mit dem Fleische bedeckt seyn; man hat sie so in Menge gegefangen; zuweilen soll er sich auch die Flügel in den

Stricken verwickeln, die man hinten am Fahrzeuge flattern läßt. Der gefangene Vogel auf die Erde oder auf das Verdeck des Schiffes gesetzt, thut nur umher hüpfen, das Gehen scheint ihm unmöglich zu seyn, eben so das Auffliegen, oder sich in den Flug zu setzen. Daher kann man sie ruhig auf dem Schiffe umher hüpfen lassen, nur dürfen sie sich dem Rande oder Bord des Schiffes nicht nähern, weil sie sich dann in das Wasser hinabstürzen, und so in ihrem Elemente sich auch wieder erheben können. Es geht ihnen, wie den meisten Seevögeln, welche beständig fliegen, und auf der See schwimmen; wenn man sie auf einen festen Boden bringt, können sie weder gehen, noch sich zum Fluge erheben, weil ihnen hier die Kräfte den Dienst versagen. Wenn gleich diese Vögel in großen Scharen auf dem Meere umher ziehen, so sollen sie doch auch wieder, was die Geschlechtsverhältnisse betrifft, eine große Zuneigung zu einander haben; denn Männchen und Weibchen findet man fast immer bei einander, so daß kaum das Eine sich aufs Wasser setzt, als schon das Andere folgt und es begleitet. Auch theilen sie die Nahrung, die sie von ungefähr angetroffen haben; auch wenn Einer von ihnen getödtet wird, wobei die ganze Schaar ein merkliches Zeichen des Kummers an den Tag legt, indem sie sich um den Getödteten versammelt, und einige Augenblicke bei ihm verweilt, so soll der Ueberlebende unverkennbar seine Zärtlichkeit und seinen Schmerz bezeigen, indem er den Leib seines Gefährten mit dem Schnabel an allen Theilen berührt, als wolle er versuchen, ihn wieder zu beleben; auch bleibt er noch lange traurig bei seinem entseelten Gefährten zurück, wenn schon die ganze Schar sich entfernt hat. — Die Paarungszeit ist nicht genau bekannt. Im December legt das Weibchen ein Ey, welches beinahe die Größe eines Hühnereyes hat, in das Nest, welches sich in einer Felsenspalte oder einem Felsenloche befindet. — Die Nahrung dieses

Sturmvogels soll Fischlaich seyn; denn man fand bei Oeffnung des Magens der geschossenen Vögel einen dicken Schleim, den man dafür hielt. Den Französischen Namen Damier hat dieser Vogel von seinem Gefieder erhalten, welches in Hinsicht der schwarzen und weißen Flecke einem Schachbrette gleicht.

2) Der gemeine Sturmvogel, der kleine Sturmvogel, der kleine schwarze Sturmvogel, die Sturmmeve, Sturmschwalbe, der Seesturmvogel, St. Petersvogel, Sturmverkündiger, Sturmfink, Petrell, Ungewittervogel, das Orkanmännchen; Procellaria pelagica, nigra, uropygio albo. Linn. Syst. Nat. Ed. XIII. p. Gmelin I. p. 561. Fr. l'Oiseau de tempête, le Pinson de mer ou de tempête, le petit Pierrot ou Peteril; Engl. the Stormfinck or little Pitterel, Stormy Petrel. Dieser Vogel ist nicht nur der kleinste seines Geschlechts, sondern auch aller Sturmvögel; denn er ist nicht größer als ein Buchfink, woher er auch den Namen Sturmfink hat; auch wird ihm vorzugsweise von allen Seeleuten und Schiffern der Name Sturmvogel, l'Oiseau de tempête, beigelegt, weil er vorzüglich der Verkündiger eines Sturmes oder Unwetters ist; denn mehr als sechs Stunden vor dem Sturme hat er ein Vorgefühl davon, und flüchtet sich nach den Schiffen, die er im Meere findet. In dem Journale eines Schiffers heißt es von diesem Vogel: „Den 14ten Mai sahen wir zwischen der Insel Corsika und Monte Christo, hinter dem Schiffe eine Schar Sturmvögel, unter dem Namen Oiseaux de tempête bekannt. Als diese Vögel bei uns ankamen, war es drei Uhr des Nachmittags; das Wetter war schön, der Wind südöstlich und fast ganz still; aber um sieben Uhr ging der Wind mit vieler Heftigkeit nach Südwesten, der Himmel bedeckte sich, und es ward stürmisch. Die Nacht wurde sehr finster, und verdoppelte

Blitze vermehrten das Schrecken, das Meer wogte gewaltig, und wir waren endlich gezwungen, die ganze Nacht unter dem Untersegel zu bleiben.“ Wenn daher bei heiterm Wetter eine Schar dieser kleinen Sturmvögel hinten auf einem Schiffe ankommen, der Spur desselben folgen, und unter dem Spiegel einen Schutzort suchen, so eilen die Matrosen die Segel einzuziehen, und bereiten sich zum Sturme vor, der auch nach mehreren Stunden selten ausbleibt, so, daß die Erscheinung dieser Vögel auf der See zugleich ein Unglück und ein Glück ist; und da man diesen Vogel fast auf allen Meeren antrifft, so will man dieses als ein Zeichen der Vorsehung ansehen, um den Schiffern Nachricht von einem bald einbrechenden Sturme zu geben, um darnach ihre Maaßregeln auf den Schiffen zu treffen. Nach den allgemeinen Nachrichten, sowohl der Schiffer und der Reisenden, als auch der Naturforscher, die bloß der Naturgeschichte und des Naturzustandes wegen Reisen unternommen haben, soll dieser Sturmvogel überall verbreitet seyn. Man findet ihn sowohl in den Nord- als Südmeeren unter allen Breiten, ja man will ihn auf allen Strichen der Seereisen angetroffen haben; sie fliegen auf allen Seiten auf dem Atlantischen Meere, und man gewahrt sie eben sowohl auf den Küsten von Amerika, als von Europa, mehrere hundert Meilen vom Lande. Edwards sah eine große Menge dieser Vögel mitten auf den breitesten und nördlichsten Theilen des Deutschen Meeres zusammen, wo sie mehr als hundert Englische Meilen von dem Lande entfernt seyn mußten. Auch auf einigen großen Seen, besonders Englands, hat man ihn gesehen, auch ist er schon mehrere Male in der Schweiz auf dem Boden- und Genfersee geschossen worden. — Wie schon oben bemerkt worden, hat dieser Vogel die Größe eines Finken; die Farbe seines Gefieders ist schwärzlichbraun oder Rauchschwarz, mit Purpurschein vorn am Halse und auf den Deckfedern der Flügel, und einem bläulichen

Wiederscheine auf den großen Schwungfedern derselben. Der Burzel ist weiß; die Spitze der zusammengefalteten und gekreuzten Flügel geht über den Schwanz weg; sie gleichen den Schwalbenflügeln. Die Füße sind ziemlich hoch, und die Fußwurzeln lang; hinten hat er, wie alle Sturmvögel, einen Sporen statt der hintern Zehe. Die beiden Kinnbacken seines Schnabels haben eine niedergekrümmte Spitze Dieser kleine Sturmvogel fliegt sehr schnell, besonders wegen seinen langen, den Schwalben gleichenden Flügeln; er erhebt sich mit Schnelligkeit sehr hoch in die Luft, und entfernt sich in die Breite so weit, daß man ihn nicht mehr erblicken kann; aber eben so schnell eilt er auch, wenn ein Unwetter im Anzuge ist, wieder herab und in die Nähe der Schiffe; er eilt gleichsam dem Sturme voraus, der sich immer bald nach ihm einstellt. Ruhepunkte weiß er oft mitten zwischen den stürmischen Wellen zu finden. Man gewahrt ihn sich ducken in der tiefen Höhlung, welche zwei hohe Wogen des fluthenden Meeres zwischen einander bilden, und sich einige Augenblicke darin halten, obgleich die Welle mit der äußersten Schnelligkeit fortrollt. In diesen beweglichen Meeresfurchen soll er eben so laufen, als die Lerche in den Furchen auf dem Felde, wobei ihm seine Flügel im Gleichgewichte erhalten; denn er bewegt sich nicht durch Fliegen fort, sondern er läuft mit Schnelligkeit auf der Oberfläche des Wassers hin. Wegen seiner Schnelligkeit oder Behendigkeit ist er lange Zeit der Untersuchung der Beobachter entgangen; denn er ist nicht nur schwer zu schießen, sondern auch zu fangen, und wenn man dazu kommt, sie zu schießen, so verlieren sie sich fast beständig unter den Wellen der Schiffsbahn, von welchen ihr kleiner Körper verschlungen wird. Auf einen dieser Vögel schoß man im Fluge und verfehlte; der Knall erschreckte ihn gar nicht; denn als er den Pfropfen gewahr ward, machte er sich darüber her, und nahm ihn in die Klauen,

weil er ihn für eine Speise ansah. — Es scheint von dieser Sturmvogelart mehrere Abarten zu geben; denn der kleine Sturmvogel von Kamschatka hat weiße Flügelspitzen; indessen sind diese Zeichen der Abänderung wohl nur zufällig; oft liegen sie auch an einer fehlerhaften Beschreibung dieses Vogels, indem man seinen Wiederschein am Halse und auf den Flügeln falsch beschreibt, ihn für eine besondere Farbe hält oder ausgiebt. Auch das Alter hat Einfluß auf die Farben dieses Vogels. Der kleine Sturmvogel schreit gewöhnlich rottet, tet, tet, tet, tet, anfangs mit hohem, aber allmählig mit fallendem Tone, von welchem Geschrei er auch den Namen Rotje in einigen Gegenden erhalten hat. Sie machen mehr Geräusch, als ein anderer Vogel, und besonders da ihr Geschrei schärfer und durchdringender ist. Sie bauen ihre Nester von Moos in den Spalten der Felsen, und zuweilen auch auf den Gebirgen, wo man mehrere von ihren Jungen gefangen und getödtet hat. Ihre Nahrung besteht aus grauen Würmern, die den Krabben gleichen; auch fressen sie todte Seekrebse und Heuschrecken. Man hat sie auch zu Spitzbergen auf dem Eise gefunden, getödtet und auch gegessen; sie sollen keinen üblen Geschmack haben.

3) Der große Sturmvogel, der Riesenvogel, der Riesensturmvogel, von den Spaniern Knochenzerbrecher (Quebrantahuessos) genannt; Procellaria gigantea, fuscescens albo maculata, subtus alba, humeris, alis caudaque fuscis, rostro pedibusque flavis. Linn. Syst. Nat. Ed. XIII, p. Gmelin I. p. 563 n. 18. Fr. Quebrantahuessos Mouton; Engl. Osprey Petrel, Giant Petrel. Dieser Vogel hat beinahe die Größe einer Gans und soll wegen der Stärke seines Schnabels den Namen Knochenbrecher von den Spaniern erhalten haben. Man findet ihn auf den Südmeeren, wo man ihn gerade zu der Zeit bemerkt hat, wenn der Nordwind wehet, auch

findet man ihn hoch im Norden. Besonders bemerkt man sie einen oder zwei Tage vorher, ehe sich derselbe erhebt, auf der Küste und um die Fahrzeuge umher flattern, die sie nicht eher verlassen, als bis das Wetter ruhig ist; auch halten sie die Seeleute allgemein für die sichersten Vorläufer des Ungewitters. Außer dieser Zeit gewahrt man sie weder auf dem Wasser, noch auf dem Lande, und daher weiß man nicht genau, wo sie ihre Zufluchtsörter, oder die Oerter ihres Aufenthalts haben. Wie schon bemerkt, hält dieser Vogel ungefähr das Mittel zwischen der Gans und der Ente; er hat einen dicken, kurzen und etwas gekrümmten Hals, dicken Kopf, breiten und nicht sehr langen Schnabel, kleinen Schwanz, erhabenen Rücken, große Flügel, kleine Beine, und ein bräunliches Gefieder, welches aber sehr variirt; denn bei Einigen dieser Vögel scheint das Gefieder einen weißen Grund mit braunen Flecken zu haben, bei Andern scheint aber das braune Gefieder mehr zu dominiren. Bei Einigen ist der Kopf, der ganze Kropf, der untere Theil des Halses und der Flügel vollkommen weiß, aber der Rücken und der obere Theil der Flügel und des Halses sind schwarzbraun, oder braun ins Schwarze fallend. Auch unterscheidet man sie durch den Namen Lomos prietos oder Schwarzrücken. — Nach einer andern Beschreibung dieses Vogels soll er größer als eine Gans, vierzig Zoll lang und sieben Fuß breit seyn, der Schnabel soll fünftehalb Zoll in der Länge enthalten, beträchtlich stark, und die obere Kinnlade am Ende sehr gekrümmt seyn; die Röhre auf dem Rücken des Schnabels soll wenigstens drittehalb Zoll, von der Wurzel an, betragen. Die Farbe sey dunkelgelb, dem geglätteten Buchsbaumholze nicht unähnlich, und am Mundwinkel sey eine kahle, runzliche, gelbe Haut. Der Scheitel sey schwärzlich, die Seiten des Kopfes, der Vorderhals, die Brust und der Bauch weiß; der Hinterhals und die obern Theile des Körpers hellbraun. Reisende fanden diesen

Vogel sehr häufig an der westlichen Küste von Nordamerika, und auf der See zwischen Amerika und Kamtschatka, wo er ganz die Felsen der Inselkette mit seiner Anzahl bedeckte. Steller sah eine große Menge zweihundert Werste vom Lande, sich von einem todten Wallfisch nähren. Man findet sie so hoch nach Norden hinauf, als die See von Kamtschatka, und dann längs den westlichen Küsten von Amerika an verschiedenen Orten bis zu dem Staatenlande hinunter. Man hat sie in der nördlichen Halbkugel im März, April und Mai gesehen; in der südlichen aber, z. B. im Feuerlande, im December. Nach der Beschreibung mehrerer Reisenden sind es sehr dumme Vögel, die man in manchen Gegenden sehr zahm findet, ja so zahm, daß die Schiffsleute ihnen mit Stöcken auf die Köpfe schlagen konnten. Die Russen nennen diese Vögel auch deshalb Gloupichi. Sie ernähren sich von den Gerippen der Robben, der Wallfische, und was sie sonst finden. Sie sollen auch von den Schiffsleuten gegessen werden, und eine sehr gute Speise seyn.

4) Der blaue Sturmvogel, der bläulichgraue Sturmvogel, Procellaria vittata, ex caerulescente cinerea, subtus alba, pedibus nigris. Linn. Syst. Nat. Ed. XIII. p. Gmelin I, p. 560. n. 10; Fr. le Pétrel bleu; Engl. the blue Peteril, vittated Petrel. Dieser Vogel hat seine Benennung wegen seines Gefieders erhalten, weil sowohl dasselbe, als auch der Schnabel und die Füße graublau sind. Man findet sie in den südlichen Meeren vom acht und zwanzigsten und dreißigsten Grade und jenseits desselben in allen Breiten gegen den Pol zu. Cook ward vom Vorgebirge der guten Hoffnung an bis zum einundvierzigsten Grade von Scharen dieser blauen Sturmvögel und der Pintados begleitet, welche das hohe Meer und die Winde nur zahlreicher zu machen schienen; dann sah er die blauen Sturmvögel wieder unter dem fünf und

achtzigsten und funfzigsten Grade, und es scheint, daß sie sich in allen zwischen liegenden Punkten dieser südlichen Breiten befinden. Man hat sie in Dusky-Bay und andern Gegenden von Neuseeland angetroffen. An der Nordwestseite der Ankerinsel finden sie sich in großer Menge unter andern Arten. Die Länge dieses Vogels ist zwölf Zoll; der Schnabel ist fünf Viertelzoll lang, blau, mit einer schwarzen Spitze, die Mitte der Beugung gelbgrau, die obern Theile des Gefieders sind blaugrau, die untern Theile weiß; unter den Augen ist ein dunkelbrauner Flecken, an der Brust ein dunkelbraunes Band; die großen Schwungfedern sind etwas dunkler, als die übrigen Theile, und die innern Fahnen einiger derselben fast weiß. Der Schwanz hat die Farbe des Rückens, seine äußerste Feder ist aber weiß, auch die nächsten inwendig weiß, die übrigen haben weiße Spitzen; quer über den Körper und die ausgebreiteten Flügel läuft ein dunkles Band, wie bei dem vorigen; die geschlossenen Flügel sind etwas länger, als der Schwanz; die Füße blau; die Schwimmhäute blaß. Als besonders anzumerken bei diesen Vögeln ist die Breite ihres Schnabels und die Dicke der Zunge. Das Gefieder ist sehr dick und reichlich, und daher sind sie auch gegen die Kälte geschützt; denn aus jeder Wurzel gehen zwei Federn statt einer, welche aufeinander liegen, und deshalb eine warme Körperdecke bilden. Da sich diese Sturmvögel, so wie die meisten andern, stets in freier Luft bewegen, und selbst im Winde, so sind ihre Flügel sehr stark und lang. Nach Forster fand man einige dieser Vögel zwischen Neu-Seeland und Amerika, mehr als siebenhundert Meilen vom Lande, ein Raum, den sie unmöglich zurücklegen könnten, wenn ihre Knochen und Muskeln nicht von großer Festigkeit wären, und ihre langen Flügel sie nicht unterstützten. Das Weibchen dieses Vogels hat dasselbe Gefieder, nur ist der Schnabel, ob er gleich größer ist, als bei einer andern Art dieser Vögel, kaum

halb so breit, als der des Männchens. Dieses wollen jedoch andere Naturforscher nicht zugeben, und halten daher die schmalschnäblige Art nicht bloß für Weibchen des angeführten Vogels, sondern für eine besondere Art. — Diese Sturmvögel halten sich in den nahe dem Meere liegenden Wäldern auf; auch in Höhlen an der Erde dicht aneinander, oder unter Baumwurzeln und in Felsenritzen, wo sie ein Geschrei erheben, das dem Koaxen der Frösche ähnlich ist. Sie fliegen mehr zur Nachtzeit, so daß man sie für Fledermäuse hält. Bei Tage gewahrt man sie nur selten, und nur dann, wenn sie Nahrung in der See suchen, die in verschiedene Arten von Moluskeu zu bestehen scheint, welche bei heiterem Wetter auf die Oberfläche des Wassers steigen. Auch sollen sie oft zu fasten genöthiget seyn, welches man daraus vermuthet, da die von einigen Seefahrern verwundeten Vögel, sogleich eine große Menge, seit kurzem verdaueter, schleimiger Nahrungsmittel auswarfen, welche die andern sogleich mit Begierde verschlangen. Um drei Uhr des Morgens fand man sie sehr unruhig sich auf dem Meere hin und her bewegen. Aller Vermuthung nach nisten sie auch in den Höhlen und Felsenritzen, wo hinein man sie schlüpfen sieht.

5) Der weiße Sturmvogel, der Schneesturmvogel, **Procellaria nivea, alba, scapis pennarum rostroque nigris, pedibus obscure caeruleis. Linn. Syst. Nat. Ed. XIII p. Gmelin I, p. 562. n. 15.** Fr. **Le Pétrel blanc ou Pétrel de neige;** Engl. **Snowy-Petrel.** Dieser Sturmvogel soll nicht nur wegen der Weiße seines Gefieders sehr gut mit dem Namen Schneesturmvogel bezeichnet seyn, sondern auch weil man ihn beständig in der Nachbarschaft des Eises findet, dessen Vorläufer er in den südlichen Meeren ist. Der weiße Sturmvogel hat die Größe einer Taube, der Schnabel ist bläulichschwarz, die Füße sind blau, und das Gefieder ist größtentheils weiß. Forster sagt: „Als wir

uns einer großen Strecke von festem Eise naherten, bemerkten wir am Horizonte einen weißen Schimmer, den man auf den Grönlandsfahrern das Eisblinken nennt; so wie wir uns dieser Erscheinung näherten, so waren wir sicher, in wenigen Meilen Eis zu treffen, und dann sahen wir auch gemeiniglich Scharen von weißen Sturmvögeln, von der Größe der Tauben." Diese weißen Sturmvögel, vermischt mit den südlichen, sollen den Schiffern beständig bei allen ihren Querzügen und bei ihrem Kreuzen zwischen den Eisinseln und bis zur Nachbarschaft der unermeßlichen Eismasse dieses Pols begleiten, und der Flug dieser Vögel auf den Wellen, und die Bewegung der Wallfische in dem Eismeere sollen noch die einzigen Gegenstände seyn, welche der dort sich verlierenden Natur einiges Leben geben.

6) Der braune Sturmvogel, der antarkische Sturmvogel, Procellaria antarctica, fusca, subtus ex caerulescente alba, cauda alba, apice nigra, pedibus plumbeis. Linn. Syst. Nat. Ed. XIII p. Gmelin I, p. 565, n. 23. Fr. Pétrel antarctique ou Damier brun, Pétrel brun et blanc; Engl. the Antarctic-Petrel. Dieser Sturmvogel gleicht dem Pintados oder weiß und schwarzen Sturmvogel, nur ist die Farbe der Gefieders verschieden; denn sie ist hier braun auf weißem Grunde. Auch den Namen Südsturmvogel, welchen einige Reisende ihm beigelegt haben, soll er ganz verdienen, da man ihn nur unter den hohen südlichen Breiten antrifft; wo man verschiedene Arten von den in den untern Breiten sich aufhaltenden Sturmvögeln nicht mehr antrifft. Der braune Sturmvogel hat ungefähr die Größe einer Taube; das Gefieder desselben ist auf dem Kopfe, dem Rücken und einem Theile der Oberseite der Flügel lichtbraun; der Bauch und die untern Flügel sind weiß, und so auch die Schwanzfedern, welche jedoch braune Spitzen haben; sie sind sehr stark befiedert, so

daß sie das rauheste Klima, welches sie bewohnen, aushalten können. Wenn man gleich diese Sturmvögel so häufig zwischen den schwimmenden Eisinseln findet, so verschwinden sie doch, wie alle andern Vögel, wenn man sich dem festen Eise nähert, welches sich schon ziemlich weit in den Polgegenden der südlichen Welt erstreckt.

7) Der Eissturmvogel, der große Sturmvogel, die Eismeve, große Nordmeve, der Fulmar, die Mallemugge oder Mallemucke (dummer Flieger), das Seepferd, der graue und weiße Puffin; Procellaria glacialis, albicans dorso canescente. Linn. Syst. Nat. Ed. XIII p. Gmelin 1, p. 562, n. 3. Equus marinus. Clus. auct. 368. Procellaria cinerea. Briss. Fr. Le Fulmar ou Pétrel-Puffin gris blanc, le Pétrel cendré; Engl. the Seahorse or the Fulmar, the Storm Fugl. Mallemuke; Holl. the Burgemaster of Groenland. Dieser Vogel ist siebzehn Zoll lang und hat zwei und zwanzig Unzen am Gewichte. Der hellgraue an der Spitze gelbliche Schnabel ist zwei Zoll lang; das Gefieder des Oberkörpers ist blaugrau, das Uebrige weiß. Man findet ihn auf dem Nordmeere, wo er in großer Menge auf den Felseninseln dieses Meeres brütet. Das Weibchen legt ein Ey, welches in der Mitte des Junius ausgebrütet wird. Beim Brüten spritzt das Weibchen und Männchen demjenigen, der sich dem Neste nähert, aus den Nasenlöchern eine thranige Flüssigkeit entgegen. Die fetten Jungen werden von den Einwohnern auf den genannten Inseln Ende Augusts gesammelt und eingesalzen (auf den Westmannöern allein über zwanzigtausend jährlich). Auch in Grönland wird sein Fleisch gesotten oder getrocknet gegessen, obgleich es nicht gut riechen und schmecken soll. Das Fett wird roh gegessen oder in Lampen gebrannt. Auch zwischen Kamtschatka und Amerika ist er zu Hause. Diesen Vögeln kann man sehr nahe kommen, so daß man sie mit kleinen

Pfeilen erlegen kann, deshalb wird er auch dummer Flieger (Mallemucke) von den Holländern genannt. Man findet sie auch in den antarktischen Gegenden, am Vorgebirge der guten Hoffnung, und vom 34 bis 70 Grad südlicher Breite, rings um den Pol herum. Dieser Vogel nährt sich von Fischen, Schleimthieren und dem Fleische todter Wallfische. — Eine Abart davon ist von gleicher Größe, hat einen schwarzen Schnabel, der stark und am Ende sehr gekrümmt ist; der Kopf, Hals, Körper und Schwanz ist weiß, zwischen den Flügeln hellaschfarben; die ganzen Flügel sind dunkelschwarz, die Füße dunkelbraun.

8) Der große schwarze Sturmvogel, der Wetterrabe, der große unächte Albatroß, der große schwarze Peter; Procellaria aequinoctialis, fusca immaculata, rostro flavo, pedibus fuscis. Linn. Syst. Nat. Ed. XIII p. Gmelin I, p. 564, n. 4. Fr. Le Puffin du Cap de Bonne-esperance. Briss., le Pétrel-Puffin brun. Engl. the black Petrel. Dieser Vogel ist dreiundzwanzig Zoll lang; sein Schnabel hat drei Zoll, die Röhren der Nasenlöcher einen halben Zoll. Der Schnabel ist gelblich, mit schwarzen Näthen. Das Gefieder ist schwärzlichbraun, die Füße, Zehen und Schwimmhäute braun, die Klauen schwarz. Eine Abart davon ist um die Hälfte größer; der Schnabel gelb; das Gefieder einfarbig rostschwarz; die Füße ebenso, und roth gestreift. Man findet ihn auf den Kurilischen Inseln und in Kamtschatka. Die eigentliche Art findet man auch in Neuseeland.

9) Der schwärzliche Sturmvogel, Procellaria obscura, nigra, subtus alba, membrana digitos connectente fulva. Gmelin, Linn. Syst. Nat. XIII, I. p. 559, n. 7. Engl. Dusky-Petrel. Die Länge dieses Vogels beträgt 13 Zoll, die Länge des Schnabels $1\frac{1}{2}$ Zoll, dessen Seiten hornfarbig und der übrige Theil schwarz ist; an der Stelle der Röhren sind nur

zwei kleine Nasenlöcher. Die Spitze des Schnabels ist gekrümmt, des Schnabels obere Theile sind dunkelschwarz, die untern weiß. Die Seiten des Halses sind braun und weiß gemischt; die Ränder der mittlern Flügeldecken weißlich; die Füße sind größtentheils schwarz, ausgenommen die innere, der ganzen Länge nach blasse Seite. Die zwei innern Zehen sind gelblich. Die Schwimmhäute sind orangefarbig, die Klauen schwarz. Dieser Sturmvogel hält sich im stillen Meere auf, auch in andern Gegenden.

10) Der Sturmvogel vom stillen Ocean, Procellaria pacifica, nigra, subtus obscura, pedibus nigro maculatis. Gmelin, Linn. Syst. Nat. XIII. I. p. 560. n. 8. Engl. Pacific-Petrel. Die Länge dieses Vogels beträgt 22, und seine Breite 40 Zoll. Der bleyfarbige, zwei Zoll lange Schnabel ist an der Spitze stark gekrümmt; statt der Röhren gewahrt man bloß die schiefen Nasenlöcher, die eyförmig und etwas erhaben sind, und ¾ Zoll von der Wurzel des Schnabels abstehen. Die obern Theile des Gefieders sind schwarz, die untern dunkelbraun; die Füße sind an den Hacken bloß mit einigen schwarzen Flecken versehen, dergleichen wenigere an den Schwimmhäuten und Zehen sind. Um Eropoa und andern Inseln des stillen Meeres findet man sie in unzähligen Scharen, welche alle mit einem Male untertauchen und plötzlich wieder hervorkommen.

Sturmvogel (antarktischer), s. Sturmvogel (brauner).
— (blauer), s. oben, S. 500.
— (bläulich grauer), s. daselbst.
— (brauner), s. das. S. 503.
— (Eis-), s. das., S. 504.
— (gemeiner), s. das., S. 495.
— (großer), s. das., S. 498.
— (großer schwarzer), s. das., S. 505.

Sturmvogel (Kapscher), s. oben, S. 492.
— (kleiner), s. das., S. 495.
—, der kleine schwarze, s. daselbst.
— (Riesen=), s. das., S. 498.
— (Schnee=), s. das., S. 502.
— (schwärzlicher), s. das., S. 503.
—, der schwarz= und weißbunte, s. das., S. 492.
— (See=), s. das., S. 495.
—, vom stillen Ocean, s. das., S. 506.
— (Süd=), s. das., S. 503.
— (weißer), s. das., S. 502.

Sturmwalze, s. Sturmbalken.

Sturmwind, s. oben, Sturm.

Sturmzeug, in der Kriegskunst, nicht nur das Schanzzeug, dessen man sich bedient, um sich auf einem eroberten Posten einzuscheiden und zu verschanzen, sondern auch alle Materialien und Instrumente, deren man sich sowohl zur Beförderung des Sturms (worunter man alle schon oben beschriebenen Sturmgegenstände rechnen kann), als zur Bedeckung bedient, nachdem man Posto gefaßt hat.

Sturnus, s. Staar, Th. 162, S. 244 u. f.

Sturz, von dem Zeitworte stürzen, in Hinsicht der Sprache, nach Adelung. 1. Der Zustand oder die Handlung da man stürzet, oder plötzlich und heftig in eine Tiefe fällt, von einem Gegenstande herabstürzt oder über einen Gegenstand fortstürzt, in welchem letzteren Falle es im schnellen Laufen geschieht, wenn man dann plötzlich über einen Gegenstand hinstürzt, z. B. über eine Baumwurzel, einen Stein, in einen Rinnstein, Graben rc. Stürzen oder Herabstürzen thut man von einem Gerüste, daher der Sturz von einer Mauer, von einem Baugerüste, aus einem Fenster rc. rc. Jemanden im Sturze auffangen. Einen Sturz thun oder machen, besser stürzen. Daher der Umsturz. Auch eine heftige mit Gewaltsamkeit verbundene Ver=

änderung des Orts. Nun brechen Einwendungen hervor wie Waldwasser; mit furchtbarem Sturze stürzen sie daher (Lavat.). Alles mit einem Sturze thun, mit dem heftigsten Ungestüme; daher der Blutsturz. Ingleichen ein plötzlicher ungestümer Anfall, der auch zuweilen ein Sturm genannt wird, obgleich dieses Wort einen geringeren Grad der Heftigkeit und Geschwindigkeit bezeichnet. Es wird noch einen heftigen Sturz setzen, ungestümen Streit, Sturm, Strauß. — 2. Im Bergbaue ist der Sturz oder im weiblichen Geschlechte die Stürze, der Ort, wohin die Erde und das taube Gestein gestürzt oder ausgeschüttet wird; der Stürzplatz. Der Kohlensturz, der Ort, wo die Kohlen ausgestürzt werden. Der Haldensturz, der Ort, wohin die Schlacken rc. gestürzt werden. — 3. Dasjenige, was gestürzt wird, jedoch nur in einigen einzelnen Fällen. (1.) So ist in den Blechhämmern der Sturz, ein Paar unverzinnter, mit den flachen Seiten auf einander liegende Bleche. Auch führt diesen Namen ein Pack Bleche, der zugleich ausgeschmiedet und ausgebreitet wird, und der unter die gestürzten Bleche gehört. Ein Haufen Blech besteht daher aus sechsundsechzig bis achtundsechzig Sturzen oder Paar Bleche. — (2.) Der obere überhängende Theil eines Gegenstandes wird in vielen Fällen der Sturz genannt, zum Unterschiede von der Sohle oder Schwelle. So wird in der Baukunst die obere Fläche eines Fensters oder einer Thür, sie sey nun horizontal oder gewölbt, und der Körper, welcher diese Fläche bildet, der Sturz genannt; daher der Fenstersturz, Thürsturz. — Beim Schlosser heißt auch die Stange Eisen, welche einen gemauerten Sturz hält, der Sturz, das heißt, die Stange Eisen, die man auf die Schenkel der Thüren und Fenster setzt, um die Schlußsteine eines Streifs oder eines Bogens zu halten. — Der Mantel über einem Herde wird nicht nur

der Schurz, sondern auch der Sturz genannt, und zwar Letzteres, weil er überhängt. — Bei den Papiermachern nennt man Sturz die kleinen kupfernen Bleche, die auf der Dicke des Rahmens der Papierform über den Enden des Draths, wovon das Gitter geflochten ist, mit kleinen Nägeln angeschlagen sind, und damit solche, das heißt, die vier Wände der Form, bedecken. Nach Adelung auch nach dem Begriffe des Ueberhangens. — 4. Ein abgeschnittenes Stück, ein langer Körper, von welchem etwas abgeschnitten worden, wodurch er verkürzt ist, in einigen Fällen, in andern ist dagegen Stumpf üblich. So heißt der Vorderarm nach abgehauener Hand der Sturz, wofür man aber auch öfters Stümmel und Stumpf gebraucht. Die Sturze gefällter Bäume, die Stöcke, Wurzelenden, Stubben. — Bei den Jägern wird der kurze Schwanz des Rothwildes, weil er wie abgestutzt aussieht, der Sturz genannt. — Auf den Eisenhämmern sind die Stürze oder Stürzlein kurze zweifach zusammengeschlagene Stücke Eisen, welche aus dem Deule gehauen und hernach zu Blech geschmiedet werden, wo aber auch der Begriff des Zusammenschlagens Statt findet. — In der Belagerungskunst, heißt dasjenige Ende der Faschinen, wo solche abgehauen werden, der Sturz oder das Sturzende, zum Unterschiede von dem Wipfelende. — 5. Ein Gefäß, in sofern solches dient, etwas hinein- oder heraus zu stürzen, oder auch in dem weitesten Verstande eines jeden Gefäßes, jedoch nur in einigen Fällen. So ist z. B. bei den Seifensiedern der Sturz ein Faß ohne Boden, welches auf dem Rande des Kessels, worin die Seife gekocht wird, steht. Es ist oben acht bis neun Fuß im Durchmesser weit, und hat ziemlich Mannshöhe. Dieser Sturz wird mit dem Rande des Seifenkessels, worauf er steht, vermittelst Gyps und Hammerschlag vereiniget, und mit diesem Kitte ist der Sturz

inwendig auch so hoch überzogen, als die Seife bei dem Kochen zu steigen pflegt; denn deshalb ist dieser Sturz auf dem Kessel angebracht, weil die Seife beim Kochen sehr in die Höhe steigt. — An einigen Orten heißt auch in der Frauenzimmerbekleidung der Flor, den das Frauenzimmer über das Gesicht hinabwirft oder herabhängen läßt, der Sturz, von dem Ueberhangen, oben unter 3. Der Sturz der Windmühle, s. Sterz. In der ersten Bedeutung, nach Adelung, schon bei dem Notker Sturz. Dieses Hauptwort hat noch verschiedene Bedeutungen, welche sich dem ersten Anscheine nach nicht aus der heutigen Bedeutung des Zeitwortes stürzen herleiten lassen, daher man zur Einsicht ihrer Begreiflichkeit zu dem alten Worte sturen zurückgehen muß, von welchem stürzen nur ein Intensivum ist, und von dem unser steuern und stören Ueberbleibsel sind. Dieses bezeichnete, so wie alle ähnlichen Zeitwörter der Bewegung, mehrere mit einerlei oder durch ähnliche Laute verbundene Handlungen, unter andern auch des Verkurzens, Stutzens, wovon in Zerstören noch etwas Aehnliches ist, der Bewegung in die Tiefe 2c.

Sturz (Arm-), s. oben, S. 509.
—, in der Baukunst, s. daselbst, S. 508.
— (Baum-), s. das., S. 509.
—, in der Belagerungskunst, s. daselbst.
—, im Bergbaue, s. das., S. 508.
—, in den Blechhämmern, s. daselbst.
— (Blut-), s. das.
—, im Eisenhammer, s. das., S. 509.
— (Fenster-), s. das., S. 508.
—, eine Frauenzimmerbekleidung, s. oben.
— (Halden-), s. das., S. 508.
—, der Herdmantel, s. daselbst.
—, bei den Jägern, s. das., S. 509.
— (Kohlen-), s. das., S. 508.
—, beim Papiermacher, s. das., S. 509.

Sturz, der Räder, oder Stürzung, heißt die Neigung, welche man den Speichen nach außen zu giebt, um die Haltbarkeit der Räder beim Fahren auf scharfen Flächen zu vergrößern.

—, beim Schlosser, s. oben, S. 508.

—, bei den Seifensiedern, s. das., S. 509.

—, in der Sprache, s. oben, S. 507 u. f.

— (Thür-), s. das., S. 508.

—, in der Windmühle, s. das., S. 510.

Sturzacker, im Ackerbaue, ein Stück Acker, darauf die Stoppeln umgerissen, oder welches gestürzt oder nach der Brache zum ersten Male gepflügt worden.

Sturzbaum, s. Burzelbaum, unter Leibesübungen, Th. 72.

Sturzbette, im Wasserbaue, nennt man, wenn im Stauwinkel eines Stacks, Pempe oder Kopfenden, vom Busche einige schräg anlaufende Lagen verfertiget werden, damit der Ueberfall des Stroms über ein Stack ꝛc. hinter demselben keine schädlichen Tiefen verursachen, sondern besser überrollen könne. Man läßt dergleichen auch machen, wenn ein Stackwerk im Stauwinkel gar zu stutzig angeschlossen ist, der Strom auch nur vorne die Stackspitze berührt, gleich wieder umfällt, und im Stauwinkel einen starken Wall verursacht.

Sturzblech, im Blechhammer, ein starkes Blech, deren acht bis sechzehn Stück einen halben Zentner wiegen.

Sturzbrett, s. Fensterbrett, Th. 12, S. 579.

Sturzbühne, im Bergwerke, der an der Hängebank des Treibeschachts anstoßende erhabene Platz, worauf die Tonnen beim Heraufziehen sich aufsetzen und gestürzt werden.

Sturzdraht, beim Siebmacher, s. unter Sieb und Siebmacherkunst, Th. 153.

Stürze, Diminutivum Stürzchen, Stürzlein. 1. Von dem Zeitworte stürzen. (1.) Der Ort, wo im Bergbaue die Erde hingestürzt wird, und welcher

auch der Sturz heißt. S. dieses Wort. (2.) Ein hoher erhabener Deckel, ihn auf oder über ein Ding zu stürzen. Die Stürze auf einem Topfe. Auch hat man zierliche blecherne Stürzen, um sie auf Teller und Schüsseln zu stürzen. 2. Die Stange an einem Pfluge wird auch in vielen Mundarten die Stürze genannt; in welchem Falle es aber bloß eine verderbte Aussprache des Ersteren ist, obgleich auch dieses mit von sturen, stören abstammt. — Bei den Bleyarbeitern heißt der Gießlöffel die Stürze. — Im Wasserbau ist die Stürze oder das Sturzende, auch Stoppel oder Stoppelende genannt, das untere oder dicke Ende des Busches, woselbst er gehauen ist. Zur Verfertigung der sogenannten Stoppellagen in den Reiß- oder Faschinenwerken, sieht man gern, daß die Stürzen eines jeden dazu nöthigen Buschbundes so platt und eben, als nur möglich, gehauen und gebunden werden, nicht allein, um diesen Werken dadurch, an den Seiten über dem Wasser, eine um so schönere Fläche geben zu können, sondern auch besonders, damit im Winter das Eis daran um so unschädlicher vorübergehe. Im Holsteinischen und auch in andern Gegenden heißen auch die Stürzkarren oder Wüppen, welche zur Deicharbeit gebraucht werden, Stürzen.

Sturzebecher, eine scherzhafte Benennung eines dem Trunke ergebenen Menschen, welcher gleichsam eine vorzügliche Fertigkeit besitzt, die Becher zu stürzen, das ist, auszuleeren, da es dann auch wohl als ein eigenthümlicher Name eines solchen Trinkers gebraucht wird. Wenn aber, sagt Adelung, das Niedersächsische Stortebeker, einen Menschen bedeutet, welcher Alles im Sturze oder mit Ungestüm verrichtet, einen Stürmer, so mag es wohl eine Anspielung auf den berüchtigten Niedersächsischen Seeräuber des vierzehnten Jahrhunderts Claus Stortebeker seyn. In eben dieser

Mundart ist Stürzbecher auch ein Becher mit einer Stürze.

Stürzel, wie Sturz 4, das zurückgebliebene kurze Ende, nachdem das längere abgeschnitten worden. So nennt man in einigen Gegenden die Stoppeln Stürzel. Im Weinbaue heißen die in dem vorhergehenden Jahre gekürzten Reben sowohl Stürzel, als Knoten, Ranken und Schenkel. Es stammt vermittelst des Suffixi — el von stürzen her, so fern es ehemals auch verkürzen, stutzen bedeutet hat. Wenn Stürzel in einigen Oberdeutschen Gegenden einen jeden Stängel bedeutet, so gehört es zu dem verwandten Sterze.

Stürzen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, oder ein Neutrum, mit dem Hülfsworte seyn. 1. Plötzlich und mit großer Heftigkeit fallen. Das Pferd stürzt. Mit dem Pferde stürzen, von dem Reiter, wenn er mit dem Pferde niederstürzt. Vom Pferde stürzen, wenn sich das Pferd bäumt, und der Reiter herabstürzt. Zu Boden stürzen, wenn man plötzlich niederfällt. Der Hirsch stürzt bei den Jägern, wenn er von einem empfangenen Schusse zu Boden fällt, wo das Zeitwort fallen mit dem Waidmesser bestraft wird. Stax stolpert im Laufen, und stürzte hin. Von dem Pferde, von dem Thurme, aus dem Fenster stürzen. Das Wasser stürzt von den Bergen herab. Eine Gemse von dem Felsen in das Thal. Der Baum stürzt ins Wasser. Im figürlichen Verstande, von einem hohen Grade des Ansehens, der Ehre, der Macht ꝛc. plötzlich in einen niedrigen verächtlichen Zustand gerathen. Der Stolze soll stürzen. Jerem. 50, 32. So stürzt ein hoher Staatsdiener, Staatsbeamter von seinem Posten herab; die Kabale stürzte ihn aus dem Vertrauen seines Fürsten. So stürzt ein Begüterter und Reicher

ins Elend, durch eine schlechte Verwaltung seiner Güter, seines Vermögens, oder auch durch harte Verluste 2c. — 2. Sich mit großer Heftigkeit und Geschwindigkeit gleichsam stürzend fortbewegen. Er stürzt in das Zimmer. Tobend stürzt die Fluth daher. Das Blut stürzt aus der Wunde, aus dem Halse, aus der Ader 2c., das auch der Blutsturz oder die Blutstürzung genannt wird. — II. Als ein thätiges Zeitwort oder Aktivum. 1. Schnell und mit großer Heftigkeit von einem höhern Orte fallen machen, als das Factitivum des vorigen Neutrius. (1) Eigentlich. Jemanden von einem Thurme, von einem Felsen in den Abgrund stürzen; aus dem Fenster auf das Steinpflaster stürzen. Sich in das Wasser, in den Abgrund, aus dem Fenster, von dem Thurme stürzen. (2) Figürlich. a) Von einem hohen Grade der bürgerlichen Ehre, des Ansehens, der Macht, plötzlich in einen niedrigen Zustand versetzen. Jemandes Macht stürzen. Einen Usurpator von dem Throne stürzen. Die Hoffahrt wird ihn stürzen, Sprichw. 29, 23. Einen Minister stürzen. Mit kaltem Herzen wird er den Glücklichen stürzen, welcher seiner Erhebung im Wege steht (Dusch.). Auf sich den Haß der Niedern laden, das stürzet oft den größten Mann. (Gell.) Ingleichen im weitern Verstande, plötzlich in einen unvollkommenen Zustand versetzen. Jemanden in das Verderben, ins Unglück, ins Elend, in Armuth stürzen. Sich in Laster, Unglück und Schande stürzen. Sich ins Verderben stürzen. Die lange Weile stürzt uns in eine gedankenlose Unthätigkeit. b) Gerade unter sich, senkrecht niedergehen, am häufigsten im Bergbaue, von der senkrechten Richtung des Ganges. Der Gang stürzt sich ins Liegende, wenn er aus seiner vori-

gen Richtung senkrecht niedergeht; daher wird der jähe Abhang in einigen Gegenden auch der Sturz und der Absturz genannt. — 2. Schnell und mit großer Heftigkeit fortbewegen machen. Die Geläufigkeit ihrer Zunge stürzt Alles vor sich heraus, was sich in ihrem Wege findet. — 3. Plötzlich umkehren, so daß das Oberste zu unterst kommt. (1) So daß das darin Befindliche plötzlich und in Menge heraus falle. Eine Tonne stürzen, das ist, umstürzen, besonders im Bergbaue, um das darin Befindliche auszuschütten. Das Erz aus der Tonne in den Karren stürzen. Einen Karren stürzen. S. Stürzkarren. Dann kommt es in eben diesem Verstande auch bei der Handlung vor. Ein Faß mit Kaffee stürzen, auf dem Packhofe, es ausschütten, um theils den Gehalt desselben nachzusehen, theils auch um das Faß genau zu thariren. So stürzt man Fässer mit Mandeln, Reiß rc., um zu sehen, ob auch die Waare gleichmäßig gut in den Fässern ist, welches auch in den Niederlagen oder Speichern der Kaufleute geschieht. — Die Gläser oder Becher stürzen, fleißig trinken oder zechen, bis auf die Nagelprobe das Glas leeren. S. Stürzebecher. Daher auch Ausstürzen und Umstürzen. — (2) Ohne den Begriff der Ausschüttung. Einen in das Wasser gefallenen Menschen stürzen, ihn auf den Kopf stellen, damit das eingeschluckte Wasser von ihm abfließe. Wo oft der Stammbegriff der Heftigkeit und Geschwindigkeit verschwindet, so daß stürzen nichts mehr sagt, als das Unterste zu oberst kehren. Einen Vorhang stürzen, ihn so aufmachen, daß das Unterste oben kommt. Gestürzte Eyer, in der Küche, hart gesottene, gefüllte und umgewandte Eyer. Das Getreide stürzen, es umschaufeln oder umstechen, auf den Kornböden oder in den Getreidemagazinen. So stürzt man einen Napfkuchen oder Topfkuchen aus der

Form, wenn man diese umkehrt und darauf klopft, so daß er, nachdem er gebacken worden, aus der Form herausgeht. So stürzt man eine Pflanze aus dem Blumentopfe, wenn man mit der einen Hand zwischen den Fingern die Pflanze hält, dann den Topf umkehrt, mit der andern Hand darauf klopft, und so die Pflanze mit der Erde oder dem Erdballen herausbringt, um sie in einen andern größeren Topf zu pflanzen. In einem andern Verstande ist stürzen in der Landwirthschaft, den Brachacker zum ersten Male pflügen, weil dadurch die Stoppeln umgestürzt werden, welches Pflügen auch stoppeln, brachen und felgen genannt wird. Auch sagt man zuweilen von zwei Körpern, daß man sie zusammen stürze, wenn man die Oberflächen beider aufeinander legt. So stürzt man Butterschnitten oder mit Butter gestrichenes Scheibenbrod zusammen, wenn man beide mit Butter bestrichene Oberflächen zusammen legt. — 4. Mit einem hohlen Deckel bedecken, entweder als eine Figur der vorigen Bedeutung, so fern ein solcher Deckel als ein umgestürztes Gefäß betrachtet wird, oder auch als eine eigene Onomatopöie des mit dieser Art der Bedeckung verbundenen Lautes. Niedersächsisch stülpen. Den Deckel, die Stürze auf den Topf, über den Topf stürzen. Die Haube über den Kopf, auf den Kopf stürzen, sie nachlässig und in der Geschwindigkeit aufsetzen. Er hat seinen Haardeckel schnell wieder aufgestürzt, seine Perrücke oder Haartour. Schnell den Schleier überstürzen, überschlagen, über das Gesicht. Schnell den Rock überstürzen, bei Frauen, den Unterrock über den Kopf werfen, um sich zu bedecken, wenn schnell Jemand in das Zimmer tritt und die Toilette noch nicht gemacht ist, oder die Dame erst aus dem Bette aufgestanden ist. Nach Adelungs Anmerkung bei dem Notker im Neutro sturzan, so wie noch jetzt in einigen Oberdeut-

schen Gegenden das Neutrum sturzen lautet; im Niedersächsischen störten, im Schwedischen störta, dagegen im Englischen start, sowohl aufspringen, auffahren, als auch thätig, aufjagen ist. Die Endsylbe zen verräth ein Intensivum, so daß dieses Zeitwort von staren, stören, steuren, sturen 2c. abgeleitet werden muß, in so fern sie ehemals verschiedene Arten heftiger Bewegungen bezeichneten und deren Laut nachahmten. Bei dem Ottfried ist nidar staren, sich niederbücken, welches das nächste Stammwort von unserm stürzen ist; im Angelsächsischen styrian, sowohl bewegen, als auch umkehren; Franz. ohne Zischlaut tourner. Das Lateinische sternere gehört auch hierher, und unterscheidet sich bloß durch ein gleichbedeutendes intensives Suffixum von einem andern Laute. In bestürzen hat stürzen noch eine andere, jetzt in dem einfachen Zeitworte veraltete Bedeutung, wo es eigentlich starr, stutzig machen zu bedeuten, und nach dem Lateinischen consternere gebildet zu seyn scheint; im mittleren Lateinischen stordire, Französisch étourdir, ehemals estourdir. S. auch Sturz, welches noch einige andere, jetzt veraltete Bedeutungen aufbewahrt.

In der Gärtnerey ist das Stürzen das Umgraben der Gartenbeete im Herbste, um das Unkraut darin zu tilgen, und das Land um so geschickter zu machen, die Winterfeuchtigkeiten anzuziehen oder in sich aufzunehmen. Es ist eine nothwendige Bedingung, daß im Herbste, das heißt, im Oktober, die nicht mehr mit Pflanzen besetzten Beete in den Gärten vor dem Eintritte des Winters gestürzt oder umgegraben werden; denn nichts bringt dem Gartenbesitzer sicheren und größeren Vortheil, als das Düngen und Umgraben des Bodens im Herbste, womit man bis zum ersten festen Froste fortfahren muß. Die Quartiere werden dabei in ihre Beete abgetheilt, allein das umgegrabene Erdreich darf nicht fein geharkt werden, damit es der Winterfrost um

so mürber mache; nur in den Gärten, welche während des Winters einer oder mehreren Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, muß sowohl das Düngen, als das Umgraben im Herbste unterbleiben, und erst im Frühling geschehen. Auf denjenigen Beeten, die den Winter hindurch mit Pflanzen besetzt bleiben, muß der Gärtner theils das Unkraut zum letzten Male im Jahre ausjäten, theils die zu dicht stehenden Pflanzen durchs Ausziehen verdünnern. So wird in dem Küchengarten der erste Haupttheil von fünf und zwanzig □Ruthen, der mit Hülsenfrüchten, als Erbsen, Bohnen, Linsen ꝛc., besäet oder bepflanzt war, von Jakobi an, oder auch früher, sobald als die Beete leer werden, aufs Neue umgegraben und gedüngt, damit für die Benutzung der sogenannten Fettgewächse auf das folgende Jahr gesorgt werde, das heißt, für solche, die entweder von Natur fetten oder durch Düngung fett gemachten Boden verlangen. Dergleichen Gewächse sind: alle Arten von Winter- und Sommersalat, von Winter- und Sommerkohl, mit Ausschluß der Kohlrüben oder Kohlrabi unter der Erde; Spinat, Endivien, Kürbisse, Gurken, Monatradiese, Mangold oder Bete, Körbel, Portulak, Majoran, Thymian, Petersilienkraut oder Schnittpetersilie, Sellerie, Basilikum, fast alle Handels- und Arzneykräuter ꝛc. Zu allen diesen Gewächsen kann nicht genug gedüngt werden, und wenn der Mist aus gut vermodertem Kuhmiste oder Teichschlamme oder Schürerde vom Hofe und Holzplatze, oder alten Lehmwänden bestanden hat, so können Fettgewächse zwei Jahre hintereinander auf diesem Boden gepflanzt werden, jedoch mit der Einschränkung, daß wenn z. B. das eine Beet mit Majoran und das andere mit Salat besetzt war, das Erstere nicht wieder im folgenden Jahre mit Majoran, sondern mit Salat bepflanzt wird. Im folgenden Jahre kann man diesen Viertheil wieder mit solchen Kü-

chengartengewächsen, die keines neuen Düngers bedürfen, und denen er im Gegentheile sogar schädlich werden würde, bepflanzen. Dergleichen Gewächse, den Sellerie und die Monatsradiese ausgenommen, sind alle in die Erde mehr oder weniger tief eindringende spindel- und knollenförmige Wurzelgewächse; denn frühe und späte Möhren oder Carotten, Petersilienwurzeln, Kohlrabi unter der Erde oder Kohlrüben, Steckrüben, weiße May- und Herbstrüben, Rettige, rothe Rüben, Pastinaken, Haferwurzeln, Zuckerwurzeln, Rapunzel, Zwiebelwerke aller Art ꝛc. bekommen im frischen Dünger Nebenzacken, viele Fasern, und einen sehr schlechten Geschmack. Auch ein Theil der Gewürzpflanzen und Apothekergewächse gedeihet besser, wenn er nicht in frisch gedüngtem Lande erbauet wird. Man wird hieraus leicht gewahren, wie dienlich dem Gartenlande ein solches Stürzen ist, welches so zu sagen die Poren der Erde öffnet, damit die Luft und die Feuchtigkeit überall eindringen und den Boden mürbe und zur Aufnahme des Samens tüchtig machen kann. Wie man mit dem einen Beete verfährt, so kann man mit allen Gartenbeeten verfahren. Der Nutzen des Stürzens ist für den Gewinn, der daraus erwächst, entschieden. — Auch beim Feldbaue (s. auch oben, S. 516) ist das Stürzen des Bodens für die kommende Saat sehr wichtig. Es ist die erste Ackerarbeit zur Sommersaat, indem man nämlich nach vollendeter Erndte, und darauf erfolgter Wintersaat im Oktober oder November, wenn nämlich in diesem letztern Monaten die Witterung noch gut ist, diejenigen Aecker, welche in dem vorhergegangenen Sommer mit Weitzen, Rocken oder Wintergerste besäet waren und diese Früchte getragen haben, dabei auch gedüngt gewesen sind, und darein man auf den künftigen Frühling Gerste und Hafer säen will, umreißt, jedoch nur seicht, damit die Stoppeln der vorigen Frucht in die Erde kommen und über Winter faulen können. Einige

Landwirthe stürzen etwas weitläufig, so, daß sie aus zwei Ackerfurchen nur eine machen, und den umgeworfenen Rasen gleich auf den andern stehenden auflegen, die dann also den Winter über aufeinander liegen bleiben, wodurch der Acker vom Froste gehörig mürbe und zur Anpflanzung oder Aussäung der Getreidefrucht geschickt gemacht wird. Das **Stürzen**, welches man auch **Stoppeln** nennt, geschieht aus folgenden Ursachen: 1) daß die Quecken zerrissen werden; 2) daß der Rasen aufeinander geworfen werde und faule, damit er auf den Frühling nicht so sehr seine Kräfte zum Nachtheile des Landes entwickeln möge; 3) daß der Acker vom Froste gehörig zur Aufnahme der kommenden Saat tüchtig gemacht werde, wie schon vorher bemerkt worden. Daher läßt man auch auf den Feldern, die mit Kartoffeln und Rüben besäet waren, **stoppeln** oder **nachstoppeln**, daß heißt, man läßt, nachdem man Erndte von den genannten Früchten gehalten hat, noch den in dem Boden sich befindenden Ueberrest von den armen Leuten zu ihrem Nutzen herausgraben, wodurch der Boden aufgelockert wird, indem dieses Umgraben um die noch übrig gebliebenen Früchte zu finden, mit Spaten und andern Grabeinstrumenten geschieht. Ein Mehreres von dem Stürzen und Zubereiten des Bodens findet man bei jeder Getreideart in der Encyklopädie angezeigt. — Beim **Weber** ist das **Stürzen** beim **Kettenscheeren**, das Umkehren der Kettenfäden. Wenn nämlich beim Kettenscheeren solcher Zeuge, die Streifen haben, diejenigen Fäden, die nach der Eintheilung der Rollen (Bobinen) auf dem Scheerrahmen unten zu stehen kommen, und nach der Vorschrift des Musters an einer Stelle oben hingehören, bei dem Hinaufscheeren der Kettenfäden dergestalt umgekehrt werden, daß die nach oben hingehörigen Fäden auf die oben liegende Fäden der Kette zu liegen kommen; indem der Scheerer oben, beim Einlesen diese Fäden, die nach der

Ordnung oben liegen, mit den Fingern so umdreht, daß sie nach unten, und auf die oben zu gehörigen Fäden zu liegen kommen. Es bildet sich z. B. oben ein Streifen von acht Fäden von rother, und eben so viel von weißer Farbe. Nach der Eintheilung der Rollen stecken aber oben nur acht Rollen roth und vier Rollen weiß, folglich wenn er heruntergeschoren hat, so ist nur der halbe weiße Streifen da. Wenn er nun heraufschеert, so würden auf die vier weißen Fäden wieder die acht rothen folgen, welches aber nicht seyn darf, sondern es müssen erst vier weiße Fäden auf die vier schon geschorenen weißen Fäden folgen, deshalb dreht er die vier weißen Fäden beim Einlesen, wie bemerkt worden, um, und bringt sie auf die vier weißen Fäden, und dann folgen wieder die acht rothen Fäden. — Beim Zinngießer ist das Stürzen, wenn ein kleines Hohlgefäß, z. B. eine Theekannenschnauze, gegossen werden soll, so gebraucht man hierzu Formen ohne Kern, die unten und oben offen sind. Beim Gießen wird die große Oeffnung vermittelst eines Filzes und Thons verschlossen, und zum Güßel eingegossen; sobald dieses geschehen ist, wird die große Oeffnung wiederum vom Filze und Thone befreiet, und daher geöffnet; indem dieses geschehen, läuft das noch nicht erstarrte Zinn heraus, und das Erkaltete, welches sich an der Fläche des Hobels befindet, bleibt darin, und bildet das Hohlgeschirr. — Im Deichbaue wird das Stürzen oder die Stürzung, Störtung, von dem über die Deiche sich stürzenden hohen Wasser gesagt, indem derselbe dadurch auf die verderblichste Art landwärts angegriffen wird. Dergleichen Anfälle sind getheilt: 1) in Kamm- oder Kappstürzungen, wenn ein beträchtlicher Theil der inwendigen Dossirung eines Deiches, zugleich mit der Kappe desselben weggerissen wird. 2) In Deichstürzungen, wenn solches eben daselbst den ganzen Deich hinunter geschehen. 3) In Fußstürzungen, wenn durch den

gewaltsamen Ueberſturz des hohen Waſſers landwärts der Fuß des Deiches oder die Berme weggeriſſen wird; und 4) in Grundſtürzungen, wenn der Grund unter der ganzen inwendigen Doſſirung des Deiches von dem überſtürzenden Waſſer bis zu einer gewiſſen Tiefe ausgewühlt worden.

Stürzen (Aus-), ſ. oben, S. 515.
— (Becher-), ſ. daſelbſt.
—, im Bergbaue, ſ. daſ., S. 514, 515.
—, im Deichbaue, ſ. daſ., S. 521.
—, im Feldbaue, ſ. daſ., S. 516, 519.
—, beim Frauenzimmer, ſ. daſ., S. 516.
—, in der Gärtnerey, ſ. daſ., S. 517.
— (Getreide-), ſ. daſ., S. 515.
— der Haartouren, ſ. daſ., S. 516.
—, bei der Handlung, ſ. daſ., S. 515.
—, bei den Jägern, ſ. daſ., S. 513.
—, in der Kochkunſt und Küche, ſ. daſ., S. 515, 516.
— (Kuchen-), ſ. daſ., S. 515.
—, in der Landwirthſchaft, ſ. daſ., S. 516.
— (Pflanzen-), ſ. daſelbſt.
—, in der Sprachkunſt, ſ. daſ., S. 513.
— (Um-), ſ. daſ., S. 515.
—, beim Weber, ſ. daſ., S. 520.
—, beim Zinngießer, ſ. daſ., S. 521.

Stürzende, an den Faſchinen, das untere Ende, im Gegenſatze des Wipfelendes.

Stürzer, im Bergbaue, diejenigen Bergarbeiter, welche im Schachte ſtehen, und das heraufgezogene Erz aus den Tonnen in die Karren ſtürzen. — Auch eine Art des Bleches, womit die Dächer in der Schweiz beſchlagen werden, führt dieſen Namen.

Stürzfall, ſ. Waſſerfall.

Stürzgut, Stürzgüter, in der Schifffahrt, bei der Befrachtung oder Ladung eines Schiffes, diejenigen Güter, welche weder Fäſſer, Kiſten, noch irgend eine

Emballirung erfordern, sondern in den Raum geschüttet werden, als Salz, Getreide, Kohlen, Kreide ꝛc. — Bei der Handlung nennt man diejenigen Waaren Stürzgut, welche aus den Fässern, Kisten, Ballen oder Säcken ꝛc. gestürzt werden können, um sowohl deren durchgängige Güte, als auch die Thara der Fässer ꝛc. zu erfahren. Dergleichen Waaren sind Kaffee, Mandeln, Reiß ꝛc. ꝛc.

Stürzhaken, Stürhaken, der eiserne Haken an der über der Stürzbühne im Göpel angemachten Kette, womit die Tonnen gefangen werden, damit sie sich umstürzen können.

Stürzkarren, im Bergwerke, der Karren mit zwei Rädern, in dem das Erz aus den Gruben geführt, und in die Halden gestürzt wird. Der Kasten dieser Karren kann nämlich beim Abladen hinten nieder gelassen werden, um die Last herauszustürzen.

Stürzlatte, Fensterlatte, beim Maurer, die Unterlage oder das starke Brett, worauf der äußere ebene Sturz eines Fensters gemauert, und wenn solcher trokken ist, wieder hervorgenommen wird. Dieses geht sehr gut an, indem der äußere Sturz mit dem innern Sturz des Fensters in einem Verbande gemauert ist, und eine hölzerne bleibende Unterstützung erhalten hat. Ueber der Sturzlatte wird wie gewöhnlich gemauert; denn sie dient zur Unterlage, daß die Steine darauf ruhen können.

Sturzleder, beim Bereiter, s. Schweifriemen bei den Pferden, Th. 151.

Stürzpfahl, Stürzpfähle, beim Müller, werden die Pfähle genannt, worauf der Fachbaum ruhet.

Stürzplatz, im Bergbaue, der Ort neben dem Schachte, wo die heraufgezogenen Tonnen ausgestürzt werden; der Stürzraum, auch die Stürze.

Sturzrad, im Bergwerke, ein zwölf Fuß hoher Radhaspel, womit die vollen Tonnen und Säcke, wenn sie

aus dem Schachte gezogen worden, ausgestürzt werden können. Von dieser Verrichtung hat er den Namen erhalten.

Stürzraum, der Platz, welcher zum Haldensturze bestimmt ist.

Sturzrinne, in der Baukunst, die Rinnleiste, wenn sie in den Ordnungen verkehrt gebraucht wird, das heißt, wenn sie sich in dem Fuß- oder Schaftgesimse befindet.

Stürzschlange, der Name einer wenig bekannten Natterart.

Sturzschürze, im Bergwerke, eine eiserne Kette, welche über dem Triebschachte an einem Balken befestiget ist, und wenn die Tonne über dem Schachte heraus ist, in den außen am Boden der Tonne befindlichen Ring geschlagen wird, damit, wenn die Pferde ein wenig zurückgehen, die Tonne sich umkehrt oder stürzt, und das Erz herausfällt.

Sturzstatt, bei den Jägern, die Statt oder der Ort, wo ein angeschossenes Wild gestürzt ist.

Stürztrog, im Hüttenbaue, eine hölzerne Mulde, die gebraucht wird, um die zu röstenden Erze in den Brennofen zu stürzen.

Stürzung, Störtung, im Deichbaue, das Ueberfluthen oder Ueberströmen des Wassers über die Deiche. Man sehe oben, S. 521, die Deichstürzung, Kamm- oder Kappenstürzung, Ueberstürzung rc.

Stute, ein Pferd weiblichen Geschlechts, im Gegensatze des Hengstes, ein Mutterpferd. Eine Stute reiten. Eine Stute belegen lassen, sie von dem Hengste befruchten lassen. Ueber die Stuten sehe man unter Pferd, Th. 110, S. 421 u. f., das Nöthige nach.

Stutenmeister, der Vorgesetzte oder Aufseher über eine Stuterey, in einigen Gegenden der Gestütmeister, Wildmeister. Bei einigen Stutereyen heißt der Vorgesetzte derselben der Stutereyverwalter, und dann

ist der Stutenmeister ein ihm untergeordneter Bedienter, welcher die Aufsicht über die Stuten hat. S. unter Pferd, Th. 110.

Stuterey, eine Anstalt, in welcher Pferde, sowohl Hengste, als Stuten, besonders aber die Letzteren, zur Zucht gehalten werden, um gute Pferde-Racen zu erziehen, weshalb man auch ausländische gute Beschäler anschafft; s. unter Pferd, Th. 110: Von der Zucht und Wartung der Pferde, S. 349 u. f., wo auch der Stutenmeister ꝛc. gedacht wird.

Stutereyknecht, die Knechte, welche in einer Stuterey die Pferde zu warten haben.

Stutereyverwalter, s. Stutenmeister.

Stutfüllen, Stutenfüllen, ein Füllen weiblichen Geschlechts, ein Mutterfüllen, zum Unterschiede von einem Hengstfüllen.

Stuttgart, die Haupt- und Residenzstadt im Königreiche Würtemberg am Resenbache, eine Stunde vom Neckar und sechs Stunden von Tübingen, in einem Thale, mit einer Menge reizender Weinberge und Gärten umgeben. Von einem vor der Stadt liegenden Lusthause mit einem Garten genießt man einen herrlichen Prospekt auf Stuttgart, indem man viele Gassen und Straßen der Stadt sehen kann. Stuttgart hat schöne Straßen und Gassen, worunter besonders die Königsstraße, die drei Friedrichsstraßen und die Kronenstraße sich auszeichnen, und eben so schöne Gebäude; besonders ist die reiche Vorstadt, auch reich an schönen Gebäuden, die hauptsächlich von den Ministern, Gesandten und andern vornehmen und reichen Personen bewohnt werden; die Eßlinger Vorstadt entbehrt deshalb diese Vorzüge. Die Straßen dieser Vorstädte durchschneiden sich in rechten Winkeln und machen daher den schönsten Theil der Stadt aus, die aus der alten Stadt und diesen zwei Vorstädten mit Einschluß der neuen Straßen besteht, die König Friedrich der Erste hat

anlegen lassen, deren Theile aber späterhin alle, mit Aufhebung der Abscheidung, in ein Ganzes zusammengezogen worden sind. Die Stadt enthält sieben und achtzig Straßen, neun öffentliche Plätze, über zweitausend Häuser, und zählt, ohne Militair und den Hof, dreißigtausend Einwohner; sie ist seit dem Jahre 1320 die Residenz, und seit 1482 die erste Hauptstadt des Würtembergischen Staats. Alle Landeskollegien haben darin ihren Sitz, mit Ausnahme des Ober-Appellationsgerichts, welches zu Tübingen, und des ersten Senats des Ober-Justizkollegiums, welches zu Eßlingen angeordnet worden ist. Kein Regent hat mehr für Würtemberg gethan, als der Herzog Karl Eugen, der älteste von drei Brüdern, die alle drei in einem Zeitraume von sechzig Jahren das damalige Fürstenthum beherrschten. Der genannte Herzog, der es am längsten von ihnen beherrschte, denn er kam im Jahre 1737 als neunjähriges Kind, unter Vormundschaft, zur Regierung, und wurde im Jahre 1744 vom Kaiser Karl dem Siebenten, als volljährig erklärt, und regierte bis zum Jahre 1794, die beiden andern Brüder regierten nur nach einander drei Jahre, bis 1797, war in der langen Zeit seiner Regierung der Schöpfer von vielen nützlichen Anstalten und Verschönerungen, besonders Stuttgarts; denn Königlich belohnte er das Verdienst, und kraftvoll pflegte er das Talent, suchte er jede Kunstschöpfung ins Leben zu rufen. Er war es, der, als er das Alter von funfzig Jahren erreicht hatte, die merkwürdige Erklärung seinen Unterthanen gab, für die Zukunft Alles nur für ihr Wohl zu thun, und sein Fürstliches Wort redlich erfüllte; denn wenn die ersten Jahre dieses merkwürdigen Regenten sich durch zu große Pracht, Lustbarkeiten und Königlichen Aufwand auszeichneten, aber auch dadurch das Land in Schulden stürzten, so zeichneten sich dagegen die letzten Jahre dieses Herrschers durch Sparsamkeit, Mäßigkeit und weise

Regierung aus, es waren die glücklichsten Jahre für Würtembergs Bevölkerung, in welchen sich Ruhe, Wohlstand, Häuslichkeit, Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an den Regenten auszeichneten. Er stiftete im Jahre 1761 eine Akademie der Künste in Stuttgart, und als die Philantropine Mode wurden, erst eine Schule für arme Soldatenkinder, dann eine höhere, für die Söhne der Hofbedienten und Offiziere, welche zuerst auf dem Lustschlosse Solitüde errichtet wurde, aus der 1770 eine militairische Pflanzschule (école militaire) gemacht, die im Jahre 1772 schon an Einheimischen und Ausländern vierhundert Zöglinge zählte, und 1773 zu einer Militairakademie erhoben wurde, wegen der darin eingeführten militairischen Ordnung, nach welchem Muster auch seine nachherige Gemahlin, die Frau Gräfin von Hohenheim, eine Schule für Mädchen errichten mußte, nach einer gleichen Subordination, die blaue Schule genannt, weil alle Mädchen in diesem Institute eine blaue Kleidung trugen, so wie auch in der Militairakademie eine blaue Kleidung eingeführt war. Die Militairakademie, worauf auch Deutschlands berühmter Dichter, Friedrich v. Schiller, gebildet wurde, ward 1775 von der Solitüde nach Stuttgart in ein prachtvolles Gebäude verlegt. Auf Verlangen der Großfürstin, der nachherigen Kaiserin von Rußland, Gemahlin Kaiser Pauls des Ersten, einer geborenen Prinzessin von Würtemberg, wurde diese Militairakademie durch ein Kaiserliches Diplom vom 25sten Dezember zu einer hohen oder Hochschule umgewandelt, und derselben, nebst andern, den Hochschulen zukommenden, Rechten, auch die Befugniß verliehen, die Baccalaureus-, Licenciaten-, Magister- u. Doktorwürde in der juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät, jedoch nur solchen Personen zu ertheilen, welche auf dieser Hochschule studiert haben. Der Herzog fügte nun noch drei neue Fakultäten hinzu: die ökonomi-

sche, die militairische und die artistische. Von ihrem Stifter erhielt sie den Namen der hohen Karls-Schule, und es wurden darauf Juristen, Mediziner, Kameralisten, Offiziere und Künstler (Bildhauer, Maler, Schauspieler rc.) gebildet, während in dem weiblichen Institute Sängerinnen, Schauspielerinnen und Hausfrauen erzogen wurden. Sein Nachfolger, Louis Eugen, von Religionshaß und Verfolgungsgeiste beseelt, hob dieses Institut auf (auch das der Mädchen war eingegangen), so wie manche gute Einrichtung, und nur von Friedrich, dem ersten Könige von Würtemberg, fängt wieder eine neue Periode für Würtembergs Kultur und Verschönerung an, und so namentlich auch für die Residenz — für Stuttgart. Noch ein Denkmal von Karl Eugen ist die öffentliche Königliche Bibliothek, eine der ansehnlichsten in Deutschland, welche sehr wichtige historische Werke enthält, und von den von ihm erkauften Lorchischen und Panzerschen Bibelsammlungen einen Zuwachs erhalten hat, so daß sie vor allen andern Bibliotheken in diesem Fache die ausgezeichnetste ist. Auch ist dieses Herzogs Bibelreise bekannt, auf der er alle nur mögliche Bibelausgaben aufkaufte oder doch besah. Die Bibelsammlung beträgt allein 12,000 Bände, und die ganze Bibliothek 200,000 Bände. Auch die Königliche Privatbibliothek hat viele schätzbare alte Werke und Handschriften, und auch eine große Anzahl neuer Prachtwerke. Ferner sind sehenswerth: die Königlichen Münz-, Kunst- und Naturalienkabinette im alten Schlosse rc.; auch hat das ansehnliche Gymnasium eine Sternwarte und eine Sammlung mathematischer Instrumente. An wissenschaftlichen Instituten und Schulen sind noch zu bemerken: das theologische Seminar, die polytechnische Schule, die Realschule, die Königliche Töchterschule, Katharinenstift genannt, die Paulinenpflege, eine Anstalt zur Erziehung armer Kinder, der landwirthschaft-

liche Verein, dem die Güter des Klosters Denkendorf gehören, ein Museum und Lesegesellschaft sorgen für die Unterhaltung, und für die weitere Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechts sorgen mehrere Schulen in der Stadt. Für den Künstler und Kunstfreund ist auch noch die berühmte Boisseré'sche Gemäldesammlung merkwürdig, welche früher in Heidelberg war, so wie mehrere Privatsammlungen. — Zu den merkwürdigen und sehenswerthen Gebäuden gehören: das alte und das neue Schloß, die Gebäude der vormaligen Militairakademie, die einem Fürstlichen Schlosse gleichen, die Stiftskirche mit der Fürstengruft, das Kanzleygebäude mit dem Prinzenbaue, das große Opernhaus, eines der größten in ganz Deutschland, der Pallast des Kronprinzen, der Marstall, ein schönes und großes Gebäude, das Bibliothekgebäude, vormals das Herrenhaus genannt, die Münze, das Fürstenhaus, dabei der Botanische Garten, der ehemals zum Fürstenhause gehörte, das Jägerhaus, das Landschaftsgebäude, das Gebäude des Königlichen Gymnasiums, das Rathhaus im alten Gothischen Style erbauet, die drei Kasernen, welche zu den ansehnlichsten Gebäuden der Stadt gehören, das Hospital (ein ehemaliges Dominikaner Kloster) das Waisenhaus; dann noch einige Kirchen, einige Fürstliche Palläste, und mehrere ansehnliche Privatgebäude rc. — Das neue Schloß ist die eigentliche Königliche Residenz, und sehr geschmackvoll gebauet. Der Baumeister, der den Plan dazu entwarf, und ihn größtentheils ausführte, war Laquepierre, ein Franzose, und der Bau, der 1746 anfing und bis 1762 fortgeführt wurde, hat bis zur Ausführung des Hauptgebäudes und der beiden Seitenflügel, da der ganze Plan noch auf ein Hauptgebäude und einen Schloßgarten berechnet war, die aber damals nicht ausgeführt wurden, 1 Million und 200,000 Gulden gekostet. Es ist drei Stock hoch, jedoch ist das dritte Stock nur ein Halbgeschoß. Die vordere Façade hat

in einer Reihe einundvierzig Fenster, und eine Breite von 250, und jeder Seitenflügel eine Länge von 160 Schritten und siebenundzwanzig Fenster. Das Mansardsche Dach ist mit blauem Schiefer gedeckt, und nimmt sich sehr schön aus. Auf den Balustraden des Gebäudes stehen auf dem hervorgehenden Halbgeschosse Statüen, Gruppen, Trophäen und Vasen. Von den hervorspringenden Pavillons trägt der mittelste eine große mit Schiefern gedeckte Kuppel, auf deren Spitze die aus Kupfer getriebene und vergoldete Königskrone, um welche herum ein Altan führt. Ueber dem Fronton der Vorderfaçade ist eine Fama mit dem Würtembergischen Wappen. Bei den Eingängen ins Schloß stehen mythologische Bildsäulen oder Statüen, und die Verzierungen an den Fenstern und an den Wänden bestehen aus antiken Köpfen. Das Hauptportal unter einem hervorspringenden Balkon hat eine Auffahrt; zu den Eingängen an den Flügeln führen Freitreppen. Um das ganze Schloß geht inwendig im Hofe herum eine sechs Stufen hohe Terrasse. Die Schloßhauptwache ist im Hauptgebäude, neben der Auffahrt, und der Schloßhof dient zum Paradeplatze. Das Innere des Schlosses ist nach dem neuesten Geschmacke eingerichtet. Die schöne Marmortreppe hat, außer den Marmorstufen, an den Wänden eingelegte Tafeln von weißem Alabaster, die mit fleischfarbenem und weißstreifigem Marmor eingefaßt sind. Der Vorsaal ist grau marmorirt und hat an den Wänden vierundzwanzig Säulen von fleischfarbenem Marmor, worin Streifen nach Korinthischer Ordnung von Natur zu sehen. Die Einfassungen der Seitenwände sind von grünem Marmor, der Fußboden von weißem und schwarzem Marmor. Das Treppengeländer ist von vergoldetem Eisen. Der Thür gegenüber auf einem Postamente an der Wand steht die weißmarmorne Büste des Herzogs Karl Eugen, des Erbauers des Schlosses. Der Plafond enthält eine

Scene aus der Göttergeschichte und viele Vergoldungen. Der große Marmorsaal ist prachtvoll und wahrhaft Königlich. Hier findet man die schönsten Alabastersäulen. An den Wänden sind achtundzwanzig Säulen von weißgrauem Alabaster mit Spinnewebenstreifen, darunter sind vier runde Säulen von grauwässerigem oder wellenförmigem Alabaster. Die Postamente und Kapitäler sind von vergoldeter Bronze; die Wände von braunrothem und weißstreifigem, einige Tafeln von grünem Marmor, die Lambris von schwarzem, weißgekräuselten Schneckenmarmor. Die Fenster und Thüren mit großen Tafeln von rosenfarbenem, graurothem, blaßgelbem und weißstreifigem Marmor. Ueber den Fenstern und Thüren sind bronzirte Trophäen. Die Kamine von blaßgelbem und graugesprengtem Marmor. Die Decke wird von bronzirten oder mit Bronze vergoldeten Kariathiden gehalten, über welchen bronzirte Genien zu sehen sind. Das Deckengemälde ist mythologisch. Der Saal hat fünf Fenster in einer Reihe, und ist mit Trimeaux, vergoldeten Armleuchtern und krystallenen Kronenleuchtern verziert. Die neun Fenster lange Gallerie hat vier und zwanzig Jonische Säulen, sechzehn große Vasen mit Widderköpfen nach antiker Art, welche Girandolen zu vier und sechzig Kerzen bilden. Der Plafond ist rund gewölbt und al fresco gemalt. Von demselben hängen sechs krystallene Kronenleuchter herab, und an den Wänden hängen achtzehn Oelgemälde. Die großen Tische darin haben Platten von fleischfarbenem Marmor; auch stehen schöne Oefen darin. Der große Redoutensaal hat sieben Fenster in der Länge; er ist mit großen Wandspiegeln, und, außer den Girandolen, mit siebenundzwanzig krystallenen Kronenleuchtern geziert. Das Audienzzimmer ist weiß lackirt und vergoldet, mit vier großen Wandspiegeln, Gemälden und vergoldeten Trophäen geziert. Der Thron mit einem Baldachin ist von rothem Damaste mit goldenem Boden. Die übrigen Zimmer sind

verschiedentlich nach dem neuesten Geschmacke dekorirt. Die schönen Wandtapeten sind von blauer, gelber und grüner Farbe. Die Möbel sind geschmackvoll, besonders aus neuerer Zeit gewählt, hin und wieder sticht auch noch das weniger geschmack- aber prachtvolle Alte vor, und soll sich nicht übel zu dem Modernen schicken. — Hinter dem neuen Schlosse liegt das schon oben erwähnte Gebäude der ehemaligen sogenannten Militairakademie, das größte Gebäude der Residenz, das selbst das neue Schloß weit an Größe und Weitläufigkeit übertrifft. Seine erste Bestimmung war eine Kaserne, zu welchem Zwecke es auch unter der Direktion des Geheimenraths Bilfinger erbauet wurde. Als es zur Akademie umgeschaffen wurde, erhielt es noch einige Neubauten, um dem Ganzen eine gehörige Symmetrie zu geben. Es besteht aus einem Hauptgebäude und vier Flügeln, die eine Länge von mehr als sechshundert Fuß haben. Das ganze Gebäude ist zwei Stock hoch, und hat ein gebrochnes Dach nach der Mansardschen Construktion, dessen unterer Theil auch Wohnungen enthält; es hat eine sieben und sechzig Fenster breite Façade. Zwischen den vier Flügeln sind drei Höfe, von welchen der mittlere der größte ist. Das Gebäude enthält im Innern fast lauter große und kleine Säle, und daher nur wenige Zimmer, weil die Studierenden dieses ehemaligen berühmten Instituts nur in Sälen, der Gesundheit wegen, wohnen sollten. Wie schon oben bemerkt worden, hob Herzog Ludwig Eugen diese Akademie gleich nach seinem Regierungsantritte 1794 auf, und die Säle dienen jetzt die Königliche Kunstkammer, das Naturalienkabinett, und noch andere Gegenstände zu umfassen. — Das alte Schloß, welches zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts erbauet wurde, hat ein ziemlich finsteres Ansehen, ist aber sehr solide aus großen Quadersteinen im Gothischen Style erbauet. Es hat ein tiefes Fundament, bildet ein Viereck,

welches drei Stockwerke hoch, und an drei Ecken mit sehr starken, hohen und aus den größten Quaderstücken gebaueten runden Thürmen versehen ist, worin Zimmer sind. In den innern Ecken sind kleinere Thürme, worin Schneckentreppen zu den Gallerien führen. In der Mitte ist die Haupttreppe, die so gebauet ist, daß man hinauf reiten kann, da sie keine Stufen hat, sondern sich nach und nach erhebt. Im Innern sind drei steinerne Gallerien über einander, die auf drei Seiten des Schlosses herumführen. Unten ist ein großer Saal, die Dirniz genannt, worin ehemals, als die Eß- und Trinkgelage noch Mode waren, das Volk öfters gespeiset wurde. Im Schlosse sind übrigens schöne Zimmer und Säle, auch enthält es die Hofkirche, die Hofapotheke &c. Da das Schloß an den Grenzen der alten Stadt lag, so wurde es mit zur Befestigung benutzt, und ward daher so angelegt, daß es für eine Citadelle gelten konnte; denn es hatte einen sehr breiten und tiefen ausgemauerten Graben, der mit Wasser gefüllt werden konnte, und auch immer zur Hälfte damit angefüllt und zur Hälfte trocken war, und worüber Brücken zu dem Schlosse führten. Diesen Graben hat man in neuerer Zeit ganz zugeworfen, wodurch ein schöner freier Platz entstanden ist, der mit Bäumen besetzt worden, wodurch das Schloß am Ansehen viel gewonnen, und von dem festungsartigen Aussehen viel verloren hat. Das ehemalige weibliche Erziehungsinstitut, die blaue Schule genannt, welches in diesem Schlosse war, wurde vor der Militairakademie aufgehoben.— Die alte Gothische Stiftskirche, ehemals heilige Kreuzkirche genannt, ist die Hauptkirche der Stadt und die größte Kirche des ganzen Staats, ganz aus Quadern gebauet, von ansehnlicher Höhe, mit zwei Thürmen von ungleicher Bauart. Das Innere ist wie bei allen alten Domkirchen construirt: in der Mitte das große Schiff, welches von den beiden Seitengängen durch zwei Reihen

Säulen, die zugleich das Gewölbe tragen, geschieden ist. Sie sind von großem Umfange und Stärke, und vermehren dadurch das Düstere der Kirche, wozu noch die Emporkirchen kommen, und dann auch noch die in der Nähe der Kirche liegenden Häuser, welche gleichfalls zur Dunkelheit beitragen. Die Kanzel ist von Stein mit Bildhauerarbeit verziert. Im Chore sind viele Statüen lebensgroß von weißem Marmor, Grafen und Herzoge von Würtemberg vorstellend, die hier begraben liegen (Eberhards und Ulrichs Bildsäulen sollen etwas besonders Anziehendes haben), und mehrere Epitaphien der Herzoglichen Familie, da hier die Gruft des Gräflichen und Herzoglichen Hauses Würtemberg ist. Die letzten Herzoge sind in der neuen Gruft zu Ludwigsburg beigesetzt. — Das Opernhaus, welches am rechten Flügel des Schlosses steht, ist ein schöner massiver Pallast, von dem berühmten Baumeister Heinrich Schikard im sechzehnten Jahrhunderte erbauet. Der Herzog Ludwig ließ es als ein Lusthaus in dem Thiergarten aufbauen; der Grund wurde 1580 gelegt, und das Gebäude 1593 vollendet. Es ist aus lauter gehauenen schönen Quadersteinen erbauet, die auf der Außenseite sehr glatt gearbeitet sind, und 270 Fuß lang, und 120 Fuß breit, hat zwei Geschoß, und in jedem befindet sich ein großer Saal. Um jedes Geschoß läuft außerhalb eine Gallerie. Die untere hat eine gewölbte Decke, die auf acht und vierzig Korinthischen Säulen ruhet. An der Wand sind steinerne Brustbilder der zwei und dreißig Ahnen. Die obere Gallerie ist mit einem Geländer umgeben. An den vier Ecken stehen runde Thürme. Es sind mehrere Figuren daran angebracht. Der obere Saal dieses schönen Gebäudes ist 201 Fuß lang, 71 Fuß breit, und 51 Fuß hoch, und ist um ein Beträchtliches größer, als der so gerühmte Saal des Augsburger Rathhauses. Die Decke des Saals ist von keinen Säulen unterstützt; sie hängt in Schrauben am

Dachwerke. Diese Decke hat einige schöne Gemälde. In diesem Saale werden große Opern aufgeführt und Redouten abgehalten; denn das Innere des Saals ist zum Theater und Amphitheater eingerichtet, in welchem vier Gallerien sind, außer dem abgeschlossenen Parterre. Die erste Gallerie über dem Parterre gehört dem Hofe. Die Fürstliche Loge ist in der Mitte und erhebt sich bis an die Decke des Saals über die andern Gallerien. Das Gebäude kostet 300,000 Gulden, und ist in einer wohlfeilen Zeit aufgeführt worden. Nach dem Verhältnisse des Geldes und der gestiegenen Waarenpreise schätzt man dieses Gebäude jetzt auf eine Million; man soll daher auf die Schönheit und Solidität des Gebäudes schließen können. An der Vorderseite dieses Gebäudes ist ein gleichfalls schönes Gebäude angesetzt worden, welches den Haupteingang ausmacht. Im Innern ist ein kleiner Vorsaal, von welchem sich zwei Treppen zu beiden Seiten erheben, die zu dem Opernsaale führen. Die andern daran stehenden Gebäude sind nicht von Bedeutung. — Das Rathhaus ist von 1460 bis 1468 im Gothischen, damals herrschenden, Style erbauet worden, hat aber sonst nichts Ausgezeichnetes. Die Beschreibung der andern Gebäude muß hier, des Raumes wegen, übergangen werden. Von den neun Kirchen in der Stadt zeichnen sich, außer der schon erwähnten Stiftskirche, nur wenige aus. — Von den neun öffentlichen Plätzen der Stadt zeichnen sich vorzüglich der neue Schloßplatz, der Karlsplatz, der alte Schloßplatz und der Platz bei der Gardekaserne aus. Der schönste Platz ist der Karlsplatz, welcher ein Viereck bildet, das vom neuen Schlosse, dem Waisenhause, dem alten Schlosse, und zwei ansehnlichen Gebäuden, deren eins die Oberamtey ist, umschlossen liegt. Er ist mit Alleen und Ruhebänken besetzt. Neben diesem ist noch ein kleiner ungleichseitiger Platz, woran die ehemalige Militairakademie, das Waisenhaus, und das

Schauspielhaus stößt; auf demselben ist ein Obelisk mit vier Marmorplatten aus weißem Marmor mit halberhabenen Figuren errichtet worden, die auf die Wiedergenesung des Herzogs Friedrich Eugen deuten. Der neue Schloßplatz ist in einiger Entfernung um das Schloß mit Alleen besetzt, deren einige in halben Zirkeln laufen. Der alte Schloßhof ist durch die Zuwerfung des Grabens, wie schon oben angeführt worden, erweitert, und an dieser Stelle mit Bäumen besetzt worden. Der Platz vor der Gardekaserne ist theils gepflastert, theils mit eingefaßten Alleen und Ruhebänken besetzt. Dann muß auch noch der Marktplatz hier berührt werden, der ein ziemlich reguläres Viereck bildet, wenn gleich nicht groß, so doch hinreichend zu dem Zwecke, wozu er bestimmt worden. Außer dem Rathhause, dem Bibliothekgebäude und der Bürgerhauptwache, stehen meistens Handlungshäuser daran. Auf demselben werden die drei Wochenmärkte der Stadt, Dienstags, Donnerstags und Sonnabends, zwei Jahrmärkte, und im Mai eine vierzehn Tage lang dauernde Messe gehalten, bei welcher Letzteren die vorzüglichsten Buden in Form eines halben Mondes gestellt sind. — Will man nun eine Ansicht von dem Ganzen der Stadt erhalten, so gewinnt man sie in eben dem Grade, wie bei allen andern großen und mittlern alten Hauptstädten, mit denen sie gemein hat: daß die alte Stadt winklich gebauet ist, und hohe, schmale, zum Theil noch hölzerne Häuser hat, die zu den engen und krummen Gassen und Straßen passen, in denen sie stehen, dagegen die Vorstädte, die in späterer, oder in der neuern Zeit angelegt worden sind, sich weit regelmäßiger und schöner, sowohl in der Anlage der Straßen, als auch in dem geschmackvollen Baue der Häuser zeigen, auch einen heitern Anstrich haben. Das Steinpflaster der Stadt ist gut unterhalten; da aber durch Stuttgart eine starke Passage ist, so wird das Pflaster durch viele

schwere Wagen und andere Fuhrwerke sehr mitgenommen oder verdorben. In einigen Gegenden der Stadt sind die Straßen nicht gepflastert, sondern chaussirt und mit Bäumen besetzt. Die Hauptstraßen sind mit Laternen erleuchtet, die an Seilen, welche über die Mitte der Straßen gehen, hängen, und hinter den Lampen Hohlspiegel haben, welche das Licht vielfältig zurückwerfen, und deshalb eine gute Erleuchtung geben. Die Stadt und die Vorstädte ꝛc. sind in mehrere Viertel getheilt, und jedes Viertel wieder in besondere Quartiere. Sichtbare Hauptabtheilungen der Stadt sind jedoch die schon oben erwähnte alte Stadt oder innere Stadt, und die Vorstädte, welche jene von allen Seiten umgeben, und der neue Theil oder die Neustadt, vom Könige Friedrich dem Ersten angelegt. Von den Vorstädten enthält die Eßlinger die größte Menschenzahl, dagegen macht die reiche Vorstadt den ansehnlichsten und schönsten Theil der Stadt aus. Sie ist im funfzehnten Jahrhunderte von dem Grafen Ulrich dem Vielgeliebten angelegt und zu bebauen angefangen, und zeigt den Geschmack dieses Grafen in der Baukunst, da sie, wie schon oben angeführt worden, im Geschmack der neuesten Städte angelegt ist, indem die Straßen lang sind, ununterbrochen fortlaufen, und von den Nebenstraßen in rechten Winkeln durchschnitten werden. Die längsten dieser Straßen sind 600, und die kürzeren 500 Schritte lang, von einer ansehnlichen Breite, und mit schönen Häusern, auch Pallästen, besetzt, nur eine der Straßen, die Kanzleystraße, ist halbmondförmig, aber mit schönen Häusern besetzt, unter welchen sich die Landschaft auszeichnet. Die breiteste der Straßen dieses Stadttheils, der sogenannte Graben, dient zum Spaziergange, und ist daher des Abends im Sommer sehr stark besucht. Sie durchschneidet die Stadt fast in der Mitte, und läuft in gerader Linie bis ans Ende derselben. Die höchste Gegend dieser Vorstadt, das soge-

nannte Bollwerk, enthielt noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts viele Gärten, und dieser Theil war sehr wenig bebauet; jetzt stehen daselbst viele schöne Häuser, so daß diese Gegend die schönste der Stadt geworden ist, und besonders wegen ihrer hohen Lage, auch die angenehmste und gesundeste. Diese Vorstadt enthält mehrere Palläste, worunter derjenige des Kronprinzen, das Fürstenhaus, welches zum Absteigequartier und Aufnehmen der Fremden von Range bestimmt ist, drei Kirchen, das Gymnasium illustre, die Hauptwache, das Archiv, die Reitschule, den botanischen Garten, das Spital, das Posthaus, die Gebäude der Landschaft, das ehemalige Zeughaus, die Wage, das Wagenmagazin, die Gardekaserne mit einem schönen Portale und ganz symmetrisch gebauet, und noch zwei andere Kasernen. Die Eßlinger Vorstadt enthält dagegen größtentheils Gebäude, welche von Handwerkern, Weingärtnern und andern Leuten, die Handarbeiten betreiben, bewohnt werden; sie bildet daher den indüstriellen Theil der Stadt, hat auch gute, aber nicht so gerade und lange Straßen, und die Häuser sind nicht so ansehnlich, obgleich sich auch manches Haus auszeichnet. Man findet in dieser Vorstadt zwei Kirchen, das Waisenhaus, das Lazareth oder Stadtkrankenhaus, ein Armenhaus, den Holz- und Krautmarkt und den Hafen oder Topfmarkt. An die beiden Vorstädte schließt sich der neubebaute Theil der Stadt an, auch Neustadt genannt, der im verwichenen Jahrhundert angelegt, aber in dem jetzigen erst größtentheils ausgebauet ist. Dieser Theil war vormals ein Thiergarten, den der Herzog Christoph anlegte, dessen Grenzen aber jetzt erweitert sind. Dieser Thiergarten ging ein, und wurde zum Theil zur Stadt gezogen, und die beiden Thore, die von der Stadt zu ihm führten, wurden abgerissen, um so diesen Theil mit der Stadt zu verbinden. In diesem Stadttheile steht das neue Schloß, das ehemalige Akademie- oder Universi-

täts gebäude und das Opernhaus. Der kleine Fluß Nesenbach, woran Stuttgart liegt, durchfließt einen Theil der Stadt. — Die Polizey der Stadt wird gut verwaltet und steht unter der Direktion des Stadtkommandanten. Die Polizei-Kommissarien wachen, nach der Vorschrift, über die Aufrechthaltung der Polizeygesetze, und die Polizeydiener, die sich immer auf den Straßen befinden, beobachten alle Unordnungen, suchen sie zu verhindern, und machen die nöthigen Anzeigen, da, wo der Polizeykommissarius einschreiten muß. Noch zu Anfange dieses Jahrhunderts hielt die Stadt ihre eigenen Stadtsoldaten, blau mit roth montirt, die eine Kompagnie ausmachten, und mit zur Aufrechthaltung der Polizey dienten, und aus der Bürgerschaft wurde eine Eskadron Reiter zusammengesetzt, in gelbes Leder gekleidet, die nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zusammentrat und Dienste that, sich aber selbst unterhalten mußte. Hierin hat sich in jetziger Zeit Manches geändert. — Was die Armenverwaltung betrifft, so wird für die Armen, Kranken und Nothleidenden sehr gut durch öffentliche Häuser, wie auch durch Almosen gesorgt. Es werden monatlich freiwillige Beiträge von den Honoratioren und begüterten Bürgern eingesammelt, welche unter die Dürftigen vertheilt werden. Diese Beiträge belaufen sich jährlich über 15,000 Gulden. Für arme Waisen, ist das Waisenhaus, für Kranke, das Stadt-Krankenhaus, und für die Armen und Hülfslosen das Armenhaus.

Die Nahrungszweige der Einwohner Stuttgarts bestehen, außer dem Feld- und Weinbaue, der hier stark betrieben wird, größtentheils in Handwerken und Handel; denn fast alle Bürger betreiben städtische Gewerbe, auch Manufakturen und Fabriken in Tabak, Baumwollenwaaren, Hüten, Bijouteriearbeiten oder Waaren 2c. 2c., und haben guten Absatz durch die hier residirende Königliche Familie mit dem

Hofstaate, durch die Beamten der Staats- und der Stadtverwaltung, und durch das hier garnisonirende Militair, wozu auch noch die vielen Fremden kommen, die Stuttgart besuchen, so auch die Studenten von dem sechs Stunden entfernten Tübingen, die hier auch Manches verzehren. Das Militair allein soll jährlich wenigstens 200,000 Gulden in Umlauf bringen, und dasjenige, was die Bürger vom Hofe und den Beamten ziehen, ist noch weit beträchtlicher. Die Weinbauer und Bürger, welche sich vom Weinbaue nähren, machen gute Geschäfte. Die hohen um die Stadt liegenden Berge sind alle mit Wein bepflanzt, und das Thal ist mit Gärten, Wiesen und Aeckern angebaut. Die Anzahl der Weinberge ist jetzt über 2000 Morgen. Ihre Anzahl belief sich im Jahre 1720 auf 2640 Morgen, in dieser Zeit sind viele neue Weinberge in der Gegend des Bopsers und der Weinsteige angelegt, aber auch viele alte zum wahren Vortheile des Weinbaues umgebrochen und in andere Felder verwandelt worden; denn es waren viele Gegenden mit Weinbergen angebauet, deren Lage gegen die Sonne nicht gut war, und also auch die Stöcke keinen guten Wein geben konnten. Ueberhaupt können die zwei Bergreihen, die sich auf beiden Seiten gegen Morgen und gegen Abend an der Stadt und dem Thale hinziehen, keinen vorzüglichen Wein geben, da sie nur seitwärts von der Sonne beschienen werden, dagegen geben die höher liegenden, welche die Sonne gehörig bescheint, besseren. Diese Weinberge ernähren und beschäftigen viele Menschen; denn man zählt allein über neunhundert Weingärtner in Stuttgart, welche vom Weinbaue leben, also ihre Familien und noch eine Menge Arbeiter davon erhalten. Außer diesen werden noch viele Weinberge von Bürgern selbst, oder von auswärtigen Weingärtnern gebauet. Der Gartenbau beschäftiget und ernährt auch viele Menschen, da die Produkte desselben gut in der Stadt verkauft werden können;

so auch der Gemüse- und Obstbau, wie überhaupt der Gartenbau. Die ansehnlichsten Gewerke sind die Wein-, Obst- und Küchengärtner, die Ackerbürger, die Bäcker, Brauer, Fleischer, Schneider, Schuhmacher, Buchbinder, Goldarbeiter ꝛc. ꝛc. Der Handel, besonders der Wechselhandel, hat sich in neuester Zeit sehr gehoben, und so auch der Buchhandel, besonders durch die Bemühungen Cottas, der auch eine Buch- und eine Steindruckerey in Stuttgart hat, und den Buchhandel im ganzen Würtembergischen Staate durch seine bedeutende Unternehmungen in Flor gebracht hat; aber auch der Nachdruck vieler literarischen Produkte anderer Deutschen Staaten hat hier seinen Sitz. Dann hat Stuttgart mehrere Buchdruckereyen, Schönfärbereyen, eine Glokkengießerey, eine Marmorschleiferey, einige chemische Fabriken, Seidenwatten- und Kartenfabriken, Schnallenfabriken, und mehrere andere Fabriken und Manufakturen; ferner viele geschickte Verfertiger von Bronze- und Silberarbeiten, von vortrefflichen musikalischen, physikalischen und optischen Instrumenten ꝛc. Ueber die Münzen, Maaße und Gewichte Stuttgarts, sehe man den Art. Würtemberg, unter W., nach. Die hier jährlich angeordnete Messe, wie oben, S. 536, angeführt worden, ist für Stuttgart sehr ersprießlich, und giebt zugleich einen Reunionspunkt der Würtembergischen Manufaktur- und Fabrikwaaren ab. Darauf kommen besonders viele hölzerne Uhren vor, welche aus dem Schwarzwalde kommen, und als Schwarzwalder Uhren so beliebt sind, und überall hin verschickt werden, so, daß man wohl von ihnen sagen kann: sie gehen in die weite Welt; dann Tücher und Wollenwaaren, Seiden- und Baumwollenzeuge, Bänder, Strümpfe, Leinwand, besonders Damastleinen aus Urach, Leder, besonders Corduan und Saffian von Reutlingen und Kalw, Bijouteriewaaren, Porzellan, Fayance, Löffel, Messer, Gläser, Spiegel, Tabak und andere Artikel.

Der Absatz soll nicht unwichtig seyn, besonders sollen viele Holzwaaren aus dem Schwarzwalde Absatz finden. — Was die Wissenschaften und Künste betrifft, so werden beide Zweige in Stuttgart großmüthig von der Regierung geschützt und gepflegt. Statt der ehemaligen Akademie oder Hochschule, ist jetzt das Gymnasium illustre noch mehr vervollkommnet worden, um einigermaßen die aufgehobene berühmte Hochschule zu ersetzen. Das Gymnasium besteht aus mehreren Abtheilungen, von denen eine jede mehrere Klassen hat. Das obere Gymnasium oder die ersten Klassen haben einen Rektor und mehrere Professoren und Lehrer. Es wird hier in der Lateinischen, Hebräischen, Griechischen, Französischen und Italienischen Sprache, und in folgenden Wissenschaften Unterricht ertheilt, nämlich: in der Theologie, Rhetorik oder Beredsamkeit, Dichtkunst, Geschichte, Erdbeschreibung, Logik, Moral, Physik, Metaphysik, Mathematik und in den Alterthümern. Die zweite Abtheilung enthält das mittlere Gymnasium, worin die Lateinische, Griechische und Hebräische Sprache gelehrt werden, und die dritte Abtheilung wird das untere Gymnasium genannt, sie besteht aus drei Klassen. Der schon oben erwähnte Rektor steht der ganzen Anstalt als Oberhaupt vor. Ein großer Saal mit zwei oder einem doppelten Katheder und einer Orgel zur Musik dient zu den Schulfeierlichkeiten, die hier gehalten werden, wozu auch die jährlichen Examina gehören; auch wird das jährliche Landexamen hier gehalten. Die Katheder dienen zu den Reden, die hier von den Professoren und Schülern gehalten werden. Die Prüfung geschieht von dem Konsistorium. Dieses Gymnasium besitzt ein Observatorium, welches vorn auf der Dachspitze steht, und nur einige Instrumente besitzt, wie es der Zweck des Gymnasiums erfordert; eben so auch einen Saal mit mathematischen und physikalischen Instrumenten, eine kleine Bibliothek und ein Naturalienkabinett.

— In dem Realinstitute wird die Deutsche und Französische Sprache, das Zeichnen, die Kalligraphie, das Rechnen, die Geometrie, Naturgeschichte, Geographie rc. gelehrt. Außer mehreren andern Schulen besteht auch noch eine Thierarzneyschule. Die Kunst ist eben so reichlich bedacht, als die Wissenschaften; denn sie besitzt eine Akademie der Künste (für die Maler-, Bildhauer- und Baukunst, welche im Jahre 1761 errichtet wurde), eine Kunstschule und mehrere angesehene Künstler, indem man nur an Dannecker und seinen Antikensaal erinnern darf. — Die schon oben erwähnten Königlichen Institute können von Wissenschaftern und Künstlern benutzt werden, als die große Bibliothek, die zugleich ein Lesezimmer besitzt; die Kunstkammer, die von dem Herzoge Eberhard dem Dritten zu sammeln angefangen, und von den nachfolgenden Herzogen zu einem Fideikommißgut gemacht worden ist, welches bei der Würtembergischen Familie bleiben muß, damit nichts davon veräußert werden kann. Sie enthält Antiken, Vasen und andere kostbare Gefäße, Mahlereyen, alte Waffen, worunter Pfeile, Bogen und Köcher, die Waffen der alten Herzoge von Würtemberg, unter diesen das große Schwerd des Herzogs Ulrich, woran man den tüchtigen Krieger erkennt. Dann die astronomische Maschine, in einer Uhr bestehend, welche der Pfarrer Hahn zu Echterdingen construirte. Sie zeigt die Sekunden, Minuten, Stunden, den Wochen- und Monatstag, den Monat, das Zeichen des Thierkreises, das Jahr der Welt und nach Christi Geburt; dann zeigt sie das alte System und das System des Kopernikus. Sie wird alle acht Tage aufgezogen. Das Naturalienkabinett, welches ausgestopfte Thiere, sowohl Vierfüßer und Amphibien, als Vögel, Mißgeburten von Menschen und Thieren, Muscheln, Seegewächse, viele Petrefakten rc. rc. enthält. — Unter den öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten ge-

hört auch das Waisenhaus, welches im Jahre 1710 unter der Regierung des Herzogs Eberhard Ludwig gestiftet worden. Es ist ein ansehnliches Gebäude, welches mit einem Zuchthause verbunden worden, das aber, nach der Errichtung des Zuchthauses zu Ludwigsburg, diesem Zwecke hier entfremdet worden. Die Züchtlinge, die noch zu Anfange dieses Jahrhunderts darin waren, wurden zum Dienste des Waisenhauses benutzt, zum Holz- und Wassertragen und zu andern Arbeiten, welche für die Waisenkinder zu hart sind. Das eigentliche Waisenhaus enthält die Wohnungen der Waisenkinder, ihre Krankenstube, Schlafsäle, Schule, Arbeitszimmer, Speisesaal, Küche, Wohnung des Pfarrers, des Schulmeisters, des Speisemeisters, und dann befindet sich in dem Gebäude auch die Kirche. Die Zahl der Waisenkinder beläuft sich stets auf zweihundert, worunter die Knaben die Mehrzahl ausmachen, immer nahe an $\frac{2}{3}$ der genannten Zahl. Ihre Tuchkleidung war bisher dunkelbraun mit gelben Aufschlägen. Die Knaben werden, außer dem Schul- und Religionsunterrichte, zu Handarbeiten angehalten, die sich für sie passen, und die Mädchen zum Nähen, Waschen und zu Küchenarbeiten. Die Kinder erhalten von ihrem Eintreten an bis zum vierzehnten Jahre Alles frei, dann aber, wenn sie konfirmirt worden, werden sie gewöhnlich zu Handwerkern in die Lehre gegeben, und die Mädchen kommen in Dienst, oder es wird auf andere Art für ihr Unterkommen gesorgt. Die Anstalt hat jetzt einen ansehnlichen Fonds, der theils durch die vielen Wohlthaten der regierenden Fürsten, durch Schenkungen, theils auch durch zufällige Gaben und Vermächtnisse so angewachsen ist, daß er dem Hause eine beständige Dauer verspricht. Als einen beständigen Zufluß kann man die Opfer ansehen, welche man für dasselbe an jedem Bußtage im ganzen Lande sammelt, da auch Waisen aus andern Städten 2c. des Reichs darein aufgenom-

men werden. — Das Spital enthält an zweihundert Personen, welche in arme und reiche Pfründer getheilt werden. Die Ersteren werden ganz unentgeldlich aufgenommen, und die Letzteren zahlen für die Aufnahme etwas Gewisses, wofür man sie lebenslänglich versorgt.— Zu den wohlthätigen Anstalten, von denen mehrere oben schon angeführt worden, gehört auch die neu eingerichtete Sparkasse. — Die Garnison ist nicht bei den Bürgern einquartirt worden, sondern hat die drei oben erwähnten ansehnlich-großen Kasernen, und eine eigene Kirche. — Die Freimaurerey hat in Stuttgart auch einen Zeitabschnitt gehabt, in welchem die Johannisloge zur Eintracht, und die Schottenloge Karl zu den drei Cedern florirten. Beide Logen waren vereiniget, gingen aber im Jahre 1784 ein, indem sie in dem genannten Jahre unter dem 7ten July bekannt machten, daß Lokalumstände sie nöthigten, sich aufzulösen, und daß sie jedem Bruder die Rezeptionsgebühren durch alle Grade zurückgegeben hätten. — Was die Vergnügungen der Stuttgarter anbetrifft, so theilen sie sich, wie überall, in die Privatvergnügungen und in die öffentlichen. Zu den Privatvergnügungen gehören, im Sommer: die Privatgärten, deren Stuttgart sehr geschmackvoll angelegte besitzt, und die Ressourcen, und im Winter: Leseklubbs, Bälle, Pickenicks, Privatconzerte ꝛc., und zu den öffentlichen, im Sommer: die öffentlichen Spaziergänge in der Stadt, vor den Thoren, und in der Umgegend, z. B. nach dem Hirschbade, einem Gesundbrunnen, welcher zugleich ein Wirthshaus und Belustigungsort für die Stuttgarter ist, es liegt an der Landstraße von Stuttgart nach Canstadt; nach der Retraite, einem vormaligen Lieblingsaufenthalte des Königs Friedrich; nach Hohenheim, einem ehemaligen Königlichen Lustschlosse, mit einem schönen Thiergarten, der jetzt in ein König-

liches landwirthschaftliches Lehrinstitut für vier und zwanzig Zöglinge, nebst einer Musterwirthschaft umgewandelt worden ist; nach der Solitüde, einem jetzt größtentheils abgebrochenen Königlichen Lustschlosse, mit einem schönen Garten, nach Schornhausen, wo Zollikofers Monument steht; nach Echterdingen, mit Thiergarten und Fasanerie; nach dem Kahlberge bei Canstadt, mit der neuen Sommerresidenz des jetzigen Königs, Bellevüe genannt. Schöne Aussicht von dem Berge, und dann die schönen Anlagen, einem Thiergarten gleich, zwischen Stuttgart und Canstadt, so daß sich der ganze Weg dahin durch ein reizendes Gehölz zieht. Nach Ludwigsburg, der zweiten Königlichen Residenzstadt, nur drei Stunden von Stuttgart entfernt (s. weiter unten); nach dem Liebenzeller, dem Deynacher Sauerbrunnen, und dem Wildbade, nach dem Dorfe Rothenberg, am Fuße des Hügels, auf welchem das Stammschloß Würtemberg stand, dessen Reste jetzt in einen schönen Grabtempel der Königin Katharina umgewandelt worden; ferner nach Silberburg, Gaisburg, Vaihingen rc. rc. Die Kaffee- und Biergärten, welche in der Nähe der Stadt liegen, gewähren eine schöne Aussicht, und das Bier soll gut seyn, aber die Gesellschaft etwas steif für den Fremden, der an Geselligkeit und Mittheilung gewöhnt ist, wie man sie in so vielen andern Städten, und besonders großen Residenzen antrifft, wo ein heiterer ungezwungener Ton an öffentlichen Orten herrscht, nicht ein fremdartiger kalter, und ein Abschließen von der Gesellschaft. Dann sind im Sommer noch Konzerte und Theater. — Im Winter sind die öffentlichen Vergnügungen: Konzerte, Opern, Theater, Bälle, Redouten rc. Das Theater, so wie die Oper sollen gut besetzt seyn, und auch der Aufwand an Dekorationen, Kostüme rc. dem Ganzen entsprechen. — Zu den Gasthöfen für Fremde gehören: der König von England, der Römische Kaiser, der

König von Würtemberg, das rothe Haus, das Waldhorn, das grüne Haus, der Adler 2c.

Was die Geschichte Stuttgarts betrifft, so ist die Stadt alt, jedoch ist das eigentliche Alter nicht zu bestimmen, wenigstens weiß man nichts Gewisses von ihrem Entstehen, erstem Erbauer und Besitzer; denn sie wurde erst im Jahre 1320 bekannt, da sie die Residenz der Grafen von Würtemberg wurde, obgleich sie vorher schon ein beträchtlicher und haltbarer Ort war; denn Kaiser Rudolph der Erste belagerte sie im Jahre 1283 und 1287, und das erste Mal ein halbes Jahr lang vergeblich. Das zweite Mal ergab sich aber der belagerte Graf Eberhard dem Kaiser, welcher dem Grafen zur Bedingung machte, die Mauern der Stadt niederzureißen. So weit ist die Geschichte dieser Stadt bekannt, obgleich nichts von ihrem weiteren Zustande, als daß sie ein haltbarer oder befestigter Ort war. Vom Jahre 1320 an, da sie zur Residenz erhoben wurde, fing die Stadt an sich auszuzeichnen, und nahm besonders im folgenden Jahrhunderte unter der Regierung des Grafen Ulrichs des Vielgeliebten beträchtlich zu; sie würde vielleicht schon früher zugenommen haben, wenn nicht die vielen Fehden oder Kriege, die im vierzehnten Jahrhunderte von den Schwäbischen Städten geführt wurden, ihrer Aufnahme hinderlich gewesen wären; aber von den Bündnissen, die sie einging, erkannte man ihre Macht, wodurch ihre Herren im Stande waren, ihre Aufnahme zu befördern. So mußte z. B. die Stadt Eßlingen die Beleidigung, welche sie dem Kaiser Karl dem Vierten im Jahre 1360 auf öffentlichem Reichstage zufügte, mit einer Summe von 100,000 Goldgulden büßen, wovon der Kaiser 70,000, und der Graf Eberhard von Würtemberg, für die Vollstreckung des Urtheils, 30,000 Gulden bekam. Von eben diesem Grafen mußte sich Augsburg im Jahre 1372 den Frieden mit 40,000 Gulden erkau-

fen, und die übrigen Städte Schwabens bezahlten ihm aus gleicher Ursache 200,000 Gulden. Ein schönes Geld in damaliger Zeit. Indessen war dieses noch sehr wenig gegen dasjenige, was er im folgenden Jahre unter dem Vorwande der vom Kaiser angewiesenen Reichssteuern von jenen Städten und den Elsaßischen erhob, welches über 300,000 Gulden betragen haben soll; daneben mußte ihm noch Augsburg 36,000 Gulden für ihre Juden bezahlen. Mit diesen Summen erkaufte der Graf Eberhard den größten Theil des alten Herzogthums Würtemberg. Nach dem Zeugnisse der Würtembergischen Schriftsteller (besonders nach Steinhofers Würtemberger Chronik, S. 66, 70, 71) sollen die Fehden im Jahre 1371 in nichts Anderm bestanden haben, als daß man einander wechselseitig die Dörfer und Marktflecken abbrannte, die Menschen und das Vieh gefangen wegschleppte, das Getreide und die andern Feldfrüchte mit dem Schwerdte abhieb, den Erdboden umpflügte, und ihn mit Senf besäete, der hernach in vielen Jahren nicht mehr auszurotten war. Dabei wurden die Bäume und Weinstöcke entweder umgehauen, oder wenigstens abgeschält, daß sie verdorren mußten; ja man gab sich sogar die Mühe, Ziegen von der Alp herabzutreiben, wenigstens trieb man sie in die Eßlingschen Weinberge, um dort die Weinstöcke abzufressen. Der Erfolg eines solchen Verfahrens war eine allgemeine Theuerung, die beide Theile zu Grunde richtete und sie zum Frieden zwang, wobei denn immer die Mittelsperson, die zu einem Bündnisse gerufen wurde, und den Frieden erkämpfen half, am besten fuhr, indem sie von dem, der zuerst um Frieden bat, auch entschädiget werden mußte. So waren damals die Fehden größtentheils in Schwaben, welche die Grafen von Würtemberg zu benutzen wußten, und so gelang die Stadt Stuttgart zu ihrem Flore in damaliger Zeit, weil ihre Regenten etwas darauf verwenden konnten. Der oben

genannte Graf Ulrich ließ nicht nur die drei noch stehenden Hauptkirchen der Stadt bauen, sondern auch die zwei oben angeführten Vorstädte anlegen, wodurch die Stadt das Meiste von ihrer gegenwärtigen Größe erhielt. Im Jahre 1482 wurde sie als Residenz der Regenten Würtembergs bestätiget, und dieses in den nachfolgenden Zeiten bekräftiget; dessen ungeachtet verlegte der Herzog Eberhard Ludwig im Jahre 1727 den Hof, das Militair und die Kanzley nach Ludwigsburg, (der eigentliche Grund dazu, ist unten angeführt worden); allein der Herzog Karl Alexander zog mit dem Hofe und die Kollegien 1734 wieder nach Stuttgart. 1765 kam zwar der Hof wieder nach Ludwigsburg unter dem Herzoge Karl Eugen, er kehrte aber 1775 unter demselben Herzoge wieder nach Stuttgart zurück, wo er ferner geblieben ist. Unter dem Herzoge Karl Eugen begann eine neue Periode für die Stadt, indem er Alles that, um sie zu heben, wie auch schon oben angeführt worden; und dann unter König Friedrich dem Ersten, welcher besonders die Stadt durch Neubauten und neue Anlagen verschönerte. — Die Stadt hat auch viele Unglücksfälle durch ansteckende Krankheiten, Feinde und Brand erlitten. So wüthete z. B. die Pest in Stuttgart in den Jahren 1520, wo sie 4000, 1595, wo sie 2000, 1635, wo sie 4379 Personen, und in drei Jahren, von 1635 bis 1638, 8138 Personen fortnahm, und dieses zu einer Zeit, wo die Stadt nicht 10,000 Einwohner zählte, sie also drei Viertel ihrer Einwohner verlor. Im Jahre 1635 starben lange Zeit hindurch, alle Tage 50 bis 60 Personen. Der dreißigjährige Krieg hatte nämlich dieses Elend über die Stadt gebracht. Im Jahre 1519 wurde die Stadt vom Schwäbischen Bunde eingenommen, und mit dem Lande an Oesterreich verkauft, welches im Besitze der Stadt bis zum Jahre 1534 blieb. Der Herzog Ulrich von Würtemberg eroberte zwar 1525 die Vorstädte, aber

die Stadt selbst nicht, und auch mußte diese verlassen, bis er sie 1534 wieder einnahm, wo er in der Schlacht bei Laufen den Oesterreichischen Statthalter schlug und die Oesterreichische Regierung verjagte. Im Jahre 1546 wurde die Stadt von den Spaniern eingenommen, die sie bis 1547 inne hatten. Im Jahre 1634 wurde die Stadt von den Kaiserlichen Truppen erobert, die sie bis 1638 inne hatten, in welchem Jahre sie von den Schweden herausgejagt wurden. Im Jahre 1688 drangen 4000 Franzosen durch das Hauptstädterthor in die Stadt, und Melak, der Mordbrenner, wie er geschildert wird, wollte auch hier nach seiner Gewohnheit stehlen und brennen; allein die Stadt erhielt Hülfe, und die Franzosen wurden herausgejagt. Im Jahre 1693 kamen sie aber wieder; allein die Bauern vertrieben sie aus der Stadt. 1707 kamen die Franzosen noch einmal in die Stadt, und verübten vielen Unfug und Erpressungen, zogen aber wieder ab. Den 19ten July 1796 drangen die Franzosen, als Republikaner, nachdem sie von der Seite des Schwarzwaldes, unter dem General Moreau, ins Land gekommen waren, in Stuttgart ein, und vertrieben die wenigen Kaiserlichen Reiter, die in der Stadt waren, wobei kleine Gefechte in derselben vorfielen, wodurch zwei Einwohner erschossen wurden; allein durch den Sieg des Erzherzogs Karl über Jourdan mußte sich Moreau zurückziehen, und den so berühmten Rückzug durch den Schwarzwald antreten. Der 6te November 1813 ist in so fern merkwürdig für Stuttgart und für das ganze Würtembergische Land, daß der König Friedrich der Erste an dem genannten Tage ein Manifest gegen Frankreich bekannt machte, worin die Gründe aufgestellt wurden, weshalb derselbe am 2ten des erwähnten Monats mit den verbündeten Mächten, Rußland, Preussen, Oesterreich und England, einen Allianztraktat geschlossen, wobei der Handel mit ausländischen und Ko-

lonialwaaren wieder frei gegeben wurde, welcher von Napoleon verboten worden. — Den 21sten July 1716 brannten auf dem Hafenmarkte fünf und vierzig Gebäude, und 1761 den 3ten August in der Hirschgasse wieder einige vierzig Gebäude ab. Im Jahre 1757 brannte der neue Bau ab, ein 1599 gegründetes sehr schönes steinernes, mit Kupfer gedecktes Gebäude, welches der Herzog Friedrich nach einem Römischen Muster bauen ließ, von welchem aber jetzt nichts mehr steht, da man es ganz abgebrochen hat. Im Jahre 1762 brannte der rechte Flügel des neuen Schlosses, und 1791 der linke Flügel der rothen Bildthorkaserne ab. Der abgebrannte Flügel des neuen Schlosses war schon möblirt, als dieses Unglück geschah. Drei Jahre darauf zog der Hof nach Ludwigsburg, nur erst, als der Hof von dort wieder zurückgekehrt war, wurde 1780 wieder am Schlosse zu bauen angefangen, und der linke Flügel größtentheils möblirt; 1782 wurde Alles im Stande zur Aufnahme des Großfürsten eingerichtet, und 1783 wurde mit dem Wiederaufbaue des durch Feuer zerstörten rechten Flügels des Hauptgebäudes der Anfang gemacht, und im folgenden Jahre das Ganze wieder hergestellt. — Im Jahre 1492 erhielt die Stadt ein eigenes Stadtrecht. Das Wappen derselben ist eine springende schwarze Stute mit einem säugenden Füllen im weißen Felde, woraus sich vielleicht der Ursprung der Stadt erklären ließe, wahrscheinlich ein Weideplatz, wo Pferde darauf geweidet haben, oder eine Art Garten mit Gebäuden, worin die Pferdezucht betrieben worden ist, welches wenigstens der Name Stuttgart besagt, oder vielmehr bezeichnen möchte. Seit 1806 war Stuttgart auch der Hauptort eines Kreises im Königreiche Würtemberg, welcher die Oberämter Stuttgart, Canstadt, Eßlingen, Böblingen und Leonberg enthält, und im Jahre 1810, ohne die Stadt, 96,589 Einwohner zählte, und seit dem genannten Jahre ist Stuttgart die Hauptstadt im Departement des Rothenbergs.

Da Ludwigsburg, die zweite Königliche Residenz, nur drei Stunden von Stuttgart entfernt ist, und daher mit zum Vergnügungsorte der Stuttgarter dient (wie Potsdam, die zweite Residenz des Königl. Preußischen Hofes, zum Vergnügungs- und Erholungsorte der Berliner), hauptsächlich aber wegen der Industrie seiner Bewohner, so kann sich auch hier eine kleine Skizze dieses Orts anschließen. Ludwigsburg wurde erst im verwichenen achtzehnten Jahrhunderte von dem Herzoge Eberhard Ludwig angelegt oder gegründet, und zeigt auch seine neuere Anlage, sowohl durch das Regelmäßige der Straßen, als die schöne Bauart der Häuser, und es kann sowohl in dieser Hinsicht, als auch in Hinsicht seiner schönen Lage auf einer fruchtbaren Anhöhe, mit reizender Aussicht und Umgebung, zu einer der schönsten Städte Deutschlands gezählt werden, wofür sie auch Reisende, die viele schöne Städte gesehen haben, halten. Der Anfang oder die Gründung der Stadt begann mit dem Baue des Herzoglichen Schlosses im Jahre 1704, wobei der oben genannte Regent noch einige Häuser für seine Hofdiener bauen ließ; dann geschah der Bau der übrigen Häuser nach dem entworfenen Plane, und so schnell (da viele Städte und Oerter hier Häuser bauen mußten, die dann der Herzog verschenkte), daß schon die neu entstandene Stadt im Jahre 1718 zur dritten Hauptstadt erklärt wurde. Auch die Räthe und Diener des Herzogs mußten auf ihre Kosten Häuser bauen, obgleich sie deren schon in Stuttgart besaßen, und um diese zweite Residenz recht bald mit Menschen zu füllen, woran es noch sehr fehlte, so verlegte derselbe den ganzen Hof, sein Militair, und einen Theil der Kanzley dahin, ein anderer Theil blieb mit den Archiven in Stuttgart. Auch erhielten die Häuserbauenden in den Jahren 1715, 1718, 1720, 1722 und 1724 gute Privilegien, Wirthschaftsgerechtigkeiten, Befreiung von allen Abgaben auf zwanzig Jahre, und Geld, Holz,

Steine, Sand, auch zum Theil Eisen und andere Baumaterialien. Diese Privilegien und dargebotenen Annehmlichkeiten wurden sowohl von den Unterthanen des Landes, als auch von Fremden benutzt, und es standen bald einige hundert meist große und schöne Häuser da, aber es fehlte an Menschen, und was noch mehr war, an Geld, Nahrungsquellen und Unterhalt; denn alle Freiheiten, Rechte und Schenkungen, selbst die Erhebung zur zweiten Residenz und dritten Hauptstadt des Landes, konnten den Nahrungsstand nicht verbessern. Bei allen Bemühungen des Herzogs zur Hebung dieser neu begründeten Stadt, betrug die Volksmenge bei seinem Tode 1733, mit dem Hofstaate, dem Militaire, einem Theile der Kanzley, und den angefundenen Einwohnern, die sich auf gut Glück angesiedelt hatten, nur 5668 Personen, die, als Karl Alexander wieder den Hof rc. nach Stuttgart verlegte, auf einmal zu 2343 armen Menschen herabsanken, die nicht wußten, womit sie sich ernähren sollten. Der Herzog Karl Eugen nahm sich der Stadt wieder an; es wurden neue Straßen angelegt, und so die Stadt ansehnlich vergrößert und der Nahrungszustand durch Verlegung mehrerer ansehnlichen Fabriken dahin verbessert; auch wurden im Jahre 1779 den dahin ziehenden Honoratioren ansehnliche Privilegien ertheilt, und das dort liegende Militair ward ansehnlich vermehrt, so daß durch weise Anstalten und Einrichtungen sich die Volkszahl, mit Einschluß des Militairs, auf 11,600 Menschen belief; sie kam aber wieder in einem Jahre auf 3800 Menschen herab, stieg im folgenden wieder auf 6000, fiel wieder, und so ist ihr Steigen und Fallen, sagt ein Schriftsteller, den Meereswogen immer ähnlich gewesen, bis auf die neueste Zeit, wo die Stadt im Jahre 1823, mit dem 2500 Mann starken Militaire, 9413 Einwohner zählte. Die Stadt besteht jetzt aus dem eigentlichen Ludwigsburg und der Karlsstadt, hat acht Thore, dreißig Straßen,

davon jede der zwei Hauptstraßen 5000 Fuß lang ist, sieben Plätze, und fünfhundert und sechzig Häuser. Sie hat also auch in neuester Zeit, trotz allen Bemühungen der Regenten Würtembergs, nicht wieder die schon gehabte Anzahl Menschen, noch einen festen Nahrungsstand erreichen können, auch nicht jene Bedeutsamkeit, die man derselben geben wollte, und doch zum Nachtheile der eigentlichen Residenz Stuttgart; allein diese hat ihre Geltung behalten. Das Wappen der Stadt ist die Reichssturmfahne, darunter die Jahreszahl 1718, in welchem Jahre sie zur dritten Hauptstadt des Landes erhoben wurde, und über der Sturmfahne die verschlungenen Buchstaben E. L., als der Name des Herzogs, der sie gründete. Die vorzüglichsten Gebäude und Anstalten sind: Das prachtvolle Residenzschloß, von dem Herzoge Eberhard Ludwig 1704 angelegt, und von den Italienischen Baumeistern Frisoni und Retti ausgeführt. Es hat mehrere Flügel, sehr schöne dekorirte und möblirte Zimmer, ein Hoftheater, eine Kapelle, eine Gemäldegallerie, und die Fürstengruft. Bei dem Schlosse liegt ein kleiner niedlicher Garten, dabei ein Fasanenwald und ein kleines Lustschloß, die Favorite genannt, im Italienischen Geschmacke aufgeführt. Die Stadtkirche, die eine schöne Fronte und zwei gleiche Thürme hat, auf dem Marktplatze, dessen Häuser im untern Stockwerke Arkaden haben. Die Garnisonkirche; das Zeughaus, ein schönes Gebäude mit Geschütz und Waffen aller Art ausgestattet; die Kanonengießerey; das Institut für Offizierzöglinge oder die Kriegsschule; das Lyceum; die Kunstschule; das Waisen-, Zucht-, Irren- und Arbeitshaus, mit einer ansehnlichen Tuchmanufaktur; das Militair-Waisenhaus, mit einer Leinen- und Baumwollen-Manufaktur; einige Kasernen und einige andere Gebäude rc. — Die Industrie ist in Ludwigsburg sehr ansehnlich. Die Tuchmanufaktur in

dem großen Stadtwaisenhause beschäftiget über fünfhundert Menschen, die sich sowohl mit dem Zubereiten der Wolle von den veredelten Schafraçen abgeben, als auch mit dem Verfertigen der groben und feinen Tücher, der Halbtücher, Flanelle, Teppiche und andern Wollenwaaren, wie sie jetzt als modern getragen werden. Da die Färberey zu dieser Manufaktur nicht im Orte angelegt werden konnte, so hat dieselbe nach der nahen Stadt Bietigheim an der Enz gebracht werden müssen, wo die Anstalt mehrere Gebäude besitzt, worin auch eine Walke angebracht worden. Der Manufaktur steht ein Fabrik-Direktor, und dem Waisenhause ein Pfarrer vor; auch hat es einen Schullehrer, Sittenaufseher, seine eigene Kirche 2c. Die große Königliche Porzellan- und Fayance-Fabrik, die viele Menschen (über hundert) beschäftigte, ist im Jahre 1824 aufgehoben worden. Außer den genannten Fabriken oder Manufakturen sind noch vorhanden: Tabaksfabriken von Rauch- und Schnupftabak; dann Bijouterie-, Uhren-, Leder- (sowohl Wachstuch- als lackirte Lederwaaren-), Metallknopf-, Nadel-, Hut-, Schmelztiegel- und Stahlfabriken, eine Seidenmanufaktur, eine Parchentmanufaktur, Floretseidenspinnereyen, Essigsiedereyen, eine chemische Fabrik, eine Spanische Wollenspinnerey, eine Fabrik von großen und kleinen emaillirten Uhrblättern, Fabriken von Köllnischem Geschirre, Krüge, Kochgeschirre 2c., von chirurgischen, optischen und musikalischen Instrumenten. Ob übrigens manche der genannten Fabriken noch bestehen, läßt sich schwer bestimmen, da es mit Privatfabriken auch hier so gehen wird, wie es überall geht, indem sie oft den wechselnden Conjunkturen unterliegen. Man findet zwar diese Fabriken in neuern Werken angeführt, doch in einigen andern schon älteren Werken findet man, daß die Bijouterie- und Stahlfabrik, auch die ansehnliche Anstalt des Militairwaisenhauses, da sie kein Fonds unterstützte, eingegangen sind. Von den

Ersteren haben die Besitzer fallirt, auch der Unternehmer der Floretkämmerey; ob nun die in neueren Werken eben als aufgelöst angeführten Fabriken noch bestehende andere, oder neu etablirte Fabriken sind, läßt sich nicht bestimmen. Dann besitzt die Stadt auch noch einige Buchdruckereyen. Außer den Fabriken und Manufakturen sind auch noch viele Handwerker hier, die ansehnliche Geschäfte machen. — Vom Handel dieser Stadt findet man nichts erwähnt, auch kann er, wegen Stuttgarts Nähe, nicht bedeutend seyn; denn alle Fabrikate, die darin erzeugt werden, kommen größtentheils nach Stuttgart, und werden zum Theil daselbst verbraucht, zum Theil auch ausgeführt, wozu besonders die Messe hilft. Die Periode des Wohlstandes dieser zweiten Residenz war unter dem Herzoge Karl Eugen, wo sie, wie oben bemerkt worden, an 11,600 Menschen zählte, eine Höhe, die sie nicht wieder erreicht hat, obgleich die Stadt über 12,000 Menschen fassen kann. — Ludwigsburg hat, wie schon bemerkt, ein freundliches Ansehen, da Straßen und Häuser schön angelegt, und die Letzteren größtentheils aus Stein gebauet sind. Die Straßen sind gerade, breit und lang, und meist gepflastert, und wo dieses nicht geschehen ist, da sind sie chaussirt. Längs der Karlsstraße läuft eine gepflasterte Allee zur rechten Seite hinab, die sehr bequem für die Fußgänger ist, und welche Allee die Stadt durchschneidet, so wie die Karlsstraße in der Mitte durch ihre ganze Länge, und ist zweitausend starke Schritt oder beinahe eine halbe Stunde lang. Vor jedem der Thore sind ebenfalls Alleen angelegt, die auf die nächsten Orte führen. Auch hat die Stadt noch viele kleine und große Alleen und Spaziergänge, die leider nicht sehr benutzt werden. Die Besatzung besteht aus Infanterie und Kavallerie, die auch hier in Kasernen liegen. Von besuchten Gasthäusern sind der Bär und das Waldhorn zu nennen. — Ludwigsburgs immerwährender Wechsel

in Hinsicht seiner Einwohnerzahl und seiner Industrie, haben die Häuser sehr herabgesetzt, so daß man hier ein Haus, das manche Stadt zieren würde, und woran oft noch Gärten liegen, für 2- bis 3000 Gulden kaufen und ein ähnliches für ein Spottgeld miethen kann. Ein Reisender sagt: „Man tritt in die schöne Stadt, die einen schönen Marktplatz besitzt, wo die Façaden der beiden Kirchen einander gegenüber stehen, und eine herrliche Wirkung thun; allein sie ist leer, die Straßen werden nur von wenigen Menschen belebt, und dann nur zu Zeiten, wo mancherlei Bedürfnisse sie zum Ausgehen nöthigen, sonst glaubt man sich in eine Stadt versetzt, wie man sie oft in den Märchen des Morgenlandes geschildert findet; denn Leben und Weben darin ist der Größe und Schönheit derselben nicht angemessen, und der Fremde wandelt einsam, und hat Zeit genug, ungestört die Bauwerke &c. zu betrachten." — Die Umgebungen, welche Stuttgart besitzt, hat auch Ludwigsburg. Der große Salon, das schöne Monrepos, sonst Seehaus genannt, mit seinen kostbaren Sammlungen, und der Park mit den beiden Inseln, jetzt Wittwensitz der verwittweten Königin &c. — Was die Literatur in Stuttgart und Ludwigsburg betrifft, so ist darüber schon oben Erwähnung geschehen. Eine gewisse Censurfreiheit, die in Stuttgart herrscht, läßt manches Werkchen erscheinen, worüber in andern Haupt- und Residenzstädten mancher Censor vielleicht seinen Federstrich üben, oder das non imprimatur darauf setzen würde. Dieses giebt allerdings dem Buchhandel hier eine gewisse Regsamkeit, die der Stadt wohl thut. An Tagesblättern sind besonders bemerkenswerth: die Stuttgartsche privilegirte Zeitung, Hofzeitung genannt, und das Morgenblatt mit seinem Kunstblatte, als Beiblatt, welche beide Blätter bei Cotta herauskommen. — Ueber Stuttgart sehe man nach:

Auswahl kleiner Reisebeschreibungen und anderer statistischen und geographischen Nachrichten. 7r Th. S. 560 u. f.; 18r Th. Leipzig. S. 97 u. f.
Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, von Friedrich Nikolai. Berlin und Stettin, 1795. 10r Bd., S. 1 u. f.
Geographisches Statistisch-Topographisches Lexikon von Schwaben rc. 2r Bd. Ulm. S. 755 u. f., und S. 107 u. f.
Würtembergisches Staats-Handbuch und Regierungsblatt.
Memmingers Beschreibung von Stuttgart und Ludwigsburg.

Ferner findet man Nachrichten von Stuttgart und Ludwigsburg im Freimüthigen, in der Zeitung für die elegante Welt, im Morgenblatte rc. rc.

Stutz, von dem Zeitworte stutzen. 1. In sofern es ein Intensivum von stoßen ist, ist der Stutz ein heftiger, mit einem Widerstoße verbundener Stoß, in welchem Verstande es jedoch wenig gebraucht wird. Indessen sagt man im gemeinen Leben einiger Gegenden figürlich, von der mit einem solchen Stoße verbundenen Geschwindigkeit: auf den Stutz, für plötzlich, sogleich, auf der Stelle, in andern gewöhnlichen Mundarten auf den Plutz. — 2. Von der veralteten Bedeutung, hartnäckig, widerspenstig seyn, welche vermuthlich eine Figur der vorigen ist, ist der Stutz ohne Mehrheit, in einigen Gegenden Widersinnigkeit, Hartnäckigkeit. Er thut es aus Stutz. Es ist lauter Stutz und Trutz in ihm. Daher ist der Stutzkopf ein Starrkopf, und stutzig, halsstarrig. Im Hochdeutschen ist es in dieser ganzen Bedeutung fremd. — 3. Von stutzen, kürzer machen, ist der Stutz, Diminut. das Stutzchen, Stutzlein, ein abgestutztes, abgekürztes Ding, oder auch ein Gegenstand, welcher eine kürzere Gestalt hat, als andere seiner Art. So werden eine Stutzbüchse, eine Stutzuhr, eine Stutzperrücke, auch

häufig ein Stutz genannt, wofür in vielen Gegenden auch Stutzer üblich ist. Bei dem zweiten Geschlechte sind die Stutzchen, Handschuhe ohne Finger, welche nur bis an die Knöchel gehen. Dahin gehört auch das Wort Stutz, wenn es ein kurzes niedriges Gefäß bezeichnet, welches kürzer ist, als andere seiner Art, in welchem Verstande es in einigen Gegenden Stütze lautet. So hat man in der Land- und Hauswirthschaft niedrige hölzerne Fässer, z. B. zur Siede für das Vieh, welche Stütze genannt werden. In Zürich ist der Stotzen ein kleines Maaß flüssiger Dinge, deren zwei ein Züricher Quart, vier ein Maaß, und acht einen Kopf machen. — 4. Von stutzen, gerade und starr in die Höhe stehen, war Stutz ehedem ein zur Zierde emporstehender Federbusch; daher der Helmstutz oder Ritterstutz, ein solcher Federbusch, welcher von den Rittern zur Helmzierde getragen wurde; Fr. Cimier. Noch jetzt brauchen die Federschmücker dieses Wort, um einen kurzen gewundenen Federbusch zur Zierde des Huts für eine Militairperson zu bezeichnen. Die Federn zum Stutze bereiten, wenn sie in die Höhe stehen sollen, zum Unterschiede von den platt liegenden Federn, z. B. den Hutfedern. — Beim Büchsenmacher ist der Stutz ein kurzes Feuergewehr, welches das Mittel zwischen einer Flinte und Pistole hält, eine kurze Büchse, Stutzbüchse, woraus eine größere Kugel geschossen werden kann, als aus einer Muskete oder einem Gewehre. Man kann hierher auch den Karabiner rechnen, nur ist der Lauf desselben sehr enge, noch enger als bei einer Muskete. Die Tyroler- und Schweitzer-Schützen bedienen sich dieser Art Büchsen.

Stutz, beim Büchsenmacher, s. oben.

—, beim Federschmücker, s. daselbst.

—, beim Frauenzimmer, s. das.

—, in der Hauswirthschaft, s. das.

— (Helm-), s. das.

Stutz, in der Landwirthschaft, s. oben, S. 559.
—, ein Maaß, s. das., S. 559; im Saalfeldischen ein gewöhnliches kegelförmiges Kohlenmaaß, oben 3 Fuß 9 Zoll, und unten 3 Fuß 7 Zoll weit, und 1 Fuß 6 Zoll tief. Man rechnet acht Stutze auf ein Fuder.
— (Ritter-), s. oben, S. 559.
—, in der Sprachkunst, s. daselbst, S. 558 u. f.

Stutzärmel, beim Frauenzimmerschneider und beim Frauenzimmer, ein kurzer abgestutzter Aermel in den Kleidungsstücken, der gewöhnlich nur bis zu dem Armgelenke geht, also bloß den Oberarm bedeckt, auch bloß zur Hälfte des Oberarms, nachdem es die Mode erfordert; geht dieser Aermel etwas über das Armgelenk, so erhält er noch eine besondere Verzierung mit Tollen oder Päuschgen, die entweder von demselben Zeuge darüber gesetzt worden, oder von weißem Krepp, Flor rc., welches darum getollt wird, bei seidenen Kleidern, auch seidenes Band. Die kurzen Stutzärmel, die nicht bis über das Armgelenk gehen, erhalten eine Schnurre mit Puffen oder werden gepufft, so daß sie, gleich den kleinen Luftballons, sich ausdehnen oder aufbauchen, wobei sie noch verschiedentlich eingedrückt werden, um dadurch noch einen größeren Faltenwurf hervorzubringen.

Stutzband, bei den Zimmerleuten, kurze Bänder, welche in einen Ständer und in ein darüber freiliegendes Holz, oder in die darunterliegende Schwelle eingesetzt werden, um solche zu stützen und mit tragen zu helfen; die Tragebänder.

Stutzbart, der an der Oberlippe stehen gelassene, jedoch gekürzte oder abgestutzte Bart; ohne Abstutzung, oder doch eine unmerkliche, und dabei an den Enden gedrehet, heißt er Knebel- oder Schnurrbart; s. diesen Artikel, Th. 41, S. 268 u. f. Schwärzen kann man einen solchen Schnurrbart auch, außer dem Wachse, mit einem vom brennenden Lichte schwarz gebrannten Pfropfen.

Stutzbüchse, s. oben, Stutz. Es ist eine kurze dicke Kugelbüchse, die auch das Stutzrohr, der Stutz und der Stutzer genannt wird.

Stütze, Diminut. das Stützchen, von dem Zeitworte stützen, ein Gegenstand, welcher stützt, das ist, ein steifer Körper, welcher unter oder an eine Last gesetzt wird, den Fall derselben zu verhindern; in vielen Fällen auch eine Steiffe. So pflegt man Stützen an die Häuser, unter und an die Bäume ꝛc. zu setzen, den Einfall oder das Umfallen derselben zu verhindern. — In der Baukunst werden die Stützen, welche man um eine Last zu tragen gebraucht, verschiedentlich eingetheilt. So theilt man sie in gemeine Stützen, welche entweder rund, wie die Säulen, oder viereckig sind, welche Pfeiler oder Pilaster genannt werden, und dann in Nothstützen, worunter die Kragsteine gerechnet werden. Eine solche Stütze muß jedesmal nach der Last proportionirt werden, die sie tragen soll, und muß ihre Dicke nach der Höhe nur wenige Male enthalten, wo eine große Last zu tragen ist, weil eine kurze und dicke Stütze mehr tragen kann, als eine hohe und dünne, auch soll dieselbe entweder aus eben solcher Materie zubereitet werden, aus welcher die Last besteht, oder aus einer noch festeren. S. die Art. Säule, Th. 137, und Pilaster, Th. 113. Dann hat man noch die gewöhnlichen Nothstützen, um Gebäude und Erdreich zurück zu halten, damit sie nicht einstürzen, welches entweder mit Unterstützung von Streben, Ständern, Pfeilern ꝛc. geschieht, oder auch durch Unterbauung einer Mauer ꝛc. Wenn man ein baufälliges Gebäude, das dem Einsturze drohet, stützt, so müssen die Stützen nach der Länge und Höhe, wie auch nach der Schwere der Last, die sie tragen sollen, eingerichtet seyn. Auch bei den fruchttragenden Bäumen stützt man die Aeste mit dünnen Stangen, damit sie bei der Bewegung vom Winde nicht brechen. — Figürlich nennt man auch eine

Person oder Sache eine Stütze, wenn sie uns in einen unvollkommenen Zustande zu gerathen hindert. Ein Mann ist eine Stütze des Staats, der Kirche, einer Familie ꝛc., wenn er deren Verfall hindert, sie in ihrem Wohlstande aufrecht erhält. So manches Herz, welches auf der Bahn der Tugend zu wanken anfing, hat an dem Freunde eine Stütze gefunden (Gell.). Ingleichen: das ist seine Stütze, er gründet, beruft, verläßt sich darauf. — Beim Seiler ist die Stütze ein Werkzeug in Gestalt einer Harke; sie steht beim Spinnen der Seile und Bindfaden gerade in der Mitte zwischen dem Vorderrade und dem Nachhalter; sie hat acht aufgerichtete Zähne, und zwischen zwei und zwei Zähnen liegt ein Faden, der gesponnen wird, damit er, wenn er sehr lang ist, wie z. B. der Bindfaden, und Vorderrad und Nachhalter also sehr weit von einander stehen, nicht auf der Erde sich schleppe. — Bei der Artillerie sind die Stützen oder Streben Hölzer, welche in die Quere oder horizontal in den Minengallerien angespreitzt werden, um die Erde zu beiden Seiten zu halten. Hauptsächlich gebraucht man sie, die Minenkammer und das Ende der Gallerie, wo solche verdammt wird, fest zu verschließen. — Bei dem Bildhauer sind die Stützen kleine Stückchen Marmor oder Stein, die er bei der Bearbeitung einer Bildsäule zwischen den Fingern, den Füßen, und unter dem Arme vor der Hand stehen läßt, und nicht gleich ausschlägt, damit die kleinen Theile nicht ausgesprengt werden, bis er hernach zu der ganzen Ausbildung im Feinen der Bildsäule oder Statüe schreitet; dann bohrt oder schlägt er diese Stücken aus. — Beim Schwerdfeger sind die Stützen des Degengefäßes, der Zapfen des Biegels an einem Degengefäße, der in das Loch des Knopfes eingelassen und befestiget wird, und mit dem Biegel und dem Stichblatte ein Ganzes ausmacht. — Im Schiffsbaue sind die Stützen,

Schooren, die senkrecht stehenden Stücken Holz, die von zwei zu zwei Balken zur Steifung der Verdecke und der halben Verdecke angebracht werden. Die in der Nähe der Gangspille sind oben mit Hängen versehen, damit man sie aufnehmen kann, wenn man am Spill drehet; aber unmittelbar darauf läßt man sie wieder tragen. Diese Stützen findet man zwischen den Verdecken nicht selten von Eisen, auch stehen sie gewöhnlich mit den Füßen in Spuren. Man setzt auch eine starke Stütze unter den Besaansmast, und überhaupt aller Orten, wo die Verdecke stark beschwert sind. Auf den Niederländischen Berkarn hat man auch Stützen oder Träger, welche auf ein Schiffsverdeck gestellt werden, um das Obere zu unterstützen. Eine andere Gattung wird aber auf den Bord gestellt, und dient zuerst kleine Taue daran zu befestigen, und dann auch das Schanzkleid darum zu schlagen. — Bei den Buchdruckern sind die Stützen diejenigen Balken, womit eine Presse gestützt wird, damit solche nicht hin und her weichen kann.

Stütze, in der Artillerie, s. oben, S. 562.

—, in der Baukunst, s. daselbst. In den Rechten dürfen die Stützen an den Gebäuden der Lehngüter nicht weggenommen werden, das heißt, die Stützen, womit ein baufälliges Haus, ein Stall oder eine Scheune befestiget und gegen den Umsturz gesichert ist. Man macht sie zwar dem Lehne nicht streitig, indessen könnten doch wohl manchmal deshalb Streitigkeiten darüber entstehen, und wenigstens eine Entschädigung wegen der Aufrichtung derselben verlangt werden. Es geht auch schon daraus hervor, daß eine solche Stütze, die den Einsturz eines Gebäudes verhindert, schon darum nicht weggenommen werden kann, um dieses zu verhindern. Die Erben sind glücklich genug, wenn der Lehnsfolger nur mit den Stützen zufrieden ist, und denselben nicht wegen des schlechten Zustandes der Gebäude, wie er wohl zu thun berechtiget wäre, eine Deteriorations-Rechnung

vorlegte; denn daß ein jeder Lehnsbesitzer die auf dem Lehngute befindlichen Gebäude in baulichem Zustande erhalten muß, und dessen Unterlassung als eine offenbare Detorioration anzusehen ist, geht aus dem Lehnskontrakte hervor; von einem Gebäude, welches daher dem Einsturze drohet, und deshalb gestützt werden muß, kann daher auch nicht gesagt werden, daß es sich im baulichen Zustande befinde, oder in einem solchen, daß man beim Wohnen in demselben nichts riskire.

Stütze (Baum-), s. oben, S. 561. Auch nennt man eine Baumstütze jede Einfassung eines jungen Baumes mit Pfählen 2c., damit er gerade aufwachse und nicht beschädiget werde.

—, beim Bildhauer, s. oben, S. 562.

— (Bock-), an einer Kutsche, s. Th. 57, S. 339.

—, beim Buchdrucker, s. oben, S. 563.

— (Mittel-), an einer Kutsche, s. Th. 57, S. 339.

— (Noth-), s. oben, S. 561.

—, im Schiffbaue, s. das., S. 562. Auch die Stützen der Riegelungen, die stehenden Riegelungen des Galjons kommen beim Schiffbaue vor. Es sind aufrecht stehende, vom Ausleger des Galjons bis zur obersten Riegelung reichende, am Ausleger und allen Riegelungen gehörig befestigte Stücke. Auch hat man dergleichen Stützen, welche vom Schiffe aus bis zu den Riegelungen laufen. Die Riegelungen erhalten durch diese Stützen ihre Festigkeit, indem sie ohne dieselben nur an beiden Enden fest wären.

—, beim Schwerdfeger, s. oben, S. 562.

—, beim Seiler, s. daselbst.

—, in der Sprachkunst, s. das., S. 561.

— (Trage-), an einer Kutsche, s. Th. 57, S. 339.

Stutzen, nach Adelung, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist. I. Als ein Neutrum oder Zeitwort der Mittelgattung, welches mit dem Hülfsworte haben gebraucht wird. 1. Heftig stoßen,

und zwar so, daß von dem gestoßenen Körper ein Wiederstoß erfolge, wo es der Form nach ein Intensivum von stoßen, Niederſ. stöten, dem Wesen nach aber eine genaue Nachahmung des mit dieser Art des Stoßens verbundenen Lautes ist. — (1) Eigentlich, wo es doch im Hochdeutschen wenig gebraucht wird. In verschiedenen Provinzen gebraucht man es von den Ochsen, Ziegen, Böcken, wenn sie stoßen, wo es auch die thätige Form leidet. Matthesius erklärt stutzen, durch Stirnstoßen wie ein Bock. Schon bei dem Ulphilas ist stautan stoßen. Im Hochdeutschen sagt man noch zuweilen: mit den Weingläsern stutzen, sie an einander stoßen. In einigen gemeinen Mundarten sind für dieses stutzen auch hutzen und butzen üblich, welche ähnliche Onomatopöien sind; auch aufstützig enthält noch etwas von dieser Bedeutung. — (2) Figürlich, wo es in einigen Gegenden, z. B. in Hamburg, für tauschen gebraucht wird: Mit einem gegen Getreide stutzen. Eine Waare verstutzen, vertauschen. Stoßen wird oft in eben derselben Bedeutung gebraucht. Waaren umstoßen, verstoßen, das ist, umsetzen. — 2. Bei Empfindung eines unerwarteten, unbekannten Dinges plötzlich stille stehen, wo es einen geringeren Grad der Empfindung ausdrückt, als bestürzt werden und sich entsetzen. Von Menschen gebraucht man es, wenn Jemand seine Befremdung über etwas Unerwartetes durch ein plötzliches Stillestehen ausdrückt; ein Einhalten in der Bewegung, in der Rede, im Denken, an den Tag legen; stutzig werden; über Etwas stutzen, es sey nun ein Uebel oder etwas Angenehmes, wenn es nur unerwartet ist. Bei diesen Worten stutzte er. Es ist hier ein Intensivum von stehen, welches in Statt, statten 2c. schon ein t hat, wo das Plötzliche durch das tz ausgedrückt wird; man müßte denn diese Bedeutung lieber als eine Figur der vorigen Bedeutung ansehen wol-

len, indem das Stutzen auch als eine Art eines plötzlichen Zurückstoßens oder Zurückweisens angesehen werden kann. Auf ähnliche Art ist auch im Schwedischen hirta, stutzen, welches zu unserm hirten, hürten, stoßen, gehört. — 3. Prangen, Staat machen, im äußeren Gepränge Andere zu übertreffen suchen, im Schwedischen gleichfalls stutsa. Mit prächtigen Kleidern stutzen; jetzt kann er stutzen; das stutzt! das pranget, das fällt in die Augen. Das Mensch gefällt auch ungeputzt, trotz mancher, die in Flittern stutzt (Hagd.). S. auch Stutzer. Es gehört hier zu Staat, ist aber allem Anscheine nach gleichfalls ein Intensivum von stehen, und scheint eigentlich sich über Andere erheben, größer seyn wollen als Andere, zu bedeuten; stolzieren, von stolz, erhaben. In Stutz und Aufstutzen ist diese Bedeutung der Erhebung, des Emporstehens, noch in mehr eigentlichem Verstande üblich. Auf ähnliche Art sind butzen, stoßen, der Butzen auch Putzen, etwas Hervorragendes, und putzen, zieren, verwandt. Im alt Französischen war Estauceure, jeder Putz oder Staat in Kleidern, und estancier, putzen. Carpentier leitet es, nach Adelung, von Estauramentum ab, allein es scheint zu diesem Stutzen zu gehören. S. auch Stütze. — II. Als ein thätiges Zeitwort, ein Activum. 1. Emporstehen machen, oder vielleicht auch als das Activum der vorigen Bedeutung, prangen machen, jedoch nur in dem zusammengesetzten Aufstutzen. — 2. Im entgegengesetzten Verstande ist stutzen, kürzer machen, dadurch ein kürzeres Ansehen geben, als eine Sache gewöhnlich hat. Einem Pferde den Schwanz, einem Hunde die Ohren stutzen. Die Haare stutzen, sie der Länge nach abschneiden. Einen Baum stutzen, den Wipfel abschneiden oder abhauen. Den Hühnern die Flügel, den Schwanz stutzen. Nach Adelungs Anmerkung zu diesem Worte deutet das tz in der Mitte des

Worts auf ein Intensivum, dessen Stammwort bald stoßen, Niedersächs. stöten, bald staten, statten, von stehen, bald auch ein veraltetes stuten, kürzer machen, ist, welche, so verschieden sie auch ihren Bedeutungen nach sind, sich doch auf ähnliche Onomatopöien gründen. Für stutzen, kürzer machen, brauchen die Niedersachsen stuven, welches zu stumpf gehört. — Im Bergwerke ist stutzen, sich anhängen, an etwas anstoßen; es wird von den Tonnen und Kübeln gesagt, wenn sie im Schachte hängen bleiben.

Stützen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, eine Last, welche sonst fallen würde, durch Unter- oder Ansetzung eines steifen Köpers, stehend erhalten. Ein Haus, einen Baum, eine Mauer stützen. Sich auf den Ellenbogen stützen. Sich an einen Baum stützen. Ingleichen figürlich. Sich auf etwas stützen, sich darauf verlassen, sich darauf gründen; es als den Grund seiner Erwartung, seiner Versicherung ansehen.

Stutzer, von dem Zeitworte stutzen. 1. Von stutzen, in Kleidern prangen, ist Stutzer im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart derjenige, welcher Andere seines Standes in zierlichen Kleidern zu übertreffen sucht. Ein Stutzer seyn. Beim weiblichen Geschlechte, die Stutzerin, ist es nicht eingeführt, obgleich einige Sprachlehrer es versucht haben. Man braucht gleichsam als Spottnamen für Stutzer auch Zierbengel, um damit Jemanden zu bezeichnen, der sich nicht bloß herausputzt, und in dem geschniegelten und gebügelten Anzuge Andere zu übertreffen sucht, sondern sich auch noch komisch dabei geberdet, sich ziert, besonders durch allerley Handmanöver, indem er mit den Händen stets in die Haare fährt, um solche zu ordnen, sie kunstmäßig aufzustutzen, oder die Lorgnette in die Hand nimmt, um durch solche die Damen zu betrachten, wenn er gleich ganz gut mit den Augen sehen kann, oder sein Bärtchen zu strei-

cheln, wenn er damit begabt seyn sollte; auch stets einen kleinen Spiegel bei sich führt, um auf der Straße die Toilette mit dem Kamme ꝛc. zu machen. Ueberhaupt jede von sich übertrieben eingenommene Person, die Alles anwendet, um ihren Körper hervorstrahlen zu lassen, sowohl durch einen weniger geschmackvollen, als auffallenden Anzug, als auch durch allerley komische Geberden. — 2. Von stutzen, abkurzen, ist Stutzer ein abgekurztes Ding, doch nur im figürlichen Verstande, ein Gegenstand, welcher eine kürzere, und gemeiniglich auch dickere Gestalt hat, als andere seiner Art. Diminutiv. Stutzerchen, im Oberdeutschen Stutzerlein. So werden eine Stutzuhr, eine Stutzbüchse, zuweilen auch eine Stutzperrücke, häufig nur Stutzer, und ohne Suffixum in einigen Gegenden nur Stutze genannt. Auch eine Art Weingläser, mit einem kurzen starken Fuße, heißen sowohl Stutzgläser, als Stutzer, entweder auch wegen dieser kurzen Gestalt, oder weil sie wegen ihrer Stärke zum stutzen oder anstoßen bequem sind. — Beim Nagelschmid führt eine vierkantige eiserne Stange auf dem Amboßstocke, die etwas höher, als der Amboß ist, und etwa vier Zoll von ihm absteht, den Namen Stutzer. In einem vierkantigen Loche dieser Stange, das mit der Höhe des Amboßes parallel läuft, steckt das Ende des Nageleisens. Im Oberdeutschen führt auch ein kleiner enger Muff den Namen Stutzer, auch Stutz und Stutzen; vermuthlich, sagt Adelung, weil er einem abgestutzten Aermel ähnlich sieht; in andern Oberdeutschen Gegenden heißt er Stauch, Stauche, Staucher, Schliefer; auch die Kartaune führt den Namen Stutzer. — In der Naturgeschichte, führt auch eine Art Fliegen, Musca festiva, den Namen Stutzer.

Stutzflügel, Carabus truncatellus, eine Art Laufkäfer.

Stutzglas, ein Weinglas mit einem kurzen Fuße.

Stutzgut, im Königreiche Sachsen, eine Art lehnbarer

Bauergüter, welche verstutzet, das ist, sowohl getheilt, als auch vertauscht werden können, von stutzen, tauschen.

Stutzhaken, beim Schlosser, eine Art Thürhaken, unter welchen eine eiserne Spitze angebracht ist.

Stutzhund, werden sowohl die Pinscher, als auch einige Hühnerhunde genannt, weil man ihnen den Schwanz stutzt, das heißt, wenn sie jung sind, abhaut, damit sie nur eine kurze Ruthe oder einen kurzen Schwanz behalten.

Stutzig, Bei- und Nebenwort, von stutzen. 1. Von stutzen, stoßen, oder auch stehen bleiben, ist stutzig in einigen Gegenden so viel als hartnäckig, widerspänstig. Ein stutziger Kopf, welchen man daselbst auch wohl einen Stutzkopf nennt. — 2. In andern Gegenden bedeutet es uneins, streitig, auch von stutzen, stoßen. Da ward er mit dem Kaiser stutzig (Spangenb.) Fürst Wilhelm von Henneberg ist mit Bischof Conrad zu Würzburg stutzig geworden; eben derselbe, wofür er an einem andern Orte aufstutzig sagt. In beiden Bedeutungen ist es im Hochdeutschen unbekannt. — 3. Von stutzen 1. 2. bei Empfindung einer unerwarteten Sache plötzlich stehen bleibend oder inne haltend. Stutzig werden. Das Pferd wird stutzig, wenn es etwas Ungewöhnliches erblickt. Dies machte mich stutzig.

Stutzkäfer, Hister, eine zur siebenten Familie der Käfer (Keulenträger, Clavicornia) gehörige Gattung, welche folgende Gattungskennzeichen hat: die Fühler sind gebrochen, das erste Glied sehr lang; das Brustbein ist nach vorn bis zum Munde erweitert; die Flügeldecken sind kurz, meist punktirt oder gestreift; der Körper ist kahl und gedrungen; die vier hintern Füße weiter von einander eingelenkt, als die Vorderfüße; der Oberkiefer ist vorstehend, gezähnt. Bekannte Arten davon sind: 1) Der gefleckte Stutzkäfer, Hister 4notatus, schwarz mit vier rothen Flecken auf den Flügeldecken, von denen

zuweilen zwei zusammenfließen. Die Länge dieses Käfers beträgt vier Linien. — 2) Der Mistkäfer, Hister fimetarius, schwarz, mit zwei rothen Flecken; die Länge desselben beträgt gleichfalls vier Linien. Beide Käfer halten sich im Miste auf, und sind darin sehr gemein.

Stutzkieme, der Chinesische Hering, Clupea Sinensis, radio extimo membranae banchiostegae posticae truncato Linn. Dieser Fisch, der zu den Heringen gehört, hat im Aeußern auch viel Aehnlichkeit mit dem gemeinen Heringe, und ist nur etwas breiter und zahnlos. Die unteren Kiemendeckel, welche die Kiemenhaut bedecken, oder vielmehr den äußersten Strahl der Kiemenhaut ausmachen, sind sehr abgestumpft. In den Rücken-, Brust- und Afterflossen finden sich sechzehn Strahlen, in der Bauchflosse aber nur fünf.

Stutzkopf, s. den Art. stutzig. — In der Naturgeschichte sind die Stutzköpfe, Coryphaenae, Fr. Coryphènes, eine Fischgattung, welche sich durch einen zusammengedrückten Kopf, mit schneidiger senkrecht abfallender Stirn, so daß der Kopf wie abgestutzt erscheint, auszeichnet, wenigstens liegt das Hauptkennzeichen darin. Uebrigens ist ihr Körper verlängert, zusammengedrückt, selbst am Kopfe und an den Kiemendeckeln mit großen Schuppen bedeckt. Die Rückenflosse fängt gleich vom Nacken an; die Steißflosse ist von verschiedener Länge. Es sind gefräßige Fische, mit sehr schönen Farben geziert; besonders sind grün und blau Hauptfarben, mit einem Gold- und Silberglanze, der, von der Sonne beschienen, sehr blendend ist. Die Schiffer kennen sie unter dem Namen Delphin (Dorade). In der heißen Zone sind sie die vorzüglichsten Feinde der fliegenden Fische. — Die schönsten Arten derselben sind: 1) Der gefleckte Stutzkopf, Coryphaena hippurus, Fr. le Dophin ou Dorade des Antilles. Man findet ihn gegen andere Arten groß; er ist grün und silberfarben mit

gelben Flecken; die Flossen sind schön gelb. Wahrscheinlich ist der goldglänzende Stutzkopf, der auch Goldfisch, Dorade, Delphin, besonders genannt wird, und diesen Goldglanz gleichfalls auf einem grünen Grunde hat, nur eine Abart dieses Fisches. Sie verfolgen die fliegenden Fische, haben ein schmackhaftes Fleisch, und halten sich im Mittelländischen und Weltmeere auf. — 2) Der blaue Stutzkopf, Coryphaena coerulea, Fr. le Rasoir bleu. Diese Art ist überall blau, mit einem schönen Glanze. Man findet sie in den Amerikanischen Meeren. — 3) Der Fächerfisch, Coryphaena velifera, Fr. l'Eventail. Er hat seinen Namen von der Sterz- und Schwanzflosse, die so hoch sind, als der Körper lang ist. Man findet diesen Fisch gleichfalls im Weltmeere. Die übrigen Arten sind weniger bekannt.

Stutzkörper, Grillus bipunctatus, eine Art der Grashüpfer oder Sprenksel.

Stutzleiter, eine Leiter mit Stützen, dergleichen z. B. die Baumleitern der Gärtner sind.

Stützler, ein im Hochdeutschen unbekanntes Wort, welches nur in einigen Gegenden üblich ist. Haus- und Stadtstützler sind bei dem Besold nach dem Frisch, Polizeyaufseher, welche für die Beobachtung guter Sitten und der Polizey sorgen. An andern Orten werden die Feld- und Flurschützen, oder Feldwächter, Feldstützler genannt. Es scheint von stutzen abzustammen, so fern es ehedem auch herumgehen, herumwandern bedeutet haben mag, welche Bedeutung es nach Adelung wohl leidet.

Stutzohr, im gemeinen Leben, ein Thier, besonders ein Pferd, mit gestutzten oder abgestutzten Ohren, Niedersächsisch Stufohr.

Stutzperrücke, eine kleine kurze Perrücke, welche ehemals getragen wurde, und nur bis in den Nacken reichte, und einen ganz lockigen Kopf nachahmte, im gemeinen

Leben auch nur ein Stutz, ein Stutzer; s. unter Perrücke, Th. 108, S. 674.

Stutzrohr, s. Stutzbüchse.

Stutzschwanz, Stufschwanz, beim Roßhändler, ein Pferd mit einem gestutzten Schwanze, auch ein anderes Thier, welches einen solchen Schwanz hat.

Stutzstämpel, im Bergwerke, Hölzer, die bei der Verzimmerung der Stollen oder Schächte zu Stützen dienen.

Stutzuhr, beim Uhrmacher, eine große Taschenuhr, welche man in einem zierlichen Gehäuse auf einen Tisch setzt; im gemeinen Leben auch nur ein Stutz oder Stutzer. S. unter Uhr und Uhrmacher, unter U.

Stüver, s. Stüber.

Stygerschnitt, in der Schifffahrt, eine Art kleiner Schiffe, deren man sich in Amsterdam bedient, die Waaren, die man entweder in die Schiffe einladet, oder aus denselben ausladet, aus den Kellern und Niederlagen oder in dieselben zu bringen. Sie sind eine Gattung von Blotschnitten, aber viel kleiner und flacher, und werden mit jenen zu einerlei Zwecken, nämlich zur Fortschaffung der Waaren und anderer Gegenstände gebraucht; sie können nicht mehr als zehn bis eilf Tonnen laden.

Styl, aus dem Griechischen und Lateinischen Stylus, die Art und Weise, nach Adelung, wie man seine Gedanken ordnet und vorträgt, zunächst von dem Vortrage derselben durch Worte, die Schreibart; daher der männliche, der kräftige oder gedrängte, der schleppende, der weitschweifige Styl, der prosaische, der poetische Styl, der Briefstyl, der historische Styl, der heroische, der bürgerliche Styl rc.; s. den Art. Schreibart, Th. 148, S. 222 u. f. — In weiterer Bedeutung wird Styl auch von den übrigen bildenden Künsten gebraucht, als von der

Bau-, Bildhauer-, Maler- und Tonkunst, um die eigenthümliche Art des Gedankens eines Künstlers auszudrücken, welchen er im Bildwerke wiedergiebt, oder welchen er in seinen Bildern und Bildwerken ausdrückt. Der Styl betrifft daher die Zusammensetzung oder Zusammenstellung und die Ausführung. In der Zusammensetzung oder Komposition ist der Styl edel, wenn der Gegenstand etwas Großartiges enthält, und dabei großartig und edel abgehandelt worden ist, die Charaktere, z. B. bei historischen Gemälden, groß und erhaben dargestellt worden sind. Der Styl ist mittelmäßig, wenn Alles darin nur mittelmäßig erscheint, man nicht nach den Idealen in der Schöpfung gegriffen hat, oder sie nicht wählen konnte, weil man nicht diese Empfindung zu wählen besaß, mit dem Schönheitsgefühle nicht vertraut genug war. Der Styl ist heroisch, wenn der vorgestellte Gegenstand großartige Scenen aus der Weltgeschichte von den Griechen, Römern, aus dem Mittelalter, der Ritterzeit, und den neuern Völkern enthält, oder biblisch, wenn er biblische Gegenstände vorführt; landmäßig oder landesmäßig ist er, wenn der vorgeführte Gegenstand Hirtenstücke oder bürgerliche Handlungen betrifft. Ist von der Ausführung die Rede, sagt man, daß ein Gemälde nach einem gewissen Style ausgeführt worden, so versteht man darunter, daß es frei, nicht ängstlich, auch nicht hart in der Ausführung gehalten worden; denn das Trockne, Harte ist verwerflich, eben so das Geleckte, Geputzte und mit zu weichem Pinsel Dargestellte, wodurch der Inhalt matt und frostig wird. Dann ist auch der Styl bei den Malern und Bildhauern die Art der Zeichnung des Nackenden, und der Bekleidung der Figuren, woraus man, besonders aus den alten Werken, auf die Zeit schließt, in welcher, z. B. bei den Alten, eine Statüe verfertiget worden, um daraus die Perioden ihrer Fortschritte zu erkennen. Bei den Aegyptiern hat die Zeichnung

des Nackenden in dem ältern Style etwas Eigenthümliches, welches dieselbe nicht allein von der Zeichnung anderer Völker, sondern auch von dem spätern Style der Aegyptier unterscheidet; es findet sich sowohl in der Umschreibung des Ganzen der Figur, als in der Zeichnung und Bildung eines jeden Theils insbesondere. Die allgemeine und vornehmste Eigenschaft der Zeichnung des Nackenden in diesem Style, ist die Umschreibung der Figur in geraden und wenig ausschweifenden Linien, welche Eigenschaft sich auch in ihrer Baukunst und in ihren Verzierungen offenbart. Daher fehlt den Aegyptischen Figuren auf der einen Seite die Grazie, und auf der andern das Malerische; denn der Stand der Figuren ist steif und gezwungen. Auch zeigen dergleichen Figuren gar keine Handlung, welche man durch die Stellung der Arme und Hände ausdrückt; denn die Arme hängen gerade an der Seite herab; die Füße sind im Sitzen der Figur geschlossen, so daß sie parallel dicht zusammen stehen, und im Stehen der Figur steht ein Fuß vor dem andern. An weiblichen Figuren hängt nur der rechte Arm angeschlossen, der linke liegt aber gebogen unter der Brust. Verschiedene Figuren sitzen auf untergeschlagenen Beinen oder auf dem Knie; überall zeichnet sich aber dabei das Steife, Geradlinigte aus. In dieser großen Einheit der Zeichnung ihrer Figuren sind die Knochen und Muskeln wenig, Nerven und Adern dagegen gar nicht angedeutet; aber die Knie, die Knöchel des Fußes und eine Anzeige von Ellenbogen zeigen sich erhaben, wie in der Natur. Das Steife in den Linien, welches man an den Aegyptischen Figuren findet, fällt bei ihren Thieren fort; denn ihre Sphinxe und Löwen haben weit sanftere Umrisse und eine zierlichere Mannigfaltigkeit, als Erstere. Auch die äußeren Theile an den Figuren sind flach und scharf, so z. B. sind die Augen platt und schräg gezogen, und liegen nicht tief. Die Augenbraunen, Augenlieder und der Rand der Lippen

sind meistentheils durch eingegrabene Linien angedeutet. Von dem sanften Profile Griechischer Köpfe findet man bei den Aegyptiern keine Spur; ihr Gesichtsoval ist ganz unvollkommen, durch die stark angedeuteten Backenknochen und das kleine und zurückgezogene Kinn selbst unförmlich und unangenehm. Die Finger der Hände und Zehen der Füße sind gleichfalls unedel und völlig flach oder platt liegend. Die Nägel sind nur durch eckige Einschnitte angedeutet. — Was nun die Bekleidung der Figuren betrifft, um hieraus den älteren Styl zu erkennen, so war die Bekleidung bei den Aegyptiern nur Leinwand, und ihr Rock, an welchem unten ein gekräuselter Streif oder Rand mit vielen Falten genähet war, ging ihnen bis auf die Füße, über welchen die Männer einen weißen Mantel von Tuch schlugen; ihre Priester waren mit weißer Baumwolle gekleidet. Die männlichen Figuren sind alle nackt, sowohl in Statüen, als an Obelisken, und auf andern Werken bis auf einen Schurz, welcher über die Hüfte geht, und den Unterleib bedeckt, welcher Schurz in ganz kleine Falten gebrochen ist. An den weiblichen Figuren ist die Bekleidung nur durch einen hervorspringenden Rand an den Beinen und am Halse angedeutet, welches ein feines Nesseltuch seyn soll. Die Bekleidung des Leibes an Figuren des ersten Aegyptischen Styls läßt wenig zu beobachten übrig, um darin etwas Besonderes in Hinsicht des Styls zu entdecken; nur die Bedeckung des Kopfes macht eine Ausnahme; denn die männlichen Figuren haben den Kopf entweder mit einer Haube, oder mit einer Mütze bedeckt, die einer Bischofsmütze gleicht; an einigen Figuren ist diese Mütze oben platt. Mit der Haube und der Mütze findet man auch Thiere bekleidet, wie z. B. die Sphinx, den Sperber rc. Im späteren Aegyptischen Style zeichnen sich die Formen schon mehr am Nackenden aus, und nähern sich dem Griechischen, obgleich man immer noch etwas von dem alten Aegyptischen bemerkt, immer noch das

Steife der Linien rc., nur gewahrt man, daß die Griechen schon ihre Lehrmeister gewesen sind. Auch in der Bekleidung treten sie schon zierlicher hervor; die weiblichen Figuren, mit einem Unterkleide, Rocke und einem Mantel. Das Unterkleid bedeckte den ganzen Körper bis auf die Füße, und ist in kleine Falten gelegt, woraus man die Leinwand erblickt. — Der Styl bei den Hetrurischen Künstlern ist schwieriger zu bestimmen, da er sich nicht immer gleich geblieben ist. Man nimmt drei verschiedene Style der Hetrurischen Kunst an. Der älteste Styl zeigt sich durch die geraden Linien ihrer Zeichnung, nebst der steifen Stellung, und der gezwungenen Handlung ihrer Figuren; sie erscheinen dünn und spillenmäßig, und die Form des Gesichts ist ein langgezogenes Oval, welches durch ein spitziges Kinn kleinlicher scheint; die Augen sind platt geschnitten und schräg aufwärtsgezogen, und liegen mit den Augenknochen gleich, und der Mund zieht sich in dessen Winkeln ebenfalls aufwärts. Ein besserer Styl zeigt sich bei ihren Gefäßen, welche Kunstsinn und Geschmack verrathen; nur in Nachahmung der Figuren, die sich auch auf den Gefäßen zeigen, fehlt ihnen die nachahmende Geschicklichkeit. Durch die parallelstehenden Füße und herunterhangende Arme gleichen sie den Aegyptischen Figuren. In der zweiten Periode des Styls tritt das Nackende mehr hervor, und wahrscheinlich, um sich hier mehr zu zeigen; denn in den ersten Zeiten erschienen die Figuren mehr bedeckt, und dieses wahrscheinlich, weil sie noch in den Verhältnissen fehlten, diese nicht recht treffen konnten, und diese bedeckt das Gewand. Ueberhaupt zeichnet sich der Styl in der zweiten Periode mehr durch eine deutlichere Andeutung der Muskeln, durch reihenweis gelegte Haare, und durch eine theils gezwungene Stellung und Handlung, die in einigen Figuren gewaltsam und übertrieben ist. Durch die oft schwülstig erhobenen Muskeln wird der Styl peinlich und hart, indes-

sen sollen sich diese starke Andeutungen der Muskeln und der Knochen nicht in allen Werken dieses Styls finden. Wenn man gleich zugeben muß, daß die Ausführung der Figuren Hetruskischer Künstler in der zweiten Periode von großer Wissenschaft und Kunstfertigkeit zeugt, so kann man aber auch nicht in Abrede stellen, daß ihnen die Begriffe der Schönheit mangelten; denn die Köpfe einiger Bildwerke dieser Periode haben nichts Ausgezeichnetes, sondern nur eine gewöhnliche Bildung, eben so ist auch bei Einigen der Körper verdrehet. Ueberhaupt soll dieser Styl manierirt zu nennen seyn, und sich im Charakter in allen Figuren, sowohl in der Bildung der Köpfe, als auch in dem Uebrigen zeigen, und diese Eigenschaften sollen sich auch bei den Toskanischen Künstlern aus dem funfzehnten Jahrhunderte, also der neuern Zeit, wieder finden, z. B. in der Zeichnung des Michael Angelo; denn wer eine Figur dieses Künstlers gesehen habe, habe sie alle gesehen; auch finde man ihn bei den Werken eines Daniel von Volterra, Pietro von Cortona und Anderer. Der dritte Hetrurische Styl zeichnet sich durch eine geregeltere Ordnung der Körpertheile aus, auch wurde das Haar, wie bei den Griechen, zierlicher geordnet. — Der ältere Griechische Styl soll mit dem Aegyptischen Vieles gemein haben. Ueberhaupt soll es dem Alterthumsforscher schwer werden, die älteren Style in der Kunst bei den Aegyptiern, Hetruriern und Griechen zu unterscheiden. Die Eigenschaften des älteren Styls: die Härte, das Scharfgezeichnete im Ausdrucke, führten indessen zur strengen Richtigkeit und zum hohen Ausdrucke; denn in der Härte von jenem offenbarte sich der genau bezeichnete Umriß, und die Gewißheit der Kenntniß in der Ausführung; denn so wie in der Erlernung der Musik und der Sprachen, dort die Töne, und hier die Sylben und Worte scharf und deutlich angegeben werden müssen, um zur reinen Harmonie und zur flüssigen Aussprache zu gelangen, eben

so führt die Zeichnung nicht durch schwebende, verlorene und leicht angedeutete Züge, sondern durch männliche, obgleich etwas harte und genau begrenzte, Umrisse zur Wahrheit und zur Schönheit der Form. Der ältere Styl der Griechen war auf ein System gebauet, welches aus Regeln bestand, die von der Natur genommen worden, sich aber nachher von derselben entfernt hatten, und idealisch geworden waren. Man arbeite mehr nach der Vorschrift dieser Regeln, als nach der nachzuahmenden Natur, da die Kunst sich eine eigene Natur gebildet hatte. Ueber dieses angenommene System erhoben sich die Verbesserer der Kunst, und näherten sich wieder mehr der Wahrheit der Natur, welche lehrt, aus der Härte und von den hervorspringenden und jäh abgeschnittenen Theilen der Figur in flüssige Umrisse überzugehen; also mit der Härte das Weiche zu verbinden, aus dem Einen in das Andere überzugehen, und nur die Linien scharf zu markiren, wo sie nöthig sind, wie z. B. die scharfgezogene Andeutung der Augenbraunen, die man in den Bildwerken der höchsten Schönheit bei den Griechen sieht. Dieses ist daher keine unnatürliche Härte, die aus dem älteren Style geblieben ist, sondern diese scharfe Begrenzung hat ihren Grund in den Begriffen der Schönheit, um das Scharfe zu zeichnen, was gegen das Weiche abstechen muß, und um dieses zu heben. Der höchste Styl der Griechischen Kunst bedingt das schönste Ebenmaaß der Glieder, überhaupt aller Körpertheile, und hier arbeitete man nach den Regeln der Proportion, nach dem Maaße eines jeden Theils zum Ganzen, ohne bei der strengen Richtigkeit des Maaßes die schöne Form aufzuopfern, indem man dem Gefühle überließ, da abzugehen, wo es nöthig ist; denn da die strenge mathematische Form in Linien und Winkeln nicht immer dem Schönen in der Kunst entspricht, so muß durch das Gefühl dem Schönen nachgeholfen werden, um überall die gehörige Rundung herauszubringen, die wellenförmigen

Linien. Zu einer deutlichen Bestimmung der Kenntnisse und Eigenschaften des erhabenen Styls der Griechen kann man schwer nach dem Verluste ihrer Werke gelangen, doch geht er aus dem Style ihrer Nachfolger hervor. Der schöne Styl der Kunst hebt sich mit dem Praxiteles an, und erlangte den höchsten Glanz durch den Lysippius, und den Apelles. Die vornehmste Eigenschaft dieses Styls ist die Grazie in allen Theilen einer Figur, das Edle, wodurch sich jeder Zug in der Zeichnung und Ausarbeitung ausdrückt. Die Grazie drückt sich ferner in der Bewegung des Körpers, in der Handlung, und in dem Wurfe der Kleidung, ja in dem ganzen Anzuge aus. Die genannten Meister suchten das Erhabene oder Hohe des Styls allein in einer vollkommenen Uebereinstimmung der Theile, und in einem erhabenen Ausdrucke, sie opferten oftmals diesem Schönen das Liebliche auf, wodurch Einzelnes oft gefällig und angenehm hervortritt, gleichsam überrascht, und den Beschauer festhält, so daß er das Andere weniger bemerkt, ja fahren läßt. Diese Schönheit des Styls in den Werken der oben gedachten Griechischen Künstler, die nichts unberücksichtiget ließen, was ihren Bildwerken die höchste Vollkommenheit verleihen konnte, selbst die verschiedenen Eindrücke des Gemüths auf dem Gesichte, besonders aber die Festigkeit und Ruhe, als Gleichgewicht des Gefühls, haben auch die großen Künstler der spätern und unserer Zeit: Canova, Thorwaldsen, Schadow, Rauch und Andere in ihren Figuren und Bildwerken darzustellen sich bemühet; auch sie haben demselben Style, als den erhabensten, gehuldigt, und schwerlich möchte hierin Höheres geleistet werden können; denn Alles liegt in den gehörig markirten, aber doch weichen und sanften Biegungen, wie sie uns die Natur an die Hand giebt; denn sie läßt Knochen, Muskeln, Adern 2c. beim männlichen Körper zwar scharf hervortreten, mildert aber die Schärfen oder Härten, die

entstehen würden, durch die sich daran schmiegenden Fleischpartien, welche die Lücken ausfüllen, und so das Daseyn des Harten und Straffen zwar andeuten oder nicht unbemerkt lassen, aber nur in solchem Grade, wie es die Theile, um bemerkt zu werden, erfordern, und auch das Ebenmaaß des Ganzen. Es versteht sich hier, nur bei einem schönen männlichen Körper, und so auch bei dem weiblichen, wo die Fleischumhüllungen der härteren Theile sich noch schöner durch eine zarte Wölbung gestalten. Was hier von dem Style in der Bildhauerkunst gesagt worden, bezieht sich auch auf denselben in der Malerey; denn auch hier treten bei den nackenden Theilen dieselben Schönheitsregeln hervor, und eben so bei den bekleideten, welche die Umrisse des Körpers durch die Bekleidung bemerkbar machen, also auch die einzelnen Theile durch das sich anlegende Gewand hervortreten lassen. Der Styl im Gewande ergiebt sich aus den Stellungen des Körpers, und aus dem Geschmacke und Schönheitsgefühle des Künstlers das Gewand oder die Bekleidung so anzulegen, daß der Körper dadurch gehoben wird oder vortheilhaft erscheint, gerade die Theile hervorzuheben, welche sich am liebsten den Augen gestalten und darstellen, und wieder diejenigen vortheilhaft zu bedecken, welche Mißverhältnisse zeigen würden, und dann, außer der Berücksichtigung des Körpers, der Faltenwurf in der Bekleidung selbst, das kunstvolle Werfen der Falten bei den weiblichen Gewändern, um auch dadurch einen malerischen Effekt hervorzubringen, ohne der Natur, der Schönheit des Körpers, zu schaden. Eine höchst schwierige Aufgabe, deren Lösung nur zu oft den Styl des Künstlers verräth, den Künstler daraus erkennen läßt. — In der Musik ist der Styl eine solche Komposition, welche sich zu dem Orte, der Zeit und dem Gegenstande, da solche aufgeführt wird, eignet, daher hat man auch drei Hauptstyle in der Musik: den Kirchenstyl, den Opern- oder Theaterstyl, und den

Kammerstyl, die alle wieder ihre Unterabtheilungen haben. Wie der Kirchen- und Opernstyl durch den Gegenstand, der Singstimmen- und Instrumentalstyl durch die Verschiedenheit des Satzes sich absondern, so sondern sich noch die Style in Absicht auf den Ort ab; denn eine Musik, die in großen Sälen Wirkung thut, kann dagegen für kleine Zimmer ganz unbrauchbar seyn, wenigstens einen ganz entgegengesetzte Effekt hervorbringen. Derjenige Styl, der für kleine Säle oder Zimmer wirken soll, wird nun Kammerstyl genannt. Das Hauptwesen des Styls besteht darin: daß in den Kirchen, die hoch sind, viele Schwibbogen haben, und daher nicht selten einen langen Wiederhall geben, muß die Musik solide und pathetisch seyn. Die Komposition muß großartig, ohne starke Bewegung, nur bündig und harmonisch, mit lang anhaltenden Hauptklängen eingerichtet seyn. In den Opernhäusern oder Theatersälen, Bühnen, welche durch die große Anzahl von Sehewinkeln allen Nachklang verlieren, wenn der Ton immer gedämpft wird, darf die Musik nicht matt werden, sie muß immer in Bewegung bleiben und das Angenehme behalten; denn die öftere rasche schlußfallmäßige Folge von Hauptklängen sichert ihr hier nur Stärke und Wirkung zu. In kleinen Sälen oder großen Zimmern kann man weder einen Wiederhall, noch daß er zu sehr gedämpft sey, erwarten; die Pracht der Kirchenmusik fällt weg, das Aufbrausende der Opernmusik findet nicht Statt; es muß hier also ein ganz anderer Weg gewählt werden, um allen Forderungen zu genügen. Es müssen hier diejenigen Verzierungen und einzelnen Kleinigkeiten angewendet werden, die im Ganzen und bei einem großen Orchester gar nicht wirken. Man wird oft die Beobachtung gemacht haben, daß ein und dasselbe Stück, an demselben Orte aufgeführt, eine ganz verschiedene Wirkung thut, wenn mehr oder weniger Zuhörer zugegen sind. Alle anmuthigen kleinen Zierrathen, die im Großen ganz am

unrechten Orte seyn würden, passen für den Kammerstyl; sanfte Windungen auf der Geige, feine Verkettungen und Läufer auf dem Fortepiano, das Bizarre von kleinen Rondeaux, vorzüglich der Laut des Clavichords und seine schmachtenden Bebungen charakterisiren den Kammerstyl. Ehemals sang man in Zimmern einige Cantaten, welche Cantate di Camera hießen, und worin sich auch in den neuern Zeiten der Bayersche Kammermusikdirecktor Ferandini besonders auszeichnete. Auch die Madrigals vom Abbaté Stefani, die Duetten von Clari und von Andern, gehören in diese Klasse. Außer dem Fortepiano rc. verdient auch die Laute wegen ihrer Annehmlichkeit und Vollständigkeit mehr gebraucht und gespielt zu werden; aber wegen ihrer Stimmung und augenblicklicher Verstimmung erhält sie sich besser im Zimmer, als in einem großen Orte bei ziehender Luft; eben so kann auch die Viole d'amour als ein Instrument für den Kammerstyl gebraucht werden. Das jetzige Rauschende in der Musik hat das Sanfte, Schmelzende, ja Zarte aus derselben ganz verbannt, und doch spricht es so sehr an, wenn es einmal wieder gehört wird, weil Alles, was auf das Gemüth wirkt, nie seinen Reiz verliert; es kann einige Zeit durch das Rauschende und Betäubende verdrängt werden, sich aber nie so lange verlieren, wie dieses. Wie aller Rausch, so auch die rauschende Musik, bald vorübergeht, so bleibt um so länger das Sanfte, Anziehende, worin sich das Gemüth gleichsam betroffen wiederfindet. Immer bleiben diese Wirkungen neu, immer bleibt ihr Reiz, wenn jene nur einem tobenden Sturme gleicht, der zwar erschüttert, aber keine angenehme Bebungen hervorbringt, keine dauernde Empfindungen. S. auch den Art. Kirchenstyl, Th. 38, S. 805. — In der Baukunst ist der Styl in der Regelmäßigkeit und Schönheit eines Gebäudes zu suchen und zu finden; denn auch der Baumeister muß, wie der Maler und Bild-

hauer, durch Genialität seine Schöpfung zu beleben wissen, um in seiner Kunst groß zu seyn; denn nur was er mit Genie schafft und hervorbringt, kann ihn zum Meister in seiner Kunst stämpeln. Der Styl eines Gebäudes besteht demnach in der gehörigen Symmetrie aller seiner Theile zum Ganzen; man darf darin nichts Unüberlegtes, nichts Unzweckmäßiges, und nichts der Richtigkeit der Vorstellung zuwider Laufendes antreffen, sondern Ordnung, Bequemlichkeit und Schicklichkeit, was die Form anbetrifft, müssen sich überall begegnen. Jeder einzelne Theil muß sich zum Ganzen schicken, und das Ganze darf nicht an Ueberladung leiden. Das äußere Ansehen muß, so viel es angeht, den Charakter des Gebäudes bestimmen, man muß also schon aus demselben auf seine Bestimmung schließen können, wenn gleich seine Form in vielen Theilen mit der von andern Gebäuden im Ganzen überein käme. Ausgenommen hiervon sind die Kirchen mit ihren Thürmen, die Schlösser und Palläste. Die Kirchen mit ihren Thürmen zeichnen sich hinlänglich aus, um hier auf den Zweck des Gebäudes zu irren, um hier einen falschen Schluß zu machen; denn die Gebäude einer Kirche mit dem Thurme tragen das Gepräge der Größe und Erhabenheit, sowohl äußerlich, als im Innern; ihr Styl entspricht dem Zwecke vollkommen, und tritt Jedem ohne Unterschied einleuchtend genug entgegen, es sey denn, daß man eine Morgenländische Tempelform wählte, eine Form, wie sie die Griechen und Römer bei ihrem Gottesdienste anwendeten; ein solches Gebäude möchte freilich durch seine Form irre leiten, weil man auch öffentliche Gebäude zu andern Zwecken bei den Christen in dieser Form findet. Die Schlösser und Palläste zeichnen sich durch ihren Prachtbau (Größe und Höhe, Portale, Säulenbauten, Freitreppen 2c.) hinlänglich aus, um sie zu verkennen. Eben so haben auch die Rathhäuser, Opern- und Schauspielhäuser, Akademien, Museen, Bibliotheken, Zeug-

häuser, Packhöfe, Börsen, Banken, Kasernen, Wachhäuser, einen eigenen sie auszeichenden Styl, der theils in der Form der Bauart liegt, theils in den sprechenden Emblemen oder Sinnbildern; auch sie weichen manchmal von diesem Style ab, wovon uns die ältere und neuere Zeit Beweise durch Beispiele liefert, wodurch dann freilich ihr sie auszeichnender Charakter verloren geht, und sie zu vielen, oft belustigenden Kritiken Veranlassung geben. Auch Post-, Münz- und Schulgebäude, wozu auch die Hochschulen oder Universitäten gehören, können durch ihren Styl sich auszeichnen, das Gepräge ihres Inhalts tragen, so auch Gewächs-, Orangerie-, Bade- rc. Häuser, Magazine rc., nicht so Waisen-, Findel-, Armen-, Kranken-, Arbeits- und Invalidenhäuser und dergleichen Gebäude; man trifft sie in der Regel nach einem Style gebauet an, so daß hier nur sprechende Sinnbilder oder allgemein verständliche Deutsche Aufschriften ihren Zweck anzeigen können, da sich der äußere Charakter des Gebäudes zu ihrer Unterscheidung nicht eignet, wenigstens selten. Man findet wohl pallaständliche Kranken- und Armenhäuser, die einen Aufwand an Pracht und Verzierungen zeigen, sie sind aber sehr selten, und verfehlen auch ihren Zweck, indem man sie für Schlösser oder Palläste hält; denn ein Armen- oder Krankenhaus soll groß und zweckmäßig gebauet seyn, aber keine Ueberladung, sowohl in der Bauform, als in den Verzierungen erhalten, sondern nur eine zweckmäßige innere Einrichtung, bei einem einfachen Baue, der sich nur durch seine Größe, ansprechende Form, und guten Abputz auszeichnet, und den Zweck, wenn auch nicht speziell, doch im Allgemeinen als Wohlthätigkeitsanstalt errathen läßt. Ein zu prachtvoller Bau entzieht auch den Armen rc. einen Theil von dem, was sie genießen könnten, indem dadurch das Verbrauchskapital ansehnlich geschwächt wird. Das Gebäude dient dann oft als eine Zierde einer Stadt, aber nicht der Unterhalt der

Bewohner desselben. Mit wenigen Worten: jedes öffentliche Gebäude muß, so viel als möglich, den Charakter seines Inhalts tragen. Der äußere Aufwand muß sich nach dem innern richten, das heißt, nach dem, wozu es benutzt wird. Speziell hier die verschiedenen öffentlichen Gebäude zu charakterisiren, ist nicht der Ort, auch findet man in allen großen Städten dergleichen Gebäude so schön construirt, daß sie als Muster dienen können; auch andere dagegen, die den verfehlten Zweck deutlich genug zeigen. — Der schönste Styl in der Baukunst der Griechen und Römer ist auch auf die neuern Völker, hauptlich aber auf die Europäer übergegangen. Auch die Griechen scheinen nicht die Erfinder des edlen Styls in der Baukunst gewesen zu seyn, wenn sie ihn gleich ausbildeten und zur höchsten Vollkommenheit, besonders durch ihren Säulenbau, brachten. Phönizier, Aegyptier und Indier scheinen wohl früher die Baukunst kultivirt zu haben, und von diesen Völkern kam sie nach Griechenland und auch nach Italien. In Aegypten findet man noch Ruinen von Gebäuden, die über die Geschichte, so weit wir sie kennen, hinausgehen; und an denselben findet man schon den Griechischen Geschmack, selbst in den kleinen Verzierungen. Von Phönizischen, Babylonischen und Persischen Gebäuden hat sich nichts aus dem hohen Alterthume erhalten; da man aber glaubt, daß der Salomonische Tempel das Gepräge der Phönizischen Bauart gehabt hat, so kann man auch von dieser sagen, daß sie mit der Aegyptischen überein gekommen. Der schöne Styl der Baukunst, wenn auch nur in seinen noch rohen Uranfängen, ist aus dem Oriente gekommen, und die Griechen haben ihn zur möglichsten Vollkommenheit gebracht, wenigstens geht aus den Ruinen mancher Griechischen Gebäude hervor, daß der Styl darin weit über die gute Zeit des Geschmacks hinaufsteigt, wie die Ruinen von Pestum am Salernischen Meerbusen, und von Agrigent in Sizilien; auch be-

merkt man bei den Griechen schon die Stufen in dem Style ihrer Baukunst. — Die Hetrurier und die Dorier sind noch der alten Einfalt am nächsten geblieben; die Jonier sind schon weiter vorgeschritten, und haben mehr Annehmlichkeit in den Styl gebracht. Späterhin, als Griechenland der Hauptsitz aller schönen Künste geworden, kam noch mehr Verfeinerung und Schönheit in den Styl, wie man an der Korinthischen Ordnung gewahrt, die sich großartig ausnimmt, und zum Prachtbaue vorzüglich schickt, welche Ordnung die Römer späterhin abänderten, und eine eigene daraus machten, die Römische, und diese fünf Ordnungen haben durch ihre Schönheit ein solches Fundament erhalten, daß man *bis* jetzt noch keine Aenderung daran gewagt hat, ja *alle* Versuche, ähnliche Säulen auf eine andere Art zu machen, sind mißlungen, wenigstens hat man dazu immer die alten Formen gebrauchen müssen, und sich nicht weit von denselben entfernen können. Da nun die Griechen in allen Künsten den Höhepunkt erreichten, so geschah dieses auch in der Baukunst, im Prachtbaue; denn über ihren Säulenbau ist bis jetzt kein Volk in der Baukunst gekommen. Die Römer haben gewiß zu den Zeiten, wo der Luxus auch in die Thore ihrer Stadt einzog und sich darin befestigte, wie ihre zahlreichen Triumphzüge, Alles versucht, um die Griechen auch in der Baukunst zu übertreffen, wie sie in der Kriegskunst Meister über sie geworden sind; allein vergeblich, denn in der einzigen Römischen Ordnung liegt gerade nichts Ausgezeichnetes, sie hält das Mittel zwischen der Jonischen und Korinthischen Säule, oder vereiniget beide, und dieses kann man nur als den einzig gelungenen Versuch nennen; denn daß sie Alles aufgeboten haben, Rom mit schönen Gebäuden zu schmücken, und es auch hierin über alle Städte der Welt zu erheben, bezeugt Strabo (Geogr. L. V.); denn sie versammelten die besten Baumeister aus allen Theilen Griechenlands in Rom zur

Ausführung ihres Zweckes, der aber nur so lange dauerte, als die Familie der Cäsaren herrschte, nach der Erlöschung derselben, sank auch die Baukunst. Man verließ den edlen Griechischen Styl, der sich nur auf Einfachheit bei dem schönsten Ebenmaaße beschränkte, und überhäufte Alles mit Zierrathen. In die Stelle der wahren Hoheit und Größe war ein überladener Styl getreten, der nur das Gepränge des Hofes und den Luxus der Römer bekundete, aber ohne Geschmack und feines Gefühl, ohne jenen Adel, der die Griechischen Werke auszeichnet, die den Stämpel einer reinen und freien Ansicht tragen, keine Verblendung der Augen durch nutzlosen Schmuck. Aus dieser Periode der Ueberladung sind noch verschiedene Werke vorhanden, wie z. B. die Triumphbogen der Kaiser Severus, des M. A. Antoninus, des Constantins, besonders aber die Bäder des Diokletians. Von Rom aus gelangte die Baukunst nach Konstantinopel, jedoch nur in dem Grade der Mittelmäßigkeit, worin sie sich auch erhielt. Die guten Verhältnisse schwanden immer mehr, und gingen zuletzt ganz verloren, indem man einem ganz andern Geschmacke huldigte. Nach dem Untergange des Römerreiches, indem fremde Völker: Gothen, Longobarden, und späterhin die Sarazenen sich in den eroberten Ländern festsetzten, wurden wieder große Gebäude aufgeführt, allein in einem ganz andern Style, in dem man nur wenige Regeln der Schönheit entdeckt, dagegen bemühete man sich das Mühsame und Gezierte, wie auch das Seltsame und Abentheuerliche darin zur Schau zu stellen; sie setzen oft an Umfang und Größe in Erstaunen, aber es fehlt ihnen ganz jener feine Geschmack, jenes schöne Ebenmaaß des Griechischen Styls aus der goldenen Zeit der Baukunst. In dieser Zeit eines ausgearteten Geschmacks in der Baukunst wurden die meisten Städte in Deutschland und die meisten Kirchen, Rathhäuser rc. im ganzen Abendlande gebauet, an denen man den Gothi-

schen Styl gewahrt, der damals der herrschende zu werden anfing, und von dem noch jetzt so viele Werke zu sehen sind, die durch ihre Größe, unermeßliche Verschwendung der Zierrathen, und durch die gänzliche Vernachlässigung der Verhältnisse in Erstaunen setzen, um so mehr, da man die Kühnheit, mit der sie ausgeführt worden sind, bewundern muß, und die wirklich bei den Kirchen eine gewisse Ehrfurcht vor diesen Riesenbauten nicht unterdrücken läßt, und hierdurch gleichsam den Styl adelt, wenn es gleich nicht die schönen Verhältnisse thun, so doch das Kolossale und Wundersame. Indessen findet man noch hin und wieder Spuren des nicht ganz verlornen Griechischen Styls, z. B. an der Markuskirche in Venedig, die zwischen den Jahren 977 und 1071 gebauet worden, die noch etwas von wahrer Pracht und guten Verhältnissen zeigt; eben so schön zeigt sich auch die Kirche Sancta Maria formosa, die im Jahre 1350 von Paulo Barbetta gebauet worden. Uebrigens kann man dem Gothischen Style nicht nachsagen, daß ihm eine gewisse Großartigkeit und Prachtmangelt, besonders in der neuern Baukunst; denn die alte Gothische Bauart ist plump und bizarre, wozu freilich im Morgenlande das Klima beitrug; denn so waren z. B. die Fenster lang und schmal, so daß sie nur nothdürftig Licht und Luft durchließen; denn mehr verlangte man nicht, um übrigens das Zimmer kühl zu erhalten. Die Wölbung fiel daher bei diesen Fenstern ganz scharf und spitzig aus. Diesen Styl fand man nun in der Bauart der Sarazenen von Persien an bis nach Spanien. In diesem letzteren Lande lernten die Gothischen Christen diese Bauart von den Sarazenen oder Mauren, und bald ahmte man sie überall im Norden nach. Der Gothische Styl bestand hauptsächlich in sehr starken unzerbrechlichen Mauern, und in schmalen und spitzen Wölbungen. Der zierlichere Gothische Styl kam auf, nachdem die Gothen Meister von Italien geworden wa-

ren, und die daselbst gefundenen Werke der Alten nach ihrem Geschmacke verbesserten, der in Leichtigkeit, Kühnheit, und vielen Zierrathen besteht, die durchgehends krummwinklige, runde oder zirkelförmige, elliptische und viele andere irreguläre Figuren zeigen, die nur ein kleinliches Ansehen geben. Alle Formen dieses Styls sind lang und schmal, steif und spitzig, und endigen sich auswärts in schmalen spitzigen Pyramiden, die merklich von einander entfernt stehen. Durchgängig zeigt sich aber bei diesem Style eine leichte, kühne Bauart, und dabei ist Alles fest und solide, wie so viele ansehnlich große Gebäude beweisen, z. B. die Kathedralkirchen zu Sevilla, Salamanka, Paris, Amiens, Rheims, Straßburg, die Westmünster Abtey in London, die Kirche zu Lichfield, der Dom zu Pisa, Siena, Mailand und Bologna. Dieser neue Gothische Styl an den Küsten des Mittelländischen Meeres, gegen Afrika über, der in den Maurischen ausartete, entstand gegen das zehnte Jahrhundert, und ward fast in ganz Europa mit vielem Beifall eingeführt. Er ist dem alten Gothischen, der durch ihn verdrängt wurde, ganz entgegengesetzt. Woher dieser Styl eingentlich gekommen, oder was dazu die Veranlassung gegeben hat, darüber ist man nicht einig; indessen sind Viele der Meinung, daß er eine Nachahmung der heiligen Wälder sey, worin die Hunnen, Sachsen, Vandalen, Normänner ꝛc. ihre Gottheiten verehrten; denn als diese Völker die mitternächtlichen Länder Europas verließen, und in die mittäglichen: Frankreich, Italien und Spanien, auch nach England zogen, und nach und nach zu dem Christenthume übergingen, so ahmten sie bei ihrem Tempelbaue ihre geheiligten Wälder nach, nämlich so viel, als es die Architektur erlaubte, um auch hier, in den warmen Ländern ein kühles Dach, worunter sie ihre Andacht verrichten konnten, zu besitzen, und so scheint auch die Gothische Bauart eine Allee von hochgewachsenen Bäu-

men vorzustellen, welche oberwärts ihre Zweige in einander flechten, wie in der großen Allee der Villa Medicis in Rom; denn hier wird man auf das lange Schiff in einer Kathedrale geleitet, und dieses ist auch auf jeden Fall die Veranlassung zu dem Gothischen Style gewesen, und nur durch diese Vorstellung verschwinden alle Unregelmäßigkeiten, alle Ueberschreitungen der Kunst, alles Ungeheure oder Kolossale, welches man in diesem Baue erblickt; man findet darin Alles in seiner Ordnung, und Alles wird durch gut gewählte Mittel zum vorgesetzten Zwecke zur Harmonie oder harmonisch. Denn nur auf solche Weise können die Bogen spitzig zulaufen, wenn der Künstler jene Verzierungen nachahmen will, welche die Krone der Bäume bilden, indem sie sich mit ihren Aesten wechselsweise durchkreuzen. Hieraus entstanden auch die vielen, nach Art der Zweige durch einander laufenden und zerstreuten Arbeiten in Stein an den Fenstern, und die gemalten Scheiben in den Zwischenräumen; denn jene stellten die Zweige im Walde, und die andern die Blätter in den Oeffnungen desselben vor, und beide trugen durch ihr dunkles Licht dazu bei, einen heiligen Schauer zu erregen. Diese den Griechen und Römern ganz unbekannte Bauart ist also ganz originell und aus der Natur entlehnt, aber aus der im Großen studierten Natur, aus den heiligen Hainen, welche schön und majestätisch, und auf die edelste Anlage, welche Menschen den Kirchen nur geben können, angewandt ist. Sie macht daher dem Verstande die größte Ehre, und die Künstler jener Barbarischen Jahrhunderte, wie man sie nennt, zeigen bei dieser Erfindung oder Nachahmung der Natur richtigere und männlichere Begriffe, als die neuesten Nachahmer des Griechischen und Römischen Prachtbaues. Da nun der Gothische Styl wirklich etwas Erhabenes und Feierliches an sich hat, so war es auch natürlich, daß er sich bald über fast ganz Europa verbreiten mußte, wie jeder Gegenstand, der all-

gemein anspricht; auch scheint er so ganz zu gottesdienstlichen Gebäuden und zu großen Versammlunghäusern, wie Rathhäuser ꝛc. geeignet; auch Ritterburgen, im Gothischen Style erbauet, geben denselben etwas eigenes Großartiges, welches kein anderer Styl geben würde, mehr wie der Griechische Styl, der sich mehr für die weltlichen Gebäude, Schlösser, Palläste und andere ähnliche Gebäude eignet. Daher ist der Gothische Styl auch nicht überall anzubringen, wie es nachher geschah, und auch jetzt wieder geschieht oder Mode geworden ist; denn wo er angebracht werden soll, da muß auch Alles massenartig erscheinen, sonst verliert er seine Schönheit, besonders in den Verzierungen, wenn man sie ohne alle Rücksicht auf die Natur des Werkes, welches verziert wird, anbringt, wie z. B. bei einem Becher oder einem Glase, der auf einem sehr dünnen Fuße steht, bei einer wie eine Schnecke gewundenen Säule ꝛc. Die Gothen zierten die Kapitäler ihrer Säulen mit wilden und stachlichten Pflanzen, die Rippen der Blätter wählten sie zum Muster bei den Rippen ihrer Gewölbe. Auch in dem Gothischen Style liegt manches Ueberflüssige, welches ein geschickter Baumeister durch eine zweckmäßige Kürzung leicht abändern kann, indessen wird auch dieses Mangelhafte großartig in einem kolossalen Baue, nicht aber auf kleine Gegenstände angewendet; denn hier treten alle Fehler sichtbar hervor, die sich dort in dem Kolossalen verlieren. Besonders schätzenswerth ist die Dauerhaftigkeit der Gothischen Gebäude, hierdurch empfiehlt sie sich ganz besonders; denn ihre Festigkeit reicht bis zur höchsten Bewunderung; denn man erblickt die größten Gewölbe auf sehr schwachen Pfeilern ruhend. Alles ist durchsichtig und außerordentlich hoch auf einander gebauet, und steht doch Jahrhunderte ohne Verletzung, ohne daß der Zahn der Zeit sich merklich daran gewetzt hätte. — Uebrigens hat der Gothische Styl, der überall Eingang fand, und wegen

des schon oben von ihm Gesagten auch überall Eingang finden mußte, den Griechischen Styl nicht verdrängt, und konnte ihn auch da nicht verdrängen, wo die Griechische Kunst ihre Wiedergeburt feierte. Aus den großen Gebäuden der mittleren Zeit, die in verschiedenen Städten Italiens noch zu sehen sind, gewahrt man deutlich genug, daß sich auch durch diese Zeit immer noch etwas von dem guten Geschmacke der Baukunst erhalten hat. Wie solches z. B. auch noch die Kirche zu St. Miniat in Florenz zeigt, die im Jahre 1013 zu bauen angefangen wurde, und im Jahre 1016 wurde der Grund zu dem Dome in Pisa gelegt. Der Baumeister dieses Domes war ein Grieche aus Dulichium, den die Italiener Buschetto nennen. Die Pisaner, welche damals einen großen Handel nach Griechenland trieben, ließen Marmorsäulen von alter Arbeit daher kommen, die an diesem Gebäude angebracht wurden, und bei dieser Gelegenheit ließen sie auch Maler und Bildhauer aus Griechenland kommen, die man bei diesem und andern Bauten gebrauchte. Um diese Zeit fing man auch in Rom, Bologna und Florenz an zu bauen, und um das Jahr 1216 bauete ein gewisser Marchione, der zugleich Bildhauer war, die schöne Kapelle von Marmor in der Kirche Santa Maria Maggiore in Rom. Um den größeren und edlern Styl der Griechen in den Bauwerken wieder empor zu bringen, bemühte sich besonders ein Deutscher Baumeister, Meister Jakob gewöhnlich genannt, den man als Einen der größten Baukünstler der mittleren Zeiten ansehen kann. Er wohnte in Florenz, wo er das große Franziskaner-Kloster gebauet hat. Sein Sohn, den die Italiener Arnolfo Lapo nennen, übertraf ihn in der Kunst, und bauete die Kirche des heiligen Kreuzes in Florenz, auch lieferte er eine Zeichnung zu der prächtigen Kirche di Santa Maria del fiore; denn er starb im Jahre 1200, konnte sie also selbst nicht bauen. Dieser edlere Styl der Bau-

kunst ging aber in damaliger Zeit nicht über die Grenzen Italiens, wie man dieses besonders in den Niederlanden gewahrt, die durch ihren Reichthum vielen Bauwerken das Daseyn gaben; allein der Styl ist darin nichts weniger als edel, obgleich man eine Verschwendung in der Arbeit gewahrt. Auch der Münster in Straßburg, im dreizehnten Jahrhundert von Erwin von Steinbach erbauet, ist zwar ein bewundernswürdiges Gebäude, welches zu den ansehnlichsten in der Welt gehört; allein es fehlt ihm an schönen Verhältnissen. Der Münster in Ulm zeigt schon in dieser Beziehung einen besseren Geschmack; der Portikus vor dem Haupteingange desselben zeigt eine edle Größe. — Dem funfzehnten Jahrhunderte war es vorbehalten worden, den edlen Griechischen Styl in der Baukunst wieder aus seinen Trümmern hervor zu ziehen, da die Städte von den barbarischen Zerrüttungen, welche die Staatsverwirrungen und eine fehlerhafte Politik angerichtet hatten, sich wieder zu erheben anfingen. Man fing bei hergestellter Ruhe wieder zu bauen an, und suchte die größtentheils verloren gegangenen Schönheiten alter Bauwerke auf, wozu ein gewisser Bruneleschi, der zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts lebte, viel beitrug, indem er die Verhältnisse an den alten in Trümmer gesunkenen Gebäuden Roms mit dem Maßstabe wieder zu ermitteln, suchte, und von dieser Zeit an wuchs die Aufmerksamkeit auf die alten Muster, man suchte überall nur nach ihnen, und so gewann der edle Griechische Styl wieder die Oberhand, wenn gleich nicht in seiner Reinheit, wie in den Zeiten seiner Blüte; denn wenn gleich viele geschickte Männer, von denen Mehrere auch andere Künste betrieben, wie Michael Angelo, Palladio, Vignola 2c. 2c., sich die größte Mühe gaben, die Regeln zu entdecken, nach denen die Griechen gearbeitet hatten, und wodurch sie ihren Gebäuden das schöne Ebenmaaß in allen Verhältnissen verliehen, so waren sie doch zu sehr

von so vielen Nachahmungen und neu erfundenen Bauwerken, wie die Gothischen, umgeben, daß sie in der Wahl große Schwierigkeiten fanden, und immer von jenen etwas mit annahmen. Auch nahm man die späteren Gebäude des alten Roms, die schon viele Fehler hatten, wie z. B. die Diokletianischen Bäder, mit zu Muster; daher konnte es auch nicht fehlen, daß man immer wieder auf Abwege gerieth, und nie die vollkommene Reinheit des Griechischen Styls erlangte; denn selbst die schon oben angeführten größten Baumeister der damaligen Zeit nahmen die Fehler des unter den Kaisern schon sinkenden Geschmacks unter ihre Regeln auf, und das Ansehen von Männern, wie Michael Angelo, Palladio &c., gab ihnen ein Gewicht, das sich bei Vielen bis auf die neueste Zeit erhalten hat. Diese Bauart nannte man daher auch die Italienische. Der in Italien wieder emporgebrachte edle Styl der Griechen ging nun auch zu den andern Völkern über, und so verbreitete er sich über Frankreich, Deutschland, England &c., so daß man überall wieder in Europa Gebäude in diesem Style aufgeführt erblickt, wenn gleich auch hier und da, besonders in Frankreich, wieder mit Zusätzen; denn das Komponiren war damals eben so an die Reihe gekommen, wie man es noch gegenwärtig bei großen Prachtgebäuden erblickt, welche in der neuen und neuesten Zeit aufgeführt worden sind, wozu der große Vorrath an Bauwerken und die Sucht, immer etwas Neues zu erfinden, Vieles beigetragen hat, und deshalb erblickt man nur wenige Werke ganz in dem hohen Style der Griechen ausgeführt. Selbst mehrere Regenten trugen dazu bei, neue Erfindungen in der Baukunst zu machen. So setzte König Ludwig der Vierzehnte in Frankreich einen ansehnlichen Preis aus, für denjenigen, welcher die sechste Säulenordnung erfinden würde. Dieses regte überall, in allen Landen, die Baumeister an, ihre Erfindungsgabe zu prüfen, und hauptsächlich in Frankreich und Deutschland, allein den Preis errang Niemand, so

viele Preisbewerbungen auch eingelaufen waren; denn keine derselben erhielt von den zur Prüfung erwählten Baumeistern eine Anerkennung, da alle ziemlich darauf hinausliefen, den Kapitälen einen andern Schmuck zu geben, sowohl an Laubwerken, als Köpfen von Thieren, von Vierfüßern und Vögeln rc., die aber nichts weniger als edel sich zeigten, und an Ueberladung litten, nicht das einfache Schöne der Kapitäle der Griechischen Säulen besaßen, und im Ganzen doch nur Nachahmungen dieser Säulen waren, also nichts Schöneres aufstellen konnten. Sturm glaubte zwar, daß es ihm gelungen sey, eine sechste Säulenordnung zu erfinden, die mit der Jonischen verwandt, und das Mittel zwischen dieser und der Römischen und Korinthischen halten sollte, und auch unter dem Namen der Deutschen Säule bekannt wurde, allein in Anwendung ist sie nicht gekommen; auch hatte schon vor ihm Madeweiß ähnliche Versuche gemacht, ohne den Beifall der Kenner zu erhalten. — Wie schon bemerkt worden, verbreitete sich der wieder aufgefundene Griechische und Römische Styl in der Baukunst seit dem funfzehnten Jahrhunderte über fast alle Länder Europas, und wenn man auch hin und wieder Veränderungen anbrachte, so blieb doch die Hauptform, und in dieser alle schönen Verhältnisse bei Prachtbauten, bis auf die neueste Zeit, wo man bei diesen Stylen wieder den mittelalterlichen oder Gothischen Styl einzuführen sucht, sowohl den rein Gothischen, als auch den Sarazenischen oder Maurischen Styl, den man noch in vielen Gebäuden Spaniens und Italiens am Mittelländischen Meere findet, und der sich besonders durch seine schmalen langen Fenster, eckigen Zacken an den Thürmchen rc. auszeichnet, wie man dieses bei so vielen abgebildeten Bauwerken sehen kann, und den man auch mit Pilastern verziert findet, die sich besonders zu dieser Bauart eignen. — Auch der Bäuerische Styl, der von Vitruv Opus rusticum genannt

wird, hat Beifall gefunden, indem er sich zu gewissen Bauwerken sehr gut eignet. Er besteht darin, daß man eine Mauer von außen dergestalt ausarbeitet, daß solche das Ansehen erhält, als bestände sie aus großen ordentlich gelegten Quadersteinen, welche zwischen sich breite und vertiefte Rinnen lassen, die Fugen derselben anzudeuten. Die hervorragenden Steine werden ausgesetzte Steine genannt. In Betracht der Lage der Fugen der ausgesetzten Steine ist solche zweierlei, erstlich, indem nur horizontale Fugen bestehen, und zweitens, indem die horizontalen Fugen mit den perpendikularen verbunden werden, damit dadurch die Größe und die Gestalt eines jeden Quadersteins vorgestellt werde. Diese letztere Art ist in den älteren Zeiten sehr gebräuchlich gewesen, in der neueren ist die Erstere doch nur allein im Gebrauche. Den Bäuerischen Styl wendet man vorzüglich bei Stadtthoren und Gebäuden auf dem Lande an; auch wohl bei den Kirchen in Städten, den freistehenden Pallästen und andern öffentlichen Gebäuden, weil diese Bauwerke von der Witterung viel zu leiden haben. An Privatgebäuden gebraucht man diese Bauart nur im untern Stock, und an Kirchen bis an die Fenster. Man findet noch viele Gebäude in diesem Style. Jeden der genannten Style der Baukunst hier besonders durchzugehen, ist nicht der Ort, sondern sie nur im Allgemeinen zu erwähnen, und von ihrer Charakteristik so viel, als hinreichend ist, um eine Aufmerksamkeit darauf zu veranlassen, da sie überhaupt bekannt sind, und es wohl schwerlich eine ansehnliche Stadt geben wird, wo man nicht Bauwerke von diesen Stylen finden sollte, wenigstens doch von dem Griechischen, Römischen, Bäuerischen und Gothischen, oder von Kompositionen aus diesen Stylen, an denen es gewiß nicht fehlt; denn auch hierin ist die Phantasie des Baumeisters oft sehr beschäftiget, und warum sollte sie es auch nicht, da oft Kleinigkeiten, als Zusatz, die Schönheit von manchem

Werke erhöhen; denn wer würde wohl so beschränkt seyn, zu glauben, daß mit einem Style und dessen Regeln auch die Baukunst, auf ihn beschränkt, abgeschlossen sey, und man daran nicht mehr rütteln dürfe, sondern ihn strenge befolgen müßte. Wie man aber in den Künsten und Wissenschaften vorwärts schreiten kann, beweiset die Zeit, obgleich sie auch oft beweiset, daß man in vielen Fällen rückwärts gegangen ist, wo man hätte auf dem einmal errungenen Punkte stehen bleiben müssen, weil man wirklich der Schönheit höchsten Punkt erreicht hatte, und da man darüber nicht hinauskommen konnte, gerieth man auf Abwege, um etwas Neues zu geben, und verdarb das wirklich Schöne durch Zusätze. Man darf den Geschmack nicht beschränken, derselbe muß aber auch wirklich so ausgebildet seyn, daß er das Schöne fühlt oder empfindet; denn ohne Schönheitsgefühl möchten wohl oft Irrthümer entstehen — auch entstehen sie, oft sehen wir die auffallendsten Fehler an oft vortrefflichen Werken, wo der eine Theil zum Ganzen nicht paßt, ein Mißverhältniß giebt, welches oft auf das Ganze wirkt, wenn es gleich der Schönheit desselben nichts nehmen kann. Außer dem Eindrucke der ersten Schönheit eines Bauwerkes, beruhet dieselbe auf Verhältnissen, die oft erst später das Auge entdeckt (ein geübtes Auge sogleich); man kann also durch ein wirklich schönes Werk gleich frappirt oder eingenommen werden, und auffallende Mängel daran übersehen, ja sie werden oft lange von allen Beschauern übersehen, weil der erste Eindruck von überaus glänzendem Erfolge ist, und erst nach langem Beschauen entdecken sich die Mängel, die man dann auffallend genug findet, und sich wundert, daß man sie übersehen konnte; allein dieses macht der Totaleindruck des ganzen Werkes, der die einzelnen Theile übersehen ließ. Es ist daher auch sehr nöthig, auf alle Verhältnisse und auf das Ebenmaaß ein genaues Augenmerk zu haben, um hierin bei der Aufführung eines Gebäudes nicht

zu fehlen, besonders bei einem Prachtgebäude; denn bei bürgerlichen Gebäuden sind oft besondere Zwecke vorhanden, die von einer bestimmten Regel abgehen heißen, obgleich man auch hier, wenn es die äußere Façade eines Gebäudes betrifft, nicht willkührlich eines vielleicht auf andere Weise auszugleichenden Zweckes willen eine Veränderung im Gebäude vornehmen sollte, die einer ganzen Häuserreihe, doch wenigstens dem Theile der Straße schadet, wo sich dasselbe zwischen Häusern eingeschlossen befindet, von deren Styl es ganz abweicht, oder einen Fehler in der Construktion zeigt; denn Regeln sind in der Baukunst bestimmt und unveränderlich, deren Verabsäumung einen wirklichen Fehler hervorbringen, der dem Empfindungsvermögen und Gefühle nicht bloß des gebildeten, sondern aller Menschen entgegen ist, von ihnen leicht bemerkt wird. Auf diese Regeln muß man halten; denn sie sind unverletzlich und beleidigen das Schönheitsgefühl, nicht aber, wenn man Zierrathen an einem Gebäude verändert, die nach irgend einem Style so bestimmt worden, aber in der Abänderung nichts verlieren, sondern oft noch gewinnen. „Es ist kein Grund vorhanden, sagt ein Schriftsteller, warum in einem Friese Dreischlitze, in einem andern aber Zierrathen seyn sollen; warum das Korinthische Kapitäl drei und nicht zwei Reihen Blätter haben soll; denn dieses sind nur zufällige Schönheiten, woran sich allenfalls das Auge gewöhnt, wenn es sie täglich sieht; allein nothwendig als Regeln kann man sie nicht aufnehmen, gleichwohl vergiebt man eher einem Baumeister einen abgebrochenen Giebel, der ein Fehler gegen die Natur ist, als einen Dreischlitz, der außer dem Vitruvischen Verhältnisse ist, da doch dieses oft nur eine Schönheit und kein Fehler ist. Die nothwendigen Regeln sind in der Natur unserer Vorstellungen gegründet, die zufälligen sind dagegen die Frucht des Augenmaaßes und eines Gefühls, dessen eigentliche Schranken nicht zu bestim-

men sind. Eine lange Erfahrung lehrt, daß die Griechischen Baumeister ein feines Auge gehabt haben, daß ihre Verhältnisse gefallen, daß ihre Verzierungen etwas Angenehmes und Anziehendes haben; aber Niemand kann beweisen, daß sie die einzigen guten sind, und sich nicht durch andere vertauschen lassen. Von verschiedenen Verzierungen weiß man, daß sie ganz zufällig sind, und daß man oft bessere an ihre Stelle setzen kann. Sich sklavisch an die Regeln binden wollen, würde eben so viel heißen, daß keine weibliche Figur schön seyn könne, wenn sie nicht in allen Theilen der Mediceischen Venus gleicht, und keine männliche, wenn sie nicht alle Verhältnisse des Apollo im Belvedere hat." — Es ist daher nöthig, daß man einen Styl befolgt, nur nicht sklavisch, sondern da, wo man wirklich findet, daß man etwas Schönes hinsetzen kann, ohne den Verhältnissen zu schaden, es nur thun mag, es wird seinen Zweck nicht verfehlen, und der Styl kann dabei gewinnen und seine Nachahmer finden, welches vielleicht auf andere Weise nicht so der Fall seyn würde.

Den Gartenstyl oder Styl in der Gartenkunst, nennt man die schönen Anlagen eines Gartens nach gewissen Regeln. Hier Einiges darüber nach dem Herrn von Ramdohr, und W. G. Becker (Taschenbuch für Gartenfreunde. Leipzig. S. 1 u. f., und S. 53 u. f.), und nach Andern. Wenn man in einem Garten bei der Ansicht, Umsicht und Uebersicht, und dann beim Umherwandeln und Verweilen angenehme Vorstellungen der schönen Natur in der Seele empfindet, wenn man einen zufriedenstellenden Genuß fühlt, so befreundet man sich mit dem Sinne des Schönen, und erkennt darin die menschliche Hand und den Geist des Künstlers, der es schuf, aus dessen Händen das Gebilde hervorging; man erkennt den schönen Styl, der sich in der Anlage zeigt. Die Gartenkunst hat das mit allen schönen bildenden Künsten wesentlich gemein,

daß sie durch sichtbare Körper ihren Zwecken nachstrebt; sie unterscheidet sich dadurch von allen andern, daß der Stoff, den sie hauptsächlich bearbeitet, in Körpern besteht, die ihr als solche von der Natur fertig geliefert werden, und die, einzeln betrachtet, schon durch sich selbst den Affekt des Schönen erwecken können; daraus fließt eine besondere Modifikation ihres Wesens. Sie schafft, sie bildet durch Anordnung, durch Zusammenstellung des Einzelnen und Einrichtung des Ganzen. Die Gartenkunst hat mit allen bildenden Künsten den Zweck gemein, daß sie hauptsächlich dem Auge schmeicheln will; sie hat das mit der **Baukunst** gemein, daß sie gewisse Vorstellungen von wirklichem körperlichen Eindringen, Gebrauch und Genuß, und dadurch auch Triebe erweckt und befriediget, die weiter, als diejenigen der bloßen Anschauung gehen; sie unterscheidet sich aber dadurch von allen Künsten, die für das Auge arbeiten, daß sie diesem nicht bloß, wie die Malerey, eine Ansicht aus einem festen Gesichtspunkte von den Gegenständen liefert, die sie aufstellt, nicht bloß eine Umsicht oder Anschauung aus mehreren Profilen, wie die Bildhauerkunst, sondern auch Uebersichten, indem sie den Genießer ihrer Schönheiten bald auf Anhöhen führt, von denen herab er à vuë d'oiseau die Gegenstände beinahe in perpendikulairer Richtung überschaut, bald vor ihm flache Erdtafeln ausbreitet, über welche sein Blick in vertikaler Richtung hingeht. Dabei arbeitet die Gartenkunst zugleich, obgleich in untergeordneter Maaße, noch für mehrere Sinne, außer dem Auge; auch die körperliche Behaglichkeit, neben dem Seelengenusse, hat daran Theil, und dann ist ihr Genuß auch dauernder, als bei andern schönen Künsten, weil sie die meiste Abwechselung gewährt, und den Geruch und Geschmack in Anspruch nimmt; denn beide können auch befriediget werden. Der Gesichtspunkt, aus dem ein Garten als schönes Kunstwerk betrachtet werden muß, ist ziemlich scharf

bezeichnet, obgleich auch hier der Styl verschieden seyn kann, indem es auf die Lage des Gartens ankommt, nach welcher man seine Einrichtung zur Verschönerung desselben nach den Regeln der Kunst treffen kann. Man gewahrt hieraus, wie höchst unbestimmt und in ihrer Unbestimmtheit falsch die Grundsätze derjenigen sind, welche behaupten, ein schöner Garten müsse einer natürlichen Gegend gleichen, man müsse bloß die Natur nachahmen; man müsse dasjenige, was sie Angenehmes und Interessantes habe, auf eben die Art, durch eben die Mittel, deren sie sich bedient, vereinigen; die Schönheit, die sie in ihren Landschaften verstreue, auf einen Platz sammeln, und die Landschaftsmalerey müsse ihr darunter zur Führerin dienen. Bei diesem Vorschlage würde jeder Styl wegfallen, oder er könnte sich nur auf einige bestimmte Regeln beschränken, welche man der Natur an die Hand giebt, die man dann aber immer befolgen müßte, von der keine Abweichung möglich wäre, ohne nicht gegen die Natur zu fehlen. Eben so unbestimmt ist die Behauptung: Der Gartenküstler müsse gerade das Gegentheil von demjenigen thun, was der Baumeister thut. Was thut nun der Baumeister? Er schafft Körper, zu deren Gestalt er in der Natur kein spcifikes Vorbild vor sich sieht; er richtet sich also nach den allgemeinen Vorschriften, welche ihm die Natur giebt, wenn sie ihre Werke zu gleicher Zeit zweckmäßig und wohlgefällig machen will. Der menschliche Körper giebt ihm hierzu einzelne Erfahrungen an die Hand. Von ihm lernt er, daß Eurythmie und Symmetrie solche Körper und Flächen, welche der Blick auf einmal mit ihren Grenzen umfaßt, wohlgefällig anordnen. Er fühlt, daß Ordnung, welche Symmetrie und Eurythmie versinnlichen, mit dem Zwecke seiner Werke im genauesten Verhältnisse, und daß der feste Stoff, den er bearbeitet, mit der Regularität geometrischer Figuren in Beziehung steht. Daher bedient er sich der Symmetrie und Eurythmie, und darum bil-

det er regulaire geometrische Figuren. Er wäre aber wahrhaft nur ein Maurermeister, wenn er weiter nichts als das thäte. Nein! sein Genie macht ihn zum schönen Künstler, der, dieser Zweckmäßigkeit, Regelmäßigkeit und Ordnung unbeschadet, durch seine Kunst den einzelnen Formen, nach mancherlei Beziehungen von Abwechselung, Reichthum, Leben, Schmuck, und dem Ganzen Bedeutung und Ausdruck geben kann, und dieses macht den Styl aus, der nicht bloß in dem Mechanischen besteht, sondern in dem Reichthume schöner Formen, in dem Großartigen, welches er dem Ganzen durch schöne Anordnungen zu geben weiß. Der Gartenkünstler kann sich zuweilen mit dem Baumeister in einer gleichen Lage befinden; denn es giebt Fälle, wo er so wenig, als dieser, ein specifikes Vorbild in der Natur zu seiner Komposition antrifft; dann dürfen ihm gewiß die nämlichen Grundsätze unter der Modifikation, welche ihnen das besondere Wesen, die besondern Zwecke seiner Kunst geben, zur Richtschnur dienen. Beide lernen dann nicht von der Natur aus ihren einzelnen Werken, sondern sie schöpfen ihre Regeln aus der Folge ihrer Verfahrungsart im Ganzen. — Man muß nämlich die Gartenkunst in einer doppelten Eigenschaft betrachten. Sie ist entweder eine schaffende Kunst, die kein wahres Vorbild zu ihrer Produktion in der Natur vor sich findet oder sieht, wie die Baukunst, oder sie ist eine nachbildende Kunst, die so, wie die Bildhauerkunst und Malerey, spezifike Körper und Gegenstände in der Natur zum Vorwurf der Nachahmung nimmt. Beide Bestimmungen scheinen dieser Kunst verschiedene Wege anzuweisen, auf denen sie das Schöne aufsuchen soll. In der ersten Eigenschaft befindet sie sich, wenn sie einen Erdplatz von der übrigen Naturgegend absondert, diesem entweder künstliche Grenzen, durch Hecken, Mauern, Gewässer, Erdwälle, Staketter setzt, oder diese Grenzen von der Natur gemacht findet, z. B. bei Inseln und

engen Thälern, und nun diesen Platz oder diese Erdtafel schmücken soll. In der **zweiten Eigenschaft** soll sie Nachahmerin bestimmter Vorbilder von derjenigen ländlichen Natur werden, welche von Menschen entweder gar nicht, oder wenigstens in der Absicht angebauet wird, um dem Sinne des Schönen einen Genuß zu bereiten oder als Ergötzung zu dienen. Hier giebt sich nun die nachahmende Gartenkunst gleichfalls damit ab, eingeschlossene Erdtafeln zu verschönern, und dieses nach der wirklichen Natur. Bei beiden treten nun die **Arten der Verschönerung** ein, die man **Styl** nennt, und von dem es auch in der Gartenkunst mehrere giebt, als: den **erhabenen** oder **großen Styl**, auch **romantischen Styl** genannt, den **ländlichen Styl**, den **nachahmenden Styl**, den **Chinesischen**, **Französischen**, **Italienischen** und **Englischen Styl**. Diese verschiedenen Style, worin man Gärten dekoriren kann, werden nicht überall angewendet, besonders sind die Letzteren der Mode unterworfen; nicht so die Ersteren, die wohl von den Letzteren auf einige Zeit verdrängt werden können, aber immer wieder ihre vorige Geltung erhalten, wenn der Chinesische, Französische 2c. Styl längst als altmodisch mit ihnen wieder gewechselt worden; sie bleiben also immer diejenigen Gartenstyle, welche keiner Mode unterworfen sind, sondern immerwährend ansprechend und schön bleiben. Soll nun ein Erdreich oder eine Erdtafel nach der ersten Eigenschaft in einen Garten verwandelt und dekorirt werden, so kann man hierzu den **romantischen**, oder den **ländlichen Styl** wählen. Der erste Styl würde sich auf malerische Gruppen beschränken, der Letztere aber eine ganze Gegend oder wenigstens eine Parthie aus einer dem Zufalle überlassenen Gegend darin nachahmen. Uebrigens mag es hier gleich seyn, welchen Styl von beiden man wählt; nur darf man in einem eingeschränkten Raume keine freie Naturgegend erwarten; denn statt eines Gartens

würde dann ein Kunstkabinettchen entstehen, ins Kleine gebrachte Berge, Thäler, Flüsse, Seen und Wälder, die keine besondere Empfindung erwecken könnten; eben so würde eine malerische Gruppe gleich einer Theaterdekoration ihren Zweck verfehlen; denn sie würde bloß zum Anschauen seyn; der Garten soll aber beides verbinden, die Anschauung, und das Herumwandeln. Zur Dekoration einer begrenzten oder eingeschlossenen Erdtafel bleiben daher nur zwei Wege übrig, nämlich: eine einzelne Parthie aus der ungeschmückten Natur herauszuheben, und durch Nachahmung hierher zu versetzen, z. B. ein Gehölz, ein Gebüsch mit Zubehör, oder man muß sich nach den allgemeinen Regeln einer wohlgefälligen Distribution solcher Plätze richten, deren Ganzes, deren einzelnen Theile, folglich auch deren Grenzen mit einem Blicke gefaßt werden können. Zu den Mitteln einer angenehmen, dem Auge zusagenden Vertheilung, gehört auch die Regelmäßigkeit; auch macht der Umstand: ob die Erdtafel oder die eingeschlossene Fläche, die man als solche beurtheilt, in horizontaler oder vertikaler Richtung vor dem Auge liege, oder aufgerichtet sey, darunter keinen Unterschied. Die Anordnung öffentlicher Plätze in großen Städten, wenn sie auch nicht bebauet sind, und die Anordnung der mit Speisen besetzten Tafeln zeigen solches zur Genüge. Die einzige Vorsicht, die man bei Gärten zu gleicher Zeit zu beobachten hat, besteht darin, daß diese Regelmäßigkeit mit dem Zwecke der schönen Gartenkunst im Verhältnisse stehe, daß sie nicht in Einförmigkeit ausarte, und daß man neben dem Wohlgefallen, welches man an der guten Anordnung nimmt, sich zu gleicher Zeit ein angenehmes Eindringen, Umherwandeln und Verweilen in dem regelmäßig vertheilten Platze verspreche. Der ältere Französische Gartenstyl war nicht darum häßlich, weil er regelmäßig war, sondern weil seine Formen steif, einförmig und untauglich

zum angenehmen Umherwandeln und Verweilen waren. Die Regularität oder Regelmäßigkeit eines Styls umfaßt nun Alles, was bei der Vertheilung verschiedener Theile in einem Ganzen unmittelbar auf eine Versinnlichung des unsinnlichen Begriffs von Ordnung, oder besser von Einheit und Mannigfaltigkeit in den Umrissen und Aufrissen der Fläche und der Gegenstände, mit denen sie angefüllt ist, abzweckt. Alles also, was Ideen von Uebereinstimmung gegen einander gehaltener Körper, abgemessener Eintheilung, Wiederkehr des Nämlichen nach gewissen Zwischenräumen erweckt, gehört zur Regularität. Die Symmetrie, die Eurythmie, das Geradlinige, die geometrisch-regulaire Gestalt können mit darunter begriffen seyn. Man nehme z. B. eine Insel an, die ein natürliches Oblongum oder längliches Viereck bildet, woran aber das Winkelmaaß nicht gebracht worden; setze auf das eine Ende derselben ein Schloß hin, vor dasselbe Massen von Blumenpflanzen auf einer Terrasse, von welcher herab eine Treppe in einen niedriger liegenden Grund führt. Der Grund bestehe aus einem Grasanger, an dessen beiden Seiten sich zwischen Gebüsch zwei Wege in geschlängelten Biegungen herumwinden, aber ungefähr in gleichen Richtungen auf einander zu, und wieder von einander abweichen. Hinter demselben erhebe sich, ungefähr in gleichem Verhältnisse von Größe und Entfernung zu der Blumenterrasse, ein Lustgebüsch von blumigen Stauden, und in diesen verlieren sich die beiden Wege. Das Lustgebüsch schließt sich darauf an ein Gehölz von hochstämmigen Bäumen an, welches dem Hause gegenüber, am entgegengesetzten Ende der Insel, wieder ungefähr in gleichem Verhältnisse von Größe und Entfernung liegt. Hier ist nun weder Symmetrie, noch eigentlich Eurythmie, noch etwas Geradliniges oder Geometrisch-regulaires u. Abgemessenes anzutreffen; aber jedes Auge wird leicht gewahren, daß der Künstler bei seiner Anlage durch die Ideen, welche bei diesen

Gegenständen zum Grunde liegen, geleitet worden ist, und daß, wenn er die abgemessene Form versteckt hat, die Beziehung darauf doch einem Jeden fühlbar werde, und dieses nennt man den Styl einer Gartenanlage, der nun nach der freien Einrichtung verschieden seyn kann, und daher auch seine Benennung oder seinen Namen erhält, aber immer auf ein schönes regelmäßiges Verhältniß, immer auf eine zweckmäßige, oder minder zweckmäßig geordnete Idee hinausläuft, wenn diese Idee sich auch abentheuerlich oder grotesk, wundersam, wie z. B. bei den Chinesischen Gärten, zeigt. Viele wollen von diesen Regeln, und von Allem, was Styl heißt, nichts wissen, sondern berufen sich auf die Natur, welche doch das Erhabenste und Schönste sey, und sich an keine Regeln binde oder kette, sondern frei schalte und walte, nichts Geradliniges, nichts Symmetrisches, nichts Geometrisch-regulaires habe, und die Gartenkunst sey eine *Nachahmung* der Natur. Wenn dieses auch so ist, so muß man auch den Raum annehmen, den die Natur einnimmt, worin im Ganzen die Parthien eben so regelmäßig gebildet worden sind, diese Regelmäßigkeit verliert sich nur, da das Auge ihr nicht zu folgen im Stande ist, wo man eine künstliche Regelmäßigkeit in einem Garten leicht übersieht. Man ersteige einen etwas hohen Berg und überschaue die ganze Gegend umher, so weit das Auge unbewaffnet oder bewaffnet reichen kann, und man wird Regelmäßigkeiten entdecken, die Einem in dem großen Umfange auf ebner Erde entgehen oder entgehen müssen, weil das Auge sie nicht erreicht. Warum soll daher ein Garten nicht schön seyn, wenn er nach Anordnung der Baukunst, also nach Grundsätzen angelegt worden, man darin einen Styl befolgt hat, und nicht ganz willkührlich bei dem Anlegen verfährt. Herr von Ramdohr sagt: „Man muß sehr eingeschränkte Begriffe über das Schöne und ein durch Convention verdorbenes Gefühl haben, um zu behaupten, daß die Gartenkunst keine

Grundsätze zu befolgen brauche. Die Alten, die ein sehr feines Gefühl des Schönen hatten, und nach deutlichen Aeußerungen in ihren Schriften, nach demjenigen, was wir von ihren Gartenanlagen an Planen und Zeichnungen in Herkulanum wiedergefunden haben, beobachteten diese Regularität." Wenn man daher anführt, man müsse Alles verstecken, was nur eine Regelmäßigkeit zeige, um dadurch den Zwang zu vermeiden, welchen man dem Auge anthue, es immer geregelte Figuren erblicken zu lassen, so kann man einwenden: Warum sollte man wohl dieses thun, wenn das Ganze dabei weder steif, noch langweilig erscheint. Man setze z. B. die schon oben erwähnte Insel, nach Art der Isola bella im Lago maggiore, in einen schönen Landsee, ziemlich weit vom Ufer, so, daß die Absonderung von der übrigen Natur deutlich wird. Man gebe derselben nun die Gestalt eines regelmäßigen Oblongums, und verbräme ihre Ufer mit stufenweise aufsteigendem Gebüsche und niedrigen Hecken von lachenden Stauden, zwischen denen kleine Wege durchlaufen. An dem einen Ende des Oblongums stelle man das Wohnhaus, welches den größten Theil der einen Breite einnimmt. Die Terrasse vor demselben theile man in viereckige Blumenfelder, die aber mit ihren Gewächsen Gruppen bilden; zwischen diesen herum stehe die Orangerie, und zwei porphyrne Urnen, gegen einander über, welche zu Behältern von Springbrunnen dienen. Das Geländer dieser Terrasse sey mit Statüen und Vasen von der schönsten Form geziert. Man gehe zu beiden Seiten auf zwei breiten steinernen Treppen herab, welche in zwei geradlinige Alleen von Platanen führen. Diese leiten wieder auf eine gerade gegenüberliegende Anhöhe, auf welcher man vermittelst zweier weit gebogenen Treppen zu einem Pavillon von der edelsten Bauart gelangt, der daselbst, dem Wohnhause gegenüber, zwischen Reihenweise gepflanzten Platanen sich

erhebt. Unter dem Pavillon stürze eine Cascade herab, deren Gewässer in gerader Richtung bis in die Mitte des Gartens strömt, und ein weites ovalförmiges Bassin bildet, dessen marmorner Rand mit Statüen besetzt ist. Der Mittelgrund sey mit einem blumigen Gebüsche besetzt, in dem Lauben, Grasplätze und Irrgänge mit einander abwechseln. Soll man nun die Anlage eines solchen regelmäßigen Gartens nicht schön nennen, und dieses nicht, weil er regelmäßig angelegt worden, man die Absicht seiner Anlage als eine künstliche erblickt? Man nehme an, daß die Gartenkunst, welche einen besonderen Theil der Erde, als eine besondere Tafel absondert, und diese zu schmücken sucht, mit und auf natürlichen Körpern arbeitet, sich nach allgemeinen Vorschriften richtet, welche die Natur einem jeden gefühlvollen und nachdenkenden Menschen über Schönheit und Zweckmäßigkeit ins Herz schreibt, und selbst an ihren Produkten im Ganzen ahnen läßt; so legt sie ihm aber in diesen Fällen keineswegs die Verbindlichkeit auf, eines ihrer specifiken Werke zu kopiren; ja, es findet sich in der ganzen Natur gar kein Platz, der so abgesondert und eingeschlossen den Zweck eines Gartens so bestimmt erfüllte, und ihr mithin unbedingt zum Vorbilde dienen müßte. Dagegen ist es ganz klar, daß die schöne Gartenkunst hier, so wie alle übrigen schönen Künste, nur die jüngere reizende Schwester einer ältern Kunst sey, die ihren Ursprung dem Bedürfnisse und dem Nutzen verdankte. Die geschmückte Erdtafel ist eine Veredlung oder Verschönerung des eingeschlossenen Feldes oder des Fruchtgartens, den der Mensch um seine Hütte anlegte, mit einem Zaune umgab, um ihn vor dem Einbruche der Thiere und der Diebe zu schützen, und um der guten Ordnung willen in regulaire Felder abtheilte, die auch wohl daher entstanden seyn können, weil er doch Wege bei einem bepflanzten Stücke Feld haben mußte, wodurch er gehen konnte, um besser überall hin

zu gelangen, und aus diesen Wegen, die sehr bequem waren, ergab sich späterhin die Felderabtheilung, auch die Abtheilung in Beete, weil sich solches besser bewirthschaften ließ; so wie nun die Hütte zum Pallaste umgewandelt worden, so ist auch der Fruchtgarten zum Lustgarten geworden. Es bleibt daher auch hier entschieden, daß die Gartenkunst, da, wo sie ein Erdstück oder eine Erdtafel zu schmücken hat, die Grundsätze der Baukunst befolgen muß, so weit sie sich nämlich mit den Zwecken der schönen Künste überhaupt und den ihrigen besonders vertragen, und sie hat gewiß nur da eine Verbindlichkeit auf sich, sich von diesen zu entfernen, wo sie einer Gegend, wie sie aus den Händen des Zufalls kommt, etwas hinzufügen will, was als Theil des Zufälligen angesehen werden soll. Es muß daher bei der Gartenkunst ein gewisser Styl befolgt werden, wenn sie als ein Produkt der Kunst hervortreten soll, woran die Hand des Künstlers nach der romantischen Stimmung oder dem Ergusse der Phantasie, oder nach dem ländlichen Vorbilde gearbeitet hat. Dieser Styl besteht bei Ersterer, die Bäume, Pflanzen, das Wasser nach allgemeinen Grundsätzen des Angenehmen oder Wohlgefälligen zu ziehen, zu schneiden und zu leiten, oder auch zu binden, wie es die Regeln angeben. Hierbei ist jedoch eine große Vorsicht nöthig in der Behandlung der einzelnen Naturprodukte, um sie zu verschönern, damit man nicht ins Tändelnde falle, und den Reiz, den das Gefühl der Vegetation und der Anblick eines fortlaufenden befruchtenden Gewässers mit sich führt, zerstöre, der Styl also in das Gezierte ausarte, statt etwas zierlicher zu machen. Es ist schwer, hierüber eine allgemeine Bestimmung zu geben; denn es kommt zu sehr auf das Lokal und den Charakter des Gartens an, um hierüber zu entscheiden, da man hier auch außer dem Style so weit nach freier Willkühr verfahren kann, als es der Schönheitssinn zuläßt, wenn nämlich der Styl etwas Gewisses bedingt,

welches aber bei dem Romantischen gerade nicht der Fall ist, wo man am meisten von gegebenen Regeln abweichen kann, weil hier die Phantasie nach dem erworbenen Geschmacke ordnet. Hier kann z. B. oft ein Springbrunnen eine Wirkung thun, die keine rieselnde Quelle zu leisten im Stande ist; z. B. als Aussicht oder Gesichtspunkt kann eine Cascade oder künstlicher Wasserfall oft schicklicher seyn, als ein natürlicher Wasserfall, zu dem man die Veranlassung nicht sieht. Aus eben diesen Gründen sind auch die Berceaux nicht ganz zu verwerfen, welche an engeren Plätzen, wo keine Alleen angebracht werden können, zu breiteren schattigen Gängen dienen, nicht die Lauben, welche angenehme Ruheplätze und Vergnügungspunkte gewähren; nicht die beschnittenen Hecken, welche da, wo eine Befriedigung nöthig ist, freundlicher als Mauern und Zäune sind; dagegen würden andere Gegenstände aus Buchsbaum oder Hainbuchen geschnitten, welche gar keine Bedeutung haben oder ungefällige Formen zeigen; Hecken, zwischen denen man, der Sonne ausgesetzt, spazieren gehen soll; kleine Fontainen, welche nicht zu points de vuë oder zur Erfrischung enger Plätze dienen, als unzweckmäßig zu verwerfen seyn. Kleine Anhöhen an einem sich durchschlängelnden Bache gewähren einen angenehmen Anblick, besonders wenn sie mit einer reichen Vegetation besetzt sind, die sich in dem Bache abspiegelt. Ein Wasser, welches ganz flach, ohne Erhöhungen an seinen Rändern zu haben, dahin fließt, macht keine gute Wirkung auf den Beschauer, ja es geht sogar verloren, wenn es nur eine geringe Breite hat, man sieht darüber hinweg und bemerkt es kaum, besonders wenn es noch mit einigen hochstehenden Pflanzen eingefaßt ist. Wasser muß immer tief liegen, immer muß das Ufer gegen dasselbe abschüssig herab gehen, dann gewinnt es ungemein, indem man schon in der Ferne bei der Abschüssigkeit des Terrains Wasser vermuthet; auch eine kleine Insel dar-

auf angebracht, sobald das Wasser etwas breit seyn sollte, worauf eine Urne mit Blumen mannigfaltiger Art umkränzt steht, macht ebenfalls eine gute Wirkung auf den lustwandelnden Beschauer des Gartens. Auch Englische Parthien, aus dem Englischen Style, kann man mit dem Romantischen verbinden, das heißt, wildwachsendes Gebüsch, das aber nach abgestutzter Größe in die Höhe steigt, und dessen Farbe, nach Lamberts Leiter, aus dem hellsten Grün sich ins dunkle Schwarz verliert. Auch Chinesische Parthien, aus dem Chinesischen Style, die in irregulairen Graswegen bestehen, die aber recht egal geschoren werden, in sehr krummen Wegen, die aber mit sehr egal abgestutztem Rasen eingefaßt sind; in großen Brücken über kleinen Bächen, die man mit Mühe ersteigt, unter denen es sich aber gut durchgucken läßt; so auch in den mannigfaltigsten Knüppelbrücken, und in Bänken von den abentheuerlichsten Formen, oft sehr unbequem zum Sitzen, aber doch sehr interessant durch die Formen und durch die mannigfaltigen Inschriften, die sie enthalten. Dieses Alles kann man zu dem romantischen Style zählen. Man kann die Chinesischen Bosquets wie Arabesken oder Grotesken beurtheilen; nur daß die regulairen Formen mehr auf Ordnung und diejenigen Vorstellungen, die damit im Verhältnisse stehen, die Arabesken dagegen mehr auf Abwechselung und diejenigen Vorstellungen, die damit im Verhältnisse stehen, Beziehung nehmen. Beide Arten der Dekoration, die regulaire und die irregulaire, können neben einander gehen und zum Zwecke führen, nur ist dabei zu beobachten, daß solche Bosquets in der Nähe eines Pallastes oder eines Land- oder Lustschlosses von edler Architektur unschicklich sind, weil der Begriff von Leichtigkeit, der damit verbunden wird, mit dem Charakter von Ernst, der in dem Gebäude herrscht, contrastirt; zweitens, daß sie nicht, wie schon oben bemerkt worden, ins Abentheuerliche und Tändelnde fallen

müssen, und drittens, daß sie nur dann Werth haben, wenn sie einen schlanken Schwung, Abwechselung und zugleich Harmonie in Formen und Farben zeigen. — Was den nachbildenden Styl betrifft, die nachahmende Gartenkunst, so dient auch diese dazu, eine eingeschlossene Erdtafel zu verschönern, allein mit großer Vorsicht, damit sie nicht auf einen Plan, der kaum eine Viertelstunde im Umkreise hält, eine ganze Gegend in Miniatur bringt. Der schlechte Geschmack, der in solchen Anlagen herrscht, würde kaum hier eine Rüge verdienen, wenn man nicht wirklich oft einen solchen Styl fände, wovon folgende Verse, die ein Witzbold an die Gartenthür eines solchen Miniaturgartens heftete, einen Beweis liefern:

Es wird Jedermann gebeten,
Die Berge hier nicht flach zu treten;
Auch keine Hunde lasse man laufen,
Damit sie nicht die Seen aussaufen;
So indiskret wird Niemand seyn,
Und stecken einen Felsen ein.

Wenn daher die Gartenkunst in beschränkten Erdflächen die Natur specifisch nachahmen will, so kann sie nur die eine oder die andere Parthie daraus herausheben und darstellen, dabei muß gesehen werden, daß diese in ihren engen Grenzen eine vollständige und bestimmte Bedeutung, und einen vollständigen und bestimmten Ausdruck oder Charakter habe, und daß sich diese Parthien auch mit einer Befriedigung oder mit Grenzen denken lassen, die sie von der übrigen Natur absondern. Ein Vorbild dazu ist ein Gehölz mit Gewässer, Wiesen, Feld und kleinen buschigen Hügeln, wie man es in der Nähe einer Meierey anzutreffen gewohnt ist. Wenn nun gleich der nachahmende Styl, außer den allgemeinen Regeln, die ihm zu befolgen obliegen, und aus dem Wesen und dem Zwecke der Kunst selbst, und aus den Be-

griffen eines schönen Kunstwerkes fließen, noch besonders die Pflicht der treuen Uebereinstimmung des Vorbildes mit der Nachbildung auf sich ladet, so leidet doch dieser Gartenstyl einen gewissen Schmuck des Details. Man kann hier schon die Gänge ebenen, sogar mit Grand befahren, auf den Anbau einzelner interessanter Stauden und Gewächse halten, und ihre malerische Form besorgen. Denn dieser Platz, wenn er gleich als in der Natur vorhanden angesehen wird, wird doch immer auch als ein solcher betrachtet, der um seines partikulären Reizes willen den Bewohner des nahen Gartenhauses eingeladen hat, sich besonders in ihm anzusiedeln. Er ist also sein Lieblingsplatz in der ganzen Gegend, er ist derjenige, den er seiner besonderen Sorgfalt werth hält, und in dem ihm jeder einzelne Fleck theuer und lieb ist. — „Die Anlegung großer Parks, die Schöpfung ganzer Gegenden, ist von dieser Nachahmung einzelner specifiker Parthien in der Natur noch sehr verschieden, sagt der Herr von Ramdohr. Man findet bei den Alten nur wenige Spuren solcher Anlagen. Hadrian, der in seiner Villa eine Aegyptische Gegend darzustellen versucht hat, scheint das erste und vielleicht einzige Beispiel davon gegeben zu haben, sonst brauchten die Bewohner Italiens und Griechenlands nicht erst die Landstrecken zu schaffen, in denen sie ihre Landsitze aufschlagen wollten; sie fanden darin von selbst malerische Ansichten, Bäume von der angenehmsten Form, und Plätze, welche die Religion und die vaterländische Geschichte geheiliget hatten. Wozu hätten sie den Boden umzuschaffen, ausländische Gewächse herbeizuholen, und ihre Zuflucht zu Fictionen zu nehmen gebraucht, um den Ort ihres ländlichen Aufenthalts lachender für das Herz und die Imagination zu machen? Wenn sie also ihre Landsitze schmücken wollten, so geschah es durch Aufführung von Gebäuden, durch das Setzen eines Monuments oder einer Bank, durch Anpflanzung eini-

ger schattigen Platanen." — Dieses wäre nun bloß der romantische und nachahmende Styl in Gärten, begrenzten oder abgezäunten Erdräumen oder Erdplatten. Man führt aber diesen Styl auch weiter aus, auch auf Naturgärten, Parks ꝛc., um auch diese zu verschönern, wenn es ihnen an schönen Parthien fehlt. Die Anlegung oder Einrichtung großer Parks ist daher von der Nachahmung einzelner specifiker Parthien in der Natur sehr verschieden, und dann sind wieder verschieden oder zu unterscheiden eine verschönerte Landschaft, wie z. B. das Seifersdorfer Thal, von einer Gartenanlage oder einem Parke, wie Wörlitz; denn dieses sind zwei verschiedene Gattungen, die zwar auf einerlei Grundsätzen beruhen, aber doch in der Ausbildung verschiedenen Gesetzen unterworfen sind. Der Begriff Park setzt schon ein bestimmtes umschlossenes Ganzes voraus, von Menschenhänden gebildet, wenn gleich derselbe keine Umzäunung oder Einfassung trägt, wie der eigentliche Garten, die umschlossene Erdtafel, die oben abgehandelt worden; denn wenn hier die schöne Natur auch noch so glücklich nachahmt, so ist doch das Ganze durch Kunst geschaffen, und daher immer geschmückter, als die schöne Natur; denn selbst der einfachste Naturgarten kann nicht verläugnen, daß er seine Verschönerung dem Menschen verdankt. Der Unterschied dieser beiden Gattungen besteht nur darin, daß diejenige, welche den Namen eines Gartens zu führen berechtiget ist, wenn auch hier und da die Natur selbst benutzt worden wäre, größtentheils durch Kunst entstanden ist, und daß dagegen eine verschönerte Landschaft ihre wesentliche Beschaffenheit und ihre größten Reize von der Natur selbst, von der Kunst aber bloß den zufälligen Charakter erhalten hat, den man ihr zu geben für gut befunden. So dankbar nun auch die Anlage eines schönen Naturgartens in einer minder angenehmen Gegend immer seyn mag, wenn edler Geschmack und wahres Gefühl ihn hervorgebracht

haben, so muß man doch gestehen, daß eine vortreffliche Naturgegend, die mit Felsen, Wasser und schönen Baumpartien ausgestattet ist, einen weit größeren Reiz hat, und um so mehr, wo hier und da die Kunst mit Berücksichtigung der Natur Einiges verschönert, und mit einigen zweckmäßigen, dem Charakter des Ganzen angemessenen, jedoch nicht zu gemeinen Gebäuden belebt hat; denn sie wird dadurch noch anziehender. Man braucht nur sparsam noch der Natur zu Hülfe zu kommen, manches Verdeckte mehr zu enthüllen, dagegen wieder manches zu Lichte zu verdecken; hier den Umriß der Waldung und Wiese zu verändern, und dort die geraden Linien kreuzender Wege zu krümmen, oder den rauschenden Bach auf eine kluge Weise zu nutzen. Die Natur muß hier freilich die Hand dazu bieten, und die Verbesserungen müssen so selten als möglich an die Kunst erinnern. Die Natur selbst rechtfertiget eine Veredlung ihrer Annehmlichkeiten und Schönheiten, da dieselbe auch eigentlich nur in der harmonischen Zusammenstellung reizender Parthien, die sich in der Natur selbst, obgleich einzeln, und nicht immer so verbunden finden, besteht; daher ist auch eine geschmackvolle Anordnung und Verbindung derselben, wenn nämlich dergleichen vorhanden sind, oder mittelst kluger Maaßregeln aus der Natur selbst, ohne ihr zu viel Zwang anzuthun, gebildet werden können, so leicht nicht ins Werk gerichtet, als man glaubt, und dann wäre damit auch nur immer die Hälfte gewonnen; denn erst durch Anlagen, welche die Natur nicht von selbst darbietet, nämlich durch Gebäude und ähnliche Gegenstände, die Menschenhände hervorbringen, um Ruhepunkte für immerwährenden oder vorübergehenden Genuß zu sichern, wird die verschönerte Gegend belebt, und hauptsächlich nur durch sie bekommt sie erst eine bestimmte Bedeutung. — Die Ausbildung und Verschönerung einer angenehmen Naturgegend muß sich ganz nach dem Cha-

rakter richten, den die Natur bereits ohne menschliches Hinzuthun trägt. Ist er lachend und sanft, so taugt er am besten zu einem heitern und ländlichen Style; ist er ernst und erhaben, so veranlaßt er Ideen zu einer höheren romantischen Bildung, die ihm hauptsächlich durch die Wahl der Gebäude gegeben werden kann; aber jede dieser Behandlungsarten muß sich ganz wieder nach dem Umfange der örtlichen und der natürlichen Beschaffenheit der Gegend richten, und mit derselben im gehörigen Verhältnisse stehen. Das Mehr und Weniger, das Nöthige und Schickliche kann, ohne auf einen gewissen Platz zu deuten, nicht gut vorgezeichnet, sondern kann nur durch einen reinen Geschmack bestimmt werden. Der ländliche Styl ist am leichtesten auszuführen, wenn er gleich nicht weniger richtiges Gefühl und gesunden Geschmack erfordert, als der erhabene; denn die Natur geht uns hierin von selbst an die Hand, und es scheint mehr Kunst dazu zu gehören, ihr nichts von ihrem eigenthümlichen Gepräge und ihren Schönheiten zu nehmen, als ihr durch Verschönerung und Belebung einen höheren Werth zu geben. Oft ist sie so reizend geordnet, daß nicht das Mindeste verändert oder hinzugesetzt zu werden braucht; oft bedarf es nur der Wegnahme einiger Bäume, oder der Pflanzung einiger Baumgruppen, oder einiger Steige über Bäche an schicklichen Orten &c., um einen höhern Grad von Lieblichkeit hervorzubringen. So sey z. B. das Wohngebäude dem Charakter der Natur angemessen, die es umgiebt, einfach und angenehm, weder gemein, noch gesucht, aber die wenigen zum Vergnügen bestimmten Gebäude, zu welchen einige natürliche Wege durch Wiesen, über bebuschte Hügel, oder durch ein anmuthiges Thal in der Nähe eines Baches hinführen, seien ländlicher Art, aber gewählt; etwa ein Schweizerisches Bauerhaus an dem Abhange eines Hügels, oder eine malerische kunstlose Jägerhütte unter breit darüber hinragenden Eichen. Oft braucht es zur

Erreichung dieses Zweckes nicht einmal eigenthümlicher Gebäude. Zum Beispiel, eine Mühle, welche im Thale schon malerisch liegt, bedarf nur einer andern Ansicht und Form, von nicht gewöhnlicher, aber angemessener Bauart, um eine verschönerte Landschaft zu bilden. Eine Bauerhütte, die einzeln zwischen Bach und Hügel hinter hohen Erlen liegt, ist mit geringer Mühe in eine malerische Parthie umgewandelt; eine bessere Gruppirung eines kleinen Nebengebäudes mit einer unregelmäßigen Umzäunung des Ganzen und einige schicklich angebrachte Hollunderstauden, zur Unterbrechung der Gleichförmigkeit in den Umrissen, werden dem ganzen Gemälde einen lebhaften Reiz geben; und so finden sich noch eine Menge kleiner Parthien in der Natur, die nur geschont und benutzt werden dürfen, um dem ganzen Gemälde mehr Gewicht und Anmuth zu geben. Dieses sind nur Kleinigkeiten, die aber der wahre Naturfreund und der gefühlvolle Landschaftsmaler nie übersieht, und die oft ein schönes Bild erst reizend und angenehm machen. Daher kann auch bei Abänderungen von Naturscenen der Gartenkünstler die Landschaftsmalerey zu Hülfe nehmen, weil hierin sowohl der ländliche, als auch der romantische Styl, je nach der Aufnahme der Landschaft, studiert werden kann. Besonders kann er von ihr einzelne malerische Gruppen anordnen und solche Standorte ausspähen lernen, von denen man aus dem Garten hinaus in die Ferne schöne Landschaften anschaut. Aber auch hierbei sind zwei Bemerkungen nicht außer Acht zu lassen; die erste: daß nicht jede schöne Aussicht gerade eine malerische Gruppe zu bilden braucht; denn ein freistehendes Gebäude macht mit seiner Façade zwar eine schöne Aussicht, aber keine malerische Gruppe aus. Zweitens: daß wenn gleich eine Gegend dadurch einen besondern Reiz erhält, wenn man sie einrahmt und wie ein schönes Gemälde beobachten kann, dieses aber, als Aussicht auf einen Naturgarten

betrachtet, kein unbedingtes Erforderniß ist. Daher muß man sich bei Landschaften, wenn man sie wählt, um darnach einzelne Parthien zu bilden, nicht zu sehr binden, sondern nur den Effekt daraus bewahren, den eine solche Parthie wohl auf den Beschauer machen kann, wenn sie in der Natur gemacht wird, oder sich in der Natur einer Gegend vorfindet, die man darnach abändern kann. — Weit größere Ansprüche an die Natur und ihren Künstler macht der romantische Styl; denn nicht jede Gegend dient dazu, obgleich es kleine Parthien in jeder geben kann, die, verglichen mit der übrigen umgebenden Natur, romantisch genannt werden dürften; die Kunst allein, ob sie schon den Charakter der Natur näher bestimmen, veredeln und erhöhen hilft, vermag aber keinesweges ihr einen Charakter einzudrücken, zu dem nicht wenigstens die Hauptanlage vorhanden war. Zwar ist der Begriff des Romantischen umfassend genug, um sich jeder gefälligen Gegend anzuschmiegen; aber die höheren Gattungen desselben geziemen nur einer erhabenern Natur. Unwahr und lächerlich sind daher Nachahmungen wunderbarer Gestalten und Wirkungen einer rauhen Natur in einer ärmlichen Gegend, die nur durch gefällige Reize aus ihrem unbedeutenden Zustande gehoben werden kann, und in anspruchloser Verschönerung gewiß besser gefällt, als in einer geborgten Verzierung, die ihr nicht geziemt. „Eine gemeine prosaische Natur mit erhabener dichterischer Kunst aufgestutzt, sagt Becker, gleicht einem ärmlichen Menschen, der sich durch äußern abstechenden Prunk, welcher ihm nicht kleidet, eine Würde zu geben sucht, die er nicht besitzt. In beiden sieht man sogleich, daß sie nicht für einander gemacht sind; und so wie der Letztere durch sein lächerliches Bestreben, einen wichtigen Eindruck zu bewirken, mehr verliert, als gewinnt, eben so verliert eine natürliche Gegend oder Gartenanlage an dem eigenthümlichen Werthe, den sie sonst besitzen mag, sobald sie

mit unnatürlichen und fremdartigen Gebäuden ausstaffirt wird, die weder Beziehung, noch Verhältniß zu ihr haben. Aber Anlagen, die der Beschaffenheit der Gegend nicht widersprechen, sondern mit dem Ganzen übereinstimmend erscheinen, können gewiß viel dazu beitragen, sie zu verschönern, und ihr ein bedeutendes Gepräge für den Geist zu geben, und je mehr darin die Werke der Kunst in die Wahrheit der Natur übergehen, oder je möglicher sie mit der Natur seit langer Zeit gedacht werden können, um so mehr Eindrücke müssen sie nothwendig auf den fühlbaren Beobachter machen." — Die reizendste Art der Behandlung einer interessanten Naturgegend ist der **romantisch-ländliche Styl**, wo nämlich der romantische und ländliche Charakter in einander laufen. Auch hierüber sagt **Becker** etwas sehr Wahres und Schönes:

„Es scheint vielleicht seltsam bei dem romantisch-ländlichen Style, den Letztern in einer freien Gegend noch besonders zu bedingen, da man ihn einmal für den Hauptcharakter einer jeden natürlichen Lage zu halten gewohnt ist, und doch ist diese Bedingung sehr richtig, weil, nach genauer Bestimmung, nicht jede Naturgegend ländlich genannt werden kann, und in einer romantischen Anlage der Charakter des Ländlichen keinesweges von selbst liegt, wenn er nicht absichtlich in dieselbe verwebt worden ist, oder ursprünglich darin vorhanden war. Eine Gegend, die bloß das Gepräge der Vorzeit trägt, also in das Gebiet des Fabelhaften übergegangen ist, ist ungeachtet der lebendigen Natur umher keinesweges ländlich zu nennen, da bloß die Spuren einer einfachen ruhigen Lebensweise, von welcher die wirthschaftliche Benutzung des umliegenden Bodens und anspruchslose Hütten von Pflügern und Hirten zeugen, den sanften und heitern Charakter des Ländlichen bestimmen. Die Schafe, die dort am sonnigen Hügel unter den malerischen Ruinen der alten Burg in der Nähe ihres ruhenden Hirten weiden, und seine dürftige Wohnung mit dem alten bemoosten Strohdache, die hinter jenem Hügel zur Hälfte durch

das Gebüsch hervortritt, mildern die natürliche Wildniß der schauerlichen romantischen Gegend, und geben ihr einen lieblichen Reiz. Dieser Uebergang des Romantischen in das Ländliche, und des Ländlichen in das Romantische, schmeicheln dem Auge, wie der innern Empfindung, und vermag daher jeden Wanderer in eine wohlthuende Stimmung zu versetzen. Der sanft Fühlende, der sich gern an das stille Leben der Natur anschmiegt, wird allmählig zu dem romantischen Gebiete der Begeisterung empor gehoben, und der umfassende Geist, der sich in die ideale Welt durch schnellen Schwung zu erheben vermag, steigt dann, um sich von seinem Fluge zu erholen, gern wieder zu den natürlichen Gefühlen und Genüssen des wirklichen Lebens herab; so wird der Zweck einer geschmackvollen Verschönerung der Natur erreicht, wenn sie auf den gebildeten Menschen eben so lebhaft wirkt, wie die schöne Natur selbst, und so gewährt sie durch liebliche Täuschung einen eben so angenehmen Genuß, wie diese, indem auch der Zustand einer vorübergehenden Schwärmerey, so lange er dauert, für den unbefangenen Schwärmer eben so beglückend, als der Zustand der Wirklichkeit ist. Aber nicht die äußeren Formen allein, die einer Gegend von der Natur selbst eingedrückt worden, noch die verschiedenen Massen, deren Gruppirungen die Hauptparthien bilden, noch die Harmonie des Kolorits, welche dem Auge schmeichelt; nein, nicht diese Bilder allein vergnügen und unterhalten den wahren Naturfreund; er wird auch gern mit den einzelnen Gegenständen vertraut, die mehr oder weniger dazu beitragen, dem Ganzen so anziehende Reize zu geben. Daher ist es ihm nicht gleichgültig, diese oder jene gewöhnliche Gehölze in seinen von ihm selbst geschaffenen Anlagen zu seinen Schattenparthien zu wählen: er wählt von einheimischen, die ihm zu diesem oder jenem Behufe am geschicktesten scheinen, und verbrüdert sie mit ausländischen, welche das Klima duldet. Der Boden wird mit Pflanzen verschiedener Himmelsstriche geschmückt, und so wird noch dann sowohl der Sinn, als der Geist, durch einzelne Gegenstände beschäftiget, wenn beide sich von den Wirkungen des Ganzen und seiner untergeordneten Theile nun wieder erholen zu

wollen scheinen. Wie viele Vorzüge hat hierin eine reiche natürliche, zumal gebirgige Gegend vor einer künstlichen Anlage. Man betrachtet, man bewundert in dieser das Nebeneinanderseyn so mannigfaltiger Pflanzen und Bäume, welche nicht leicht in der freien Natur einem gemeinschaftlichen Boden von selbst entsprießen; allein in jener freut man sich des einheimischen Reichthums von großen und kleinen Gewächsen, die jeder wiederkehrende Frühling freiwillig hervorbringt, oder ungepflegt von Neuem bekleidet. Da erscheint die Natur nicht bloß als Wärterin, sondern als Mutter, und als solche muß sie dann wohl einen herzlichen Antheil für sich und ihre Kinder erregen. Diese Aeußerung sey jedoch nichts weniger, als ein tadelnder Seitenblick auf Gärten, die hauptsächlich bestimmt sind, Gewächse mehrerer Welttheile zu bewirthen, und dem Kenner der Pflanzenkunde zur Schule zu dienen; hier ist es schon genug, daß die Natur unseres Himmelsstriches fremde Gewächse an Kindes Statt annimmt, um sie dem Pflanzenforscher in lebender Vollkommenheit darzustellen, da er sie sonst nur im erstorbenen Zustande oder in Abbildungen betrachten könnte. Auch solchen Gärten muß es zum Lobe gereichen, wenn daraus die einförmige Steifheit so viel als möglich verdrängt wird; aber darum verlangen unregelmäßige Pflanzungen und gebogene Wege für sie noch nicht den Titel Englischer Gärten. Die wahre Absicht ihres Daseins ist nicht zu verkennen; denn keine fremden Gebäude oder überraschenden Anlagen schwächen den Eindruck ihrer Bestimmung. Ein solcher Naturgarten ist der reichhaltige Garten von Pillnitz, wo die Gewächse nicht dem Gartencharakter, sondern die anmuthigen Gartenparthien den Gewächsen untergeordnet sind. Hier dienen die Bäume und Gebüsche nicht zu Hecken und Wänden, nicht zu Einfassungen der Wege oder zu Seitenparthien, nicht zu Coulissen überraschender Scenen, sondern sie geben gleichsam nur die Gelegenheit zu reizenden Gängen, um den Reichthum der schönen Pflanzenwelt bequem überschauen zu können, und mitten in der Betrachtung und Bewunderung sich in eine fremdartige Natur versetzt zu fühlen. Daher sind der Gegenstände so wenig darin, die an

den Charakter eines sogenannten Englischen Gartens erinnern. Ein einziges Lustgebäude, das noch überdies seine Entstehung einem nützlichen, auf die ganze Anlage sich beziehenden Zweck verdankt, eine kleine Pappelinsel auf einer mäßigen Wasserparthie, und eine einzige Statüe an einem schicklichen Orte, machen die zufälligen Verzierungen des Gartens aus, damit er wenigstens etwas enthalte, was, außer den schönen Schattenparthien, die Begriffe und Bedürfnisse der Nichtkenner in demselben befriedigen könnte. Diese einzige Statüe, eine schöne Vestalin aus Carrarischem Marmor von dem berühmten Trippel, ist an sich selbst so zufällig und anspruchslos, und doch für den fühlenden Denker in mancherlei Hinsicht so bedeutend, daß es ihn freuen muß, nur sie und keine andere in diesem Garten zu finden, welcher nie bestimmt war, als solcher sich über die schöne Natur zu erheben, da die umliegende Gegend Alles vereiniget, was sie über die reizendsten Gärten hinwegsetzt, und der einzige Weg auf den Porschberg unter die lieblichsten Gänge gehört, an dessen Nachahmung jeder Gartenkünstler verzweifeln müßte. Die Vermischung der einheimischen Baumgewächse mit fremden, die in sogenannten Englischen Gärten kein Gesetz ist, weil man darin weniger auf das Einzelne, als auf die Wirkung im Ganzen, auf Massen, Gruppen, Abstufung und Kolorit Rücksicht nimmt, ist in der freien Natur nicht unerlaubt; auch findet sich schon das Beispiel einigermaßen in ihr selbst, und es gewährt einen angenehmen Anblick, zumal im Frühling, unter Buchen und Birken und andrem Laubholze, schlanke Fichten emporragen zu sehen; nur muß diese künstliche Mischung nicht überall eintreten und ins Tändelnde fallen, weil man sich sonst aus dem geschaffenen Paradiese, wie aus einem zu sehr geschmückten Garten, wieder nach der Wahrheit der Natur sehnen möchte. Schon in einem großen Gartenbezirke werden hier und da Massen von einerlei Bäumen erfordert, deren Zusammenstellung übrigens in physischer und ökonomischer Hinsicht, einen ersprießlichen Nutzen haben dürfte; aber in einer Naturgegend von beträchtlichem Umfange ist es gleichsam eine wesentliche Bedingung. Indessen läßt sich dieses Alles sowohl zur

Zierde des Ganzen, wie zur Vermehrung der geistigen Unterhaltung, noch leichter vereinigen, als es sich glücklicherweise hierin wieder die natürliche Beschaffenheit sündigen läßt. Wie angenehm würden nicht mit den natürlichen Wäldern kleine Gehölze und Haine von Lerchenbäumen, oder Platanen, oder Akazien abwechseln, und wie reizend könnten dann wieder an schicklichen Orten, wo man die Spuren einer pflegenden und verschönernden Hand erblickte, mancherlei fremde Gesträuche und Bäume anspruchlos durch einander sich finden. Auf solche Weise dürfte die freie Landschaft sich alle Vorzüge geschmückter Naturgärten zueignen, und hätte überdies bei ihren eigenthümlichen Schätzen und Reizen noch unendlich viel vor diesen voraus; denn es würde in ihr nicht nur der Freund der schönen Natur aufs Angenehmste befriediget, sondern es gäbe auch hier für den Naturforscher in mehreren Fächern des Stoffes genug zur Betrachtung und zu nützlicher Prüfung. Man würde sich in der wahren Natur befinden, und sich durch die verschönerte Kunst in einen Zustand von Täuschung versetzt fühlen, gleich als wandle man in einer bezauberten Welt."

Wenn man nun Naturgärten, Parks rc. schmücken will, wie es jetzt Mode geworden ist, um ihnen auch den Anstrich eines Gartens zu geben, so muß man dabei gewisse Regeln der Vorsicht beobachten, ohne welche dasjenige, was sonst dem menschlichen Geiste Ehre machen würde, zur elendesten Spielerey wird. Diese Regeln bestehen nach dem Herrn vom Ramdohr darin: Erstlich: Es giebt wenig Erdstrecken, die nicht bereits von dem Zufalle eine bestimmte Bedeutung und einen bestimmten Ausdruck erhalten haben. Es sind bergige Gegenden, Ebenen, waldige Gegenden, fruchtbare Gefilde, Meerküsten, Flußgegenden rc. Sie geben die Stimmung der Feier, der Zärtlichkeit, der unbefangenen Heiterkeit, der bloßen Unterhaltung. Wo nun eine Gegend durch ihr Lokal bereits eine bestimmte Bedeutung, einen bestimmten Charakter erhalten hat, da darf

die Kunst, die nur Anordnerin ist, diesen mit ihren Anlagen nicht widersprechen; sie muß sich in den Geist dieses Lokals hineindenken, und ihre Verschönerungen diesem Geiste gemäß einrichten. — Zweitens: Wenn eine Gegend keinen bestimmten Charakter, keine bestimmte Bedeutung haben sollte, so muß die Kunst ihr denselben zu geben suchen. — Drittens: Ungeachtet aller Abwechselungen, welche man in einer auf solche Art geschmückten Gegend antrifft, muß immer eine Hauptbedeutung, ein Hauptcharakter darin prädominiren, und die einzelnen Parthien müssen damit im Verhältnisse stehen; die Zusammenstellung von Gegenständen verschiedener Art muß natürlich scheinen, und der Uebergang von einem zu dem andern nicht allzu rasch, sondern leicht und allmählig seyn. Nur als Beispiel kann angeführt werden, daß eine Felsgegend nicht in der Mitte blumiger Auen, und ein Weinberg nicht zwischen Wassern zu stehen kommen müsse ꝛc. — Viertens: In der Nachahmung einer solchen Gegend gehört nun keine ängstliche Besorgung des Details. Anlagen dieser Art sind dazu gemacht, darin herumzureiten, herumzufahren, und weite Spaziergänge darin vorzunehmen. Auf solchen Touren verlangt man nicht sowohl Unterhaltung, bei Beobachtung des Einzelnen, als vielmehr des Ganzen. Man will ein Ziel haben, wohin man geht, man will unterwegs durch den Anblick großer Massen unterhalten werden. Der Künstler also, der solche Landstrecken anordnet, muß parthienweise schaffen. Seine Sorgfalt für das Detail zeigt sich nur da, wo der Charakter der einzelnen Parthie es fordert. Hat er z. B. einen kleinen Hain anzulegen, ein kleines Lustgebüsch aufzuführen, so verziere er diese mit emsiger Sorgfalt; er hüte sich aber wohl, den großen Wald mit krummen Irrwegen, die mit Gras ausgefüllt worden, zu verkleinlichen, oder den weitläufigen Wiesengrund, dessen Unebenheiten dem Auge im Ganzen Abwechselung gewäh-

ren, durchs Ebenen und Walzen einförmig zu machen. Dabei wende er keine ängstliche Aufmerksamkeit darauf, entweder eine sichtbare Regularität zu vermeiden, noch sie herbei zu führen. Hat er einen Wald durchzuhauen, der zu einem Kirchdorfe führt, so haue er den Weg in gerader Linie durch; denn es ist natürlich, daß man, um nach einem Ziele zu gelangen, den geradesten Weg nehme. Indessen stelle er die Bäume oder schneide er ihre Zweige nicht gerade nach der Linie; denn dieses hilft dem Wanderer nicht fort nach dem Ziele, und verräth zu viel ängstliche Sorge fürs Detail. Hat er eine Meierey mit Haushaltungsgebäuden anzulegen, so stelle er diese symmetrisch gegen einander über, und theile den Fruchtgarten dabei in regulaire Felder ein; denn dieses stimmt mit dem Begriffe von ordentlicher Wirthschaft zusammen. Kurz! der Schöpfer solcher Erdstrecken erhebt sich, so viel er kann, zu der Höhe, aus der die allmächtige Natur den regelmäßigen Plan eines Ganzen entworfen hat, von dem wir Sterbliche nur einzelne specifike Bruchstücke schauen, aber den Geist, der ihn leitete, ahnend ausspähen. — Fünftens: Die höchste Veredlung, welche die Gartenkunst erhalten kann, ist unstreitig diese, wenn sie nicht nur einer Gegend, eine im gemeinen Leben bestimmte Bedeutung, sondern eine durch ein Historisches oder poetisches Interesse merkwürdige Bedeutung giebt; wenn sie nicht bloß den Ausdruck einer gewissen leidenschaftlichen Situation der Seele überhaupt, sondern den, der einer bekannten Lage besonders eigen ist, an sich trägt. Es ist nicht bloß ein Wald, es ist der Hain zu Delphi, und die Feier, die er einflößt, ist die Feier, welche man in der Nähe des Orts empfand, wo die Orakelsprüche das Schicksal ganzer Länder entschieden. Eben so kann man nicht bloß die Ufer eines Landsees, die zu melancholischen Empfindungen einladen, nicht bloß die Quelle, die Zärtlichkeit einflößt, nicht bloß das Gebüsch, das Heiterkeit in die Seele verbreitet, schaffen; man

kann die Ufer von Meillerie, wo St. Preux verzweifelte, die Fontaine von Vauclüse, wo Petrarca zärtlich trauerte, die Gärten der Armida rc. rc. darstellen. Aber außerdem, daß das Lokal dem Künstler dergleichen an die Hand geben muß, und daß der Künstler die Gegend nicht zwingen kann, so hat man sich dabei vorzüglich wohl in Acht zu nehmen, daß man dergleichen historiirte oder poetisch zusammengesetzte Landschaften durch Ueberladung nicht unnatürlich mache, wo man alle Spannen lang, ohne alle Vorbereitung, auf einen Tempel, oder auf das Monument eines großen Mannes, oder auf einen bezauberten Hain, oder auf ein Chinesisches oder Japanisches Haus, oder auf eine Einsiedeley stößt; da mag der unwissende Haufe staunen, der Kenner geht vor diesen Spielereyen mit einem mitleidigen Blicke vorbei. — Aus allen diesen Bemerkungen läßt sich nun folgendes Resultat ziehn: Ein schöner Garten ist eine Erdfläche, welche durch Anordnung des Bodens und der Gegenstände, welche er hervorzubringen und zu tragen pflegt, für wohlerzogene Menschen zum Vergnügen am Schönen der Ansicht, Umsicht, Umhersicht, des häufigen Umherwandelns und öfteren Verweilens eingerichtet, zu gleicher Zeit die Forderungen eines schönen Werkes der Kunst erfüllt, das eine Kunstschönheit durch seinen Styl ausmacht. Dieser Garten kann nun entweder ein Erdplan mit eingeschlossenen, leicht aufzufindenden Grenzen seyn, oder er kann in einer Landstrecke von einem weitläuftigeren Umfange bestehen. In dem ersten Falle, wenn nämlich der Garten ein eingeschlossener Erdplan ist, kann ihn die Gartenkunst entweder als schaffende, oder als nachbildende Kunst anordnen. Wenn sie schafft oder zusammensetzt, so kann sie nur als verzierende Kunst betrachtet werden, wozu sie sich des romantischen Styls bedient, wobei sie mehr den Regeln der architektonischen Verzierung oder denen der Verzierung im Arabeskengeschmacke sich nähern kann, da beide Wege neben einander zum Ziele oder Zwecke

führen, wenn nur auf dem ersten steife Einförmigkeit, auf dem andern winzige Abentheuerlichkeit und Tändeley verwendet wird. Wenn die Gartenkunst einen eingeschlossenen Erdplan durch Nachbildung verschönert, so kann sie nur einzelne Parthien, welche abgesondert von andern ein Ganzes ausmachen, aus der wirklichen Natur herausheben und nachahmen. Außer den allgemeinen Vorschriften, die der nachbildende Styl bedingt, und die aus dem Wesen und dem Zwecke eines Gartens, als schönes Kunstwerk betrachtet, ihr dann zu befolgen obliegen, hat sie in diesem Falle auch die besondere Verbindlichkeit auf sich, treu nachzuahmen, jedoch schließt diese eine größere Sorgfalt bei Ausschmückung des Details nicht aus. Wenn aber endlich die Gartenkunst ganze Erdstrecken anordnet, so ist es immer ihre Pflicht, die wirkliche Natur im Großen nachzubilden, und ihre Verschönerung muß hauptsächlich darauf abzwecken, die Masse im Ganzen zu einer Schönheit der Gartenkunst umzubilden, parthienweise anzuordnen oder der Erdstrecke in eben dieser Absicht und auf eben diese Weise nachzuhelfen. — Eine Hauptsache bei der Verzierung eines Parks oder eines Naturgartens nach dem romantischen Style bleibt es immer: die Parthien so im Wechsel folgen zu lassen, daß sie dem Beschauer und Wanderer immer etwas Neues darbieten, er immer einen neuen Zauber erblickt, und in eine neue Empfindung des Staunens und Entzückens geräth; er immer überrascht, bis zu den Grenzen, bis ans Ziel geführt wird. Auch muß ein Park nie von vorn hinein mit Blumenparthien und andern niedlichen Kleinigkeiten anfangen, die erstlich nichts Großes in der Folge beim Weiterwandern erwarten lassen, wenn man es nachher auch wirklich findet, und zweitens auch zu kleinlich für die große dekorirte Erdfläche sind. Den Anfang mache ein Grasplatz mit Buschwerk, welches sich malerisch gruppirt, oder Baumparthien mit durchschnittenen Alleen, denen zur Seite dergleichen an-

geführte Grasplätze liegen; die übrigen Dekorationen müssen sich erst in einiger Entfernung von dem Eingange entwickeln, erst hier und da in einzelnen Parthien hervortreten, die dann immer wieder mit Gebüsch und Hecken geschlossen werden, wodurch man dann wieder zu neuen interessanten Parthien gelangt; denn nur dieser Wechsel erhöhet das Ganze, und mahnt den Beschauer, so wie den Wanderer, nicht zu ermüden, sondern seinen Weg fortzusetzen, um auf neue Schönheiten zu stoßen. Bildsäulen und Vasen bringe man nur wenige und da an, wo sie passen. Wählt man die Ersteren aus der Mythologie, so müssen es solche Gottheiten sind, die zu dem Platze passen oder sich schicken, wo sie stehen, damit auch hier eine Beziehung bleibe, und nichts ohne Bedeutung einen Platz erhalte. Auch kleine mit Rosen bewachsene Hügel oder Anhöhen müssen eine Rückwand von Bäumen da erhalten, von wo aus sich eine schöne Aussicht auf reizende Parthien des Parks eröffnet, um dagegen Bänke setzen zu können, von welchen aus man sitzend die schöne Aussicht genießen kann, und nebenbei gehen dann zu beiden Seiten die Wege zu den weitern Parthien im Rücken des Gehölzes. Am schönsten liegen dergleichen Hügel oder Anhöhen vor Teichen, Flüssen 2c., die man mit mannigfaltigen Abwechselungen dekoriren kann, mit Knüppelbrücken, bei einiger Breite, mit kleinen Inseln, mit Blumenparthien und Vasen oder Urnen verziert; an das Ganze schließt sich dann wieder Gehölz, durch welches Alleen zu neuen interessanten Parthien führen 2c. 2c. — Man sehe auch den Art. Garten, Th. 16, nach. Die übrigen schon oben erwähnten Style in der Gartenkunst sehe man im folgenden Register nach.

Styl (Aegyptischer), in der Bildhauerkunst und in der Baukunst, s. oben, unter Styl, S. 573 u. f., und S. 585.

—, in der Baukunst, s. daselbst, S. 582.

Styl (Bäuerischer), in der Baukunst, s. oben, S. 595 u. f.

—, in der Bildhauerkunst, s. das., S. 573 u. f.

—, in der Botanik, s. unten, Stylus.

— (Brief=), s. oben, S. 572.

— (Chinesischer), in der Gartenkunst, s. das., S. 603, und S. 611. Der Chinesische Gartenstyl ist grotesk, wildromantisch, obgleich nicht ohne Regelmäßigkeit, da die Chinesen die Plätze gut zu benutzen wissen, wo sie Gärten anlegen wollen; hier auf Alles merken. Ihre Alleen sind nur schmal, da sie große Spaziergänge nicht lieben, sondern mehr die Ruhe, wie alle Morgenländer; dagegen ist das Land in verschiedene Scenen abgetheilt, die sie in lachende, fürchterliche und bezaubernde theilen, welche sie auch oft unter einander mischen, um eine großartige Komposition herauszubringen, wie sie es nach ihrem Phantasiespiele für angemessen halten. Man sehe über die Chinesischen Gärten ein Mehreres unter Garten, Th. 16, S. 181 u. f. nach.

— (dramatischer), s. Styl (Opern=).

— (edler), sowohl in den bildenden Künsten, als auch in der Bau= und Gartenkunst, s. oben, unter Styl, an mehreren Orten.

— (Englischer), in der Gartenkunst, s. daselbst, S. 603, 611, und unter Garten, Th. 16, S. 176 u. f.

— (erhabener), in der Schreibart, s. diesen Artikel, Th. 148. Auch in den bildenden Künsten, und in der Bau= und Gartenkunst kommt der erhabene Styl vor; er zeichnet sich durch die schönsten, regelmäßigsten und geschmackvollsten Formen aus.

— (Französischer), sowohl in der Bau=, als in der Gartenkunst. Er zeichnet sich sowohl in der Ersteren, so wie in der Letzteren durch das Manierirte und oft Ueberladene aus; in der Ersteren auch oft durch kleinliche Verzierungen. S. auch unter Garten, Th. 16, S. 172 u. f.

Styl (Gothischer), in der Baukunst, s. oben, unter Styl, S. 587 u. f.
—, ein Griffel, s. Stylus, weiter unten.
— (Griechischer), in der Bildhauer- und in der Baukunst, s. oben, S. 577 u. f., und 585 u. f.
— (historischer), in der Schreibart, s. diesen Art., Th. 148.
— (Hetrurischer), in den bildenden Künsten und in der Baukunst, s. oben, unter Styl, S. 576, 586.
— (Instrumental-) s. daselbst, S. 581.
— (Italienischer-), in der Baukunst und in der Gartenkunst; s. oben, S. 593 u. f., und S. 603, und unter Gartenkunst, Th. 16, S. 167 u. f.
— (Kammer-), s. oben, unter Styl, S. 581.
— (Kanzley-), s. Th. 34, S. 548.
— (Kirchen-), s. oben, unter Styl, S. 580 u. f.
— (Ländlicher), in der Gartenkunst, s. daselbst, S. 603 u. f.
—, in der Malerey, s. oben, S. 580.
— (männlicher), männliche Schreibart, s. diesen Artikel, Th. 148.
— (Maurischer), s. Styl (Sarazenischer).
—, in der Musik, Styl in der Tonkunst, s. oben, unter Styl, S. 580.
— (nachahmender), in der Gartenkunst, s. oben, S. 603, 612.
— (Opern-), dramatischer Styl, Theaterstyl, s. das., S. 580 u. f.
— (Sarazenischer), Maurischer Styl, s. daselbst, S. 595.
— (poetischer), poetische Schreibart, s. diesen Artikel, Th. 148.
— (romantischer), in der Gartenkunst, s. oben, unter Styl, S. 603 u. f.
— (romantisch-ländlicher), s. daselbst, S. 619.
— (Römischer), in der Baukunst, s. das., S. 586 u. f.

Styl, in der Pflanzenkunde, s. Styl, in der Botanik.
— (Singestimmen-), s. oben, unter Styl, S. 581.
—, in der Schreibekunst, s. Schreibeart, Th. 148.
— (schwülstiger), s. daselbst.
— (Theater-), s. Styl (Opern-).
—, in der Tonkunst, s. Styl, in der Musik.
Stylist, von dem vorigen Worte und im gewöhnlichen Leben, eine Person, welche im Stande ist, ihre Gedanken nach den Regeln der Sprachkunst ungebunden niederzuschreiben, und nachdem, wie dieses geschieht, erhält sie noch die Beiwörter: gut und schlecht, als ein guter Stylist, ein schlechter Stylist. Wenn Jemand seine Gedanken so ordnet, daß sich das, was er niedergeschrieben hat, nicht nur gut lesen, sondern auch verstehen läßt, also deutlich, faßlich und angenehm geschrieben ist, dabei ein leichter, nicht weitschweifiger Periodenbau, eine gute Construktion in der Wortstellung die Schreibart besonders charakterisirt, so nennt man ihn einen guten Stylisten, ist aber das Gegentheil der Fall, ist seine Schreibart weitschweifig und unverständlich, so wird er ein schlechter Stylist genannt. Dieses Wort wird nur von der ungebundenen Rede gebraucht, nicht von der gebundenen oder Poesie. Wie ein guter Stylist schreiben muß, oder welche Ansprüche man an einen guten Stylisten macht, findet man unter Schreibart, Th. 148, angeführt. Das Zeitwort stylisiren, seine Gedanken ordnen und durch Worte vortragen, kommt zwar auch vor, jedoch nicht so häufig in der höhern Schreibart. — Einen guten Styl erwirbt man sich durch das Lesen gut geschriebener Bücher, wenn man solche mit Aufmerksamkeit und besonderer Berücksichtigung der Sprache durchliest, genau auf die Wortstellung merkt, die der Schriftsteller gebraucht hat, um das Ohr durch einen schönen Wortfall angenehm zu berühren. Dergleichen Werke kann man mehrere Male

durchlesen, da doch auch gewiß der Inhalt der Schreibart entsprechen wird. Das eigene Gefühl muß Einen bei der Wahl des Schriftstellers leiten, weil sich hier nicht gut Schriften vorschlagen lassen; denn wer dieses Gefühl nicht besitzt, dem wird auch schwerlich damit geholfen seyn, wenn man ihm Werke namhaft macht und er sie auch durchliest; sie werden ihm vielleicht so gleichgültig seyn, als andere minder gut geschriebene Werke. Denn wie bei der Musik, die diese durch liebliche Komposition in einer Arie gleich die Mehrzahl anspricht, so geht es auch bei einem gut geschriebenen Werke bei Gebildeten; denn dieses wird freilich oft nicht Jeden so ansprechen, wie eine gut komponirte Arie, die oft doppelt anspricht, erstlich durch ihren Inhalt, und zweitens durch die Musik. Dieser Wortklang findet natürlich nicht so bei der Sprache Statt; denn hier tritt nur das Gefühl ein, daß ich den Zauber der Schreibart fühle, er bei mir angenehme Empfindungen erweckt.

Styliten, Stylitae, Eremiten, welche ihr Leben auf einer Säule zubrachten. Der Stifter dieser Einsiedler im fünften Jahrhunderte im Morgenlande war Simeon, ein Syrischer Mönch, der in der ersten Hälfte des genannten Jahrhunderts lebte. Er lebte erst neun Jahre auf einer Säule in der Nähe von Antiochien, deren Spitze kaum zwei Ellen im Umfange hatte; dann versuchte er es mit Säulen von sechs, zwölf, zweiundzwanzig und sechsunddreißig Ellen Höhe, und bestieg zuletzt eine Säule von vierzig Ellen Höhe, auf der er dreißig Jahre gelebt haben soll. Indessen scheint diese freiwillige Abgezogenheit von der Welt und auf dieser sonderbaren Erhöhung nicht in einem fort gewährt oder gedauert zu haben; denn daß selbst der Stifter, Simeon, herabgestiegen seyn muß, ergiebt sich daraus, daß er nicht nur durch Händeauflegen Kranke geheilt und viele Wunder verrichtet, sondern auch Briefe geschrieben und an den politischen Händeln seiner Zeit Theil ge-

nommen hat. Simeons Beispiel, der nach seinem Tode kanonisirt worden, hat in Syrien und Palästina häufige Nachahmer gefunden, und sie sollen noch im zwölften Jahrhunderte vorgekommen seyn. Ihre Verrichtungen auf den Säulen bestanden im Beten und Fasten, und ihren Hunger stillten sie mit Wurzeln und Kräutern; indessen sollen sie auch aus den nächsten Klöstern mit Speisen bedacht worden seyn. Im Occidente fanden sich dergleichen Bußübungen nicht vor; auch wollte man allen Versuchen dazu hier keinen Eingang gestatten, indem man es nur für eine Praleren hielt, den größten Theil seiner Tage auf einer Säule zuzubringen, und um so mehr scheint diese Praleren gerechtfertiget, da die Styliten sich nicht wirklich in die Einsamkeit zurückzogen, ihre Säulen auf einsamen Bergspitzen oder in Wäldern ꝛc. aufrichteten, sondern stets an gangbaren Straßen, wo sie von jedem Reisenden bemerkt werden konnten. Ihre eigentlich dem Himmel geweiheten Betrachtungen gehörten daher mehr dem Irdischen oder der Erde an.

Stylus s. Stilus, ein Griffel, war bei den Alten, den Griechen, Römern ꝛc., ein Instrument, womit sie auf ihre mit Wachs überzogenen Tafeln zu schreiben pflegten. Dieser Griffel war auf der einen Seite spitz, wie ein Pfriemen, auf der andern glich er aber einer Schaufel oder einem Spatel. Mit der Spitze desselben wurde die Schrift in das Wachs eingekritzelt, mit dem spatelförmigen Theile aber aus und glatt gestrichen, wenn etwas falsch war, oder man die Schrift sonst nicht mehr brauchte. Daher auch: saepe vertere Stylum, eine Sache immer wieder ausstreichen und besser machen hieß. Man machte dergleichen Griffel erst von Eisen, da man sich aber damit oftmals einander beschädigte oder wohl gar tödlich verwundete, so wurden sie zu Rom verboten, wenigstens durfte kein eiserner Griffel mehr gebraucht werden, sondern von Knochen oder El-

fenbein; indessen hat man sich nachher wieder der eisernen Griffel bedient. — In der Botanik ist der Griffel oder Stylus die faden- oder säulenförmige, seltener blattartig verbreitete Fortsetzung des Eyerstockes, welche, wo sie vorhanden ist, die Narbe (das Stigma) trägt. Er wird zuweilen fälschlich Pistill genannt. — Von Stylus abgeleitet findet man in der Botanik Stylidium, das Fadensäulchen, eine in Form eines Mittelfadens in die Höhlung des Umschlages hineinreichende Fortsetzung des stielartigen Trägers (Strunks) bei manchen Balgpilzen, z. B. bei Podaxon und Stemonitis. — Nach Ehrhard, ist Styliscus, das Säulchen in dem Spornbehälter der Moose. — Stylopodium, der Griffelfuß oder das Griffelpolster, ist der stark verdickte oder auch scheibenförmig verbreitete Grund des Griffels, welcher den Scheitel des Eyerstocks, und später der Frucht, bei allen Doldenpflanzen, bedeckt. — Stylostegium, der Griffeldeckel, ist gleich mit Gynostegium, die Stempelhaube.

Stymphaliden, in der Mythologie, gewisse Raubvögel, welche von einem Arkadischen Sumpfe oder See, Stymphalus, den Namen hatten, bei dem sie sich aufhielten, oder von einem alten Heros Stymphalus, für dessen Töchter man sie ausgab, wegen dieses Namens wurden sie auch die Stymphalischen Vögel genannt. Man weicht in der Beschreibung dieser mythologischen Vögel sehr ab. Nach dem Gemälde der alten Dichter von diesen Vögeln, so hatten sie eherne Flügel, Schnäbel und Klauen, und die Größe der Kraniche, und glichen an Gestalt dem Ibis, nur nicht mit gekrümmtem, sondern geradem Schnabel, mit welchem sie jede Waffenrüstung durchbohren konnten; auch sollen sie die Federn ihrer Flügel gleich Pfeilen haben gebrauchen, und auf ihre Feinde, Menschen und Thiere, haben abschießen können, oder aus den Flügeln so fortschießen können, daß sie tödtlich den Gegenstand trafen,

auf den sie gerichtet waren. Nach dem Pausanias sollen sie aus Arabien nach dem Stymphalischen Sumpf gezogen seyn, in dem sie eine unzugängliche Wohnung fanden. Nach Mnaseas aus dem Alexandrinischen Zeitalter hat man sie für halb Weib und halb Vogel gehalten, und daher wollen Einige einen Vogel mit gehelmten Weiberhaupte, einem Schilde und einer Lanze auf einem Denar aus dem Valerischen Geschlechte für eine Stymphalide halten. Einige wollen die Harpyen Aello, Ocypete und Podarge, nach Andern hieß die Letztere Caläno, welche Töchter des Thaumas und der Elektra, und Schwestern von der Iris waren, für Stymphaliden ausgeben. Virgil beschreibt sie in der Aeneis **III.** p. **216**:
„Virginei volucrum vultus foedissima ventris
Ingluvies, uncaeque manus et pallida semper
Ona fame." — und Rammler: — „Und dann die
falsche Brut der Stymphaliden,
Die wild aus ehr'nen Schnäbeln schrie'n,
Mit ehr'nen Klauen raubten, und den Kampf vermieden,
Aus Sumpf und Busch zu zieh'n,
Ein Mittel traf; denn diese zu erlegen,
War nur ein Spiel für Herkuls Hand." —
Andere trennen aber die Harpyen von den Stymphaliden. Den Argonauten waren sie nicht günstig; denn auf der Insel Aretias fügten sie ihnen vielen Schaden zu, und verwundeten unter andern den Oileus mit ihren Federpfeilen, bis sie auf den Rath des Phineus durch das Aneinanderschlagen von Spießen und Schilden verscheucht wurden. Als Eurystheus, König von Mycenae, auf der Juno Antrieb, dem Herkules die zwölf gefahrvollen Arbeiten auftrug, so befand sich darunter auch die Tödtung dieser Vögel. Der genannte König ertheilte nämlich dem Herkules den Auftrag, die Stymphaliden aus ihren Wohnungen zu verscheuchen, und dieser entledigte sich dieses Auftrages durch die

Hülfe der Pallas oder Minerva, welche dem Herkules wohlwollte, und ihm eherne, vom Vulkan geschmiedete Krotalen (eine Art Klappern) schenkte, durch deren Geräusch er die Vögel aus dem Schilfe des Sumpfes emporscheuchte oder schreckte, und sobald er sie in der Luft erblickte, so erlegte er sie mit den Pfeilen seines Bogens. Nach Einigen soll er sie bloß durch den Schall des ihm geschenkten Instruments aus der Gegend verscheucht haben, der sie, wegen ihrer Gefräßigkeit, so schädlich gewesen wären. Nach dem Pausanias soll es in den Wüsten Arabiens wirklich Vögel gegeben haben, die man Stymphaliden genannt hat, und die mit dem Aegyptischen Ibis eine große Aehnlichkeit gehabt haben, nur sollen sie größer gewesen seyn, und der Schnabel soll aufrecht gestanden haben. Mit ihren großen Flügeln hätten sie ein großes Geräusch gemacht. Nach einigen alten Schriftstellern sollen ihre Flügel so groß gewesen seyn, daß sie im Fluge damit hätten die Sonne bedecken können. Kurz die Alten wissen von diesen Vögeln nicht genug nachtheilige Eigenschaften zu erzählen.

Styrax, s. Storax, Th. 174, S. 551 u. f.

Styx, eine Quelle oder ein Bach in Arkadien, die am Fuße des Berges oder Felsens Nonakris entspringt. Nach den Erzählungen der Alten von dieser Quelle, soll ihr Wasser giftig und dergestalt scharf und kalt gewesen seyn, daß es alle Metallgeschirre zerfressen habe, nur dem Pferdehufe sey es nicht nachtheilig gewesen. Sobald ein Mensch oder ein Thier davon trank, so starben sie plötzlich. Dieses soll auch daher gekommen seyn, weil es sich gleich nach dem Genusse verhärtete. Dieser Fluß schlängelte sich durch ein Thal, und fiel an der Grenze von Achaja in den Krathis. Die alten Dichter haben ihn zu einem Höllenflusse gemacht, und die Götter hatten eine so große Ehrerbietung vor dem Styx, daß sie bei demselben ihre Eide ablegten, und ein dabei geleiste-

ter Eid war heilig und unverlezbar. Wer einen solchen Schwur brach, mußte hundert Jahre von der Göttertafel entfernt bleiben, und verlor die Ehre der Verehrung; nach Andern dauerte die Strafe nur neun Jahr. — Styx war auch in der Mythologie oder Fabellehre eine Nymphe, und nach dem Hesiodus die Tochrer des Oceanus und der Thetis, nach Andern des Erebus und der Nacht. Von dem Pallas, dem Sohne des Krius, aus dem Titanengeschlechte, gebar sie den Zelos und Kratos, die Nice und Bia (Eifer und Kraft, Sieg und Stärke). Auf den Rath ihres Erzeugers, des Pallas, ging die Styx in dem Götterkriege mit ihren Söhnen zu dem Jupiter über, und seit dieser Zeit haben ihre Söhne zur Belohnung für ihren Beistand beständig ihren Sitz beim Jupiter, mit welchem die Styx nach dem Apollodor die Persephone erzeugt hat, und nach dem Pausanias von einem gewissen Piras die Hydra. Die Styx genoß die vom Jupiter ihr beigelegte Ehre, daß die Götter bei ihr schwören mußten. Nach einer andern Stelle des Hesiodus wohnte die Styx mit ihren Kindern in der Gegend des Tartarus, in einem von den übrigen daselbst wohnenden Gottheiten abgesonderten Felsenpallaste, oder in einer Grotte, die auf Säulen ruht, und oben mit Felsen bedeckt ist. Aus diesem Felsen sprudelte nun auch der Styx, und senkte sich in die Unterwelt, den Tartarus hinab, der mit ehernen Mauern umschlossen, und von dreifacher Nacht umgeben war, und hier bildete der Styx die berühmte stygische Flut, bei welcher die Götter schwuren, deren Eid so unverbrüchlich war, daß keine Macht im Himmel, noch auf Erden sie davon entbinden konnte. In der Tiefe, wo die Nacht herrschte, war auch der dunkle Kerker der Titanen; hier war auch nach den alten Dichtungen die Grundsäulen der Erde, des Meeres und des gestirnten Himmels. Hier an den entfernten Ufern des Oceans

war auch die immerwährend mit schwarzen Wolken bedeckte Wohnung der Nacht, und Atlas, ein Sohn des Japet, stand unermüdet vor derselben, mit Haupt und Händen die Last des Himmels tragend; auch begegnen sich hier Tag und Nacht immerwährend, ohne bei einander zu wohnen. Hier war es auch, wo die hundertarmigen Riesen Kottus, Gyges oder Gyes und Briareus ihre Behausung hatten, und den Eingang zum Kerker der Titanen bewachten. Mit dem Pallas oder Pirantus soll die Styx noch erzeugt haben: den Avernus, einen See bei Cumae in Campanien, in einem sehr finstern und dichten Walde, den nie die Sonne beschien; sein Wasser war faul und von schwefligem Geruche, und von solcher Stärke, daß wenn ein Vogel darüber flog, er gleich todt niederfiel. Daher erhielt er den Namen im Griechischen ἄορνος, ohne Vogel. Man hielt ihn für den Eingang in die Hölle. Agrippa ließ unter der Regierung des Kaisers Augustus den Wald ausreuten und den See mit dem Meere vereinigen; dann den Cocytus, ebenfalls einen Höllenfluß und Vater der Mynthe.

Suada oder Suadela, bei den Griechen Pitho, in der Mythologie, die Göttin der Beredsamkeit und Ueberredungskunst. Theseus verordnete ihre Anbetung in Athen, zum Andenken, daß die Einwohner der verschiedenen Distrikte in Attika sich von ihm zur Vereinigung in einen Staat hatten bewegen lassen. Sie hatte auch einen Tempel zu Sicyon, und war, wegen ihrer einschmeichelnden Gabe, nebst den Grazien, eine Begleiterin der Venus.

Suantewith, s. Swantewit.

Suassa, künstliche, eine Metallvermischung in Ostindien, welche aus Kupfer, Stahl und Gold gemacht wird. Dieses Gemisch hat eine feurige Farbe oder ein sehr hohes Goldgelb, welches noch die Farbe des Goldes übertrifft, und wird zur Verfertigung von Ringen,

Bechern und anderem Geschirre gebraucht. Die Europäer sollen diese Komposition nicht nachmachen können. Es scheint aber, daß sie aus dem Handel ganz verschwunden ist; denn man erblickt und hört nichts mehr, wenigstens in Deutschland, von dergleichen Waaren dieses Metalles. — Die natürliche Suassa, ein vermischtes goldreiches Metall, soll in Ostindien auf der Insel Timor gefunden werden, und an einem Berge, der von den Europäern Kupferberg genannt wird. Die Einwohner gestatten nicht, daß darin gegraben wird, sondern sie gebrauchen nur dasjenige von dem Erze, welches der davon ablaufende Fluß mit sich führt. Dieses ist ein reichhaltiges Kupfer. Das schlechte und falsche Suassa wird von geringhaltigem Golde gemacht, welches aber schmutzt und nicht den Glanz behält.

Sub, unter, unten, eine Lateinische Präposition oder ein Vorwort, welches mit vielen Wörtern zusammengesetzt erscheint, wo es immer den Begriff des Unter oder Unten im zusammengesetzten Worte bezeichnet; als Subbaß, Subhastiren, Subjekt, Subordination, Subscription ꝛc. ꝛc. Bei den Orgelbauern wird es als ein Beiwort zu verschiedenen Orgelpfeifen gebraucht, welches die Tiefe eines Registers anzeigt, und wobei man sich um das Hauptwerk zu bekümmern hat.

Subaerati, Römische Münzen, welche für silberne ausgegeben werden, die aber inwendig oder innerhalb mit Erz unterlegt worden. Diese Art verfälschter Münzen konnte man nicht leicht von den guten silbernen unterscheiden, bis man endlich beschloß, die silbernen zum Theile mit einer Feile zackig zu machen, da man dann sehen konnte, ob in den eingefeilten Lücken der Betrug zu entdecken sey, obgleich die Betriegerey in dieser Hinsicht so groß war, daß solche auch nicht durch das Zackenfeilen bei allen Subaeratis gemerkt werden konnte; denn man findet noch jetzt Serratos oder Gezackte, die

dennoch Subaerati sind, wo endlich nach vielem Gebrauche, da das Silber sich abgenutzt hat, das untergelegte Erz an das Licht kommt.

Subah, ehemals ein Titel der Statthalter des Mogols oder Schachs von Indien; nämlich die Statthalter über weitläufige Ländereyen führten diesen Titel, diejenigen über einzelne Provinzen hießen Nabobs. Als aber in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Persische Regent Nadir Schach in das Reich des Mogols einfiel, und darin eine gänzliche Veränderung erfolgte, machten sich die Subah und auch mehrere Nabobs von dem Großmogol unabhängig, und eigneten sich die Stelle der Duans oder der Dewanen (der Minister) zu, wodurch sie in ihren Provinzen unumschränkte Herren wurden. Die beiden bedeutendsten Subah waren: der Subah von Dekan, dem auch Golconda unterworfen ist, und der Subah von Bengalen, welche sich gänzlich vom Mogol unabhängig gemacht hatten. Die Engländer brachten späterhin die unumschränkte Regierung von Bengalen an sich, und so blieb dem Subah dieses Landes nur noch der Titel.

Subalternen, in einer Staatsverwaltung, die einem Chef, einem Collegium oder einer Behörde untergeordneten Beamten, welche die Verordnungen desselben auszuführen, und überhaupt das gesammte Detail des Geschäfts zu besorgen haben. Zu den Subalternen gehören daher bei den Kollegien ꝛc. die Kanzley-, Registratur-, Kalkulatur-, Kassen- ꝛc. Beamten; so wie beim Militair die Offiziere niederer Grade, die Subalternen der Regimenter und Korps sind. Subalternen sind daher diejenigen Offizianten eines Staats, welche die Geschäfte im Einzelnen durchführen. Im Civildienste bleiben die genannten Beamten in ihrer Sphäre, verändern ihren Posten nicht, und werden nur in der Anciennetät durch gewisse Titel und Orden ausgezeichnet. Beim Militair avanciren aber die Subaltern-Offiziere zu den

höhern und höchsten Graden, treten also aus der Subalternensphäre in die der höheren Offiziere.

Subaltern=Beamter, s. oben, unter Subalternen.

Subaltern=Officier, s. daselbst.

Subbas, Subbaß, beim Orgelbauer, eine gedeckte Orgelstimme in dem Pedale, welche aus zweiunddreißig und sechzehn Fußton besteht, und aus Holz gemacht ist, ein tiefer Baß 2c 2c.

Subbaschi, bei den Türken, ein Name der Gerichtsdiener, welche unter dem Kadi stehen.

Subbasilicani, bei den Römern, die Kaufleute, welche ihre Handelsgeschäfte unter einander in den Basiliken (Basilicis) oder Königlichen Häusern abmachten, wie bei uns jetzt auf den Börsen. Die Basiliken (Basilicae) waren große länglich=viereckige Gebäude, mit schönen Säulen und Statüen ausgestattet, in welchen ringsherum Gallerien gingen. Nicht allein die Kaufleute machten darin ihre Geschafte ab, sondern auch die Hundertmänner (Centumviri) hielten daselbst Gericht ab; auch wurden darin Rathsversammlungen gehalten. Die Kaufleute erhielten aber von diesem Gebäude, weil sie die meisten Geschäfte darin machten, fast täglich darin versammelt waren, ihren Namen.

Subdelegiren, in dem Deutschen Staatsrechte, wenn einem Reichsstande, als nämlich das Deutsche Reich noch in seiner früheren Unverletzbarkeit unter einem Kaiser, vor 1806, bestand, eine Kommission aufgetragen wird, und er solche durch Einen oder Mehrere von seinen Räthen ausführen ließ, so wurden diese Subdelegirte genannt. — Bei der delegirten Gerichtsbarkeit, die ihren Ursprung in dem Kanonischen Rechte hat, kommt das Delegiren und die Delegation gleichfalls vor. Wenn nämlich der delegirte Richter, dem die Gerichtsbarkeit in einer besonderen Sache auch besonders aufgetragen worden, diese ihm übertragene Gerichtsbarkeit, oder einen Theil derselben, wieder einem An-

dern aufträgt, so wird dieses Subdelegation genannt, zu welcher aber der delegirte Richter nach der Regel nicht berechtiget ist, wenn ihm dieselbe nicht ausdrücklich oder stillschweigend gestattet worden. Letzteres wird aber immer vermuthet, wenn die Gerichtsbarkeit einer Person von sehr hohem Range delegirt worden ist; daher die Päbstlichen Delegaten immer das Recht zu subdelegiren haben. Die Gewalt, welche dem delegirten Richter zusteht, hängt ganz von demjenigen ab, was ihm der Delegant überlassen wollte und konnte, und muß hauptsächlich aus dem Rescriptum delegatorium, welches Allen, denen daran liegt, vorgezeigt werden muß, beurtheilt werden. Aus diesem ist also zu entnehmen, ob dem delegirten Richter die ganze Gerichtsbarkeit in einer Sache, oder nur ein Theil derselben aufgetragen worden. Ist das Erstere geschehen, so erstreckt sich seine Gewalt über die Untersuchung und Erkenntniß in der Hauptsache und in den Nebenpunkten, und selbst auf Vollstreckung des Urtheils; ist aber seine Gewalt eingeschränkt, so ist Alles, was er über die Grenzen derselben oder in einer andern ihm nicht aufgetragenen Sache vornimmt, ungültig; immer ist er jedoch berechtiget, die ihm delegirte Gerichtsbarkeit gegen Jeden, der ihn in Ausübung derselben stören will, zu vertheidigen und zu behaupten. In Ausübung seines Auftrages muß er hauptsächlich die ihm vorgeschriebene Form, wenn er aber eine solche nicht hat, die Verfahrungsart des gemeinen Rechts beobachten. Die Gerichtsbarkeit kann entweder Einem oder auch Mehreren delegirt werden; im letztern Falle gelten mit den gleichen Unterscheidungen eben diejenigen Regeln, wie bei den Kommissarien (s. weiter unten). Von dem Ausspruche des delegirten Richters kann, wenn nicht ein anderes im Rescripte bemerkt ist, an den Deleganten appellirt werden; so wie auch von dem Subdelegaten an den Subdeleganten, wenn Jenem nicht die ganze Gerichtsbarkeit, sondern nur ein

Theil derselben überlassen worden. Die Delegation endiget sich 1) durch Widerrufung des Auftrages, welche dem Deleganten immer, dem Subdeleganten aber nicht ohne besonderen Vorbehalt frei steht. 2) Durch den Tod des Deleganten, wenn er erfolgt, ehe der delegirte Richter die ihm delegirte Gerichtsbarkeit auszuüben angefangen; 3) durch den Tod des delegirten Richters, es müßte denn mehr seinem Amte und Stande, als seiner Person, oder nebst ihm auch Andern mit der Klausel: sammt oder sonders, die Gerichtsbarkeit delegirt worden seyn, und 4) durch Endigung der Sache, in welcher die Delegation geschehen. In der jetzigen Zeit wird auch der von dem Landesherren oder seinen höchsten Kollegien verordnete Kommissarius ein delegirter Richter genannt, und es werden auf ihn die Grundsätze des Kanonischen Rechts von der delegirten Gerichtsbarkeit angewendet. Von welcher die Römische Mandata Jurisdictio unterschieden ist, die sich nicht auf eine Sache einschränkt, sondern den ganzen Umfang der Gerichtsbarkeit in sich schließt. — Kommissarien werden bei der Subdelegation in solchen Sachen ernannt, welche wegen ihrer Weitläufigkeit in das gewöhnliche Verfahren vor den Richter nicht gut gezogen werden können. Der Kommissarius, der von dem Regenten oder der höchsten Behörde mit einer Kommission beauftragt worden ist, kann in der Regel, wie schon bemerkt worden, das ihm aufgetragene Geschäft nicht wieder einem Andern auftragen, und nur ausnahmsweise: 1) wenn die Partheyen selbst in die Subdelegation willigen; 2) wenn diese Gewalt ausdrücklich dem Kommissarius gegeben, und 3) wenn sie ihm stillschweigend ertheilt worden, welches man vermuthet, wenn ehemals der Kaiser oder die höchsten Reichsgerichte, oder jetzt ein Regent der ersten Mächte Europas einen Reichsstand, Landstand, zum Kommissarius ernennt, oder einem aus mehreren Personen bestehenden Gerichte ein solches Geschäft aufgetragen

wird, welches ein anderes, als von subdelegirten einzelnen Mitgliedern ausgemacht zu werden pflegt, wie z. B. eine Besichtigung, oder ein weitläufiges Zeugenverhör. Der Subdelegirte tritt dann in die Rechte des wirklichen Kommissarius, dem die Sache aus der ersten Hand übergeben worden, und dem es überkommt, oder der es übernimmt, muß es mit allem Fleiße und Sorgfalt verrichten, ganz nach dem Inhalte des Auftragschreibens, und wenn er z. B. zum Versuche der Güte den Auftrag hat, darf er nicht entscheiden, und wenn ihm ein Zeugenverhör aufgetragen ist, darf er nichts beaugenscheinigen oder Urkunden vidimiren; denn was er ohne oder gegen den Auftrag vornimmt, ist Alles null und nichtig, was er aber nach dem Inhalte seiner Instruktion vornimmt, hat eben die Wirkung, als ob es der Kommittent selbst vorgenommen hätte, und ungeachtet er gewöhnlich nicht verpflichtet ist oder wird, so haben doch seine Protokolle völligen Glauben, und die von ihm vidimirten Urkunden haben gleiche Beweißkraft mit den Originalien. Indessen kann der Kommissarius auch oft das, was ihm nicht ausdrücklich aufgetragen worden, thun, wenn es die Natur der ihm aufgetragenen Sache erfordert. Der subdelegirte Kommissarius muß das ihm aufgetragene Geschäft so bald als möglich antreten; denn wenn er zaudert, so kann die Parthey, welcher an der Beförderung der Sache gelegen ist, zuerst den Kommissarius selbst schriftlich oder mündlich um Beschleunigung ihrer Angelegenheit bitten; hilft aber dieses nicht, dann an den Obern und Kommittenten gehen, und nebst Bescheinigung der Zustellung des Auftragschreibens und Anzeige der fruchtlos geschehenen Erinnerungen, um ein nachdrückliches Erinnerungsschreiben bitten, welches dann auch ertheilt, und dem Kommissarius, wenn es ein Untergebener ist, eine Frist zur Befolgung des Auftrags bei Vermeidung einer Strafe vorgeschrieben, auch seine Nachläßigkeit nachdrücklich verwiesen wird. Fängt der

Kommissarius auch dann das Geschäft noch nicht an, so wird um ein nachdrückliches Erinnerungsschreiben nachgesucht, und solches nebst der zuvor gedroheten Strafe erkannt; auch der Kommissarius unter Bedrohung der doppelten Strafe zur Verrichtung des Geschäfts erinnert. Ist er noch immer säumig, so kann, nach bescheinigter Zustellung, gebeten werden, die Sache einem Andern aufzutragen, nnd den Kommissarius zur Erstattung der vergeblich verursachten Kosten anzuhalten; ist aber der Kommissarius dem Kommittenten nicht untergeben, so wird er nur mit dem Bedeuten zur Befolgung des Antrages erinnert: daß man sich sonst genöthiget sehen würde, ihm die Kommission wieder abzunehmen, und auch wohl mit der Berührung seiner Verbindlichkeit zur Schadloshaltung. Das ihm aufgetragene Geschäft fängt der Kommissarius mit den nach der Natur des Auftrages erforderlichen Ladungen an, welchen, wenn den Partheyen nicht von dem Kommittenten schon der Auftrag eröffnet worden, die Abschrift des Auftragschreibens beigelegt, und die Vorlegung der Urschrift im Termine angeboten wird. In dieser Ladung ist es gewöhnlich, daß der Kommissarius, da er gewöhnlich nur Personen von Ansehen vorzuladen hat, von Kommissionswegen befiehlt, für seine Person aber höflich ersucht; er muß den Ort genau bestimmen, wo der Geladene erscheinen soll, welches oftmals der Gasthof ist, in welchem er, der Kommissarius, abtritt; am Ende unterschreibt er sich, und wenn ihrer Mehrere sind, sämmtlich nach ihrer Rangordnung, mit dem Beisatze: zu dieser Sache verordneter Kommissarius. So weit der Gerichtskreis seines Obern sich erstreckt, verrichtet er die Ladung unmittelbar, und giebt der Unterobrigkeit bloß Nachricht von seinem Auftrage, oder verlangt von ihr die Insinuation seiner Ladung. An dem Termine, wo die geladenen Partheyen oder Zeugen das erste Mal erscheinen, legitimirt sich der

Kommissarius zuerst mit dem vorgezeigten und vorgelesenen Originale seines Auftragschreibens, und eröffnet damit die Kommission. Wenn mehrere Kommissarien verordnet sind, führt der Erste das Direktorium, ihm werden alle Akten zugestellt, er thut den Vortrag in der Sache, auf welchen ferner weiter verfahren wird, wobei sich dann die Kommissarien nach dem gewöhnlichen Laufe des Prozesses und nach den Gesetzen richten, in sofern ihnen nicht eine besondere Richtschnur des Verfahrens vorgeschrieben worden ist. Nach Beendigung des Geschäfts berichtet der Kommissarius an seinen Kommittenten, entweder ausführlich, oder unter Beziehung auf das Protokoll, welches sammt den Beilagen, und wenn es befohlen worden, nebst einem Gutachten an den Kommittenten gesendet wird. Wenn sich aber mehrere Kommissarien über den Bericht oder das Gutachten nicht vereinigen können, so sendet ihn jeder besonders ein. Von dem Spruche eines Kommissarius, welchem die Entscheidung aufgetragen worden ist, kann nach der gemeinen Meinung, an den Kommittenten appellirt und jedes andere Rechtsmittel, welches gegen den Spruch des Kommittenten Statt hat, ergriffen werden, und der Kommissarius muß sodann inne halten, wenn ihm nicht der Auftrag ausdrücklich mit der Klausel: daß er sich an kein Appelliren kehren solle, geschehen ist. Das Amt des Kommissarius hört aus den oben angeführten Ursachen auf, wozu noch kommt, wenn die Gewalt des Kommittenten vor eben dieser Zeit aufgehört hat, wenn die in dem Auftragschreiben ausdrücklich bestimmte Zeit verflossen, wenn der Kommissarius selbst aus erheblichen Ursachen den Auftrag aufkündiget, und zuletzt, wenn das ihm aufgetragene Geschäft beendiget, und darüber Bericht eingeschickt worden ist. Dem Kommissarius gebührt die gehörige Achtung, und eine jede ihm bei Ausführung des Geschäfts zugefügte Beleidigung oder respektwidriges Begegnen wird angese-

hen, als ob es dem Kommittenten selbst widerfahren wäre; auch gebührt ihm eine verhältnißmäßige Belohnung und Vergütung seiner gehabten Unkosten; so wie auch ein Kommissarius von der andern Seite bei Fehlern und Verzögerungen von seiner Seite zur Schadloshaltung angehalten werden kann, so wie er auch im Falle einer böswilligen Aufhaltung des Prozesses bestraft werden kann.

Subdiakon, Subdiaconus, Einer von den obersten Geistlichen (Ordinibus majoribus) in der Katholischen und Griechischen Kirche. Ihm wird bei seiner Weihe ein lediger Kelch nebst den darauf liegenden ledigen Schlüsseln unter den Worten gereicht: Siehe, was für einen Dienst Dir übergeben wird, darum ermahne ich Dich, daß Du Dich so zeigest, damit Du Gott gefallen mögest. Hierauf bekommt er einen Krug mit Wein und Wasser, nebst einem Handtuche und auch die Episteln. — Auch in der Protestantischen oder Evangelischen Kirche kommen Subdiakonen vor, jedoch nicht in gleichen Amtsverhältnissen, wie in den vorigen Kirchen; sie sind hier an den Kirchen die jüngsten oder letzten Prediger.

Sub-et Obreptio, in den Rechten, wenn auf eine listige betriegliche Weise, durch Verschweigung wahrer zu der Sache nöthiger Umstände, oder durch Anführung falscher Bewegungsgründe etwas erhalten wird, welches erschlichen, eine Sub-et Obreption heißt, so wird eine auf solche Weise erhaltene Gnade widerrufen, sobald das Falsche offenbar wird.

Sublerrati, bei den Römern, Münzen, welche mit Eisen unterlegt waren. Es war also auch eine Betriegerey mit diesen Münzen, die, wie die Subaerati, durchgängig Silber enthalten sollten, statt dieses Erzes aber Eisen enthielten.

Subhastation, der öffentliche meistbietende Verkauf unbeweglicher Güter, so wie Auktion der öffentliche

meistbietende Verkauf von beweglichen Gütern oder Mobilien ꝛc. ist. Auch der öffentliche Verkauf von Thieren gehört mit zu den Auktionsgegenständen. Die öffentliche Versteigerung kann unter der Autorität der Obrigkeit, oder auch privatim geschehen. Das Letztere geschieht, wenn Jemand freiwillig sein Haus oder sein Gut öffentlich an den Meistbietenden verkaufen will, er also nicht insolvent auf sein Eigenthum ist, das heißt, daß er die Zinsen der etwa darauf stehenden Kapitalien nicht bezahlen kann, und ihm daher der freie Verkauf nicht mehr zusteht, in diesem Falle geschieht dann die Subhastation gerichtlich, indem die Kreditoren das Haus, Gut ꝛc. von Seiten der Obrigkeit veranschlagen lassen. Der Antrag zur Subhastation geschieht dann von den hypothekarischen Gläubigern, und das Gut ꝛc. wird gerichtlich mit Allem, was dazu gehört, abgeschätzt, und diese Abschätzungssumme durch die öffentlichen Blätter mit der Zeit des Bietungstermins bekannt gemacht; zugleich wird dabei bemerkt, daß man den Hypothekenschein und die Bedingungen in der in der Registratur des Gerichts niedergelegten Taxe einsehen könne. Personen, welche als notorisch insolvent oder zahlungsunfähig bekannt oder zu betrachten sind, können vom Bieten ausgeschlossen werden, und dieses um so mehr, da sie oft nur von der Gegenparthey dazu gebraucht werden, das Haus oder Gut in die Höhe zu treiben. Dem Zuschlage muß eine Aufforderung zum Verbote vorhergehen, sonst kann jeder Anwesende gegen den Zuschlag protestiren. Der Meistbietende hat immer den Vorzug, außer wenn durch Landesgesetze das Jus primi liciti, das Recht des ersten Gebots, eingeführt ist, wonach derjenige, der zuerst auf eine Sache geboten hat, verlangen kann, daß ihm die Sache für eben den Preis, der zuletzt geboten worden, zugeschlagen werde, er muß jedoch noch vor dem Zuschlage erklären, daß er von diesem Rechte Gebrauch machen wolle; er hat dann nicht

nöthig, das letzte Gebot zu überbieten, sondern braucht bloß zu erklären, daß er das Gebotene auch geben wolle. In Hinsicht eines in öffentlicher Versteigerung erstandenen Gegenstandes findet so wenig von Seiten des Käufers, wie des Verkäufers, ein Rechtsmittel wegen außerordentlicher Verletzung (Remedium ex L. 2 C. de rescindenda emtione venditione) Statt. — Die Benennung Subhastation kommt von den alten Römern her; denn die Versteigerung, Vergantung, war bei ihnen ein öffentlicher genehmigter Verkauf beweglicher und unbeweglicher Güter, wobei das Verzeichniß derselben an einem bei dieser Handlung aufgerichteten Spieße aufgehängt wurde. Da nun dieser, bei solcher Gelegenheit aufgerichtete Spieß das öffentliche Zeichen einer Auktion war, so entstanden daher die Ausdrücke: Subhastatio und sub hasta venire. Der Zuschlag bei einer Subhastation geschah nicht eher als decursis hastis, das heißt, nach Ablauf von zwanzig Tagen. Bei den Fiskalischen Subhastationen war auch der Prokurator Fisci zugegen. Subhastation heißt daher etwas unter dem Spieße verrichten, weil ein Spieß bei der Auktion ausgesteckt war. — Ein Mehreres über die Subhastation und Auktion findet man unter Versteigerung, in V.

Subhastiren, Immobilien an den Meistbietenden öffentlich verkaufen, welches sowohl gerichtlich, als privatim geschehen kann; s. den vorhergehenden Artikel.

Subjekt, Subjektiv, Subjektivität. Das Subjekt aus dem Lateinischen Subjectum, ist in logischer Beziehung der Grundbegriff eines Urtheils, oder es wird diejenige Vorstellung so genannt, welcher eine andere als Merkmal beigelegt wird (Prädikat). Auch der Gegenstand, über welchen man urtheilt. In Hinsicht der Sprache oder Grammatik, dasjenige, von welchem etwas gesagt wird, zum Unterschiede dessen, was von demselben gesagt wird, oder des Prädikats; in

den meisten Fällen im Deutschen der Gegenstand. Auch bezeichnet man damit das Wort, welches den Hauptbegriff eines Satzes bezeichnet. In der Wortfolge macht das Subjekt den Anfang einer jeden Rede, und das Prädikat beschließt sie; auch geht das Subjekt immer voran, und das Prädikat, oder was man dem Subjekte beilegt, folgt; denn wenn das Subjekt auch an und für sich bestimmt genug ist, so macht es doch in der Rede den unbestimmtesten Theil aus, und erhält erst durch das Prädikat seine ganze Aufklärung. In Anreden, Befehlen, Bitten und Aufmunterungen, wenn sie durch den Imperativ ausgedrückt werden, bekommt das Subjekt seine Stellung hinter das Verbum. Das *Subjekt* ist gemeiniglich, aber nicht immer, ein selbstständiger Gegenstand, es kann folglich auch der Infinitiv eines Verbums oder ein Adverbium seyn: Tanzen mag ich nicht; Land und Volk regieren hemmt die Sorgen nie; schwarz und weiß ist zweierley. Das Prädikat besteht entweder aus einem einzigen Worte, oder aus mehreren Wörtern. Im erstern Falle muß es aus einem Zeitworte mit einem vollständigen Begriffe bestehen: Dein Freund schläft; im letztern Falle enthält das Zeitwort entweder einen allgemeinen und unvollständigen Begriff, in welchem Falle derselbe durch ein Adverbium ergänzt werden muß: der Sommer ist nahe; die Blume wird welk; die Uhr hat geschlagen; oder das Prädikat wird auch nach seinen Eigenschaften, Beschaffenheiten und Umständen näher bestimmt. Subjekt und Prädikat bilden einen Satz in der Rede; denn da das Subjekt der Gegenstand ist, von dem etwas bejahet oder verneint wird, und die Letzteren das Prädikat, so machen sie zusammen einen Satz aus, welcher einfach oder zusammengesetzt seyn kann. Der einfache Satz besteht aus dem bloßen Subjekte und dessen Prädikate, und der zusammengesetzte, wenn mehrere Sätze zu einem ein-

zigen verbunden worden. Wenn sowohl das Subjekt, als auch das Prädikat ohne alle nähere Bezeichnung ausgedrückt werden, so ist es ein nackter Satz, werden aber beide nach ihren Verhältnissen, Eigenschaften oder Umständen näher bezeichnet, so ist es ein ausgebildeter Satz; erweiterte Sätze nennt man diejenigen, worin Ursachen, Bedingungen ꝛc. zwischen dem Subjekte und dem Prädikate in eigenen Sätzen eingeschoben oder auch dem Letztern beigefügt werden, in welchem Falle die Ersteren Nebensätze heißen, um sie von den Hauptsätzen zu unterscheiden. In allen Fällen können sowohl das Subjekt, als das Prädikat, entweder einfach, oder mehrfach seyn, in welchem Falle die verschiedenen Subjekte oder Prädikate entweder ohne alle Verbindung neben einander gestellt, oder durch Conjunktionen mit einander verbunden werden. So ist z. B. ein einfacher Satz mit mehreren Subjekten: Schwäche des Geistes, Mangel des Geschmacks, Unruhe der Begierden, Verwöhnung an betäubenden Ergötzungen pflegen das Vergnügen an den Reizen der Natur zu tödten; und ein einfacher Satz mit mehreren Prädikaten: Der ruhige Mond hebt sein Haupt hinter dem dunklen Walde empor, versilbert die Spitzen der Berge umher, und steigt feierlich langsam am blauen Himmel herauf. Ein Mehreres hierüber findet man in Deutschen Sprachlehren. — In philosophischer Bedeutung wird das Subjekt dem Objekte entgegengestellt, und bezeichnet dann das vorstellende und erkennende Wesen, welches sich auch zugleich zum Gegenstande der Erkenntniß macht, und in sofern Subjekt-Objekt genannt worden ist. Ueberhaupt bezieht beim Erkennen das Subjekt seine Vorstellung auf ein Objekt; und beim Fühlen geht das Subjekt nicht aus sich heraus, und beim Begehren strebt es, seiner Vorstellung ein Objekt zu geben. Diese verschiedenen Vermögen der Seele sind nichts

weiter, als verschiedene Verhältnisse der Ursachlichkeit eines und desselben Subjekts (der Seele); sie gehören daher auch in einem Leben zusammen, stehen daher in Wechselwirkung, und machen ein lebendiges Ganze aus. Zu einer jeden Erkenntniß ist eine Vorstellung erforderlich, welche das erkennende Subjekt hat, und die es auf Etwas von derselben verschiedenes (Objekt) bezieht. Diese Beziehung auf das Objekt kann nun doppelt seyn, entweder unmittelbar, so daß zwischen ihr und demselben sich keine vermittelnde Vorstellung befindet, dann heißt sie Anschauung, oder sie ist mittelbar, so daß durch sie nicht unmittelbar das Objekt vorgestellt wird, dann heißt sie Begriff. Man muß sich nicht durch den Ausdruck Anschauung verleiten lassen, ihn bloß auf Vorstellungen des Gesichts einzuschränken. — In der Tugendlehre oder Ethik wird das freie Wesen der Sache oder der unlebendigen Substanz, Subjekt genannt, entgegengesetzt. — Im gemeinen Leben pflegt man einen Menschen in Ansehung seiner Fähigkeit und Tüchtigkeit zu etwas, häufig ein Subjekt zu nennen. Ein brauchbares Subjekt. — Subjektiv heißt, was dem Subjekte angehört, das heißt, in der Natur, namentlich in der Erkenntniß- und Gefühlsweise eines einzelnen Subjektes, was dem Wesen des Subjektes angehört, ihm untergeordnet ist; auch was sich auf das Subjekt bezieht. Alles, was in der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens überhaupt seinen Grund hat, ist auch zugleich objektiv, daher redet man von einer subjektiven und objektiven Vernunft, oder von der persönlichen und der menschlichen Vernunft, welche durch Erstere erscheint. — Subjektivität ist die Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit eines Subjektes. — In der Musik wird Subjekt von dem Hauptsatze oder Thema einer Fuge gebraucht.

Subligaculum, war bei den Römern eine breite Binde

von Leinwand, welche die Schauspieler unten um sich herum banden, damit bei ihren heftigen Bewegungen sich nicht körperliche Theile blicken ließen, welche die Ehrbarkeit verborgen gehalten wissen will. Dergleichen Binden hatte man auch in den Bädern, und besonders benutzte sie das schöne Geschlecht.

Sublimat, Sublimatum, in der Chemie, das Produkt jeder Verflüchtigung, wenn es hart erscheint, oder der bei der Sublimation oder Verflüchtigung aufsteigende Körper, wenn er eine feste oder zusammengesinterte Masse bildet. Erscheint diese Masse pulverig oder locker, so wird sie **Blume** oder **Blüte** (**Flores**) genannt, welche Benennung auch jetzt noch, aber doch nur selten gebraucht wird. Am bekanntesten von den Sublimaten, als Sublimat, sind die aus Quecksilber bereiteten; s. unter Quecksilber, Th. **119**, und auch den Art. Sublimation.

Sublimatblumen, s. den vorhergehenden Artikel.

Sublimation, Sublimirung, Sublimatio, Franz. Sublimation, in der Chemie, diejenige Operation, da man vermittelst des Feuers trockne feste Substanzen in einen mehr oder weniger sichtlichen Rauch verwandelt, welcher sich in dem obern und kühlern Raume der Gefäße wiederum verdichtet, und sich entweder in Gestalt eines lockern Pulvers, oder einer harten Rinde an solche anlegt. Man thut nämlich die dazu bestimmten Körper in Kolben oder Retorten, u. versieht Erstere mit einem Helme, und Letztere mit einer Vorlage, verklebt die Fugen gehörig, giebt gelindes Feuer darunter, welches nach und nach bis zu dem erforderlichen Grade vermehrt wird, wodurch sie in Dünste verwandelt werden, welche sich nach den kältern Theilen des Gefäßes ziehen, ihren Hitzegrad verlieren, und sich als feste oder lockere Körper anlegen, die im erstern Falle **Sublimat**, im letztern **Blumen** genannt werden, wie schon oben, unter **Sublimat**, angeführt worden. Zum Beispiel, man erhitzt

Schwefel in einem verschlossenen Gefäße, so wird er sich als Dunst darin erheben, und dieser sich an die kühlsten Theile des Gefäßes wieder als gelber Schwefel ansetzen. Man stellt die Sublimation auch mit, oder ohne Zusätze an, und kann sie demnach in die einfache, und in die vermittelte eintheilen. Die Zusätze, deren man sich bedient, werden entweder in der Absicht zugesetzt, um beigemischte Unreinigkeiten, die gleichfalls flüchtig sind, zurück zu halten, und ein reineres Produkt zu erhalten, wozu dann bei öligen Unreinigkeiten Sand, gestoßenes Glas, reine Thonerde, und das Pulver von gut ausgebrannten Kohlen, bei sauren Unreinigkeiten dagegen Kalk, Knochenasche, Salze ꝛc. dienlich sind; oder man braucht sie auch deshalb, damit sie sich dem Produkte der Arbeit selbst beimischen, und entweder sein Aufsteigen befördern, oder ihm die Eigenschaft geben sollen, die man daran zu finden wünscht, dergleichen z. B. in Rücksicht verschiedener Metalle, die Salzsäure und der Salmiak, und bei dem Arsenik und Quecksilber der Schwefel sind, oder endlich, daß sie aus dem zum Sublimiren bestimmten Gemenge die Ausscheidung der flüchtigen Theile befördern sollen, wie z. B. bei der gewöhnlichen Bereitung des ätzenden Sublimats der gebrannte Vitriol zur Austreibung der Salzsäure des Kochsalzes dient. Man gewahrt hieraus, daß die Sublimation mit der Destillation Aehnlichkeit hat, indem hier bei der Ersteren die durchs Sublimiren entstandenen Dämpfe, der Rauch, sich zu einer festen Masse anlegt, und bei der Letzteren der Niederschlag der Dämpfe wieder eine tropfbare Flüssigkeit erzeugt. Die Geräthschaften zum Sublimiren sind nur einfach; denn zu Arbeiten im Kleinen braucht man gemeiniglich nur einen kleinen Kolben oder eine Phiole, zu Arbeiten im Großen dagegen Kolben oder Retorten, die Ersteren mit einem Helme, und die Letzteren mit einer Vorlage. Man richtet sich in der Wahl der Gefäße und in der Art das Feuer anzubrin-

gen, nach der Natur der Materien, welche sublimirt werden sollen, ingleichen nach der Gestalt, welche der sublimirte Körper bekommen soll; denn es giebt sublimirte Substanzen, die man nur dann für schön hält, wenn sie in sehr feinen, dünnen und leichten Theilchen aufsteigen, wie fast alle diejenigen sind, die man Blumen nennt; sind die aufzutreibenden Materien sehr flüchtig, so bedient man sich hoher Kolben, die mit einem Helme bedeckt werden, oder auf welche man sogar viele aufeinander passende Helme setzt, welche man Aludel oder Sublimirtöpfe nennt. Das Sublimiren geschieht im Sandbade; man giebt gerade so viel Hitze, als zum Auftreiben der zu sublimirenden Substanzen erforderlich ist, und schützet die Helme vor der Erhitzung mit größter Sorgfalt. Zur Erreichung dieser Absicht ist es sehr gut, daß die Kolben und Helme sehr hoch sind. Wenn trockne Materien, die man durch Sublimiren sammeln will, nicht anders aufsteigen, als bei dem zugleich erfolgten Uebergange einer gewissen Menge von Feuchtigkeit, so muß bei der Geräthschaft zum Sublimiren auch für einen Abfluß und für ein Gefäß gesorgt werden, welches diese Feuchtigkeiten aufnehmen kann, wozu sich ein gewöhnlicher geschnabelter Helm mit einer Vorlage am besten schickt. Bei andern sublimirten Körpern verlangt man, daß sie in so festen und derben Klumpen erscheinen, als sie nur ihrer Natur nach bilden können, von welcher Art der Kampfer, der Salmiak, und alle Quecksilber-Sublimate sind. Die schicklichsten Gefäße zu diesen Sublimirungen sind Phiolen, die man, so wie es die Flüchtigkeit und Schwere der zu sublimirenden Materien erfordert, mehr oder weniger in Sand eingräbt. Bei dieser Art zu sublimiren setzen sich die Substanzen, sobald sie den Boden des Gefässes verlassen haben, an dem obern Theile desselben an, und da derselbe niedrig und dem Feuer so sehr nahe ist, so erleiden sie daselbst eine solche Hitze, die sie in eine Art von halber Schmel-

zung oder Zusammensinterung bringen, welches durch den Grad des Feuers und durch die Hitze des Sandes bewirkt wird, welcher den obern Theil des Gefäßes mehr oder weniger bedeckt. Das Sublimiren oder die Sublimation findet Statt beim Kienrußbrennen, bei der Tuschbereitung, in Schwefelhütten (bei der Bereitung der Schwefelblumen), in Zinnoberhütten, in Arsenikhütten, in Kampherbereitungen oder Kampherraffinerien, und in Salmiakfabriken. Man sehe das Sublimiren dieser Produkte unter ihrem Namen in der Encyklopädie nach, wo darüber ausführlich gehandelt worden. — Die Kunst zu sublimiren ist schon alt; denn schon Avicenna erwähnt des ätzenden Sublimats in seinen Schriften; es scheint, daß die Alchymisten zuerst bei ihren vielen Experimenten, um edle Metalle hervorzubringen, darauf gekommen sind.

Sublimiren, s. den vorhergehenden Artikel.

Sublimirgefäße, beim Scheidekünstler, die Gefäße, die man sich zum Sublimiren bedient, und die schon oben, unter Sublimation, erwähnt worden. Man gebrauchte ehemals auch Destillirgläser mit einem langen Halse, auf welchen ein Helm war; sublimirte also in einem Kolben besonders sehr flüchtige Substanzen; da man aber späterhin einsah, daß die Länge des Halses sehr unnütz ist, so kamen sie wieder aus dem Gebrauche. Jetzt bestehen die Sublimirgefäße, die man zur Sublimation gebraucht, in Kolben, Aludels, Destillirgläser ꝛc. ꝛc.; s. auch unter Helm, Th. 22, S. 829.

Sublimirkrüge, s. Sublimirtöpfe.

Sublimirtöpfe, Sublimirkrüge, s. unter Helm, Th. 22, S. 829. Man hat auch irdene Krüge, von deren Deckeln eine Röhre nach irgend einem von Wänden eingeschlossenen Raume hingeht; erhitzt man nun die Krüge, z. B. bei der Sublimation des Stangen-

schwefels, so strömen die Dämpfe, die sich aus dem Schwefel entwickeln, durch die Röhre, und setzen sich als Schwefelblumen oder Schwefelblüten an die kühlern Wände.

Sublunaria corpora, werden alle diejenigen Körper von den Nativitätsstellern genannt, welche unter der Sphäre des Mondes liegen, und daher nach der allgemeinen Meinung damaliger Zeit von dem Monde einen gewissen Einfluß erhalten.

Submersio, bei den alten Völkern, die Ertränkung oder Ersäufung, eine Lebensstrafe. Sie kommt bei den Juden nicht vor, denn es ist weder in der Bibel, noch im Talmud davon etwas zu finden; sie konnte ihnen aber nicht unbekannt seyn, da sie auch bei den Syriern und Phöniziern im Gebrauche war, und Christus kann, Matth. 18, 6, dahin gezielt haben. Die Griechen umhingen den Verbrecher, der diese Strafe erleiden mußte, mit Bley, damit er um so schneller auf den Grund des Wassers kam, und daselbst festgehalten wurde; die Römer steckten ihn aber in einen ledernen Sack, und dazu einen Hund, Hahn, Affen und eine Otter, und diese Strafe traf den Elternmörder. Es konnte aber auch bei ihnen Submersio heißen: wenn sie einen Verbrecher ins Wasser warfen, eine geflochtene Hürde auf ihn legten, solche mit Steinen beschwerten, und so beide in den Grund treiben ließ. Bei den alten Deutschen kommt diese Strafe auch vor, auch in der spätern Zeit. S. den Art. Säcken, Th. 129, S. 435 u. f.

Subnormallinie, in der Meßkunst, ein Theil der Achse, der zwischen der Semiordinate und der Normallinie liegt.

Subofficiarii, Electorum Imperii in officiis publicis Vicarii, die Erzbeamten der weltlichen Churfürsten bei dem ehemaligen Römisch-Deutschen Reiche, welche als Vikarien statt der Churfürsten das Erzamt

bei der Kaiserkrönung verrichteten; s. unter Kaiser, Th. 32, S. 323 u. f.

Subordination, **Dienstzucht**, beim **Militair**, der unbedingte Gehorsam jedes Untergebenen gegen den Vorgesetzten. Die Subordination ist beim Soldaten die Pflicht des unbedingten Gehorsams in Betreff der Befehle seiner Obern; sie pflanzt sich in der Richtung von oben nach unten fort, und ist überall gleich; denn der Untergebene ist nur für die richtige Vollziehung des erhaltenen Befehls verantwortlich, die Verantwortlichkeit für die weitern Folgen trägt allein der Vorgesetzte, der den Befehl giebt; nur dann hört diese Pflicht auf, wenn der Befehl mit der Treue gegen den Landesherrn und das Vaterland in offenen Widerspruch tritt. In so fern aber jeder Vorgesetzte wieder einen Vorgesetzten über sich hat, wird das, was nach der Seite seiner Untergebenen sein Recht ist, nach der andern Seite seine Pflicht. Jeder Vorgesetzte hat daher unbedingten Gehorsam zu fordern, aber auch auf der andern Seite ihn zu leisten, und so immer im Auge zu behalten, daß das, was er fordert, nicht mit dem in Conflikt gerathe, was von ihm gefordert werden kann und muß; es muß mit einem Worte das Rechte befohlen und gefordert werden. Geschieht solches immer und an allen Orten, zeigt der Vorgesetzte bei jeder Gelegenheit die vollkommene Kenntniß seiner Pflichten, wie seiner Rechte, darf nie ein Befehl aufgehoben, eine Maaßregel zurückgenommen werden, tritt in ihren Folgen die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit jeder Bestimmung hervor, dann bildet sich ein Vertrauen, eine Zuversicht zu dem Führer, aus welcher der unbedingte Gehorsam von selbst fließt. Es treten hier auch Ausnahmen hervor, da nicht alle Individuen gleich bildsam sind; denn es sind auch unfolgsame eigenwillige Charaktere vorhanden, gegen die das Gesetz in seiner Schärfe angewendet werden muß, und für diese ist dann die Strafe. Diese richtet sich zunächst nur gegen das feh-

lende Individuum, für das Allgemeine hat sie aber noch den Nutzen der Abschreckung; daher ist anzurathen, jede Bestrafung und ihre Veranlassung der Kompagnie mitzutheilen. Geschicht nun dieses auf eine zweckmäßige Weise, so wird den Leuten leicht die Strafe als nothwendige und natürliche Folge des Vergehens erscheinen; sie werden die Gerechtigkeit erkennen, und die Ueberzeugung wird sich befestigen, daß Niemand ohne seine Schuld bestraft wird, und es daher in Jedes Willen gelegt ist, sich vor dieser Schuld, dem Vergehen und Verbrechen, zu bewahren. — Die Stellung des Hauptmanns einer Kompagnie hat, in Beziehung auf den Gehorsam, eine dreifache Richtung; er hat ihn einerseits zu leisten, andererseits von seinen Untergebenen, den Offizieren, wie den Unteroffizieren und Gemeinen, zu fordern, drittens aber auch, welches ein Hauptpunkt seiner Aufmerksamkeit ist, stets darauf zu sehen, daß er den untern Chargen geleistet wird, und diese wiederum ihre Befugniß nicht überschreiten, sich nicht selbst Recht nehmen. — Die Subordination ist daher von der größten Wichtigkeit beim Militair, weil von der pünktlichen Ausführung eines Befehls oft sehr viel abhängt, und wo es nothwendig ist, eine große Masse verschiedenartiger Individuen in drohenden Gefahren immer zusammen zu halten. Sie war besonders wichtig zu der Zeit, wo die Truppen einer Armee fast zur Hälfte gegen Handgeld geworben wurden, wo man die verschiedenartigsten Individuen von allen Ländern und Völkern erhielt, und oft durch List und Zwang, also Individuen, auf deren Gehorsam wenig gezählt werden konnte, und die bei einem ausbrechenden Kriege oft nur die Gelegenheit absahen, um sich wieder davon zu machen, auf welche Weise und durch welche Mittel es gehen wollte, wie dieses besonders noch im verwichenen Jahrhunderte der Fall war. Daher wurde hier eine um so strengere Subordination gefordert, und Subordinationsverbrechen, oder Auflehnun-

gen gegen die Befehle der Oberen wurden deshalb auch gemeiniglich mit dem Tode bestraft. Dieses hat sich in neuester Zeit aber geändert, wo die Armeen größtentheils aus Landeskindern bestehen, und Fremde, wenn sie bei einem Heere dienen wollen, gute moralische Eigenschaften besitzen müssen, weil man sie sonst nicht annimmt. Eine strenge Subordination ist nun zwar geblieben, aber doch ganz anders modificirt worden. Die vollkommene Unterordnung unter den Willen des Vorgesetzten, und das Aufgeben des eigenen, ist um so nothwendiger, da bei der komplicirten Zusammensetzung des Ganzen, welches aus lauter denkenden Individuen besteht, die leichteste Abweichung von jener Strenge unendliche Hemmungen, Hindernisse und Stockungen im Gange aller Theile hervorbringen würden, und diese Störungen würden gerade da am meisten hervortreten, wo Einheit des Willens in der Ausführung am nöthigsten wird, wo die Anforderungen sich häufen, und jeder Augenblick kostbar ist. Die ganze Disciplin beim Soldatenstande beruhet auf Subordination; denn die Basis der Ordnung ist der Gehorsam gegen die Bestimmungen und Befehle der Vorgesetzten, die gar keinen andern letzten Zweck haben, als gerade jene Ordnung. Dieser Gehorsam ist dem bürgerlichen Leben fremd, daher muß er beim Soldaten in den meisten Fällen erst erzeugt und dann erhalten werden. Er muß, um Ordnung und Gehorsam auszuüben, eine gute häusliche Erziehung, oder eine geistige Bildung mitbringen, weil ihm diese in der kurzen Dienstzeit nicht gegeben ja kaum erhalten werden können, wenn sie vorhanden sind. Nach den Erfahrungen bei der Preußischen Armee hat man gefunden, daß die große Mehrzahl der Soldaten Sittlichkeit und Moralität in den neuen Stand mitbringen, so daß die Vorgesetzten nur nöthig haben für deren Erhaltung zu sorgen, und dafür, daß die Ausnahmen von der Regel unschädlich gemacht werden.

Nach dieser Seite beschränkt sich so das Feld der Disciplin, während es nach der andern Seite, nach der der Aufrechthaltung der soldatischen Ordnung breiter wird. — Die Subordination besteht demnach, wie schon oben angeführt worden, in dem unbedingten Gehorsame der Untergebenen gegen die Dienstbefehle der Vorgesetzten, und in der äußern Ehrerbietung gegen jeden Höheren im Range, von welcher Truppengattung er sey, in und außer dem Dienste. Alle Wachen jeder Art, so wie die Gensd'armen, müssen bei den bei Ausübung ihres Dienstes getroffenen Anordnungen von allen Militair-Personen als Vorgesetzte betrachtet werden; Widersetzlichkeit gegen ihre Befehle und Beleidigungen, die ihnen angethan, werden dem gemäß bestraft. Hieraus gewahrt man, daß zwar die Subordination herrscht, aber nach ganz anderen Prinzipien, als bei dem früheren Soldatenstande. Ueber die Vergehungen der Militairpersonen gegen die Subordination, s. auch Th. 52, S. 369 u. f.

Der Compagnie-Dienst. Ein Handbuch für Infanterie-Officiere der Königlich-Preußischen Armee. Herausgegeben vom Gardehauptmanne G. v. Griesheim. Berlin, 1836. S. 64 u. f.

Rumpfs Kriegswörterbuch, die Artikel Disciplin und Subordination.

Subprinzipalbaß, ein Orgelpfeifenregister von zweiunddreißig Fußton im Pedal.

Subprior, in den katholischen Klöstern, der Nächste nach dem Pater Prior.

Subrostrani, im alten Rom, müßige Leute, sogenannte Pflastertreter, die unter den Rostris spazieren gingen, nur sahen und hörten was Neues passirte.

Subscription, Subscriptio, die Unterschrift, bei den alten Römern. Die Unterschrift von den Kaisern in ihren Edikten geschah mit den Worten: Proponatur amantissimo nostri populo Romano! und auf die Seite schrieben sie: Dat. VIII, Cal. Jul. Romae Valentiniano et Anatolio. V. C. Coss. In den

mittlern Zeiten schrieben sie auch ihre Namen darunter, und dieses gemeiniglich mit verschlungenen Zeichen, ein Monogramm genannt. Eine andere Art der Subscription war: wenn Jemand eine Klageschrift wider Einen mit unterschrieb, und daher mit einen Beistand des Hauptklägers abgab. Die Klage selbst ward von dem Hauptkläger auf folgende Art unterschrieben: Consule illo et illo, die et ap. illum praetorem L. Titius professus est, se Maeviam, Lege Julia de adulteriis deferre, quod dicat eam cum C. Seio in civitate illa, domo illus, mense illo, consulibus illis adulterium commisisse. Vor den Hundertmännern oder Centumviris mußten Kläger und Beklagte sich unterschreiben, wenn sie einig waren, daß die Sache jetzt ordentlich vorgenommen werden sollte. In Briefen unterschrieb man nicht den Namen, sondern setzte ihn dem Briefe voran, so auch den Namen desjenigen, an den er gerichtet war, damit man gleich sehen konnte, von wem der Brief war oder kam, und dieses ohne besonderen Titel oder sonst eine Begrüßungs- oder Ehrerbietungsformel; z. B. Cicero Pompeio, Cicero Attico. War Einer eine obrigkeitliche Person, so wurde solches mit hinzu gesetzt, z. B. Cicero Imperator Paeto, oder auch Cicero Dolabellae Consuli, auch M. T. C. Imp. M. Coelio Aedili Curuli. War der Andere ein naher Angehöriger, oder auch ein Diener des Hauses, so wurde auch wohl eine Insinuation dazu gesetzt, z. B. Tullius et Cicero Tironi Humanissimo et Optimo; obgleich es auch an diese, wie an andere gute Freunde, mit dem bloßen Suus genug war, z. B. M. T. C. Terentiae suae. Dieses wurde späterhin selbst in den an die Kaiser gerichteten Schreiben beigefügt, z. B. C. Plinius Secundus Vespasiano suo. Zu den Namen setzten die Griechen gewöhnlich noch einen Gruß, den auch die Lateiner oder Römer nachgeahmt haben; diese setzten ihr Salutem, oder auch

Salutem plurimam dicit, jedoch meist nur mit den einzelnen Buchstaben S. oder S.P.D. bei. Den Anfang der Briefe machten die Lateiner gemeiniglich mit den Buchstaben S. V. B. E. E. V, welche heißen: Si vales, bene est, ego valeo; oder auch: S. V. G. E. V., das ist: Si vales gaudeo, ego valeo, welches dann auch auf mehrere mitgerichtet wurde, z. B.: S. V. L. Q. V. V. B. E. E. E. Q. V., welches heißt: Si vos liberique vestri valetis, bene est, ego exercitusque valemus. Zu Ende setzten die Griechen Pax, als Zeichen des Briefschlusses, welches auch die Lateiner zur Kurzweil dann und wann nachahmten. Die Lateiner setzten an den Schluß des Briefes ihr Vale! oder Valete! oder auch, wenn sie es recht gut meinten Haue, Salve! oder Vale, Salve! und auch noch dazu mi anime! mi suavissime! Den Ort setzten sie bald dazu, bald nicht, so auch die Zeit, jedoch manchmal oft Beides nebst der Zeit des Tages, z. B. Vale! VII. Idus Novembris, Actio vesperi; Vale! IIII. Idus, hora VI. Letzteres soll besonders Augustus gethan haben. — Die Subscription oder Unterschrift geschicht bei uns in neuerer Zeit bei allen, sowohl gerichtlichen, als nicht gerichtlichen schriftlichen Verhandlungen, Abfassungen, Dokumenten ꝛc. ꝛc. nur einfach, Name und Vorname, mit dem Zusatze des Titels, wenn man ein Amt bekleidet, oder sonst eine Würde erhalten hat, oder des Gewerbes, welches man betreibt ꝛc.; nur bei Eingaben an die hohen und höchsten Personen im Staate, an Kollegien ꝛc. wird am Schlusse noch die Unterthänigkeit, die Ehrfurcht, der Gehorsam, die Hochachtung, die Verehrung ꝛc., vor der Namensunterschrift ausgedrückt, welches sich nach der Höhe der Personen, Kollegien ꝛc. richtet. Bei den höchsten Personen im Staate, Kaisern, Königen ꝛc. wird in Schreiben immer allerunterthänigst in der Unterschrift gebraucht, bei andern, minder hohen Per-

sonen: unterthänigst, gehorsamst oder gehorsam, ergebenst oder ergeben. Gegen Kaiser, Könige und Fürsten ersterben wir in der tiefsten Ehrfurcht, Unterthänigkeit, Unterwürfigkeit; gegen Andere verharren wir mit tiefster Ehrerbietung, mit unbeschränkter Verehrung, mit unbegrenzter, ungemessener, ausgezeichneter, vollkommenster, schuldiger Hochachtung, mit besonderer Achtung, mit Ergebenheit; oder wir haben die Ehre mit der größten, aufrichtigsten, ungeheucheltsten, reinsten, unveränderlichsten, unwandelbarsten Hochachtung, Achtung zu verharren; oder es ist die Versicherung, die Betheuerung der reinsten Hochachtung, mit der wir die Ehre haben zu seyn; oder es sind die Empfindungen der Hochachtung, in welchen wir uns unterzeichnen 2c. Als Zusatz der Ehrerbietung unterschreibt man noch: Knecht, Diener, Verehrer, Freund, bei Anverwandten kommen die Anverwandtschaftsgrade hinzu, wie Vater, Mutter (oder Eltern), Bruder, Schwester, Oheim, Muhme, Vetter, Base, Neffe, Nichte 2c. 2c., als: Dein Dich liebender Vater, Deine Dich liebende Mutter; Dein treuer Bruder, Deine treue Schwester, Dein wohlmeinender, oder auch Dein wohlgeneigter Oheim 2c. 2c. Bei den Kaufleuten unter einander in Briefen 2c. ist die Unterschrift der bloße Name, die Firma. — Ferner versteht man unter Subscription die Unterzeichnung seines Namens, um sich dadurch zu einer bestimmten Theilnahme, die gewöhnlich in einer Geldzahlung besteht, an einem Unternehmen verbindlich zu machen, und dagegen gewisse Vortheile zu genießen. Man subscribirt auf Werke oder Schriften, Musikalien, Kupferstiche 2c. im Buchhandel, im Musikalien- und Kunsthandel 2c. Die Subscription ist von der Pränumeration in sofern unterschieden, daß man sich bei der Ersteren auf ein Werk oder Exemplar, oder auf mehrere Exemplare durch Unterschrift des Namens

beim Subscriptionsscheine oder Eintragung desselben in die Subscriptionsliste verbindlich macht, sie zu dem festgesetzten Preise zu nehmen, sobald sie erschienen sind; bei der Letzteren aber, der Pränumeration, geschieht die Bezahlung sogleich, bei der Einschreibung in die Pränumerationsliste, oder bei der Unterschrift des Pränumerationsscheins; man bezahlt also hier voraus, und bei jenem nach dem Erscheinen der Schriften ꝛc. Gewöhnlich sind die Pränumerations- und Subscriptionspreise niedriger, als die später eintretenden, indessen war dieses früher wohl der Fall, jetzt möchte man diese Vortheile schwerlich erhalten, da man oftmals dergleichen Werke, wenn sie kaum herausgekommen sind, schon unter dem Pränumerations- und Subscriptionspreise bei den Antiquaren erhält. Dem Verleger erwächst aus dieser Verbindlichkeit der Abnehmer immer ein ansehnlicher Gewinn, indem er doch wenigstens zu dem größten Theile seiner Auslagen: Papier, Druckkosten ꝛc., kommt, ja oftmals bei einem Werke, dessen Verfasser schon einen Namen im Publikum hat, noch einen Gewinn zieht, daß also die Einnahme noch über die Kosten geht.

Subsellium, war bei den Römern eine gewisse Art Sessel oder Bank, die aber geringer war, als die Bänke, worauf die Prätoren saßen, auf jener saßen die Richter; auch will man es daher leiten, daß die Prätoren höher saßen, ihre Bänke höher standen, die Bänke der Richter aber weit niedriger. Indessen hießen auch gemeine Stühle (Sedes vulgaris) eine Art Banken mit einer Lehne. Eine solche Bank hieß bald Subsellium longum, bald Cathedra longa. Daß es kurze Banken gegeben haben muß, geht daraus hervor, daß Cicero ein solches Subsellium longum oder lang nennt, doch im Gegensatze der kurzen Bank. Eine solche Bank war von Holz, hatte vier Beine und eine Rücklehne, und konnte von einer Stelle zur andern gebracht werden; indessen vermuthet man, daß sie auch unbewegliche und

Steinbänke gehabt haben; wenigstens waren die vierzehn Reihen Bänke der Ritter in den Theatern von Stein und unbeweglich. Einige sind jedoch der Meinung, daß ein Jeder aus dem Volke seinen Sessel mitgebracht habe, welches sich aber nicht vermuthen läßt, da dieses ein großes Gewirre abgegeben haben würde, wenn Jeder seinen Stuhl hätte mitbringen, und ihn erst an eine ihm bequeme Stelle setzen wollen; und wenn man dieses ja aus einigen Stellen verstehen will, so können darunter wohl die Polster begriffen seyn, die man mitgebracht hat, um sich nicht auf den harten Stein oder auf Holz zu setzen. Uebrigens saßen auf den beweglichen Bänken oder Subselliis auch die Lehrenden, und diejenigen, welche eine von ihnen verfertigte Schrift ablasen; ferner die Kläger, Beklagten, Zeugen und Zuschauer vor den Gerichten, die für den Gebrauch derselben haben etwas abgeben müssen, von welcher Abgabe sie doch späterhin befreiet wurden. Dann saßen auch auf diesen Bänken die Volkstribunen oder Volksvertheidiger, Viertelsmeister, vor den Zimmern oder Sälen, wo der Rath versammelt war.

Subsemitonium modi, in der Musik, die große Terze oder Dominante, oder der untere halbe Ton, sowohl des Haupttons, als überhaupt jedes Tons, in dem ausgewichen wird. Ohne das Subsemitonium, welches Semitonium modi genannt wird, kann kein vollkommener Schluß, weder in der Moll-, noch Durtonart bewerkstelliget werden. In vielstimmigen Sachen darf es nicht verdoppelt werden, weil jede Verdoppelung desselben hart klingt und zu Fehlern Anlaß giebt.

Subsidien, Unterstützungsgelder, besonders im Kriege diejenigen Gelder, womit eine Macht die Andere unterstützt, weil sie derselben nicht thätige Hülfe oder Hülfstruppen schicken kann, um gewisse ihr gleich vortheilhafte Zwecke auszuwirken, oder einen edlen Kampf zu bestehen. Diese Gelder werden vermittelst ge-

schlossener Bündnisse oder Traktate von einem Staate an den andern gezahlt, und hauptsächlich, um in einem mit einem dritten Staate entstehenden Kriege, seine Länder, die man nicht schützen kann, beschützt zu sehen, und dann gewisser Erfolge wegen, die, wie schon bemerkt, auch für den Staat von Wichtigkeit sind, welcher die Subsidien zahlt. So erhielt Preußen im siebenjährigen Kriege von England, durch Pitt's, des Vaters, kräftiges Verwenden im Parlamente, 670,000 Pfd. Sterl. Subsidien als Unterstützung, auch um Hannover gegen die Franzosen und Reichstruppen zu beschützen. Nach dem Tode Georgs des Zweiten, und dem Regierungsantritt Georgs des Dritten, als Pitt durch die Ränke Butes sich aus dem Ministerium freiwillig zurückzog, fielen auch diese Unterstützungsgelder größtentheils wieder fort, und Friedrich der Große sah sich wieder zur Fortsetzung und Beendigung des genannten Krieges auf seine eigenen Mittel beschränkt. Und so bestehen dergleichen Subsidien immer in ansehnlichen Summen, die ein Staat dem andern zur Unterstützung in einem Kriege giebt. In frühern Zeiten wollte man die Annahme von Subsidiengeldern nicht für ruhmvoll gelten lassen; allein in neuerer Zeit hat sich dieses geändert, und man hat einen andern Grundsatz aufgestellt, der diese Unterstützungsgelder vollkommen rechtfertiget, und um so mehr, da daraus der Macht, die sie zahlt, namhafte Vortheile erwachsen; auch sind sie für denjenigen Staat, der sie empfängt, als eine bedeutende Vermehrung der Einkünfte zu betrachten, um so mehr, weil damit wichtige Zwecke erreicht werden, nämlich eine ansehnliche Armee im Felde zu unterhalten. — Oft werden diese Gelder auch für die Bereithaltung einer Anzahl Truppen zum Dienste einer andern Macht gezahlt, wie dieses der Fall mit den Hessischen Truppen im Amerikanischen Freiheitskriege war, die für England fochten, und wofür der damalige Landgraf von Hessen-Kassel

die Subsidien einzog. — In England heißen diejenigen aus den öffentlichen Einkünften herrührenden Gelder, die vorzüglich für die Land- und Seemacht von dem Parlamente jährlich bewilliget werden, Subsidiengelder. — Subsidia charitativa wurden bei der ehemaligen Verfassung Deutschlands, vor 1806, die freiwilligen Geldbeiträge genannt, welche die freie Reichsritterschaft dem Kaiser bei dringenden Fällen gegen einen Revers bewilligte; sie erhob sie von ihren Unterthanen. Man betrachtete diese Beiträge als eine Ausgleichung für die sonst geleisteten Ritterdienste. Kaiser Karl der Fünfte erhob diese Beisteuer zuerst im Jahre 1528 vom Canton am Neckar und Schwarzwalde, und 1532 von dem Schwäbischen und Fränkischen Ritterkreis. — Bei den Römern hieß Subsidia das dritte Treffen, das Reservetreffen in der Schlachtordnung, welches den beiden vordern Treffen im Falle der Noth zu Hülfe kam. Hiervon hat man Subsidien, Hülfsgelder, abgeleitet.

Substantivum, Nomen Substantivum oder Hauptwort, in der Sprachlehre oder Grammatik, ein Name dessen, was als selbstständig gedacht wird, gehöre es nun in den Kreis äußerer sinnlich vorhandener Gegenstände, wie Mensch, Thier, Baum, Feld, Haus, Tisch 2c. 2c., oder in den Kreis bloßer Begriffe, oder sinnlicher innerer Gegenstände, die wohl gedacht, gefühlt und begriffen, aber nicht körperlich vorgestellt werden können, wie die Tugend, das Laster, die Gerechtigkeit, Weisheit, die Liebe, Güte, die Schönheit, Hoheit, Aufmerksamkeit 2c. 2c.; jene heißen mit einem Lateinischen Namen Concreta und diese Abstracta. Dieses ist die bestimmteste und deutlichste Erklärung der Hauptwörter oder Substativa, wenigstens ist sie gewiß in der Anwendung leichter, als die sonst gewöhnliche. Man erklärte nämlich sonst Substantiva durch Worte, die für sich allein verstanden werden können; kann man aber das

Wort gerecht nicht eben so gut für sich allein verstehen, als Gerechtigkeit? Will man anführen, daß man bei dem Worte gerecht die Nothwendigkeit fühlt, daß noch etwas hinzugedacht werden muß, an dem sich das Gerechtseyn findet, so findet man dasselbe auch bei der Gerechtigkeit, weil man weiß, daß solches auch in einem Subjekte gefunden werden muß. Andere wollen es den Kindern begreiflich machen, indem sie sagen, ein Hauptwort oder Substantivum sey ein Wort, dem man vorsetzen könne: der, die, das und ein; sie bedenken aber nicht, daß das Kind hundert Mal habe sagen hören: der gerechte Mann. Wollen sie ihnen sagen, daß das Wörtchen der, nicht sowohl auf gerecht, als auf Mann geht, so ist es ein unnöthiger Umschweif. Die beste Erklärung ist also die oben angegebene. — Die Hauptwörter sind der wichtigste Theil einer Rede; denn wegen derselben sind die übrigen alle da. — Die Concreta oder concreten Hauptwörter begreifen wieder verschiedene Gattungen unter sich, deren Unterschied nicht sowohl in den Gegenständen selbst, als vielmehr in der Art, wie man sich solche vorstellt, gegründet ist. Dieses sind: 1) solche Hauptwörter, wodurch man Gegenstände, die an und für sich selbstständig sind, einzelne existirende Gegenstände oder Individuen anzeigt. Dergleichen Gegenstände sind nur einmal einzig vorhanden, wie z. B. die Feder, mit der ich jetzt schreibe, der Stuhl, worauf ich sitze, das Glas, woraus ich trinke, der Mann, mit dem ich gegenwärtig rede. Von den Eigenschaften dieser Gegenstände kann keine weggenommen werden, ohne daß derselbe seiner Fähigkeit zu existiren beraubt werden sollte, und wovon keine mit einer andern vertauscht werden kann, ohne daß der Gegenstand aufhören sollte, dasselbe zu seyn. Die Wörter, womit man dergleichen Individuen bezeichnet, heißen Nomina propria, oder eigene Hauptwörter, Eigennamen. Ein Individuum ist durch

sich selbst hinlänglich bestimmt, und von allen übrigen Gegenständen abgesondert; soll nun sein Name eben so bestimmt sein, so müßte er zugleich alle die Merkmale ausdrücken, welche diesen Gegenstand zu einem Individuum machen. Dieses geschieht aber in keiner Sprache, und kann auch nicht geschehen; man begnügte sich daher nur mit einem allgemeinen Namen, wandte ihn aber auf einzelne Gegenstände so an, daß sie keinem andern beigelegt wurden. So hieß z. B. Karl überhaupt ein tapferer Mann, davon ist auch Kerl abgeleitet, Friedrich, ein friedfertiger Mann, von reich an Frieden, Lugdun, ein auf einem Hügel gelegener Ort, von dem man eine weite Aussicht genoß, von lugen, sehen, und Düne, Sandhügel 2c. 2c. Man benannte nur einzelne Gegenstände damit, und so wurden dieselben Nomina propria genannt. Viele von diesen ehemals allgemeinen Namen haben sich verloren, und sind nur als Nomina propria übrig geblieben, aber auch diese sind durch die Länge der Zeit so verändert worden, daß man ihren Ursprung nicht mehr kennt. Von den Namen Hartomund, Huldegast, Rosemunda, Jesanhart, die in den alten Deutschen Schriften vorkommen, kann man die ursprüngliche allgemeine Bedeutung leicht finden, aber nicht die Bedeutungen von Mallobaud, Chlodebaud, Eberulf, Chuysena, Glosina, Chimmi, Pilitrudis 2c. Einige dieser Namen sind noch jetzt mit kleiner Veränderung üblich, z. B. aus Cunthar ist Günther, aus Hununc Hennig geworden. Die Uebertragung solcher Namen in andere Sprachen hat sie noch unkenntlicher gemacht. Man sehe nur die Namen der Deutschen Fürsten, wo sie beim Cäsar und andern Römischen Autoren vorkommen. Diese Eigennamen sind von verschiedener Gattung, und es sind deren so viele, als es Individuen giebt. Hierher gehören die Namen der Personen, der Länder, Völker, Städte, Flecken, Dörfer, Wohnorte 2c. 2c. Wenn mehrere ein-

zelne Gegenstände einerlei Namen haben, so braucht man allerhand Bestimmungen, um die Verwirrung zu verhüten. Hierher gehören: Tauf-, Vor-, Geschlechts- und Zunamen. Zufällige Umstände geben oft einer Person oder einem ganzen Geschlechte einen Namen, der mit der Zeit ein eigener Name wurde, wenn auch gleich die veranlassenden Umstände nicht mehr waren. Hierüber findet man das Nähere unter Nahme, Th. 100, S. 743 u. f., wo man auch noch Manches über den Ursprung der Namen, deren weitere Verbreitung 2c. findet. Da nun durch dergleichen eigene Namen die Selbstständigkeit eines Gegenstandes hinreichend bezeichnet wird, so darf solche nicht durch einen Zusatz von außen bestimmt werden, und daher bedarf ein solches Wort keines Artikels. Weil ferner dergleichen Worte nur einen einzelnen Gegenstand bezeichnen, so fällt auch die Mehrzahl (Pluralis) weg; werden sie aber dennoch in der Mehrheit gebraucht, so verlieren sie ihre Selbstständigkeit, und erscheinen als Gattungsnamen. Dieses geschieht z. B., wenn mehrere einzelne Gegenstände einerlei eigene Namen führen; dann wenn ein eigener Name zur Bezeichnung einer Eigenschaft gebraucht wird, und zuletzt auch, wenn der eigene Name ein Eigenschaftswort vor sich bekommt, in welchem Falle er besonders zum Gattungsnamen wird. In allen diesen Fällen nehmen sie sowohl den Artikel, als die Mehrzahl an; z. B. die Cicerone unserer Zeit, anstatt Redner und Dichter; die Heinriche, in der Kaisergeschichte, die Ludwige, in der Französischen Geschichte, die Karle, in der Schwedischen Geschichte, die Christiane, in der Dänischen, die George, in der Englischen oder Großbritannischen, und die Friedrich Wilhelme, in der Preußischen Geschichte. Der dreizehnte, vierzehnte und funfzehnte Ludwig, der zehnte, eilfte und zwölfte Karl, der Alexander des Nordens, der Salomo der Deutschen 2c.

Die eigenen Hauptwörter haben auch noch diese Eigenschaft, daß sie nie durch Angebung eines selbstständigen Gegenstandes bestimmt werden können, weil sie die Selbstständigkeit schon vollkommen bestimmen, das heißt, sie können nicht mit dem Genitiv oder zweiten Falle konstruirt, und in den Orientalischen Sprachen nicht in den Statum constructum gesetzt werden. Im Deutschen setzt man das Gattungswort vor, und das eigene Hauptwort nach; so sagt man die Stadt Leipzig, aber nicht Leipzig, die Stadt, außer wenn die Letzte ein Beiwort bei sich hat, wie z. B. Leipzig, die Meßstadt, oder die schöne Stadt ꝛc. Zu den concreten Hauptwörtern gehören ferner die Gattungs- oder Klassenwörter, Nomina appellativa, das heißt, Wörter, die mehreren Gegenständen zukommen. Jedes Wort war anfangs ein eigenes Hauptwort oder ein eigener Name; sollte nun ein jeder existirende Gegenstand mit seinem eigenen Namen benannt werden, so würde die Zahl der Wörter, die man in einer jeden Sprache zu lernen hätte, unendlich gewesen seyn, und das Gedächtniß hätte eben so gewiß darunter erliegen müssen, als der Chinese unter der Menge seiner Schriftzeichen. Um nun die große Anzahl von Wörtern zu vermindern, hat man diejenigen Gegenstände, die das Interesse der Menschen nicht genau von einander zu unterscheiden braucht, in Klassen eingetheilt, und alle diejenigen zu einer Klasse gerechnet, die in den mehrsten Eigenschaften mit einander übereinstimmen. Man hat sie mit einem Namen benannt, der gerade so viele Eigenschaften bezeichnet, welche die Individuen mit einander gemein haben. Diese gefundenen Klassen hat man wieder mit einander verglichen, und diejenigen unter eine höhere Klasse zusammengenommen, die in Ansehung der mehrsten Eigenschaften einander am ähnlichsten waren. Beiderlei Namen nennt man nun, wie schon oben angeführt worden, Nomina appellativa, oder

Klassen- und Gattungswörter. Einem jeden Gegenstand können also so viele Namen beigelegt werden, als durch so viele Klassen er durchgeführt werden kann. Da nun diese Namen ihre Selbstständigkeit verlieren, so wird dieser Mangel durch den Artikel ersetzt. Da ferner bald von einem dieser Gegenstände, bald von mehreren zugleich die Rede seyn kann, so müssen sie auch geschickt seyn, dieses Verhältniß der Zahl an sich auszudrücken. Folglich muß entweder durch gewisse Veränderungen an dem Worte selbst oder durch beigefügte Bestimmungen angezeigt werden, ob entweder die ganze Klasse, oder nur ein einziges Individuum angezeigt werden soll. Dieses Letztere ist entweder durch die vorhergehenden und nachfolgenden Worte so bestimmt und kennbar, daß man weiß, welches Individuum von der ganzen Klasse gemeint sey, oder es ist unbestimmt. Jenes zeigt man durch den bestimmten, und dieses durch den unbestimmten Artikel an: z. B. der Mann, den Du gesehen hast, ist verreiset, ein Mann ist verreiset. Ist das Individuum genau bestimmt, so versteht man es entweder ganz, oder nur zum Theil, z. B. gieb mir das Brod, und gieb mir Brod. Der Grund hiervon liegt in der Natur des Sinnes, welchen man mit diesen Ausdrücken verbindet. Das Brod nämlich, welches genug für mich ist, ist nicht alles Brod, sondern nur ein Theil, nur etwas von dem, was man Brod nennt; z. B. die Butter, das Obst, welches wir genießen, ist ebenfalls nur ein unbestimmter Theil dessen, was überhaupt Butter, Obst heißt; daher sagt man auch von solchen Nennwörtern: sie stehen im Theilungssinne oder es seyen theilweise genommene Nennwörter. Man erkennt sie im Deutschen daran, daß sie keinen Artikel vor sich haben. Ein Gleiches gilt auch von der Mehrzahl, da ich entweder alle Individuen, die zur Klasse gehören, oder nur einige verstehe, z. B. alle Menschen können irren, indem sie durch dieses oder jenes Mittel sich in den Wohl-

stand zu erheben glauben, und nur Einigen gelingt es reich zu werden. Zu den concreten Gattungswörtern gehören die Sammelwörter oder Collectiva, welche gleich anfangs durch eine unbestimmte Menge solcher Gegenstände veranlaßt worden, in welchen man nicht ein Einzelnes unterscheiden wollte, noch konnte, z. B. Wasser, Staub, Korn, Volk, Heer, Mehl rc. Sie werden daher jetzt nur von einer solchen unbestimmten Menge gebraucht, und können nie eins oder mehrere Individuen von ihrer Art bezeichnen, weil der Begriff der Menge von ihnen unzertrennlich ist. Sie würden auch keine Mehrzahl haben können, wenn sie nicht zugleich die unbestimmte Menge als ein Individuum, oder als ein selbstständiges Ganze bezeichnen könnten, z. B. gebrannte Wasser, süße Weine, viele Völker. Im Deutschen werden manche dieser Wörter durch Vorsetzung der Sylbe Ge formirt, z. B. das Gewässer, das Getreide. Endlich gehören zu den concreten Hauptwörtern auch diejenigen, welche die Materie anzeigen, ohne Rücksicht auf die aus denselben bestehenden einzelnen Gegenstände; denn diese verlieren ihre Selbstständigkeit noch mehr, als die vorhergehenden Hauptwörter, z. B. Eisen, Silber, Gold, Stein rc. Sie leiden dieserhalb auch keine Mehrheit. — Die zweite Gattung der Hauptwörter sind die abstrakten, das heißt, die einzelnen Eigenschaften, sowohl natürliche, als moralische, als selbstständig vorstellen. Aus dieser Ursache haben sie den bestimmten Artikel bei sich, weil sie aber keine ganze Klasse von Individuen vorstellen, sondern nur eine einzelne Eigenschaft bezeichnen, so können sie auch keine Mehrheit haben; findet man sie aber in der Mehrheit, so zeigt dieses entweder verschiedene Grade oder Arten der Eigenschaft an, z. B. die Größen, die Tugenden. Diese Hauptwörter stellen sowohl die wirkende Ursachen, als auch die Wirkung, als etwas Selbstständiges dar. Ferner der Uebergang eines un-

selbstständigen Prädikats in das Selbstständige, z. B. der Schlag, das Schlagen; auch die Veränderung, besonders eine Handlung wird als selbstständig vorgestellt, sowohl indem sie noch vollbracht wird, als wenn sie schon vollbracht ist (hierher gehören die Nomina verbalia). Auch eine bloße Beschaffenheit ohne Rücksicht auf den Gegenstand, woran sie sich findet, Eigenschaft, Zustand rc., wird als selbstständig vorgestellt, z. B. das Roth, das Edle, die Menschheit, die Armuth, der Reichthum rc. Diese abstrakten Hauptwörter machen den Grund unserer gelehrten Erkenntniß aus. Alle diese Hauptwörter sind entweder Wurzelwörter oder abgeleitete, entweder einfache oder zusammengesetzte, Verkleinerungs- oder Vergrößerungswörter. Letztere nicht in allen Sprachen. — In Hinsicht ihrer Bildung zerfallen also die Hauptwörter in drei Klassen: 1) in Stammwörter oder Wurzelwörter: Haus; 2) in zusammengesetzte: Hausherr, und 3) in abgeleitete: Häuslichkeit. Die Ableitung geschieht theils durch Vor-, theils durch Nachsylben. Die Wörter sind nun ferner männlichen oder weiblichen Geschlechts, oder geschlechtslos; durch die dritte Form wird das sächliche Geschlecht angezeigt. Das Geschlecht (Genus) in seiner Ausdehnung hat also folgende Formen: 1) die männliche Form oder das männliche Geschlecht (Genus masculinum); 2) die weibliche Form (Genus femininum), und 3) die geschlechtslose oder sächliche Form (Genus neutrum). Diese drei Bezeichnungsarten finden sich aber nicht in allen Sprachen, vielmehr geht die der Geschlechtslosigkeit den meisten ganz ab, ein Umstand, der vielleicht in dem Hange jugendlicher Völker, sagt ein Schriftsteller, sich Alles belebt zu denken, seinen Grund hat. Eben daher soll es auch kommen, daß selbst diejenigen Sprachen, welche die geschlechtslose Form haben, sie nicht für alle unbe-

lebte Gegenstände ohne Ausnahme gebrauchen, dagegen oft die Namen wirklich lebender Wesen geschlechtslos lassen. Im Deutschen werden die Geschlechter durch den Artikel der, die, das ausgedrückt, in andern Sprachen auf eine andere Weise, wie dieses schon unter Sprache und Sprachkunst, Th. 159, 160 und 161 angezeigt worden. Dann kommen die Hauptwörter in der einfachen und in der Mehrzahl vor, welche Zahlenbezeichnung man Numerus nennt; die einfache Zahl heißt im Lateinischen Singularis numerus, und die mehrfache Pluralis numerus; in einigen wenigen Sprachen kommt noch eine dritte, die Form der Zweiheit (Dualis numerus), hinzu. Nicht alle Hauptwörter haben eine Mehrzahl oder den Plural; denn die meisten Sammelwörter, wie Sand, Staub, Mehl, Obst, Korn 2c., können nur in der Einheit gebraucht werden, eben so die meisten Namen abstrakter Gegenstände, wie Verstand, Wille 2c. — Auch die Beugung kommt hier in Anspruch, jedes Hauptwort kann nämlich, nach den mancherlei Verhältnissen, worin es im Satze vorkommen kann, abgeändert werden, welche Abänderung theils durch die Form des Wortes selbst, theils durch vorgesetzte, oder, wie in den morgenländischen Sprachen vorn angehängte, Verhältnißwörter (Präpositionen) ausgedrückt werden. Die Veränderungen oder Umbiegungen, die das Wort erleidet, heißen Beugefälle (Casus), und das Abwandeln selbst heißt mit einem Lateinischen Worte dekliniren, Deklination. Der Nominativ oder der erste Fall bezeichnet das Subjekt. Man nennt diesen Fall Casus rectus; die übrigen Fälle werden Casus obliqui genannt, und drücken die verschiedenen Beziehungen des Hauptwortes zum Prädikate aus. Ein Mehreres über den Substantiv oder das Hauptwort findet man unter Sprache und Sprachkunst in den oben erwähnten Theilen.

Substanz, Substantia, das Wesen eines Gegenstandes,

auch das Selbstständige und Unwandelbare in den Erscheinungen in philosophischer Beziehung; s. unter Wesen, in W. In engerer Bedeutung nennt man die nährenden Kräfte eßbarer Dinge, ingleichen den wesentlichen Inhalt einer Rede oder Schrift, im gemeinen Leben die Substanz. Daher substantiös, viel nährende Kräfte habend. In den Naturwissenschaften bedient man sich des Ausdrucks Substanz von einem materiellen Wesen, und namentlich von einfachen unorganischen Körpern, und den Grundbestandtheilen der organischen, z. B. eine flüssige Substanz, eine feste, harte, kompakte Substanz, eine schmierige, schlüpfrige Substanz rc.

Substitut, Stellvertreter, derjenige, der einem Geistlichen oder Pfarrer, oder einem andern Beamten, der Alters halber oder wegen anderer Zufälle sein Amt nicht mehr verrichten kann, zugeordnet oder beigegeben wird. In den Rechten wird darunter ein stellvertretender Anwald verstanden, welcher an die Stelle des Bevollmächtigten tritt, oder vielmehr an dessen Stelle bestellt wird. Der Substitut, als Erbe, s. den folgenden Art.

Substitution, in Erbschaftsfällen, die Einsetzung eines nachfolgenden Erben an die Stelle des Ersteren. Sie hat Statt, wo der erste Erbe nicht eintritt, oder gestorben ist, und ist dann eine direkte Substitution, oder sie geschieht so, daß dem ersten Erben aufgetragen wird, die Erbschaft dem Substituten oder nachfolgenden Erben zu überliefern; dann ist sie eine fideicommissarische Substitution. Die erstere Art wird auch Vulgarsubstitution genannt. Die Pupillarsubstitution ist dagegen die Erbeinsetzung, welche der Vater oder Großvater im Namen oder statt seines unmündigen, in seiner väterlichen Gewalt stehenden Kindes vornimmt, auf den Fall, daß dieses in der Unmündigkeit versterben sollte. — Eigentlich versteht man unter Substitution bei den Rechtslehrern di

Erklärung des Erblassers, wer dann sein Erbe seyn soll, wenn der zuerst ernannte es nicht werden sollte, wobei es hier auf den bloßen Entschluß des Testators ankommt, ob er nur eine Person zum Erben einsetzen will, oder mehrere. Ernennt er nun mehrere Personen, so kann er sie entweder Alle zugleich zu Erben einsetzen, oder er sagt, daß Einer zuerst die Erbschaft ganz allein haben soll, und nur dann, wenn er nicht Erbe werden sollte, soll der Andere das Vermögen bekommen. Wenn Mehrere zugleich Erbe seyn sollen, so werden sie Miterben genannt; soll aber der Eine nicht eher etwas bekommen, als wenn der Erste nicht Erbe wird, so nennt man dieses eine Substitution der Erben, eine Aftererbeinsetzung. Jede Substitution setzt schlechterdings zwei verschiedene Personen voraus, und davon wird derjenige, welcher zuerst Erbe seyn soll, schlechthin der Erbe genannt, derjenige aber, welcher dann das Vermögen bekommt, im Fall der Erbe nicht Erbe seyn sollte, heißt der Substitut. Man nennt jenen auch den ersten Erben, und den Substituten den zweiten. Diese verschiedenen Erbeinsetzungen werden die Grade bei dieser Einsetzung genannt. Daher heißt es, die Enterbung soll bei allen Graden der Erbeinsetzung geschehen, oder sie ist sonst ungültig. Es giebt verschiedene Arten der Substitution, nämlich: 1) die gemeine Substitution; 2) die schon oben erwähnte fideikommissarische; 3) die pupillarische, und 4) die exemplarische Substitution. Von Einigen wird die Substitution auch in die militairische und nicht militairische abgetheilt, nachdem der Erblasser entweder Soldat ist, oder nicht. Andere Rechtslehrer machen folgende Eintheilung der Substitution, und sagen: Die Substitution geschieht entweder an die Stelle eines Erben, der zwar wirklicher Erbe wird, dem aber die Wiederabtretung der Erbschaft aufgelegt worden, oder solches wird nicht erfordert. Jene Substitution nennen sie die fideicommissa-

rische oder die mittelbare (obliqua), diese aber die direkte; welche wieder viererlei Gattungen unter sich begreift. Sie ist nämlich 1) Substitutio vulgaris, 2) pupillaris, 3) quasi pupillaris, oder endlich 4) militaris. Die gemeine Substitution (Substitutio vulgaris) geschieht immer auf den Fall, wenn der erste Erbe gar nicht Erbe werden sollte. Die Ursache hiervon kann nun entweder darin liegen, weil er es nicht werden kann, oder weil er es nicht werden will; jener Fall heißt Casus impotentiae, und dieser Casus noluntatis. Die Entstehung der Substitution rührt daher, weil man die Intestaterbfolge dadurch verhüten wollte. Gesetzt, Jemand hat ein Testament gemacht, der ernannte Erbe stirbt aber vor dem Testator, oder es treten andere Umstände ein, daß er nicht Erbe wird, so fehlt es jetzt an dem wesentlichen Stücke des Testaments, und die Absicht des Erblassers, die Intestaterben auszuschließen, wird vereitelt. Sie bekommen jetzt dennoch die Erbschaft des Verstorbenen, weil das Vermögen einen Eigenthümer haben muß, und dazu sind sie durch die Gesetze auf den Fall ernannt, wenn kein Testamentserbe da ist. Damit aber dieses auch auf diesen Fall nicht geschehen möge, so erfand man die Substitution, das heißt, man führte ein, daß der Testator auf den Fall, wenn etwa sein im Testamente ernannter Erbe eher sterben würde, als der Erblasser, oder er wollte und könnte die Erbschaft nicht annehmen, erklärte, wer dann sein Erbe seyn sollte. Diese Erklärung ist nun die Substitution; sie begreift mehrere Fälle unter sich, wenn sie geschieht, welches zur Eintheilung derselben in die gemeine, pupillarische, quasipupillarische und militairische gegeben hat. Zuerst erklären die Rechtslehrer die gemeine Substitution (Substitutio vulgaris) für eine solche, die Jeder, der ein Testament macht, anwenden kann; sie verstattet daher einen allgemeinen Gebrauch, und besteht darin, daß der Erblasser in seinem Testa-

meiste erkläre, wenn der von ihm eingesetzte Erbe nicht sein Erbe werden sollte, dann ein anderer Bezeichneter es werden sollte. Es kann sich nun zutragen, daß der eingesetzte Erbe eher stirbt, als der Testator, oder daß er die Erbschaft gar nicht annehmen will, weil ihn dazu Niemand zwingen kann, oder daß er sie nicht annehmen kann, weil er nach Vorschrift der Gesetze nicht Erbe werden darf, da er unter die Personen gehört, die nicht zu Erben eingesetzt werden dürfen. Um gegen alle diese Fälle sicher zu seyn, bedient man sich der Substitution, oder erklärt, wer dann das Vermögen bekommen soll, weil auch der Substituirte nicht Erbe werden kann, wenn er nicht will, oder weil er es nicht kann; man setzt also diesem ebenfalls einen Andern an die Seite, der unter diesen Umständen die Erbschaft bekommen soll. Diese aufeinander folgenden Ernennungen der substituirten Erben heißen Grade der Substitution. Bei dieser Ernennung anderer Erben, wenn die zuerst genannten nicht Erbe werden sollten, sind zwei Fälle möglich. Nämlich, wenn der Erblasser nicht bloß eine Person zu seinem Erben eingesetzt hat, sondern zwei, drei, oder mehrere, so kann er sagen: Wenn A nicht mein Erbe werden sollte, so soll der Erbe C seinen Theil haben, oder so sollen sich B und D darein theilen, welches nun die Rechtslehrer eine wechselseitige Substitution (Substitutio reciproca) nennen. Der Erblasser kann aber auch seinem zuerst ernannten Erben eine fremde Person substituiren; denn er kann sagen: A soll mein Erbe seyn, sollte er es aber nicht werden, so substituire ich ihm den F. Die g e m e i n e Substitution ist dann nöthig, wenn der eingesetzte Erbe es nicht werden k a n n, oder es nicht werden w i l l. Bei der Abfassung eines letzten Willens sollten diese beiden Fälle allemal, jeder besonders, angegeben werden; denn wenn der Testator sich ganz deutlich ausdrücken wollte, so müßte er z. B. sagen: A soll mein Erbe seyn, oder A und B sollen meine Erben seyn,

wenn sie aber meine Erben nicht seyn wollen und auch nicht seyn können, so erkläre ich den F zu meinem Erben. Da sich aber alle Erblasser nicht so bestimmt ausdrücken, so hat man eingeführt, daß man nur zu sagen braucht: A soll mein Erbe seyn, wird er es aber nicht, so soll B es seyn. Dieser Ausdruck schließt den Fall des Nichtwollens und des Nichtkönnens in sich. — Von der gemeinen Substitution kann jeder Gebrauch machen, wer berechtiget ist, sich im Testamente einen Erben zu ernennen; denn die Substitution ist nichts Anderes, als eine Ernennung des zweiten, dritten oder mehrerer aufeinander folgenden Erben. Hier gelten alle Grundsätze, welche von der Person und den Eigenschaften desjenigen, der ein Testament machen will, wie sie in den Gesetzen der verschiedenen Staaten vorgeschrieben worden, und eben so kann auch nur derjenige substituirt werden, der zum Erben eingesetzt werden darf. Der Erblasser kann einem Erben mehrere substituiren. Er kann z. B. sagen: F soll mein Erbe seyn, will oder kann er es aber nicht werden, so sollen Y und Z meine Erben seyn. Hat er Mehrere zu Erben eingesetzt, so kann er nur Einen substituiren. Es ist ferner erlaubt, daß der Erblasser, welcher Mehrere zu seinen Erben eingesetzt hat, ihnen auch wieder Mehrere substituirt; auch kann der Erblasser die Erben unter einander substituiren. Diese Art der Substitution wird eine wechselseitige genannt; man nennt dieselbe auch wohl breviloqua, weil sie sehr kurz ausgedrückt werden kann, z. B. in folgenden Worten: A, B, C sollen meine Erben seyn, und ich substituire sie einander. Der Erblasser kann sich bei der gemeinen Substitution eben der Bedingungen bedienen, wie es bei den Erbeinsetzungen geschehen darf. Die Wirkung einer geschehenen gemeinen Substitution besteht darin: daß der Substitut die Erbschaft bekommt, wenn der eigentliche Erbe nicht Erbe wird, das heißt, sie entweder ausgeschlagen hat, oder darüber

gestorben ist. Diese Substitution ist, außer andern Ursachen, deshalb eingeführt worden, damit die Testamente nicht ungültig werden sollen, weil es an einem Erben fehlt, es folgt daher immer ein Substitut dem Andern, bis keiner mehr da ist. Dieser Umstand hat folgende Rechtsregel veranlaßt: Substitutus substituto substitutus est instituto, derjenige, welcher eigentlich einem Substituten substituirt worden, wird zugleich auch für einen Substituirten des Erben gehalten. Mit diesem Umstande sind übrigens wichtige Rechtssätze verbunden worden. Jeder Substitut bekommt nicht eher ein Recht zur Erbschaft, als bis der eigentliche Erbe nicht Erbe wird. Nimmt er aber die Erbschaft an, so hat der Substitut alle Hoffnung zur Erbschaft verloren. Sind mehrere auf die Art substituirt worden, daß sie alle zugleich Erbe seyn sollen, wenn die eigentlichen Erben die Erbschaft nicht bekommen sollten, so theilen sie nach eben den Grundsätzen die Erbschaft, wie die eigentlichen Erben sie untereinander vertheilt haben würden; es müßte denn der Erblasser auf diesen Fall andere Theile ausgesetzt haben. Hat der Erblasser in verschiedenen Graden oder Absätzen mehrere Erben eingesetzt, und nun erklärt er noch zuletzt, daß diese Erben sämmtlich einander substituirt seyn sollen, so gehen die in dem einen Grade den übrigen Substituten so lange vor, bis sie alle wegfallen, dann kommt auch die Reihe an diese. Es kann Jemand auch sein eigener Substitut seyn, nämlich, wenn er unter einer Bedingung zum Erben eingesetzt worden; auf den Fall aber, daß die Bedingung nicht eintreten sollte, hat ihn der Erblasser zugleich wieder substituirt. Dieses ist jedoch nur dann von Nutzen, wenn diese Substitution dem Erben Vortheile bringt, die er als Erbe nicht erlangen kann, weil die Bedingung nicht erfüllt wurde, sonst soll es besser seyn, wenn ihn der Testator gleich unbedingt zu seinem Erben einsetzt, weil er doch die Erbschaft als Substitut erhält, wenn auch die

Bedingung nicht in Erfüllung geht. Ein Substitut genießt alle Rechte des eingesetzten Erben, an dessen Stelle er handelt; wenn aber bei dem Erben eine Bedingung festgesetzt worden, aber bei dem Substituten nicht, so kann man nicht behaupten, es müsse die Bedingung auch auf ihn erstreckt werden. So viel von der gemeinen Substitution.

Was die pupillarische Substitution betrifft, so ist sie diejenige Substitution, welche von dem Vater auf den Fall geschieht, wenn sein Kind, welches er zum Erben eingesetzt hat, vor der Pubertät, das heißt, vor dem zwölften oder vierzehnten Jahre, nach Unterschied des Geschlechts, sterben sollte. Die Pupillarsubstitution hat sowohl bei Kindern, als Enkeln und andern Descendenten Statt, welche des Erblassers unmittelbare Erben sind. Nur der Vater ist berechtiget pupillarisch zu substituiren, weil diese Substitution von den Römern, als ein mit der väterlichen Gewalt verbundenes Recht angesehen wurde. Daher sagen die Rechtslehrer, der Grund der pupillarischen Substitution ist die väterliche Gewalt. Da nun nach dem Römischen Rechte der Mutter diese Gewalt nicht zustand, so konnte sie auch nicht pupillarisch substituiren, sondern ihr war bloß eine sogenannte fideikommissarische Substitution vergönnt, und so darf auch der mütterliche Großvater dieses nicht. Selbst der Vater darf seinen Kindern nicht länger pupillarisch substituiren, als sie noch seiner väterlichen Gewalt unterworfen sind, hört diese auf, so fällt auch dieses große Vorrecht des Vaters weg. Einem emancipirten Sohne darf der Vater nicht pupillarisch substituiren. Darauf wird nicht gesehen, ob das Kind, dem der Vater pupillarisch substituiren will, bereits jetzt, da er sein Testament macht, geboren ist, oder nicht. Da ein Vater seine natürlichen Nachgeborenen (postumos) zu Erben einsetzen muß, so hat er auch das Recht, ihnen zu substituiren; denn die Gesetze nehmen an, sie wären

bereits geboren, und mithin der väterlichen Gewalt unterworfen. Seine Nachgeborenen kann der Vater jedoch nur alsdann pupillarisch substituiren, wenn sie solche sind, die seiner väterlichen Gewalt unterworfen seyn würden, wenn sie jetzt schon, da die pupillarische Substitution geschieht, geboren wären. Enkeln, deren Vater selbst noch lebt, kann der Großvater nicht anders pupillarisch substituiren, als unter der Bedingung, wenn ihr Vater vor ihm sterben sollte. Wenn also der Großvater sowohl seinen Sohn, als auch den von ihm erzeugten Enkel, noch in seiner väterlichen Gewalt hat, so kann er auf den Fall, daß der Sohn sterben, oder auf eine andere Art von der väterlichen Gewalt befreiet werden *sollte*, seinen Enkeln vermittelst der Formel des Velleischen Gesetzes pupillarisch substituiren, und sagen: mein Sohn F soll mein Erbe seyn. Sollte er aber bei meinem Leben noch von meiner väterlichen Gewalt frei werden, und seine Söhne G und H, als meine Enkel, derselben unterworfen bleiben, so sollen diese meine Erben seyn. Sterben sie in ihrer Unmündigkeit, so substituire ich ihnen den J. Diese Substitution ist nun bedingungsweise geschehen, nämlich auf den Fall, wenn der Großvater seine zeither gehabte väterliche Gewalt über seinen Sohn verlieren, aber über die Enkel behalten sollte. Enkeln, deren Vater noch lebt, kann nicht unbedingt pupillarisch substituirt werden, wenn auch dieser, ihr Vater, noch vor dem Erblasser versterben sollte; denn sie würden, wenn der Großvater gleich nach verfertigtem Testamente verstorben wäre, in ihres Vaters Gewalt gekommen seyn, mithin geht es hier nach der Catonianischen Regel, und das großväterliche Testament hat in Ansehung ihrer keine Kraft. In Ansehung der pupillarischen Substitution der adoptirten und arrogirten Kinder ist Folgendes zu bemerken. Da durch die Adoption und Arrogation die väterliche Gewalt erlangt wird, und die pupillarische Substitution eine

Wirkung derselben ist, so kann ein Vater seine unmündigen adoptirten oder arrogirten Kinder ebenfalls pupillarisch substituiren, die Adoption oder Arrogation mag an Sohnes oder an Enkels Statt geschehen seyn. Diese Substitution erstreckte sich aber bei dem Arrogirten freilich auf weiter kein Vermögen, als auf dasjenige, welches vom Erblasser selbst herrührt, über das eigene Vermögen des an Kindes oder Enkels Statt Arrogirten darf der Erblasser nicht disponiren, weil die Ursache der pupillarischen Substitution einzig und allein die väterliche Gewalt ist, und wer diese nicht über die Personen hat, von deren pupillarischen Substitution die Rede ist, ihnen auch nicht pupillarisch substituiren darf; so kann man auch die Frage leicht beantworten, ob der Großvater seinen Enkeln auch alsdann noch pupillarisch substituiren darf, wenn der Sohn durch Anstellung einer eigenen Wirthschaft von der väterlichen Gewalt befreiet worden, und hierauf gestorben ist, mit Hinterlassung unmündiger Kinder. Hier haben sich unter den Juristen und Juristenfakultäten doch mancherlei Streite erhoben. Einige behaupten, die Substitution sey gültig, Andere erklärten solche für ungültig, weil der Erblasser in Ansehung der Kinder des durch Anstellung einer besonderen Haushaltung schon längst von ihm abgesonderten Sohnes, dazu nicht berechtiget gewesen. Nur solchen Kindern kann von ihrem Vater oder Großvater pupillarisch substituirt werden, welche noch nicht vierzehn Jahr alt, wenn es Söhne, und noch nicht zwölf Jahr alt, wenn es Töchter sind, weil sie in diesem Alter noch kein Testament machen dürfen, und mithin der Vater den Verdruß hätte, daß sein Vermögen, welches seine unmündigen Kinder von ihm geerbt, vielleicht an schlechte Intestaterben falle. Erleben die Kinder dieses Alter, so hört die Kraft der pupillarischen Substitution auf. Auf eine kürzere Zeit, als auf den Anfang der Mannbarkeit, kann die pupillarische Substitution wohl eingeschränkt

werden, und so ist es auch erlaubt, zweierlei pupillarische Substitutionen mit einander zu verbinden; denn der Erblasser kann sagen: wenn mein Sohn vor dem zwölften Jahre stirbt, so soll F mein Erbe seyn, stirbt er aber nach dem zwölften Jahre, so soll ihm der K substituirt werden. So viel von den Personen, denen pupillarisch substituirt werden darf. Was nun die Feierlichkeiten dabei betrifft, so muß man bei der pupillarischen Substitution Folgendes beobachten. Es kann nicht anders geschehen, als wenn der Erblasser sich erst selbst einen Erben ernannt hat. Nach dem alten Römischen Rechte war der Vater oder Großvater nicht schuldig, sein Kind zum Erben zu ernennen, sondern er konnte es enterben, und ihm gleichwohl dennoch pupillarisch substituiren. Da aber Justinian in der 115 Nov. Cap. 3 befohlen, daß die Enterbung nicht anders erlaubt seyn soll, als mit der Anführung einer von den vierzehn rechtmäßigen Enterbungsursachen, die aber bei vierzehn und zwölfjährigen Kindern sehr selten anwendbar sind, so kommen dergleichen Enterbungen fast gar nicht mehr vor. Gesetzt auch, die geschehene Enterbung müßte für ungültig erklärt werden, so würde zwar nur das enterbte Kind Erbe werden, die Pupillarsubstitution aber immer bei Kräften bleiben. Zu einer pupillarischen Substitution werden zweierlei Erbeinsetzungen erfordert; denn derjenige Vater oder Großvater, der pupillarisch substituiren will, muß sich selbst einen Erben ernennen, und dann kann auch die pupillarische Substitution oder die Erklärung Statt haben, wer alsdann der Erbe seyn soll, wenn der Sohn in der Unmündigkeit sterben sollte. Dieser Umstand hat Gelegenheit gegeben, daß die Römischen Gesetze sagen: eine pupillarische Substitution erfordere ein doppeltes Testament, nämlich erst komme dasjenige, worin der Vater seinen eigenen Erben ernenne, und dann das andere, welches bestimme, wer dann die Erbschaft bekommen solle, wenn

der im ersten Testamente bestimmte unmündige Erbe vor der Mündigkeit sein Daseyn beschlossen habe. Oft macht auch ein Erblasser zwei besondere Testamente, in dem Ersten setzt er die Kinder zu seinen Erben ein, und verordnet alles Uebrige, was er von ihnen beobachtet wissen will, und einige Zeit darauf errichtet er das zweite Testament, worin er einen Substituten auf den Fall ernennt, wenn seine Kinder in der Unmündigkeit sterben sollten, und diesem Substituten schreibt er gleichfalls vor, was er zu befolgen habe, wenn er die Erbschaft bekommen werde. Entschließt sich nun Jemand dazu, zwei Testamente zu machen, so geht dasjenige Testament voran, worin er sich selbst einen Erben einsetzt, und dann kann er erst das Testament des Kindes errichten. Mehrentheils wurde die pupillarische Substitution nur in einem Testamente vorgenommen, weil beides sehr gut zu gleicher Zeit geschehen kann, und in diesem Falle brauchten auch nur die Feierlichkeiten eines Testaments beobachtet zu werden, und also dabei nicht vierzehn Zeugen zu seyn, sondern nur sieben. Geschieht aber die Erbeinsetzung besonders, und erst einige Zeit nachher die pupillarische Substitution, so muß bei jedem Testamente die vorgeschriebene Solennität beobachtet werden. Hier kann das eine Testament schriftlich, das andere mündlich errichtet werden, nur muß jedes seine eigenen Feierlichkeiten haben. Wenn die Erbeinsetzung und die pupillarische Substitution in einem und eben demselben Testamente geschah, so fragten die Römischen Juristen, ob der Erblasser zuerst seinen Erben ernennen müsse, und dann erst den Substituten. Nach dem strengen Rechte, behaupteten sie, müsse die Erbeinsetzung vor der pupillarischen Substitution vorhergehen, weil diese allemal einen Erben voraussetze; aber nach der Billigkeit könne gegen ein Testament nichts eingewendet werden, wo die Substitution erst vorkomme, und dann die eigentliche Erbeinsetzung folge 2c. Daß übrigens

der Vater, wenn er seinem unmündigen Kinde einen Substituten setzen wollte, sich auch einen Erben ernannt haben mußte, war deshalb nöthig, weil er nicht in Rücksicht auf seinen Erben die Intestaterbfolge eintreten lassen konnte, und dennoch seinem Kinde papillarisch substituirt hatte. Die Substitution wurde allemal als eine Folge der Erbeinsetzung angesehen, und konnte ohne dieselbe nicht Statt haben. Wenn ein Vater sein Kind enterbte, und sich einen andern Erben ernannt hatte, so konnte er immer noch dem Kinde pupillarisch substituiren, wenn es gleich nichts von ihm bekam; nur durfte er diesem Substituten keine Vermächtnisse auflegen, weil Niemand schuldig ist, ein Legat auszuzahlen, wenn er von dem Testator nichts bekommen hat. In jetziger Zeit kommt die pupillarische Substitution eines enterbten Kindes nicht so leicht vor, weil ein Kind, das noch nicht vierzehn Jahr alt ist, sich nicht so leicht einer rechtmäßigen Enterbungsursache schuldig machen kann, und ohne dieselbe ist die Enterbung ungültig. Eine sehr bestrittene Frage ist bei der Substitution noch: Wenn nämlich der Vater seinem noch nicht geborenen Kinde pupillarisch substituirt hat, und dieses wird aber nicht geboren, ob dann der Substitut die Erbschaft bekommen müsse. Die mehrsten Rechtslehrer bejahen diese Frage, aber eben so berühmte Rechtslehrer verneinen sie. In den Zeiten Ciceros wurde der berühmte Prozeß, welcher unter dem Namen Judicium Curianum bekannt ist, über diesen Fall geführt. Ueber die mit der geschehenen pupillarischen Substitution verbundenen Wirkungen, die schon oben erwähnt worden, gehört auch folgende. Wenn das Kind, dem der Vater pupillarisch substituirt hat, stirbt, ehe es mündig geworden, so wird der Substitut Erbe des Kindes, und schließt alle Intestaterben desselben aus, selbst die Mutter bekommt nichts, weil der Vater ihr keinen Pflichttheil zu hinterlassen braucht, das Kind aber kein Testament gemacht

hat. Einige Rechtslehrer wollen diese Meinung nicht billigen, sondern behaupten, der Vater mache das Testament im Namen des Kindes, folglich müsse er auch die Pflichten des Kindes nicht außer Acht lassen, und das Kind sey seiner Mutter den Pflichttheil schuldig; denn der Pflichttheil dürfe keinem Notherben auf keine Weise entzogen werden, wie L. 30 und 32, C de inoff. test. erinnern. Hierauf muß aber, außer dem bereits Angeführten, geantwortet werden: daß es nicht nur Ulpian im L 8, §. 5 D. de inoff. test. ausdrücklich sagt, sondern auch der Pabst Bonifacius der Achte hat im C 1 de test. in 6to *) erklärt, die Mutter sey nicht berechtiget, den Pflichttheil zu fordern, wenn der Vater seine Kinder pupillarisch substituirt habe, welche Meinung auch die größten Rechtslehrer billigen. Von der Regel, daß die Pupillarsubstitution auch die gemeine Substitution unter sich begreife, sind folgende Fälle ausgenommen. Wenn nämlich der Vater einen unmündigen und einen mündigen Sohn zu Erben eingesetzt und den Einen dem Andern substituirt hat, so werden beide Substitutionen für gemeine gehalten; will der Väter sich dieses nicht gefallen lassen, so muß er ausdrücklich dem unmündigen Sohne den mündigen auch auf den Fall substituiren, wenn jener zwar Erbe seyn, aber noch vor der Mündigkeit sterben sollte. Hier kann die Regel deshalb nicht Statt haben, weil solche Umstände eintreten, daß es nicht angeht, die Verbindung beider Arten der Substitution anzunehmen, sondern vielmehr ein stillschweigendes Verbot des Erblassers vermuthet werden muß. Eben so wird, wegen des vermutheten Willens des Testators, unter der gemeinen Substitution die pupillarische dann nicht als stillschweigend mitbegriffen, wenn das Kind und die Mutter zu Erben eingesetzt,

*) Licet autem filius in testamento suo matrem portione jure naturae debita privare non possit, pater tamen in testamento, quod filio impuberi facit potest.

dem Kinde aber ein Fremder substituirt worden. Wurde nun das Kind zwar Miterbe der Mutter, starb aber in der Unmündigkeit, so bekam der Substitut des Kindes nichts, sondern die Mutter erbte von dem Kinde, als Intestaterbin. Nur dann, wenn die Mutter vor ihrem Kinde gestorben war, so bekam der auf die gemeine Art dem Kinde substituirte Erbe das Vermögen; und so wurde auch die gemeine Substitution auf die pupillarische dann nicht, als stillschweigend darunter begriffen, ausgedehnt, wenn dieselbe einem Unmündigen und einem Fremden, welche beide zugleich Erben seyn sollten, zusammen geschehen war. — Das väterliche Testament ist bei der Substitution die Hauptsache, und das Testament des Sohnes bloß Nebensache; denn da der Vater dem Sohne pupillarisch substituirt hat, so besteht mit des Vaters Testament auch dasjenige des Sohnes oder Kindes, und wird damit ungültig, und je nachdem das Testament des Vaters besteht oder seine Kraft verliert, so gilt auch die pupillarische Substitution nicht mehr, wenn der Erbe des Vaters die Erbschaft nicht antritt, sondern sich von derselben lossagt. Läßt er sich aber wieder in den vorigen Stand setzen, und nimmt die Erbschaft des Vaters an, so erlangt auch die pupillarische Substitution ihre Gültigkeit wieder. Es verhält sich jedoch anders, wenn der Vater sein Kind selbst zum Erben eingesetzt hat, und dieses will die Erbschaft nicht annehmen. Hier gilt dennoch die pupillarische Substitution. Gesetzt das Kind, dem der Vater zugleich pupillarisch substituirt hat, hätte sich deswegen von des Vaters Erbschaft losgesagt, weil mehr Schulden, als Vermögen vorhanden waren; es erbte aber nachher von einem Verwandten, und diese Erbschaft wollten nun die Gläubiger des Vaters zur Deckung ihrer Forderung angreifen. Hier würden sie doch wohl zu weit gehen; denn durch die Lossagung von der väterlichen Erbschaft ist das Kind von aller Verbindlichkeit, des Vaters Schul-

den zu bezahlen, frei geworden; jetzt stirbt das Kind, so bekommt der pupillarisch Substituirte zwar die Erbschaft, weil es der Vater in seinem letzten Willen so verordnet hat, aber er muß auch die Schulden des Erblassers bezahlen; denn jetzt wird das beiderseitige Vermögen als unzertrennlich angesehen, und der Substitut kann nicht bloß Erbe des Kindes, aber nicht des Vaters seyn wollen. Wenn des Vaters Testament und dasjenige, worin der Vater seinem Kinde pupillarisch substituirt hat, zu verschiedenen Zeiten gemacht worden, und bei dem Letztern ist ein Fehler, der eine Ungültigkeit nach sich zieht, vorhanden, so gilt zwar das väterliche Testament, aber nicht das Letztere, worin die pupillarische Substitution enthalten ist, und so fällt auch diese Substitution weg, wenn der Substitut gegen das väterliche Testament den Besitz der Güter nach dem Edikte verlangt. Der Regel nach fällt oder besteht die pupillarische Substitution, nachdem das väterliche Testament besteht oder ungültig ist; nur einige Ausnahmen kommen vor. Wenn z. B. das Kind nicht nach dem Testamente erben will, sondern nach der Intestaterbfolge. Hier bleibt die pupillarische Substitution dennoch bei Kräften. Der Vater kann seinem Kinde auch solche Personen pupillarisch substituiren, die er sich selbst nicht zu Erben ernennen könnte; denn ein durch Blutschande erzeugtes Kind kann von seinem Vater nicht zum Erben eingesetzt werden, aber pupillarisch darf er es seinen andern Kindern substituiren. Jetzt bekommt zwar das substituirte Kind von dem Vermögen des Vaters nichts, aber doch des Kindes Vermögen. Nach dem Julianischen Gesetze konnte ein Ehegatte den andern nur in dem zehnten Theile oder einigen Zehnteln zum Erben einsetzen, aber pupillarisch substituiren konnte der Vater seine Frau seinem unmündigen Kinde, und sie bekam wenigstens das Vermögen des Kindes. So war es auch möglich, daß derjenige, der in des Vaters Testament zum Erben

eingesetzt, und zugleich dem Kinde substituirt worden, zur Zeit des Todes des Testators, zur Strafe nicht sein Erbe seyn durfte, und gleichwohl konnte er als Substitut die Erbschaft bekommen, weil jetzt das Hinderniß aufgehört hatte. So konnte es auch umgekehrt kommen, daß Jemand zur Zeit des Todes des Erblassers erbfähig war, nach dem Tode des Kindes, dem er substituirt worden, aber nicht. Die Ausschließung von des Vaters Erbschaft, hindert nicht die Antretung der Erbschaft des Kindes, als Substitut, und die Fähigkeit, die Erbschaft als Substitut antreten zu können, hebt die Unfähigkeit nicht auf, welche zur Zeit des Todes des Erblassers vorhanden war. Hat der Vater seine Kinder einander substituirt, und dabei erklärt, daß dem zuletzt Verstorbenen der A substituirt seyn soll, so wird der A so lange ausgeschlossen, bis alle Kinder gestorben sind. Hätte der Testator dasselbe bei seinen sämmtlichen unmündigen Kindern gesagt, und sie starben nun beide zu gleicher Zeit, so bekommt der Substitut ebenfalls das ganze Vermögen; stirbt aber Einer nach dem Andern, so bekommt der Substitut des zuerst Verstorbenen Erbtheil nicht, sondern nur die Erbportion des Letztern. Die Vermächtnisse fallen auch hinweg, welche dem Substituirten des zuerst Verstorbenen aufgelegt waren. Die Vertheilung des Vermögens des Unmündigen unter seine Substituten geschieht auf eben die Art, wie es geschehen würde, wenn der Unmündige sich selbst ein Testament gemacht hätte. Sollten aber die Substituten zugleich in des Vaters Testament zu Erben eingesetzt worden seyn, und zwar in ungleichen Erbportionen, so müssen sie sich auch auf diese Art in das Vermögen des Unmündigen theilen. Die **Substitution** kann **bedingt** und **unbedingt** eingerichtet werden. War es nämlich geschehen, daß der Testator die Bedingung beigefügt hatte, daß wenn der Bruder des Unmündigen nicht des Testators Erbe werden würde, der Substitut das Vermögen

des Unmündigen bekommen sollte. Nun war der Bruder zur Zeit des Todes des Vaters dessen Erbe geworden, hatte aber hierauf die Erbschaft nicht mehr, und deshalb wurde entschieden, die Substitution trete jetzt ein, da zur Zeit des Todes des Unmündigen der Bruder nicht mehr seines Vaters Erbe war. Da es nun nicht erlaubt ist, daß der Testator seinen eingesetzten Erben nur etwas von seinem Vermögen hinterläßt, und das Uebrige sodann die Intestaterben bekommen, so ist solches auch dann nicht erlaubt, wenn Jemand pupillarisch substituirt hat. So viel von der pupillarischen Substitution. Mit derselben hat die sogenannte quasipupillarische, oder exemplarische, oder Justinianeische Substitution viel Aehnliches. Sie ist durch folgende Umstände veranlaßt worden. Wenn Eltern Kinder besaßen, die wegen Mangel des gehörigen Verstandes (schwachsinnig) kein Testament machen durften, die Eltern also sahen, daß ihr Vermögen nach dem Tode dieser Kinder auf unwürdige Intestaterben kommen würde, so baten sie den Kaiser um die Erlaubniß, Namens ihrer verstandlosen Kinder ein Testament machen zu können. Es wurde hier nämlich der Fall angewendet, daß der Vater, vermöge seiner väterlichen Gewalt, seinen unmündigen Kindern ein Testament machen könne, und diese Erlaubniß ward auch gemeiniglich von den Kaisern den Eltern ertheilt, bis Justinian verordnete, daß die Eltern solcher unglücklichen Kinder nicht erst darum bei ihm zu bitten brauchten: Namens der Kinder ein Testament machen zu dürfen, sondern alle Eltern, die dieses Unglück hätten, sollten dazu berechtiget seyn. Diese neue Art der Substitution wurde nun die quasipupillarische oder exemplarische genannt, weil sie viel Aehnliches mit der eigentlichen pupillarischen hatte. Die Justinianeische Substitution nannte man sie deshalb, weil vom Justinian eine Aenderung dabei eingeführt worden. Man versteht also eine solche Sub-

stitution darunter, wenn Eltern Namens ihrer verstandlosen, stummen oder tauben Kinder, ein Testament machen, und ihnen Erben ernennen. Es wird zur Ausführung dieser Substitution Alles erfordert, was bei einer jeden derselben zu ihrem Wesen erfordert wird; sie weicht aber von der pupillarischen Substitution doch in folgenden Stücken ab. Erstlich setzt sie voraus, daß wenn Eltern ein Kind haben, welches eines Naturfehlers wegen kein Testament machen kann, so sey es auch höchst wahrscheinlich, daß es nie werde ein Testament machen können. Zweitens wird bei dieser Substitution nicht die väterliche Gewalt als der Grund derselben angesehen, sondern die elterliche Liebe zu ihren Kindern. Da nun beide Eltern gleiche Liebe zu ihren Kindern haben, so verstattete Justinian sowohl dem Vater, als der Mutter, ihren Kindern auf diese Art zu substituiren, und führte dieses Recht auch auf die männlichen und weiblichen Descendenten aus. Einige Rechtslehrer behaupten, daß wenn der Vater und die Mutter zugleich am Leben sind, und beide quasipupillarisch substituiren wollen, so gehe der Vater hier vor, Andere sagen, jeder Theil habe ein gleich starkes Recht, daher der Vater in seinem Vermögen, und die Mutter in dem ihrigen ebenfalls substituiren könne. Diese letztere Meinung hat zwar gegen sich, daß der Regel nach, zweierley Testamente über das Vermögen einer und derselben Person nicht zugleich gelten können, da aber dennoch der Prätor bisweilen mehrere Testamente zugleich aufrecht erhielt, und aus ihnen zugleich den Besitz gab, so scheint die Behauptung derjenigen Rechtslehrer wohl die gegründetste zu seyn, welche beiden Eltern zugleich das Recht geben, ihrem blödsinnigen Kinde, das sich selbst kein Testament machen kann, in Rücksicht des von Jedem besonders herrührenden Vermögens, auch für sich allein substituiren zu können. Hat das Kind noch anderes Vermögen, welches nicht von den Eltern herrührt,

so wollen einige Rechtslehrer dieses wieder des Vaters Substituten zukommen lassen; Andere aber behaupten, es müsse unter beiderley Substituten getheilt werden. Drittens wird bei einem blödsinnigen Kinde auf kein Alter gesehen, sondern wenn es noch so alt ist, so geht die Substitution an. Viertens ist in Ansehung der Personen, welche die Eltern ihren verstandlosen Kindern substituiren wollen, vorgeschrieben, daß vor allen Dingen die Kinder und Descendenten derselben substituirt werden sollen. Hier ist nun die Frage aufgeworfen worden: Wenn ein Blödsinniger ein, zwei oder drei Kinder hat, und nach der Justinianeischen Verordnung entweder Alle, oder Einige, oder Eins von den Kindern eingesetzt werden sollen, ob, wenn nur Eines eingesetzt worden, die Uebrigen enterbt werden können? Dieses leugnen die Rechtslehrer, und wollen die Uebrigen wenigstens im Pflichttheile eingesetzt wissen, wenn nicht etwa eine rechtmäßige Enterbungsursache bei einem Kinde vorhanden seyn sollte. Nach den Descendenten des Blödsinnigen müssen die Eltern und Ascendenten zu Erben eingesetzt werden. Justinian sagt dieses zwar nicht ausdrücklich, aber man muß es mit Grund als vorgeschrieben annehmen, weil die Eltern den Geschwistern bei der Intestaterbfolge vorgehen, wie es in der 118ten Novelle festgesetzt worden. Nach den Eltern kommen die Geschwister. Unter den Geschwistern sind nur diejenigen zu verstehen, welche ein Recht zur Intestaterbfolge haben. Wenn der Blödsinnige weiter keine von den genannten Anverwandten hat, als nur denjenigen, der ihm substituirt, so kann der Testator zum Erben ernennen, wen er will. Die Rechtslehrer werfen die Frage auf, ob diese quasipupillarische Substitution bloß bei blödsinnigen Kindern Statt habe, oder auch bei allen andern, die unfähig sind, selbst ein Testament zu machen, nämlich bei Rasenden, Tauben, Stummen, bei Verschwendern 2c. Viele von ihnen wollen

es bloß bei Blödsinnigen verstatten, da sie nur von Justinian genannt worden, aber in den meisten höchsten Gerichten dehnt man dieses Recht auch auf die Tauben, Stummen, Rasenden, und gerichtlich für Verschwender Erklärten aus. Die Wirkungen, die mit dieser Art der Substitution verbunden sind, kommen mit den übrigen Arten der Substitution mehrentheils überein. Der Substitut bekommt das Vermögen der Eltern und des unglücklichen Kindes. Sind ihm Vermächtnisse aufgelegt worden, so muß er sie bezahlen, kurz es geht hier eben so zu, wie bei der gemeinen und pupillarischen Substitution. Der Substitut verliert sein Recht, wenn das blödsinnige Kind seinen Verstand erhält, oder überhaupt selbst fähig geworden ist, ein Testament zu machen. Bei Verschwendern fällt die Substitution fort, wenn sie die Verwaltung ihres Vermögens wieder bekommen haben, und bei Taubstummen, wenn sie ihre Gedanken deutlich erklären können, oder wenn sie heirathen und Kinder bekommen. Haben die blödsinnigen Kinder wieder solche Kinder, so erstreckt sich die pupillarische Substitution auch auf diese. Die aufgeworfene Frage vieler Rechtslehrer: ob der Vater einem blödsinnigen Kinde, und den übrigen, welche hierunter gerechnet werden, auch pupillarisch substituiren könne? löset sich schon von selbst darin auf: daß, da dieses Recht dem Vater in Ansehung derselben nicht genommen ist, so muß es allerdings geschehen können, und so kann auch die pupillarische und quasipupillarische Substitution mit einander verbunden werden. Eine andere Frage besteht darin: ob die blödsinnigen Kinder auch enterbt werden können, und wenn sie enterbt werden, ob es dann auch noch erlaubt sey, ihnen quasipupillarisch zu substituiren. Einige Rechtslehrer behaupten es, andere wollen nur die pupillarische Substitution für erlaubt halten; auch sind sie der Meinung, es sey hier keine andere Enterbung erlaubt, als welche in guter Absicht (bona

mente) geschehen sey. Dieser letztern Meinung pflichten Viele bei, weil kein blödsinniger oder taubstummer Mensch sich einer von den vierzehn vom Justinian festgesetzten Enterbungsursachen schuldig machen kann. — Was nun die fideicommissarische Substitution betrifft, so wird eine solche Substitution so genannt, die in solchen Ausdrücken abgefaßt ist, deren man sich bei den Fideicommissen bedient. Der Erblasser sagt z. B.: Wer von meinen Erben zuletzt versterben wird, dem trage ich auf, entweder meine ganze Erbschaft, oder so und so viel davon an N. abzutreten. Dieses soll aber keine Substitution in dem Verstande, wie sie genommen werden muß, seyn, sondern ein Fideicommiß; s. diesen Artikel, Th. 13, S. 270 u. f. — Die militairische Substitution kann nicht anders verstanden werden, als wenn man weiß, worin der letzte Wille eines Soldaten von den Testamenten solcher Personen abgeht, welche keine Soldaten sind. Da Soldatenteſtamente unter die privilegirten Testamente gehören, so kann hier nur wenig darüber gesagt werden, und was darüber noch gesagt werden könnte, müßte unter Testament, in T., vorkommen. Indessen soll hier doch das Wichtigste über die militairische Substitution angeführt werden. Der Soldatenstand genoß bei den Römern große Vorrechte, und eben so wurden ihm auch große Vorrechte in den Gesetzen eingeräumt, welches daher kam, weil sich der Römische Staat durch ihn constituirte, er sich erst durch Kämpfe, woran das ganze Volk Theil nahm, zu einem Staate zu gestalten anfing, und dann durch die Eroberungen, wodurch er sich vergrößerte, ja wodurch die Stadt Rom die Gebieterin der Welt wurde. Der Soldat genoß daher auch bei der Substitution große Vorrechte, wenn er ein Soldatenteſtament machte. So war er z. B. auf den Fall einen Substituten unmittelbar zu ernennen berechtiget, wenn der erste Erbe wirklich die Erbschaft angetreten haben sollte; er mußte aber

den ersten Erben nur auf eine Zeitlang zu seinem Erben ernennen. In einem gewöhnlichen Testamente geht solches nicht anders an, als wenn der zweite Erbe bittweise eingesetzt wird, das heißt, der Erblasser muß ein Fideicommiß errichtet haben. Enthalten die Worte eines Soldatentestamentes bloß eine Fideicommissarische Erbeinsetzung, und jetzt stirbt der Fiduciarius vor dem Soldaten, der das Testament gemacht hat, so gilt die Ernennung des Erben jetzt eben so viel, als wäre sie direkt geschehen, und folglich bleibt das Testament bei Kräften. Noch größere Vorzüge genießt der Soldat, wenn er pupillarisch substituirt hat. Er braucht sich nicht selbst ein Testament gemacht zu haben, es ist schon genug, wenn er nur im Namen seines Kindes substituirt hat, und daraus folgerte man, wenn des Soldaten eigenes Testament auch nicht bestehen sollte, so werde doch des Sohnes Testament deshalb nicht auch ungültig. Der Soldat kann sogar seinen Kindern, welche nicht mehr der väterlichen Gewalt unterworfen sind, ein Testament machen, z.B. sagen: meine Kinder sollen meine Erben seyn, sterben sie aber Alle, oder Eins von ihnen vor dem dreißigsten Jahre, so soll A. ihr Substitut seyn. Diese Substitution gilt aber nicht weiter, als in Ansehung des Vermögens, welches die Kinder von ihrem Vater bekommen haben. Die Rechtslehrer streiten hier über die Frage: ob diese Substitution direkt gelte, oder als ein Fideicommiß, und beide Theile berufen sich auf einerlei Gesetz, und die darin vorkommenden Worte: veluti ex causa fideicommissi. Andere behaupten, es sey hier nicht sowohl eine pupillarische Substitution vorhanden, sondern vielmehr eine bedingte militairische, nach welcher das Kind eine Zeitlang Erbe werden, unter gewissen Umständen aber, wenn nämlich das Kind in der bestimmten Zeit sterben sollte, ein anderer Erbe des Erblassers dafür eintreten soll. Wenn der Soldat, der seinem Kinde pupillarisch substituirt hat, selbst noch

der väterlichen Gewalt unterworfen ist, so geht das von ihm für sein Kind gemachte Testament, so wie sein eigenes, nur auf das Soldatenpekulium. Des Kindes eigenes Vermögen, und das, was es vom Großvater bekommen hat, fällt nicht auf den Substituten. In der Lehre von der Substitution ist es ein Hauptsatz, daß unter der ausgedrückten gemeinen Substitution dann, wenn eine wechselseitige Substitution geschehen seyn sollte, die Pupillarsubstitution nicht stillschweigend mit verstanden werde, wenn die eingesetzten Substituten zu der Letztern nicht alle fähig sind. Dieser Satz findet bei der von einem Soldaten geschehenen Substitution ebenfalls Statt, da hier die stillschweigende Substitution der Regel nach gar nicht angenommen wird; es ist freilich etwas anderes, wenn man deutlich sieht, daß er wirklich die nicht ausgedrückte Substitution mit gebraucht haben wolle. — In der Substitution liegt es auch zuweilen, daß verschiedene Erbantheile an eine und eben dieselbe Person gekommen sind. Hierbei muß man die verschiedenen Arten der Substitution genau von einander unterscheiden, besonders die wechselseitige der Erben, und dann die gemeine und pupillarische. Wenn die Ursache daran liegt, daß zwei verschiedene Erbtheile an eine Person kommen, weil sie einander durch eine gemeine gegenseitige Substitution substituirt worden, so meinen einige Rechtslehrer, hier sey das nämliche Rechtens, was bei dem Anfallrechte angeführt worden, welche Meinung aber mit den Gesetzen streitet, indem der Erblasser zwei Personen einander auf die gemeine Art substituirt, so hat er sie auf den Fall, daß die Substitution in Erfüllung gehen sollte, für eine Person angesehen. Es ist eine unbedingte Erbeinsetzung in Ansehung des einem jeden angewiesenen Erbantheils; dagegen wird es für eine bedingte gehalten, in Rücksicht auf den Erbantheil des andern. Diese letztere Erbeinsetzung wird nun purificirt,

sobald der andere Erbe fehlt, und der Substitut an dessen Stelle eintritt, und in diesem Falle ist es nicht anders, als ob der Erblasser nur einen allein zu seinem Erben ernannt hätte, folglich darf er auch nur das Falcidische Viertel einmal frei haben. Nach diesem Satze kommt nun der Fall, wenn ein Unmündiger Erbe ist, und diesem ist der andere Miterbe pupillarisch substituirt worden: z. B. der Vater hinterläßt zwei Söhne, einen von fünf Jahren, und den andern von dreißig Jahren. Jetzt kann der Vater sagen: wenn der fünfjährige Sohn stirbt, ehe er vierzehn Jahr alt ist, so soll mein anderer Sohn sein Erbe seyn. Es geht auch an, daß ihm der Vater eine fremde Person pupillarisch substituirt. Oben aus der Lehre von der Pupillarsubstitution geht hervor, daß eigentlich dabei zwei Erbeinsetzungen geschehen; denn erst setzt sich der Vater einen Erben ein, und dann seinem unmündigen Kinde; auch sind zweierlei Erbschaften. Geschieht es nun, daß der Substitut den erledigten Antheil des unmündigen Kindes bekommt, so darf er doch nicht mehr als ein Falcidisches Viertel von der ganzen Erbschaft fordern, da er jetzt des Erblassers einziger Erbe ist. Stirbt der Pupill vor dem Erblasser, so wird die Substitution für eine gemeine gehalten, und nun gelten in Ansehung des Abzuges des Falcidischen Viertels eben die Grundsätze, welche von dem Anfalle des Erbtheils vermöge der gemeinen Substitution oben vorgetragen worden sind. Das Anfallsrecht ist eine Folge der Gesetze; allein die Substitution gründet sich auf den Willen des Erblassers, folglich können beide Fälle nicht nach gleichen Grundsätzen entschieden werden, sondern bei der Substitution muß der Erbe mit einer Falcidia zufrieden seyn. — Was nun die Entstehung der Substitution betrifft, so kann man annehmen, daß sie von der den Römischen Bürgern durch die Gesetze der zwölf Tafeln ertheilten uneingeschränkten Gewalt zu testiren herzuleiten ist.

Man wollte hierdurch 1) die Intestaterbfolge ausschließen; 2) bei verschuldeten Erblassern vermeiden, daß sie nicht ohne Erben stürben; 3) die Fortsetzung des Familiengottesdienstes befestigen. Eine jede Art der Substitution erfordert erst eine Erbeinsetzung, ehe sie Statt haben kann. Nothwendige Erben können nicht vermittelst der Substitution eingesetzt werden; auch werden sie dann nur dadurch willkührliche Erben, wenn die Substitution auf den Fall des Nichtwollens geschehen ist; sie bleiben aber nothwendige Erben, wenn sie auf den Fall des Nichtkönnens eingesetzt sind. Wenn die gegenseitige Substitution auf die Art geschehen ist, daß jeder Miterbe gleiche Theile bekommt, so wird sie gleichförmig (uniformis) genannt; ungleichförmig heißt sie aber, wenn die Theile, welche die wechselseitigen Substituten bekommen sollen, nicht eben so sind, worin sie zu Erben ernannt worden. Die gegenseitige Substitution (substitutio reciproca) war nach dem Römischen Rechte deswegen nöthig, weil sonst der Fiscus den Theil der Erbschaft bekam, der keinen Erben hatte. Nach neuern Rechten ist sie jedoch nicht mehr nöthig, weil nach diesen das Anfallsrecht (Jus accrescendi) eingeführt ist. Ist Jemand unter einer Bedingung substituirt worden, und er stirbt vor erfüllter Bedingung, so hört damit zugleich sein Recht auf. Zur Geschichte der Substitution gehört Folgendes. Die Kaiser Marc. Aurelius und Lucius Verus entschieden die berühmte Streitigkeiten zwischen den Juristen Q. Mucius Scävola und Lucius Crassus, ob die Substitution, welche auf den Fall, wenn der Erbe nicht Erbe seyn wird, geschehen ist, auch auf den andern Fall, wenn er während der Unmündigkeit verstirbt, auszudehnen sey, und umgekehrt, ob die Substitution, welche auf den Fall geschehen ist, wenn er in der Unmündigkeit sterben wird, auch auf den Fall, wenn er nicht Erbe seyn wird, auszudehnen sey oder nicht, dahin,

daß der eine Fall, der in der Pupillarsubstitution ausgedrückt sey, den andern nicht ausgedrückten mit in sich schließen solle. (Handbuch des bürgerlichen Rechts in Deutschland, 5r Theil.)

Substitution (bedingte und unbedingte), s. oben, S. 692.

— (direkte), s. Substitution (gemeine).

— (exemplarische), s. oben, S. 678, 693.

— (fideicommissarische), s. das., S. 677, 678, 683.

— (gegenseitige), s. das., S. 699, 701.

— (gemeine), Vulgarsubstitution, direkte Substitution, s. das., S. 677, 678, und 679 u. f.

— (Justinianeische), s. das., S. 693.

— (Pupillar-), s. das., S. 677, 678 und 683 u. f.

— (quasipupillarische), s. das., S. 679.

— (Vulgar-), s. Substitution (gemeine).

— (wechselseitige), s. das., S. 680, 699.

Substylarlinie, in der Gnomonik, diejenige Linie, über der die Zeigerstange aufgerichtet wird. In der Aequinoktial-, Polar-, Horizontal- und Vertikaluhr ist es die Linie der zwölften Stunde, oder die Linie, in der der Mittagszirkel die Uhrfläche durchschneidet. In den Morgen- und Abenduhren ist es dagegen die Linie der sechsten Stunde, worin der Hauptvertikalzirkel die Uhrfläche durchschneidet.

Subtangens, eine gerade Linie, die mit der Axe einer krummen Linie in einem fort geht, und zwischen der berührenden Linie und der Semiordinate liegt. Am besten wird sie durch die Differentialrechnung determinirt.

Subtil, Bei- und Nebenwort, aus dem Lateinischen subtilis, im gemeinen Leben für fein, zart, behende, listig. Eine subtile Spitze. Eine Sache sehr subtil anfangen. Ein subtiler Mensch, im Gegensatze eines groben.

Subtilregal, in den Orgeln, ein Regal, welches so viel als klein oder fein bedeutet.

Subtrahiren, **Abziehen**, **Subtractio**, **Subductio**, vom Lateinischen subtrahere, abziehen, in der Rechenkunst, eine Zahl von einer andern abziehen. Die Subtraktion ist die zweite Species nach der Addition in der genannten Kunst. Diejenige Zahl, von welcher abgenommen wird, heißt das Ganze (Minuendus), diejenige Zahl, welche weggenommen wird, das abgezogene Stück (Subtrahendus) oder der Abzug, und diejenige Zahl, welche übrig bleibt, das übrige Stück oder der Rest, auch Differenz oder Unterschied. Auch das Wort Rest will man hier aus dem Lateinischen ableiten, von residuum, welches so viel als etwas Uebrigbleibendes bedeutet; auch eine Abkürzung des Wortes restat, es bleibt übrig. Wenn man z. B. von 12 Pfund 5 Pfund hinwegnimmt, so daß 7 Pfund übrig bleiben, so ist 12 Pfund das Ganze, 5 Pfund der Abzug, und 7 Pfund der Rest. Den Rest nennt man auch den Unterschied, nämlich zwischen dem Ganzen und dem Abzuge. Um anzuzeigen, daß eine Zahl von einer andern abgezogen werden soll, setzt man das Ganze voran, und läßt den Abzug mit dem Zeichen — nachfolgen; z. B. 16 — 9 heißt: von 16 soll 9 abgezogen werden, das Zeichen — bedeutet hier minus, im Deutschen weniger, als 16 weniger 9, also 9 von 16 bleibt 7, oder 16 weniger 9 läßt einen Rest von 7, oder 16 — 9 = 7. In älteren Rechenbüchern findet man folgendes Abziehungszeichen ÷. Als erster Grundsatz der Subtraktion muß aufgestellt werden, daß man Zahlen von ungleichen Benennungen oder Einheiten eben so wenig von einander abziehen, als zusammenzählen kann; selbst 9 Gr. lassen sich nicht von einem Thaler abziehen, ehe man nicht diesen zu Groschen gemacht hat; und der zweite Grundsatz ist, daß immer einerlei herauskommt, man mag den Abzug vom Ganzen auf einmal oder stückweise wegnehmen, und im letzten Falle ist es einerlei, in welcher Ordnung man die Stücke weg-

nimmt. So bleibt von 12 z. B. immer 7 übrig, wenn ich 5 davon hinwegnehme, ich mag dieses auf einmal oder stückweise thun, und in welcher Ordnung ich will, wenn ich nur wirklich zusammen nicht mehr oder weniger als 5 abziehe oder wegnehme. — Jede Subtraktion einer kleinen Zahl von einer größern kann immer auf eine doppelte Art verrichtet werden, indem man entweder von der größern bis zur kleinern Zahl rückwärts-, oder von der kleinern zur größern vorwärts zählt. So kann man z. B. wenn 5 von 11 abgezogen werden soll, entweder von 11 rückwärts zählen, bis man auf 5 kommt, oder man kann von 5 vorwärts zählen, bis man zu 11 kommt. Auf beide Arten wird offenbar einerlei Unterschied, *nämlich* 6 gefunden. Hätten wir daher unsere regelmäßigen Ziffern und Zahlwörter nicht, sondern für jede Zahl eine eigene Ziffer und ein eigenes Wort, so wäre, weder bei kleinen, noch bei großen Zahlen eine andere Subtraktion möglich, als daß man wirklich entweder von der kleinen zur größern vorwärts, oder von der größern zur kleinen rückwärts von eins zu eins durchzählte. Welche langweilige und mühsame Arbeit dieses seyn würde, wenn nur z. B. 198 von 357 abgezählt werden sollten, fällt von selbst in die Augen. Die Subtraktionsexempel sind zwar gewöhnlich kürzer, als die Additionsexempel, weil hier nur immer zwei Reihen von Ziffern, bei der Addition aber sehr viele vorkommen können; aber an sich ist die Arbeit bei der Subtraktion schon etwas künstlicher und zusammengesetzter, als beim Addiren. Um hier Alles recht deutlich zu machen, sollen hier die Subtraktionsrechnungen nach unserer zehntheiligen Zählungsart unter drei verschiedene Abtheilungen gebracht werden, die einzeln durchgegangen werden. Alle drei Abtheilungen haben aber den Aufsatz mit einander gemein, indem beide Zahlen so unter einander geschrieben werden müssen, daß die Einer, folglich auch die Zehner, Hunderte, Tausende rc. gerade unter einander zu stehen kommen. Gewöhnlich

schreibt man die kleine Zahl unten, aber es hindert nichts sie auch oben zu schreiben; ja es ist gut bisweilen auf diese Art zur Uebung die gewöhnliche Ordnung umzukehren. Hier soll aber die gewöhnliche Ordnung beibehalten werden, um Undeutlichkeit zu vermeiden. In die erste Abtheilung sollen hier diejenigen Exempel gebracht werden, wo im Aufsatze jede Ziffer des Abzugs kleiner, oder doch nicht größer ist, als die gerade über ihr stehende Ziffer des Ganzen. Es soll z. B. 573025 von 5678097 abgezogen werden, so ist der Aufsatz auf folgende Weise zu nehmen.

$$\begin{array}{r} 5678097 \\ 573025 \\ \hline 5105072 \end{array}$$

Wie man hier gewahrt, so ist die Arbeit nur leicht, indem man bloß jede Ziffer der zweiten Zeile von der darüber stehenden Ziffer der ersten Zeile abzieht, und was übrig bleibt, schreibt man gerade herunter in den Rest. Die Arbeit wird, wie beim Addiren, von der rechten Hand gegen die linke verrichtet. In die zweite Abtheilung gehören solche Exempel, wo der Fall einmal oder öfter vorkommt, daß eine Ziffer des Abzugs eine kleinere Ziffer im Ganzen über sich hat, doch so, daß in der obern Reihe vor dieser kleineren Ziffer keine Null linker Hand vorgeht. Es soll z. B. 1477658 von 3523097 abgezogen werden, so ist der Aufsatz, wie folgt, zu machen:

$$\begin{array}{r} 3523097 \\ 1477658 \\ \hline 2045439 \end{array}$$

Anfänger in der Rechnung, besonders Kinder, sind hier sehr geneigt, die Arbeit umzukehren, und wenn sie die untere Ziffer zu groß finden, die obere von der untern abzuziehen. Dieses geht aber nicht an, da die untere Ziffer diejenige ist und bleibt, welche abgezogen wer-

den soll, und wenn gleich unten zum Theil größere Ziffern stehen, so muß doch das Abziehen möglich seyn, weil die untere Zahl im Ganzen kleiner ist, als die obere. Man verfährt hier so: wenn die obere Ziffer zu klein ist, so vermehrt man sie um zehn, und sagt also z. B. gleich in der ersten Säule nicht 8 von 7, sondern 8 von 17 bleibt 9; den Rest, der nun bleibt, setze man gerade herunter; aber in der nächsten Säule rechnet man nun die obere Ziffer um eins kleiner, als sie wirklich ist, und sagt also in der zweiten Säule nicht 5 von 9, sondern 5 von 8 bleibt 3. Eben so verfährt man so oft, als der Fall vorkommt, daß die obere Ziffer zu klein ist. — In die dritte Abtheilung gehören diejenigen Exempel, wo der Fall vorkommt, daß eine Ziffer des Abzuges nicht nur größer ist, als die über ihr stehende Ziffer des Ganzen, sondern diese auch eine oder mehrere Nullen linker Hand vor sich hat, bei denen also nicht geborgt werden kann. Es soll z. B. 1978447 von 2006503 abgezogen werden, wie hier steht:

$$\begin{array}{r} 2006503 \\ 1978447 \\ \hline 28056 \end{array}$$

so geschieht die Rechnung auf folgende Weise: zu der kleineren obern Ziffer werden 10 zugelegt; statt der vorhergehenden Nullen denkt man sich Neunen, und die nächste Ziffer vor der Null wird um eins kleiner. So sagt man z. B. im obigen Exempel: 7 von 13 bleibt 6, 4 von 9 bleibt 5, 4 von 4 bleibt 0, ferner 8 von 16 bleibt 8, 7 von 9 bleibt 2, 9 von 9 bleibt 0, 1 von 1 bleibt 0. — Diese Art zu rechnen beruht auf folgenden Gründen. In dem obigen Beispiele kann ich 7 von 3 nicht abziehen; daher muß ich eine Einheit der nächsten geltenden Ziffer 5 zu Hülfe nehmen, oder, wie man sagt, borgen. Jetzt muß man nur merken, daß wenn auf diese Art über zwei oder mehrere Stellen weggeborgt

wird, im Grunde dieses Borgen doch nur schrittweise und nur an den nächsten Nachbar rechter Hand geschieht. Dies will sagen, die 5 verborgt die 1, welche sie abgiebt, nicht unmittelbar an die 3, sondern an ihren nächsten Nachbar 0; hier erhält diese 1, weil sie in die nächste niedrigere Stelle gekommen ist, den Werth 10. Von diesen Zehnen bleiben nur 9 in dieser Stelle, eine 1 wird aber an die 3 geborgt, wo sie wieder den Werth 10 erhält, weil sie in die nächste niedrigere Stelle gekommen ist. Aus 3 ist also 13, aus 0 ist 9, und aus 5 ist 4 geworden. Eben so verhält es sich in der übrigen Hälfte der Rechnung. Die 2 borgt eine Einheit an die nächste 0, wodurch sie den Werth 10 erhält; von dieser 10 wird wieder eine Einheit an die zweite 0 geborgt, wo auch diese den Werth 10 erhält; zuletzt wird von dieser 10 wieder eine Einheit an die 6 geborgt, wodurch sie wieder den Werth 10 erhält, also ist die 6 in 16, die nächste 0 in 9, die folgende 0 auch in 9, und die 2 in 1 verwandelt worden. — So lange nun Jemand noch beim Abziehen von der kleinern Zahl zur größern vorwärts oder von dieser zu jener rückwärts eins vor eins durchzählen muß, so lange wird es mit seinem Subtrahiren noch immer langsam gehen; man muß sich daher fleißig in dieser Rechnungsart üben, um schnell und sicher abzuziehen. Denn wer z. B., ohne sich erst besinnen zu müssen, weiß, daß 9 + 8 = 17 im Addiren ist, der weiß auch sogleich, daß 17 — 8 = 9 im Subtrahiren ist. Man darf aber nicht glauben, daß Kindern dieser Uebergang vom Addiren zum Subtrahiren von selbst einleuchtend sey; sie müssen erst darauf aufmerksam gemacht, und darin geübt werden. Der Professor G. Fischer schlägt vor, die Kinder zuerst in kleinen Subtraktionen zu üben, bei denen sowohl die abgezogene Zahl, als der Rest, einziffrige Zahlen sind, und diese Uebungen kann man unbedenklich, und ohne das Wort Substraktion zu erwähnen, schon während der Additionsübungen an-

stellen. Haben die Kinder hierin erst einige Fertigkeit erlangt, so lasse man sie auf dem Papiere subtrahiren, und nach der Anleitung, wie oben angeführt worden. Nachher ist es Zeit, sie auch größere Subtraktionen, besonders von zweizifferigen Zahlen, im Kopfe machen zu lassen. Eine nöthige Vorübung dazu ist, daß man sie lehrt, von einer etwas größeren Zahl, z. B. 97, 10 und wieder 10, und noch 10 etc. abzuziehen, bis sie die Regelmäßigkeit dieser Arbeit gefaßt haben.—Ob eine Subtraktion richtig ist, zeigt die Probe durch die Addition, wie man leicht einsieht, denn indem man den Abzug und den Rest addirt, muß die obere Zahl oder das Ganze wieder herauskommen. Diese Probe ist leichter, *theils* weil die Addition schon an sich eine leichtere Rechnung ist, als die Subtraktion, theils weil man, um solche anzuwenden, nicht eine einzige Ziffer nieder zu schreiben hat, sondern geradezu sehen kann, ob die Addition der zweiten und dritten Zeile die erste Zeile richtig gebe. Man kann aber auch von der Rennerprobe beim Subtrahiren Gebrauch machen, und zwar auf folgende Weise. Man zählt zuerst die Ziffern der obern Zeile oder des Ganzen zusammen, läßt aber 9 so oft es angeht, weg. Im folgenden Exempel:

9704526	6
867438	
8837088	6

bleibt auf diese Art zuletzt die rechter Hand beigeschriebene 6 übrig. Dann zähle man die Ziffern der zweiten und dritten Zeile oder des Abzuges und Restes auf eben die Art zusammen, so muß zuletzt dieselbe Zahl, welche bei der obersten Zahl übrig blieb, auch hier übrig bleiben, wenn die Rechnung richtig ist. — Dieses wäre nun bloß die Subtraktion mit unbenannten Zahlen. Die Subtraktion mit benannten Zahlen besteht darin, daß man die Zahlen zu einer Sache rechnet, oder sie eine Sache

theilen, oder den Geldeswerth angeben, z. B. 10 Pfund Butter, oder 10 Thlr. und hiervon soll ich 5 Pfd. Butter oder 3 Thlr. abziehen. Hier haben also die Zahlen eine Bestimmung, sie sind benannt. Die Rechnung geschieht hier am leichtesten, wenn die Gegenstände, von denen die Rede ist, durchgehends zehntheilig abgetheilt sind; denn in diesem Falle ist die Rechnung von der Subtraktion unbenannter Zahlen gar nicht verschieden. Es sollen z. B. von einer Länge, die im Rheinländischen zehntheiligen Maaße 13 Ruthen, 4 Fuß, keine Zoll und keine Linien beträgt, 7 Ruthen, 6 Fuß, 5 Zoll und 8 Linien abgezogen werden, so kann man den Aufsatz entweder in allen oder in einer einzigen Benennung machen, entweder:

13° 4′ 0″ 0‴	13,400‴
7 6 5 8	7658
5° 7′ 4″ 2‴.	5742‴.

In beiden Fällen ist die Rechnung völlig wie bei unbenannten Zahlen. Denn im ersten Aufsatze rechnet man so: 8‴ von 0‴, das heißt, 8 Linien von 0 Linien können nicht abgezogen werden; man muß also borgen, und weil keine Zolle da sind, ein Fuß; dieser 1′ beträgt 10 Zoll, von diesen bleiben 9 bei den Zollen und der zehnte wird zu 10‴ gemacht, und kommt zu den Linien. Man zieht also 8‴ von 10‴ ab, so bleiben 2‴; ferner zieht man 5″ von 9″ ab, so bleiben 4″. Weiter sollen 6′ von 3′ abgezogen werden, um dieses zu können, borgt man 1° oder 10′, und zieht nun 6′ von 13′ ab, so bleiben 7′ übrig, und endlich bleiben, wenn 7° von 12° abgezogen werden, 5° übrig. Rechnet man dagegen das obige Exempel noch einmal, aber mit der Voraussetzung, daß es zwölftheiliges Maaß bedeuten soll, so wird die ganze Rechnung anders zu stehen kommen. Nämlich die Rechnung stehe wieder:

13°	4′	0″	0‴
7	6	5	8
5°	9′	6″	4‴.

Hier lassen sich nun 8‴ von 0‴ eben so wenig abziehen: und da in der obern Reihe auch keine Zolle vorhanden sind, so muß man 1′ borgen; aber 1′ hat hier nicht wie vorher 10, sondern 12″, es ist also aus dem zehntheiligen Maaße ein zwölftheiliges geworden; von diesen setzt man nun in Gedanken 11 in die Stelle der Zolle, und einen, den man in 12‴ verwandelt, in die Stelle der Linien. Man zieht also 8‴ von 12‴ ab, so bleiben 4‴. Ferner werden 5″ von den geborgten 11″ abgezogen, so bleiben 6″. Es sollen nun wieder 6′ von 3′ abgezogen werden, da aber dieses nicht angeht, so wird 1°, das ist 12′, geborgt, das heißt, eine Ruthe zu 12 Schuhen oder Fußen, diese 12′ mit 3′ zusammengezählt geben 15′ und hiervon 6′ abgezogen, bleiben 9′ übrig. Die Geldsubtraktion geschieht auf folgende Weise:

	Thlr.	Gr.	Pf.
a.	4716	19	10
	3628	13	4
	1088	6	6
b.	1007	8	3
	968	14	6
	38	17	9
c.	572	—	—
	48	15	4
	523	8	8

Im Exempel a. kommt der Fall des Borgens bei den Groschen und Pfennigen nicht vor, daher hat das Abziehen keine Schwierigkeiten, und bei den Thalern geschieht die Subtraktion wie bei unbenannten Zahlen. Im Exempel b. muß zu den 3 Pf. ein Groschen ge-

borgt werden. Man hat also statt 3 Pf. jetzt 12 + 3 Pf., das ist, 15 Pf., und hiervon lassen sich 6 Pf. abziehen. Eben so bei den Groschen. Zu den 7 übrigen Groschen muß 1 Thlr. geborgt werden, man hat also statt 7 Gr. nunmehr 24 + 7 Gr., das ist, 31 Gr., und hiervon lassen sich 14 Groschen abziehen. Die Thaler werden wie unbenannte Zahlen subtrahirt, nur daß man in der obern Zeile nicht mehr 1007, sondern nur 1006 hat. Im Exempel c. muß gleich bei der Subtraktion der Pfennige 1 Thlr. geborgt werden, welcher 24 Gr. hält; 23 hiervon setzt man in Gedanken in der obern Zeile an die Stelle der Gr., und den 24sten verwandelt man in 12 Pf. und setzt ihn in die Stelle der Pfennige. Auf diese Art können 4 Pf. von 12 Pf., desgleichen 15 Gr. von 23 Gr., und endlich 48 Thlr. von 571 Thlr. abgezogen werden. Eben so rechnet man auch, wenn der Thaler 30 Gr. enthält, der Groschen zu 12 Pf. Auf diese Weise werden nun alle Subtraktionen mit benannten Zahlen verrichtet. Bei dieser Subtraktion ist noch eines Vortheils zu erwähnen. Es ist nämlich nicht nöthig, wie oben bei b. das Geborgte gleich mit der zu kleinen Zahl, von der man subtrahiren will, zusammen zu zählen, sondern was man abziehen will, ziehe man gleich von dem Geborgten ab, und rechne dann erst zum Ueberreste das hinzu, wovon man abziehen soll. Man rechnet z. B. bei den Pfennigen so: 6 Pf. kann man von 3 Pf. nicht abziehen, deshalb borgt man sich bei den 8 Gr. 1 Gr. oder 12 Pf., hiervon zieht man nun sogleich 6 Pf. ab, so bleiben 6 Pf., und hierzu rechnet man noch die 3 Pf., wovon abgezogen werden sollte, so hat man 9 Pf., welche unter den Strich kommen, da man sonst erst zu den 12 Pfennigen des geborgten Groschens die 3 Pfennige rechnen müßte, welches 15 Pfennige macht, und erst dann durch Abziehung der 6 Pf. 9 Pf. als Rückstand behielt. Man hat bei der vorhergehenden Art den Vortheil, daß man mit

kleinern Zahlen zu rechnen braucht. Es ist daher besser, sich gleich anfänglich an diese Art zu subtrahiren zu gewöhnen, weil sie in allen Fällen die Rechnung erleichtert, nur bei zehntheiligen Abtheilungen ist es bequemer, das Geborgte gleich mit der Zahl, wovon subtrahirt wird, zusammen zu ziehen. Einige Rechner bedienen sich, jedoch ohne Noth und Nutzen, einer andern gekünstelten Art des Borgens. Anstatt nämlich in dem Exempel b., oben, S. 710, nachdem 12 Pf. geborgt sind, die 8 Gr. um 1 Gr. zu vermindern, legen sie unter den 14 Gr. einen zu, und ziehen nun 15 Gr. von 8 Gr., oder weil dieses nicht geht, von 24 Gr. + 8 Gr. ab, wo dann auch 17 Gr. übrig bleiben. Eben so nehmen sie den geborgten Thaler nicht von den 1007 Thlrn. weg, sondern sie legen ihn zu 968 hinzu, und ziehen also 969 von 1007 ab, wo auch 38 Thlr. übrig bleiben. Wie schon bemerkt ist diese Art zu subtrahiren nicht nur eine unnütze und zwecklose Künstelen, sondern sie hat auch den Nachtheil, daß Kindern der eigentliche Grund des Verfahrens schwerer deutlich zu machen ist, als wie bei der gewöhnlichen oben beschriebenen Art des Borgens. — Die Probe der Subtraktion kann hier eben so wie bei der Subtraktion mit unbestimmten Zahlen geschehen, nämlich durch die Addition, wie solches sich aus dem beistehenden Exempel ergiebt:

Thlr.	Gr.	Pf.
391	9	3
77	15	6
313	17	9

Hier in diesem Exempel sind z. B. beim Addiren des Restes mit der abziehenden Summe 9 und 6 Pf., 15 Pf. oder 1 Gr. 3 Pf., dann 17 und 15 Gr. mit dem übrig gebliebenen Groschen von den Pfennigen hinzu, 33 Gr. oder 1 Thlr. 9 Gr., und zuletzt 313 Thlr. mit 77 Thlr. mit Einschluß des übrig gebliebenen Thalers von den

Groschen 391 Thlr., und so stimmt die Probe durch diese Addition, und so geschieht es mit allen übrigen benannten Subtraktionsexempeln; sie ist die leichteste und sicherste Probe. Die Neuner- und Eilferproben sind nicht so sicher. Man macht sie auf folgende Weise: Man zählt die Neunerreste des Abzugs und des Restes zusammen, und wirft daraus 9, so oft es angeht, weg, was übrig bleibt muß mit dem Neunerrest des Ganzen stimmen. Wenn man in dieser Regel statt Neunerrest und 9, Eilferrest und 11 liest, so hat man die Regel für die Eilferprobe. Das Subtrahiren im Kopfe lernt man schon bei dem schriftlichen Subtrahiren oder Abziehen. Ist dabei die Zahl, wovon man abziehen soll, größer, wie zwanzig, so verfahre man dabei auch eben so, wie beim schriftlichen Rechnen. Ist z. B. 8 von 63 abzuziehen, so denke man: 8 von 13 bleibt 5, von 63 also 55; ist 6 von 44 abzuziehen, so denke man: 6 von 14 bleibt 8, von 44 also 38. Auch kann man so verfahren: Man denke sich bei 8 von 63 abzuziehen: 8 von 60, bleibt 52, von 63 also 55. Bei 6 von 44 abzuziehen, denke man: 6 von 40 bleibt 34, von 44 also 38. Hierbei braucht man nur alle Reste von 10 recht fertig inne zu haben. Weiß man diese, so weiß man auch zugleich, z. B.

	40	50	30	60	80
weniger	2	3	4	5	6
	38	47	26	55	74

denn 2 von 40 bleibt 38, indem 2 von 10 noch 8 bleibt. Ferner, 3 von 50 bleibt 47, indem 3 von 10 noch 7 bleibt rc. Soll eine zweistellige Zahl von einer andern zwei- oder dreistelligen abgezogen werden, so sucht man sich der abzuziehenden Zehner zuerst zu entledigen. Ist z. B. 36 von 84 abzuziehen, so bleibt, nachdem zuvor die 30 von den 80 abgenommen sind, noch 6 von 54 abzuziehen übrig, und hier bleibt 48. Ist 45 von 108 abzu-

ziehen, so wird zuerst die 40 von 108 abgezogen, und dann noch die 5 von 68, welches 63 läßt. Auch dreistellige Zahlen lassen sich sehr leicht im Kopfe von einander abziehen, z. B. 120 von 180 bleibt 60. — Sind Brüche mit gleichem Nenner zu subtrahiren, z. B. $\frac{8}{9} - \frac{2}{9}$, so zieht man den Zähler des Subtrahendi vom Zähler des Minuendi ab, und setzt den gemeinschaftlichen Nenner, als Nenner, unter die Differenz, nämlich $\frac{8-2}{9} = \frac{6}{9} = \frac{2}{3}$. Besteht dagegen der Minuendus aus einer ganzen Zahl nebst einem Bruche, dessen Zähler kleiner, als der des zu subtrahirenden Bruches ist, z. B. $3\frac{2}{9} - \frac{8}{9}$, so nehme man 1 von den 3 Ganzen des Minuendi und verwandle diese Einheit in solche Theile, als der gemeinschaftliche Nenner besagt, hier in $\frac{9}{9}$, ziehe den Zähler des zu subtrahirenden Bruches 8 von dem Zähler 9 ab, addire die erhaltene Differenz 1 zum Zähler des andern Bruches 2, und setze den gemeinschaftlichen Nenner, als Nenner unter die Summe, nämlich $3\frac{2}{9} - \frac{8}{9} = (2 + \frac{9}{9} + \frac{2}{9}) - \frac{8}{9} = 2 + \frac{(9-8)+2}{9} = 2 + \frac{1+2}{9} = 2 + \frac{1}{3}$. Sind Brüche mit verschiedenen Nennern abzuziehen, welche 1 zum Zähler haben (vorausgesetzt, daß der abzuziehende Bruch einen kleinern Werth als derjenige hat, von welchem abgezogen werden soll), z. B. $\frac{1}{5} - \frac{1}{8}$, so subtrahire man den Nenner des Minuendi 5 von dem des Subtrahendi 8; $= (8 - 5) = 3$, und setze das Produkt der Nenner $(5 \times 8 = 40)$ darunter. Z. B. $\frac{1}{5} - \frac{1}{8} = \frac{8-5}{5 \times 8} = \frac{3}{40}$. Sind Brüche von verschiedenen Zählern und Nennern zu subtrahiren, und der Nenner des Subtrahendi ist in dem Nenner des Minuendi ohne Rest enthalten, so dividire man mit Ersterem in Letzteren, multiplicire mit

dem erhaltenen Quotienten den Zähler des Subtrahendi, ziehe das Produkt vom Zähler des Minuendi ab, und setze den Nenner des Letztern, als Nenner darunter. Zum Beispiel $\frac{7}{9} - \frac{2}{3}$, hier ist $9 : 3 = 3$, und $2 \times 3 = 6$, folglich $7 - 6 = \frac{1}{9}$. Ist aber ein Nenner nicht in dem andern enthalten, z. B. $\frac{3}{4} - \frac{2}{5}$, so multiplicire man den Zähler des Bruches mit dem Nenner des andern (3×5 und 4×2), ziehe das Produkt des zu subtrahirenden Zählers von dem Produkte des minuirenden ab, nämlich $15 - 8 = 7$, und schreibe das Produkt der Nenner, als Nenner unter die erhaltene Differenz. Es ist demnach $\frac{3}{4} - \frac{2}{5} = \frac{(3 \times 5) - (2 \times 4)}{4 \times 5}$ $= \frac{15 - 8}{20} = \frac{7}{20}$. Können Brüche, z. B. $\frac{17}{55} - \frac{3}{10}$ als aliquote Theile einer benannten Größe (hier als Theil eines Centners) betrachtet werden, so sehe man sie als die Anzahl der dem Bruche zukommenden niedern Einheiten, z. B. als Pfunde an, ziehe die subtrahirende Anzahl von der minuirenden ab, und verwandele die erhaltene Differenz wiederum in einen Bruch der angenommenen höhern Einheit. Zum Beispiel:

$\frac{17}{55}$ Ctr. = 34 Pfd.
$\frac{3}{10}$ · = 33 · folglich
($\frac{17}{55}$ Ctr. − $\frac{3}{10}$ Ctr.) $\frac{1}{110}$ Ctr., also auch
$\frac{17}{55} - \frac{3}{10} = \frac{1}{110}$.

Was nun die Aufgaben zum Subtrahiren, sowohl mit unbenannten, als mit benannten Zahlen betrifft, so findet man sie in den bekannten Rechenbüchern, von denen vorzüglich zu empfehlen sind:

Joh. And. Christ. Michelsen. Versuche in Sokratischen Gesprächen über die wichtigsten Gegenstände der Mathematik. 2 Bde. Berlin, 1784 und 85. Der zweite Band ist auch unter dem Titel „Anlei-

tung zur praktischen Rechenkunst" bekannt, wenigstens führt er auch diesen Titel, und wird besonders verkauft.

Ernst Gottf. Fischers Rechenbuch für das gemeine Leben, besonders zum Gebrauch derer, die sich über die Gründe der Rechenkunst selbst zu belehren wünschen. 2 Thle. Berlin, 1811.

F. G. Busse, gemeinverständliches Rechenbuch für Schulen, worin hauptsächlich nach Thalern, Groschen und Pfennigen gerechnet wird. 2 Thle. 4te verbesserte Auflage. Leipzig, 1808. — Dessen Anleitung zum Gebrauche seines Rechenbuchs. 2 Thle. 4te verbesserte Auflage. Leipzig, 1808.

G. A. Fischer, das Kopfrechnen, auf physikalische, militairische, merkantilische und ökonomische Gegenstände angewendet. Ein Handbuch zum Unterrichte im Kopfrechnen. 2te Aufl. Dresden.

Die Subtraktion scheinbar durch *Addition* zu verrichten, ein Rechenkunststück aus der *spielenden Magie*, Stück 3, S. 108 u. f. Von einer gegebenen Zahl wird entweder nur eine gegebene abgezogen, oder sie soll durch mehrere gegebene Zahlen nach und nach vermindert werden. Beide *Fälle* sollen nun hier erwogen werden; zuerst müssen aber *gewisse* Bedingungen festgesetzt werden. a) Jedesmal muß wenigstens eine Ziffer im Subtrahenden mehr seyn, als im Subtraktor, oder in der Summe der Subtraktoren, wenn deren mehrere gegeben sind. — b) Die Ziffer der höchsten Ordnung im Subtrahenden muß größer seyn, als die Anzahl der gegebenen Subtraktoren. Die Regeln, denen man zu folgen hat, sind aber: — 1) Man verringere die Ziffer der höchsten Ordnung des Subtrahenden um eine Zahl, welche der Anzahl der gegebenen Subtraktoren gleich ist. — 2) Addire man zum veränderten Subtrahenden die Zahl, welche nur eben von der Ziffer der höchsten Ordnung abgezogen worden, so erhält man das erste Aggregandum. — 3) Man

ziehe jede Ziffer der gegebenen Subtraktoren von 9 ab, und setze an ihre Stelle die gefundene Differenz. — 4) Man vergleiche jeden dergestalt veränderten Subtraktor mit dem Subtrahenden, ob er nämlich nur eine Ziffer weniger enthalte, als der Letztere oder zwei, oder drei rc. rc. Ist jenes der Fall, so lasse man ihn unverändert; findet aber das Letztere Statt, so füge man so viele Neunen zur Linken hinzu, bis er wirklich nur eine Ziffer weniger enthält. — 5) Alle diese verwandelten Subtraktoren müssen nun, als Aggreganden angesehen, gehörigermaaßen unter das erste Aggregandum geschrieben, und zusammengezählt werden, so erhält man eine Summe, welche der gesuchten Differenz gleich ist. — Exempel I. Von 22437 soll abgezogen werden 1396. Hier besteht der Subtraktor aus einer Ziffer weniger, als das Subtrahendum. Die höchste Ziffer des Subtrahenden (2) ist größer, als die Zahl der Subtraktoren, welche hier nur 1 ist. Die Bedingungen sind also richtig. Man verringere die genannte höchste Ziffer um 1, so erhält man: 12437. Man addire zum veränderten Subtrahenden die von der höchsten Ziffer abgezogene Zahl, so bekommt man: 12437 und 1, oder 12438. Man ziehe jede Ziffer des Subtraktors von 9 ab, und setze die Differenz in ihre Stelle, so kommt in die Stelle der 1, eine 8, in die Stelle der 3, eine 6, in die Stelle der 9, eine 0, in die Stelle der 6, eine 3, und der Subtraktor stellt sich also verwandelt dar 8603. Diese 8603 (jetzt ein Aggregandum) setze man unter das veränderte Diminuendum, oder das in ein Aggregandum umgeschaffene Diminuendum, und addire: 12437 mit 8603, so erhält man 21040, welches die gesuchte Differenz ist. Die Probe ist: von 22437 1396 abgezogen, giebt die Differenz 21041. — Exempel II. Von 34967 soll 327 abgezogen werden. Beide Bedingungen sind richtig; die höchste Ziffer des Diminuenden ist größer, als die Anzahl der Subtraktoren, und diesesmal

enthält das Diminuendum nicht nur eine, sondern zwei Ziffern mehr, als der Subtraktor. Man bekommt also statt des gegebenen Subtrahenden, das Aggregandum 24968, statt des Subtraktors das Aggregandum 672. Vergleicht man dieses mit dem veränderten Subtrahenden, so sieht man, daß ihm noch eine Ziffer hinzugesetzt werden muß, damit es nur eine Ziffer weniger enthalte, als das Subtrahendum. Es wird also eine 9 zur Linken angehängt. Dadurch erhält man 9672. Diese Zahl zu 24968 addirt, giebt die gesuchte Differenz 34640. Probe. Von 34967 ziehe man 327 ab, so erhält man 34640. — Exempel III. Von 4876549, 374 abgezogen. Die Bedingungen sind hier richtig; verfährt man nun wiederum wie vorher, so findet man hier keinen andern Unterschied, als daß durch die Addition der 1, nicht nur die Ziffer der Einer, sondern auch zugleich die der Zehner verändert wird, dem veränderten Diminutor aber drei Neunen zur Linken angehängt werden müssen, damit er nur eine Ziffer weniger enthalte, als das veränderte Diminuendum. Auflösung:

$$\begin{array}{r} 3876550 \\ 999625 \\ \hline 4876175 \end{array}$$

Die Probe davon ist: 4876549, davon abgezogen 374, bleibt 4876175. — Exempel IV. Von 653989 sollen nach einander abgezogen werden: 374, 3298, 385, 12379. Wenn man nun die Diminutoren addirt, so findet man, daß ihre Summe (16436) aus fünf Ziffern, also aus wenigern Ziffern besteht, als das gegebene Diminuendum, welches deren sechs enthält. Ferner sehen wir, daß die Ziffer der höchsten Ordnung des Diminuendi (6) größer ist, als die Anzahl (4) der Subtraktoren. Man findet hier also nichts, was den Bedingungen entgegen wäre, und man kann sogleich zur Auflösung schreiten. — a) Da die Anzahl der Subtrak-

toren 4 ist, so muß man dieses Mal von der höchsten Ziffer des Diminuenden 4 abziehen; dieses giebt 253989. — b) Die von der höchsten Ziffer des Diminuenden abgezogene Zahl zum veränderten Diminuenden addirt, giebt: 253989, wozu 4 gezählt wird, wodurch man das erste Aggregandum 253993 erhält. — c) Wird nun jeder Subtraktor verändert durch Abziehung jeder Ziffer von der Zahl 9, so bekommt man statt ihrer die Aggreganden 625, 6701, 614, 87620. — d) Vergleicht man nun die Anzahl der Ziffern eines jeden dieser Aggreganden mit der Anzahl der Ziffern im ersten Aggreganden, so findet man, daß man vor 625 zwei Neunen, vor 6701 eine Neune, vor 614 zwei Neunen, vor 87620 keine Neune setzen müsse, und man erhält 99625, 96701, 99614, 87620. — e) Diese zum ersten Aggreganden addirt, geben die verlangte Differenz:

253993	
99625	
96701	
99614	
87620	
637553	

Hiervon ist die Probe:

653989	
374	
653615	erste Differenz.
3298	
650317	zweite Differenz.
385	
649932	dritte Differenz.
12379	
637553	letzte Differenz.

Sub una, bedeutet bei den Katholiken, welche das heilige

Abendmahl nur unter einerlei Gestalt genießen, nämlich des gesegneten Brodes, daß der gesegnete Kelch aber, laut den Grundregeln der Kirchenversammlung zu Costnitz und der zu Trident der Geistlichkeit allein gelassen werden muß.

Subungulata, Halbhufer, in der Naturgeschichte, die achte Familie der Nagethiere, welche mit dem Lateinischen Namen Glires bezeichnet werden. Sie haben folgende Familienkennzeichen: Der Kopf ist lang, die Schnauze stumpf; der Schwanz ist kurz oder fehlt; die Ohren klein; die Zahl der Zehen verschieden, die Krallen dick, gerade, der Hufbildung sich nähernd; die Hinterfüße meist länger, als die vordern; das Schlüsselbein fehlt. Es sind Südamerikanische Thiere, die theils in Wäldern und Fluren, theils in Gebirgen leben. Es gehören dazu die Wasserschweine (Hydrochoeri), die Pakas (Coelogenys), die Agutis (Dasyproctae), und die Meerschweinchen (Caviae). S. diese Artikel in der Encyklopädie.

Subutraque, ein Ausdruck, womit man das Abendmahl unter beiderlei Gestalt bezeichnet. Ultraquisten werden daher von den Katholiken die Protestanten genannt, weil sie das heilige Abendmahl nicht anders als unter beiderlei Gestalt genießen.

Sub volante sigillo, unter offenem Siegel, so werden zuweilen die Briefe überschickt.

Succade, nennt man den feuchten, in Syrub eingemachten Citronat, der entweder von Mallaga oder aus Italien zum Handel gebracht wird. Auch eingemachte süße Früchte, die aus Ostindien ehemals von den Portugiesen, jetzt auch von den Engländern nach Europa gebracht werden, nennt man Succade. Man hat sie trocken in Kisten, oder naß in Syrub.

Succediren, ein unregelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, im gemeinen Leben für nachfolgen oder folgen, das ist, in einem Amte oder einer Würde, oder

in dem Besitze eines Gegenstandes auf Jemanden folgen, daher Einem succediren; daher auch die Succession oder Nachfolge in eines Andern Amte oder Vermögen. Der Successor folgt daher auf einen Andern in einem Amte, einer Würde, oder in dem Besitze eines Gegenstandes, der Nachfolger. Was das Succediren in der Erbschaft betrifft, so ist darüber schon unter Erbfolge, Th. 11, S. 152 u. f., das Nöthige gesagt worden. Bei dem Succediren in Erbschaftssachen nimmt man vier Klassen in der Erbschaftsfolge an, oder die Intestaterbfolge der Anverwandten geschieht nach folgender Ordnung. Zur ersten Klasse gehören alle Descendenten des Verstorbenen; zur zweiten die nächsten Ascendenten, als die vollbürtigen Geschwister und die hinterlassenen Kinder dieser Geschwister; zur dritten kommen die Halbgeschwister des Verstorbenen und die hinterlassenen Kinder der Halbgeschwister; zur vierten Klasse gehören alle übrigen Blutsfreunde des Verstorbenen, welche mit ihm am nächsten verwandt gewesen. Jede dieser Klassen hat ihre besonderen Grundsätze, welche man wissen muß, um die hierher gehörigen Fälle zu unterscheiden. Bei dem Vortrage der Intestaterbfolge beziehen sich die größten Rechtslehrer auf ein sogenanntes Successionsschema, welches nach Art der Stammbaumsfiguren angefertiget wird. Die Figur, welche die Person vorstellt, von deren Erbschaft die Rede ist, wird immer zweimal durchstrichen. Dagegen andere Personen, die auch eine Verlassenschaft haben, wovon aber nicht die Rede ist: wer ihr Vermögen bekommen soll, durchstreicht man nur einmal. Diejenigen Personen, die noch leben, werden nicht durchstrichen, bei ihnen bleiben die Felder offen. Dann muß man auch wissen, was Repräsentationsrecht, was die Erbfolge nach Köpfen, Linien oder Stämmen rc. heißt. Alles dieses sehe man unter Stammerbe, Th. 169, S. 327 u. f., nach. Eine **Successio ab intestato**

heißt, wenn man ohne Testament und letzten Willen eine Erbschaft erhält, und Sucoessio ex testamento, wenn Einem die Erbschaft durch ein Testament zufällt. Was die Succession in der Lehensfolge betrifft, s. Lehnsfolge, Th. 69, S. 576. — Was das Succediren in der Regierung betrifft, so sehe man darüber den Art. Thronfolge, unter T., nach.

Succession, Nachfolge, s. den vorhergehenden Artikel.

Successor, Nachfolger, s. daselbst.

Succinea, die Lateinische Benennung der Kahnschnecke, s. unter Schnecke, Th. 147, S. 228 u. f.

Succinum, s. Bernstein, Th. 4, S. 243, und unter Stein, Th. 171, S. 595 u. f.

Succubi, Teufelinnen, welche den Männern beiwohnten, so wie die Incubi oder Mannteufel den Weibern und Mädchen beiwohnen sollten. Im zweiten Bande des Tharsanders Schauplatz vieler ungereimten Meinungen aus der Magia naturali, von den Geistereinflüssen, Geistern 2c. (Berlin und Leipzig bei Haude, 1739) wird von den Incubis oder Mannteufeln, und von den Succubis oder Teufelinnen gehandelt. Der Ursprung dieser Fabel soll von den alten Völkern herrühren, besonders aus der Mythologie der Griechen und Römer, die man dann auch in das Christenthum, soviel es angehen wollte, zu übertragen versucht hat, um sich geheime Stelldichein zu geben. Die aus der Vermischung des Teufels gebornen Kinder nannte man Kielkröpfe, weil sie einen großen Kropf hatten und immer hungrig waren, und wenn sie der Teufel oder vielmehr die Mutter heimlich gegen gesunde Kinder austauschte, Wechselbälge. So schrieb man die Englische Krankheit der Kinder dem magischen Beischlafe zu. Auch Schott*)

*) Casparis Schotti e Societ. Jesu Physica curiosa s. mirabilia naturae et artis. Herbip., 1667. in 4.

führt dieses an. Er sagt: daß Teufel in Gestalt von schönen Frauenspersonen die Männer verführt haben, welche Teufel in Weibergestalt man Succubos nannte, von der Unterlage, und so soll es oft geschehen seyn, daß, wenn Verliebte ihre Schönen zu einem nächtlichen Stelldichein einluden, der Teufel ihre Stelle vertreten habe. Als der Einsiedler Apelles, ein Eisenschmid, des Nachts Eisen schmiedete, erschien ihm der Teufel in der Gestalt einer schönen Frau, welche ihn zur Wollust reizte, dieser ergriff aber das glühende Eisen und stieß es der ungehörnten Schönen so arg ins Gesicht, daß der Böse zischte, seufzte und verschwand. Man sieht, worauf diese Fabeln hinausliefen.

Succumbenzgelder, in den Gerichten, diejenigen Gelder, welche eine Parthey entrichten muß, die sich eines devolutiven Rechtsmittels gegen das Urtheil des Richters in zweiter Instanz bedient, und an den Richter der dritten Instanz geht. Bestätiget der Letztere das Urtheil der zweiten Instanz, so verliert die Parthey die Succumbenzgelder, welche dem Richter zweiter Instanz anheim fallen. Diese Gelder wurden vielleicht zur Beschränkung der Prozeßsucht eingeführt. Man ist jedoch der Meinung, daß man dieselben in allen kultivirten Staaten abschaffen müsse, indem man das Prozessiren durch klare und deutliche Gesetze, die Jedem einleuchtend wären, beschränken könne, ohne diese Mittel zu wählen, welche den Rechtsgang nur erschwerten. Ueber die Succumbenzgelder sehe man das Rescript an das Kammergericht wegen dieser Gelder vom 11. März in der Edikten-Sammlung 1793, Nr. 18, nach.

Suche, von dem folgenden Zeitworte, ein nur im gemeinen Leben übliches Wort, besonders bei den Jägern. 1. Das Suchen des Leithundes, die Handlung, da er sucht, ohne Mehrzahl; daher sagt man, der Hund hat eine richtige Suche, wenn er gehörig sucht. Dem Hunde eine gute Suche machen. Da dann oft

die Nase des Leithundes, so auch die Zeit, da mit dem Leithunde auf den Hirsch gesucht wird, nämlich vom Ende des Maimonats bis zu Ende der Brunft, unter diesem Worte verstanden wird. 2. Auch führt in der Jägerey an einigen Orten die große Kammer oder das Hinterjagen, wo das Wild, welches auf den Lauf vorgejagd werden soll, im hohen Zeuge steht, den Namen der Suche.

Suchen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort. Nach Adelung, in Hinsicht der Sprachkunde, etwas, dessen Ort unbekannt ist, zu finden oder zu entdecken sich bemühen, besonders in sofern solches durch hin und her sehen geschieht, so, daß es als ein Intensivum von sehen betrachtet werden kann. 1. Eigentlich. Etwas suchen und nicht finden. Das Verlorne suchen. Eine Sache in allen Winkeln, auf dem Wege, im Sande, im Wasser &c. suchen. Der Leithund sucht, wenn er ein Wild vermittelst der Spur zu finden bemühet ist. Jemanden suchen. Ich habe ihn gesucht und nicht gefunden. Wo soll ich ihn suchen. Ich suche dich bei dem Freunde. Das hätte ich in ihm nicht gesucht, figürlich, von ihm nicht vermuthet. Die groben Seelen suchen sich, so wie die feinen, bemühen sich einander kennen zu lernen, mit einander in Verbindung zu kommen. — 2. Figürlich. (1) Was hast du hier zu suchen? zu thun, zu verrichten, im gemeinen Leben. Ich habe da nichts zu suchen, nichts zu verrichten. Wenn er nicht fliehen will, was sucht er bei den Schafen? (Schleg.) — (2) Was sucht er darunter? was hat er dabei für eine verborgene Absicht? Ich weiß schon was du darunter suchest. — (3) Er sucht etwas darin, er setzt eine Art von Ruhm, von Vorzug darin; eigentlich eine elliptische Redensart, er sucht nur Ruhm darin. Er sucht etwas darin, seinen Verdruß merken zu lassen.

(4) Das Mittelwort gesucht von Werken des Verstandes, bedeutet oft die Mühe, welche es dem Erfinder gekostet, verrathend, von Dingen, welche dieses sichtbare Mühsame nicht haben sollten. Die Wendung, das Gleichniß, der Ausdruck ist zu gesucht. Der Anlaß zu eingestreueten Betrachtungen muß nicht gesucht seyn, sondern aus der Materie selbst hervordringen. Ein gesuchter Scherz, der nächste Grad nach einem gezwungenen. — 3. In weiterer Bedeutung, sich bemühen, etwas zu erlangen, oder eine Absicht zu erreichen, es geschehe, auf welche Art es wolle; sowohl mit der vierten Endung: Den Schatten suchen, in den Schatten gehen oder treten. Jemandes Nutzen, Anderer Bestes suchen. Jemandes Glück, Schaden, Verderben suchen. Ursache zu etwas, einen Vorwand suchen. Schutz bei Jemanden, Hülfe suchen. Ein Kapital suchen. Eine Gelegenheit suchen. Ein Amt, eine Versorgung suchen. Bei Andern Mitleid, wo nicht Stärkung, Trost, wo nicht Hülfe suchen. Eben, weil er das Leben nicht ängstlich sucht, verliert er an seiner Freiheit des Geistes, die zu Entschließungen in Gefahren erfordert wird. Gell. Seine Ehre in etwas suchen. Sie werden erfahren, daß ich meine Ruhe in der Pflicht, ihnen zu dienen, suche. Gell. Er sucht seinen Reichthum nicht in dem Ueberflusse, sondern in dem Gebrauche desselben. (Eben ders.) Es läßt sich aber nicht mit allen Hauptwörtern gebrauchen. Zum Beispiel die biblischen Ausdrücke: die Sünde, das Böse, Jemandes Befehle, Demuth und Gerechtigkeit, ein Zeichen, die Flucht suchen, lassen sich im Hochdeutschen nicht nachahmen. Besonders durch Bitten, Anhalten, Gnade, Vergebung suchen. Die gesuchte Nachsicht erlangen. Da dann

den Kanzleyen auch das Suchen für Gesuch gebraucht wird. Da diesem Suchen gefügt worden. Jemandes Suchen abschlagen. In der Zusammensetzung ansuchen, ersuchen und Gesuch ist diese Bedeutung noch merklicher. Ingleichen mit dem Infinitiv und dem Wörtchen zu, für Mühe anwenden, sich bemühen, überhaupt. Jemanden zu schaden, zu nützen suchen. Jemanden zu gefallen, ihm auszuweichen, ihn umzubringen suchen. Ich suche es dahin zu bringen, daß ꝛc. Etwas zu beschleunigen, zu verzögern, zu hindern suchen. Suche ihr Muth einzusprechen. Jeder suche meine Entschlüsse auszuforschen. So auch das Suchen. In der Anmerkung zum Worte Suchen beim Adelung, heißt dieses Wort beim Isidor und dem Kero suahhan, bei dem Ulphilas sokjan ꝛc. Wachter leitet es von Auge, Ihre aber von ζητειν, her. In der ersten Bedeutung scheint aber der Begriff des Sehens der herrschende zu seyn, daher es daselbst füglich als ein Intensivum von sehen betrachtet werden kann. Die folgende weitere Bedeutung läßt sich als eine Figur der ersten ansehen, indessen scheint doch, daß in derselben mehrere, dem Anscheine nach verwandte Begriffe zusammen kommen.

Sucher, eine Person, welche sucht. Am häufigsten in einigen Zusammensetzungen. Bei den Wundärzten ist der Sucher ein Werkzeug, die Wunden in deren Tiefe zu erforschen; s. den Artikel Sonde, Th. 155, S. 552 u. f.

Suchort, im Bergbaue, ein Ort, welcher aus dem Hangenden oder Liegenden getrieben wird, einen vorliegenden Gang zu suchen.

Suchstollen, im Bergwerke, ein Stollen, welcher nicht zum Aufschließen des Gebirges und Erlangung der

Stollgerechtigkeit, sondern zur Aufsuchung und Entblößung vorliegender Gänge getrieben wird.

Sucht, in Hinsicht der Sprache nach Adelung. 1. Ein Wort, welches ehemals eine jede Krankheit bedeutete, sie sey, von welcher Art sie wolle, in welchem Verstande es schon bei dem Ottfried vorkommt. Auch das alte Gothische Sauht und Schwedische Sjuka bedeuten eine jede Krankheit. Besonders brauchte man es ehedem wie Seuche, von ansteckenden, gefährlichen Krankheiten; daher die Pest noch jetzt im gemeinen Leben einiger Gegenden die Sucht genannt wird. Im Hochdeutschen ist es in dieser weitern Bedeutung veraltet, indem es sich nur noch in einigen Zusammensetzungen und Namen einzelner Krankheiten erhalten hat: Die fallende Sucht oder Epilepsie, sonst auch das böse Wesen, das schwere Gebrechen, der Jammer, in Preussen das Höchste, in andern Gegenden die Fallsucht; die gelbe Sucht oder Gelbsucht, die Schwindsucht, die Lungensucht, Tobsucht, Wassersucht 2c. In einigen Gegenden sagt man auch Hauptsucht, für Kopfweh, Blutsucht, für Blutfluß oder Blutsturz 2c. Es gehört zu siech und Seuche, von welcher es ein Intensivum ist. — 2. Ohne Mehrheit, eine anhaltende oder herrschende untergeordnete Begierde. Die Neigung zum Spiele ist bei ihm zu einer Sucht geworden. Die Liebe zur Sucht werden lassen. Am häufigsten kommt es in Zusammensetzungen vor, z. B. Ehrsucht, Eifersucht, Ruhmsucht, Herrschsucht, Geldsucht, Rachsucht, Spielsucht, Tadelsucht, Zanksucht 2c. In welchen es insgesammt eine heftige untergeordnete Begierde bezeichnet, Sehnsucht ausgenommen, welches den nachtheiligen Nebenbegriff nicht hat. Nach Adelungs Anmerkung sieht man die letzte Bedeutung als eine Figur der ersten an, und sie könnte es sehr füglich seyn, indem anhaltende heftige Begierden wirklich

als eine Krankheit der Seele angesehen werden können. Es kann aber auch bloß ein Seitenverwandter des Erstern seyn, und unmittelbar von dem noch Niederdeutschen Sucht, ein Seufzer, und suchten, seufzen, abstammen.

Sucht (Bau-), die Begierde zu bauen, neue Gebäude aufzuführen, eine wirklich in Leidenschaft ausgeartete Beschäftigung mancher Menschen von einigem Vermögen, Häuser aufzukaufen, sie nieder zu reißen, um neue an deren Stelle wieder aufführen zu lassen, wobei sie dann selbst sehr thätig im Anordnen, Einrichten 2c. sind; kaum aber steht das Gebäude vollendet da, so gefällt es ihnen nicht mehr, hat es nicht mehr ihren Beifall, wenn sie gleich selbst thätig beim Aufbaue desselben waren, die Zeichnung oder der Abriß ihren Beifall erhielt, wie die Ausführung, und so verkaufen sie es wieder, oftmals mit Schaden, um nur wieder ein anderes kaufen und bauen zu können. Oft besitzen sie mehrere Häuser, und in diesen haben sie immerwährend zu bauen, neue Aenderungen zu machen, Hintergebäude niederzureißen und neue aufzuführen 2c. Diese Bausüchtigen sind aber ganz von denjenigen verschieden, welche auf Spekulation Häuser bauen, um sie wieder vortheilhaft zu verkaufen; diese bauen des Gewinnes wegen, machen gleichsam einen Handelszweig daraus; jene aber aus einem gewissen Drange, einer innern Unruhe und Begierde, sich mit dem Häuserbaue zu beschäftigen, für sich ein bequemes Haus zu bauen, welches aber bald nach der Vollendung wieder viele Mängel zeigt, noch nicht bequem genug ist, nicht angenehm genug liegt, und so geschieht der schon oben angeführte, öftere Wechsel, um nur den Drang, die Unruhe zu befriedigen. Auch der Baulustige ist von dem Bausüchtigen verschieden; denn jener treibt die Baukunst zum Vergnügen, und auch zugleich des Gewinnes wegen, wenigstens knüpft er an das Vergnügen, welches ihm die Aufführung neuer

Gebäude macht, auch die Vergütung seiner Mühen. Dieser ist vom Baugeiste beseelt, jener ist davon besessen; Alle machen sich aber um den Staat, die Stadt, wo sie bauen, und um die Menschheit verdient.

Sucht (Blut=), s. oben, S. 727. Hierunter wird hauptsächlich ein anhaltender, oder ein oft wiederkehrender Blutfluß bei dem Menschen verstanden. Dergleichen Blutflüsse kommen auch bei den Thieren vor. S. Th. 6, S. 18 u. f.

— (Ehr=), s. oben, S. 727.

— (Eifer=), s. daselbst.

— (Fall=), fallende Sucht, s. oben, S. 727, und Epilepsie der Menschen und Thiere, Th. 11, S. 128 u. f., und 143

— (fallende), s. daselbst.

— (Gelb=), gelbe Sucht, s. oben, S. 727, und Th. 16, S. 766 u. f.

— (gelbe), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Geld=), die Begierde nach Geld, das Bestreben Geld zu sammeln, sich einen Schatz zurückzulegen, oder überhaupt das heftige Verlangen nach dem Gelde, um sich in dessen Besitz zu setzen, wobei man keine Mittel scheuet, um dazu zu gelangen, sollte es auch nicht immer auf dem Wege der strengen Rechtlichkeit seyn; theils um das Geld zu zählen, und wieder zu zählen, aus einem Vergnügen am Gelde, theils um damit zu wuchern, und Zinsen auf Zinsen zu häufen; s. auch oben, S. 727.

— (Gewinn=), kommt mit der Geldsucht überein; sie ist gleichfalls eine heftige Begierde im Handel und Wandel, Nutzen aus Allem zu ziehen, aus jeder Sache, wo es angeht, einen Gewinn für sich zu machen, auch bei der geringsten Kleinigkeit, ohne Rücksicht auf Andere zu nehmen.

— (Haupt=), s. oben, S. 727.

— (Herrsch=), die Begierde zu herrschen, über Andere zu gebieten; sie gleichsam den Befehlen ganz untergeben

zu sehen, in den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens. In den höheren und öffentlichen Verhältnissen, in beinahe gleicher Anwendung, ist die Herrschsucht in sofern eine sehr unedle Begierde, weil sie zu vielen, oft nachtheiligen Extremen da führt, wo das Herrschen nach den Prinzipien der Moral und Politik zur Wohlthat geworden ist. Die Herrschsucht setzt Macht zum Sklavenjoche oder zur Sklaverey, erzeugt Sklavensinn und Freiheitsgefühl zugleich, wenn auch nicht in gleichen Individuen, und bewahrt so manchmal der Herrsucht das Feld durch das Gleichgewicht, welches beide erzeugen, wo aber ein Uebergewicht entsteht, ist totale Sklaverey, oder Freiheit, und bei der Letztern die Herrschsucht vernichtet.

Sucht (Kehr-), die Begierde Alles zu verdrehen oder zu verkehren, oder Alles verkehrt anzufangen, nichts auf dem geraden rechten Wege auszuführen, sowohl im Geschäftsleben, als im häuslichen. In dem Letztern Alles umzukehren, nichts an dem gehörigen Orte zu lassen, oder da, wo es hingehört; es bald hier bald dorthin zu verpflanzen. Daher sagt man von Jemanden, der in allen seinen Handlungen nie den rechten Weg befolgt, oder nie die rechten Mittel ergreift: er mache Alles verkehrt, kehre oder drehe Alles zu seinem Nachtheile.

— (Lehr-), s. Th. 70, S. 366.

— (Lese-), einen übertriebenen Hang, eine heftige Leidenschaft für die Lektüre besitzen; alle geschäftsfreien Stunden bei Tage und bei Nacht dazu anzuwenden, oft nicht, um sich dadurch zu belehren, sich in den Wissenschaften zu befestigen, sondern nur um seinen Hang, seine Begierde an Romanen ꝛc. zu stillen, geschilderte charaktervolle und charakterlose Scenen des bürgerlichen Privat- und auch des öffentlichen Lebens in allen Schattirungen, wahr und erdichtet, ohne Wahl zu lesen; um einen Roman nach dem andern durchzulaufen, ja durchzufliegen, theils des eigenen Genusses wegen, theils auch

nur, um mit dem Erbeuteten in Gesellschaften zu glänzen; dann auch um sagen zu können: es ist nichts Neues in der ästhetischen Welt erschienen, welches ich nicht schon gelesen und verdauet hätte.

Sucht (Lungen=), s. Th. 81, S. 733 u. f.

— (Mode=), die Sucht oder Begierde, immer alles Neue in Kleidern, Möbeln und anderem Hausgeräthe zu besitzen, es mit Aufopferung oft nöthiger Lebens= und anderer häuslicher Bedürfnisse sich anzuschaffen, kurz Alles aufzubieten, um der Mode zu huldigen. Die Modesucht ist in sofern von der Putzsucht verschieden, daß diese sich bloß mit dem eigenen Körper beschäftiget, bloß diesen durch alle Mittel der Kleidermode herauszuheben sucht, nur immer strebt, ihm eine gefällige Form durch Anlegung der neuesten geschmackvollsten Kleider, des glänzendsten Kopf= und Haarputzes bei Frauen rc. zu geben, kurz immer die Toilette nach den neuesten Modejournalen zu machen; jene ist zwar auch der Mode in Kleidern rc. ergeben, sie berührt aber diese nicht bloß allein, macht sie nicht zu ihrem einzigen Streben, um zu gefallen, sondern sie berührt Alles, was einen Modeartikel abgiebt, auch außer der Toilette, wie oben schon angeführt worden. Sowohl diese, als jene Sucht wirken nachtheilig auf das Familienleben ein, um so mehr, da oft diese Begierden keine Grenzen kennen, und darunter beide Geschlechter, öfterer aber das schöne Geschlecht, erliegen, weil sich dazu noch so viele andere Leidenschaften gesellen, welchen sowohl die Mode= als Putzsucht die Thore öffnen.

— (Mord=), s. die Artikel Todtschlag und Verbrechen.

— (Nessel=), s. Th. 102, S. 433.

— (Preß=), die Sucht oder Begierde zu schreiben, und das Geschriebene drucken zu lassen; die Sucht zu schriftstellern, seine Gedanken rc. der Oeffentlichkeit durch die Presse zu übergeben. Da in neuester Zeit durch die vie-

len Journale, Zeitschriften, Flugblätter ꝛc. ꝛc. die Schreibsucht sehr zugenommen, ja beinahe den höchsten Gipfel erreicht hat, und die Presse das Geschriebene, vervielfältiget, auf den Büchermarkt und in die Welt bringt, so hat man diesen übertriebenen Verkehr mit dem Namen der **Preßsucht** belegt.

Sucht (Prozeß-), der übertriebene Hang zu prozessiren, die Sucht vor dem Gerichte seine immerwährenden Händel zu führen und abzumachen, gleichsam Rechtsstreite zu suchen, um vor dem Richter zu erscheinen.

— **(Putz-)**, s. **Sucht (Mode-)**.

— **(Rach-)**, die heftige Begierde sich zu rächen, erlittene Beleidigungen zu rügen, keinen angethanenen Flecken oder Schimpf ungerügt zu lassen, und solches im Charakter der Tücke und Bosheit.

— **(Raub-)**, die Neigung oder der Hang zum Rauben, Andern das Ihrige auf eine listige, verschlagene, oder auf eine offene, angreifende Weise zu nehmen; s. auch den Art. **Raub**, Th. 121, S. 5 u. f.

— **(Ruhm-)**, s. oben, S. 727, und Th. 128, S. 490.

— **(Scheel-)**, der Hang, Alles mit neidischen Augen anzusehen oder zu betrachten; über Alles sein Mißfallen zu äußern, immer unzufrieden über Anderer Glück oder sonstige günstige Verhältnisse zu seyn.

— **(Schreib-)**, der übertriebene Hang zu schriftstellern, und seine Sachen gedruckt zu sehen; s. auch **Sucht (Preß-)**.

— **(Schwindel-)**, der Hang zum betrieglichen Hintergehen, Alles auf dem Wege der Hinterlist und des Betruges zu erhalten, nicht auf dem offenen, geraden Wege.

— **(Schwind-)**, s. Th. 151.

— **(Schwarz-)**, **schwarze Sucht**, s. unter **Gelbsucht bei Menschen**, Th. 16, S. 767.

— **(Sehn-)**, s. oben, S. 727, und Th. 152, S. 24.

— **(Spiel-)**, s. oben, S. 727, und Th. 158, S. 283.

— **(Starr-)**, s. Th. 170, S. 63 u. f.

Sucht (Studier=), s. oben, S. 173.

— (Tadel=), s. oben, S. 727; eine heftige Neigung Alles, was Andere begehen oder thun, zu tadeln, über Alles seine Mißbilligung zu äußern; nichts gut finden, außer was man selbst gemacht hat.

— (Tanz=), eine heftige Neigung zum Tanze besitzen; mit Leidenschaft tanzen; jede Gelegenheit ergreifen, um tanzen zu können, ohne Rücksicht auf die Gesundheit zu nehmen; s. auch unter Tanz, in T.

— (Tob=), s. unter T., und oben, S. 727.

— (Trink=), der starke Hang nach flüssigen Getränken, besonders der Hang zu berauschenden Getränken, zu Wein, Branntwein, starken Bieren ꝛc.; s. unter Trinken und Trinksucht, in T.

— (Wasser=), s. diesen Artikel, unter W.

— (Wehr=), s. daselbst.

— (Zank=), s. unter Z.

Süchtig, Bei= und Nebenwort. 1. von Sucht, Krankheit, ist süchtig überhaupt sowohl krank, als auch Krankheiten verursachend, ungesund. Im Hochdeutschen braucht man es nur im engeren Verstande, sich nach und nach Schwären und Wunden verursachend; daher sagt man: die Nägel an den Fingern sind süchtig, das heißt, wenn man sich damit verwundet, heilt die Wunde nicht leicht, sondern schwärt. Eine süchtige Haut haben, welche nicht leicht heilt; auch alle sich gemachten oder erhaltenen Wunden, wenn sie auch nicht schwären, doch nicht heilen wollen, sondern immer eine gewisse wässrige Flüssigkeit von sich lassen, immer Schwinden zurücklassen. So sagt man auch wollen Zeug ist süchtig. Schon bei dem Kero ist suhtig siech, krank. In den Zusammensetzungen schwindsüchtig, lungensüchtig, gelbsüchtig ꝛc., hat es auch diese allgemeine Bedeutung. — 2. Von Sucht, heftige, anhaltende Begierde, ist es nur in Zusammensetzungen üblich, und zwar in allen, welche Sucht am

Ende haben, da dann auch Hauptwörter auf keit davon gebildet werden können, die Fertigkeit der Sucht zu bezeichnen, wie Ehrsucht, ehrsüchtig, Ehrsüchtigkeit, Gewinnsucht, gewinnsüchtig, Gewinnsüchtigkeit 2c. 2c.

Sud, von dem Zeitworte sieden, in der Sprachkunst, nach Adelung. 1. Derjenige Zustand, da ein Körper siedet. Das Wasser siedet in einem Sude fort, ununterbrochen. Etwas sogleich aus dem Sude essen. Einen Topf zum Sude bringen. So nennt man gesottene Eyer: Sudeyer. Eigentlich leidet es hier als ein Abstraktum keine Mehrzahl, man gebraucht sie jedoch im gemeinen Leben, sofern dieser Zustand als ein Conkretum angesehen werden kann. Das Wasser noch einen Sud, noch ein Paar Süde thun lassen; es noch einmal, ein Paarmal aufsieden lassen. — 2 So viel als von einer Sache auf einmal gesotten wird. Ein Sud Bier, ein Gebräude in einigen Gegenden. Jedem Bürger ist es erlaubt, drei Süde zu thun. Ein Sud Seife, Meth u. s. w. Ein Sud Fische, ein Gericht. — In den Vitriolbrennereyen ist der Sud oder Sod die Vitriollauge, welche genugsam gesotten, und zum Anschießen geschickt ist.

Ende des Hundert und sieben und siebzigsten Theils.

Gedruckt bei L. W. Krause, in Berlin.

7.1202.





